

Fest und Alltag im literarischen Text
Theodor Fontanes und Eduard von Keyserlings
erzählende Prosa

Dissertation
zur Erlangung des Grades der Doktorin der Philosophie
bei der Fakultät für Geisteswissenschaften
Fachbereiche Sprache, Literatur, Medien &
Europäische Sprachen und Literaturen
der Universität Hamburg

vorgelegt von
Britta Stender

aus Hamburg

Hamburg 2013

Hauptgutachter: Prof. Dr. Heinz Hillmann
Zweitgutachter: Prof. Dr. Jörg Schönert

Datum der Disputation: 30.01.2012

Angenommen von der Fakultät für Geisteswissenschaften
der Universität Hamburg am: 15.02.2012

Veröffentlicht mit Genehmigung der Fakultät für Geisteswissenschaften
der Universität Hamburg am: 29.05.2013

INHALT

1	EINLEITUNG.....	5
1.1	Fest und Alltag im literarischen Text – Forschungsinteresse und -relevanz, Vorgehensweise und Schwerpunkte der Untersuchung	5
1.2	Fest und Alltag – eine tabellarische Übersicht	14
2	FEST UND ALLTAG IN THEODOR FONTANES UND EDUARD VON KEYSERLINGS ERZÄHLENDER PROSA.....	17
	EXKURS: FEST UND FEIER IM TRANSDISZIPLINÄREN DISKURS.....	18
2.1	Festlichkeiten als Bestätigung(en) des Alltags	31
2.1.1	Bälle, Diners, Soupers, Gesellschaften – Rituale des ‘gehobenen Daseins’.....	31
2.1.1.1	<i>Soiree und Ball</i>	34
2.1.1.2	<i>Souper und Diner</i>	47
2.1.1.3	<i>Gesellschaft und Tanzabend</i>	64
2.1.2	Hochzeiten und Beerdigungen – existenzielle Festlichkeit im traditionellen Gesellschaftskleid.....	80
2.1.2.1	<i>Hochzeiten</i>	84
2.1.2.2	<i>Beerdigungen</i>	100
2.1.3	Sonntage und andere Feiertage – gesamtgesellschaftliche Festlichkeitsphänomene.....	115
2.1.3.1	<i>Sonntage</i>	117
2.1.3.2	<i>Feiertage</i>	129
2.1.4	Volksfeste – zwischen ‘urtümlicher Ventilsitte’ und ‘moderner Festindustrie’.....	142
2.2	‘Festraum Natur’ – Gesellschaftsrituale ‘natürlich’ unterwandert	158
2.2.1	Die Landpartie bei Fontane	159
2.2.2	Ausflüge und Geburtstagsfeiern bei Keyserling.....	170
	EXKURS: ALLTAG IM TRANSDISZIPLINÄREN DISKURS.....	185

2.3	„Alltag = Werkeltag“ (?) – Arbeitsphänomene des Alltagslebens	197
2.3.1	Arbeit ‘ins Auge gefasst’ – Arbeitsbilder und Arbeiterblicke.....	199
2.3.2	Arbeit als ‘Kraftquelle’ im Alltag.....	216
2.3.2.1	<i>Strukturierte Zeit und gestaltete Welt</i>	219
2.3.2.2	<i>Der (adelige) ‘Pflichtenkreis’ im Kontext von ‘Ordnung’ und ‘Verantwortung’</i>	229
2.3.3	Der fremdbestimmte Arbeitsalltag ‘einfacher Leute’.....	244
2.4	Liebe, Lust und Ehe – Feier, Fest und Alltag der Beziehungen	265
2.4.1	Der Reiz des ‘Anderen’ und ‘verbotene Feste’: Lust- und Liebesausflüge außerhalb von Ehe und Stand.....	266
2.4.1.1	<i>Unstandesgemäße oder nicht-eheliche Verhältnisse</i>	268
2.4.1.2	<i>Ehe(aus)brüche</i>	286
2.4.1.3	<i>Oder doch etwas „ganz Alltägliches“? – ‘Gewöhnliche Liebschaften’</i>	311
2.4.2	„Eine Frau nehmen ist alltäglich“: Ehe als Alltag – alltägliche Ehen...	329
3	FEST UND ALLTAG IN THEODOR FONTANES UND EDUARD VON KEYSERLINGS ERZÄHLENDER PROSA – EIN FAZIT.....	354
4	VERZEICHNIS DER VERWENDETEN LITERATUR.....	361
4.1	Primärliteratur	361
4.1.1	Fontane-Ausgaben.....	361
4.1.2	Keyserling-Ausgaben.....	361
4.1.3	Weitere Primärliteratur.....	362
4.2	Sekundärliteratur	364
4.2.1	Zu Fest und Alltag.....	364
4.2.2	Zu Fontane und Keyserling.....	368
4.2.3	Weitere Sekundärliteratur.....	375

1 EINLEITUNG

1.1 Fest und Alltag im literarischen Text – Forschungsinteresse und -relevanz, Vorgehensweise und Schwerpunkte der Untersuchung

In Eduard von Keyserlings poetischer Welt ist der „säuerliche, trübe Werktag“¹ etwas, das ein Ballkleid beschmutzen könnte. Die „weiße Feierlichkeit“ der Mondnacht steigt „wunderlich zu Kopf“² oder man merkt „gleich beim Atmen“, „ob ein Fest in der Luft liegt“³. Hier leben der „Werktagmensch“⁴, die „Festtagserscheinung“⁵ und „Feiertagskinder“⁶, von denen die einen meinen, „der ewige Feiertag“ mache „krank“⁷, während andere wiederum klagen, es sei „so herzbrechend alltäglich“, dass man „weinen könnte“⁸. In Keyserlings Oeuvre ist die epische Aufmerksamkeit für Fest und Alltag unübersehbar. Das weckte meine Neugier an dem Thema Fest und Alltag im literarischen Text, zunächst und insbesondere meine literaturwissenschaftliche, dann meine literar- und kulturhistorische, aber immer auch zugleich und vielleicht auch als treibende Kraft mein ganz persönliches Interesse für die Form und den Ablauf, den Sinn und Gehalt von Alltag und Fest – damals wie heute.

¹ *Beate und Mareile*, H, S. 47. Zitiert werden Keyserlings Erzählungen aus der bislang vollständigsten Sammelausgabe: Eduard von Keyserling: *Harmonie, Romane und Erzählungen*, hrsg. v. Reinhard Bröker, München: 1998. Ergänzt wird diese Ausgabe durch die kurzen Erzählungen und Aufsätze, die Klaus Gräbner herausgegeben hat: Eduard von Keyserling: *Sommergeschichten*, Frankfurt a.M. / Leipzig: 1991 und *Feiertagsgeschichten*, Göttingen: 2008. Die Frühwerke werden nach den Ausgaben des Steidl Verlags zitiert: *Fräulein Rosa Herz*, Göttingen: 2000 und *Die dritte Stiege*, Göttingen: 1999. Im Folgenden werden von den Erzählungen – das gilt gleichermaßen für Keyserling wie für Theodor Fontane – stets nur die Titel angegeben. Bei ihren nicht-fiktionalen Texten ist der Autor ergänzt. Die Erzählungen aus Sammelbänden werden jeweils mit der Bandangabe oder einer entsprechenden Abkürzung zitiert (*Harmonie* = H, *Sommergeschichten* = SG, *Feiertagsgeschichten* = FG).

² *Beate und Mareile*, H, S. 48.

³ *Harmonie*, H, S. 125.

⁴ *Am Südhang*, H, S. 649.

⁵ *Fräulein Rosa Herz*, S. 83

⁶ *Feiertagskinder*, H, S. 865.

⁷ *Wellen*, H, S. 380.

⁸ *Feiertagskinder*, H, S. 877.

Ich habe mich gefragt, was an dem doch selbstverständlichen Verhältnis von Fest und Alltag so wichtig sein kann, dass es literarisch derart in den Vordergrund tritt. Hat es damit zu tun, dass bei Keyserling mit dem von der Arbeit entlasteten Adel eine bestimmte Gesellschaftsschicht in den Fokus rückt, die sich selbst problematisch wird? Oder ist es allgemeiner die sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts voll ausgestaltende Industriegesellschaft, die das Fest zugunsten von Alltag und Arbeit derart einengt und ‘zivilisiert’, dass Autoren der Zeit versucht sind, traditionelle, kulturelle Werte wenigstens poetisch zu retten? Oder ist vielleicht und zunächst der Wechsel und Rhythmus von Alltag und Fest eine elementare epische Struktur, die nicht nur das Leben selbst, sondern auch die Erzählungen mit ihren Geschichten bestimmt und gliedert? Vielleicht ist es ja auch alles zusammen – eine komplexe Motivation wie bei vielen kulturellen Prozessen.

Diesen weitreichenden Fragestellungen noch vorgeordnet ging es mir aber in erster Linie immer um die Texte, in denen ich die Phänomene Fest und Alltag innerliterarisch genauer bestimmen wollte.⁹ Um dabei nicht ausschließlich in Keyserlings poetischer Welt zu kreisen, habe ich schon früh Fontanes Oeuvre einbezogen, teils um die Ähnlichkeiten wie die sich bald abzeichnende Differenz und Varianz zwischen den Autoren für eine wechselseitige schärfere Profilierung der untersuchten Phänomene zu erreichen; teils um den literarhistorischen Wandel im Auge zu behalten. Denn die etwaige Ähnlichkeit, die neben thematischen Überschneidungen etwa in der „sehr ähnliche[n] geistige[n] Stimmung“ oder derselben „Grazie des Plauderns“¹⁰ geltend gemacht wird, gilt

⁹ Die Analyse folgt einer in den Seminaren Prof. Dr. Heinz Hillmanns (Hamburg) erlernten Vorgehensweise bei der Arbeit mit literarischen Texten (SoSe 1998 - WiSe 98/99), die nach Oppositionen, Similitäten und entsprechenden Grenzen zwischen den so entstehenden Gruppen, Werten und Strukturen fragt. Vgl. auch Jurij M. Lotman: *Die Struktur des künstlerischen Textes*, Frankfurt a.M.: 1973, v. a. S. 360ff. Mittlerweile liegt eine entsprechende Publikation vor. Vgl. Heinz Hillmann: „Allgemeine Textanalyse und interkulturelles Erzählen – mit einem Beispiel von Reise-Reportagen“, in: Magdolna Orosz / Jörg Schönert: *Narratologie interkulturell: Entwicklungen, Theorien*, Frankfurt a.M.: 2004, S. 189-200.

¹⁰ Thomas Mann: „Zum Tode Eduard Keyserlings“, in: *Gesammelte Werke in dreizehn Bänden*, Bd. X: *Reden und Aufsätze 2*, Frankfurt a.M.: 1974, S. 413-417, hier S. 415f. Vgl. zur Ähnlichkeit der Oeuvres weiter: „Es ist dieselbe Distanzierung und Durchheiterung einer feudalen Wirklichkeit bei Fontane und Keyserling – der märkischen dort, der baltischen hier. Eine sehr ähnlich geistige Stimmung bei beiden, Skepsis und Resignation“ (ebd. S. 415). Gerhart Haug nennt Keyserling bezeichnend einen „Fontane in Moll“ (Gerhart Haug: „Ein Fontane in Moll, Zum Schaffen Eduard von Keyserlings“, in: *Welt und Wort*: 1958, S. 331-332. Die Wendung ‘Fontane in Moll’ führt Haug auf Josef Hofmiller zurück) und Richard A. Koc schreibt in der bisher einzigen Monographie, die sich ausschließlich mit dem Vergleich

nicht hinsichtlich einer 'Fest- und Alltagssemantik', die bei Keyserling sehr offensichtlich, bei Fontane hingegen kaum Eingang in die Erzählungen findet.¹¹

Durch die Hinzunahme von Fontanes Oeuvre ergaben sich zugleich aber auch neue Schwierigkeiten für die Arbeit: die Anzahl und der Umfang der Erzählungen, die es zu analysieren und zu interpretieren galt.¹² Denn gerade im

dieser Autoren befasst: „Indeed, when one picks up a Keyserling story for the first time, the Fontane comparison is inevitable” (Richard A. Koc: *The German Gesellschaftsroman at the Turn of the Century, A Comparison of the Works of Theodor Fontane und Eduard von Keyserling*. Frankfurt a.M.: 1982, S. 7). Weiter heißt es ebd.: „His novels, like Fontane’s, center around the northern and eastern aristocracy and have as their primary theme marriage and its discontents. Parallels in presentation and narrative stance and a basically similar philosophical outlook further increase the resemblance of these two writers”. Dennoch lässt sich der Anschein von Rechtfertigung in Arbeiten feststellen, die beide Autoren vergleichend behandeln. Diese 'Rechtfertigung' erschöpft sich jedoch meist im Verweis auf den Nachruf Thomas Manns. Vgl. z.B.: Gabriele Radecke: „Das Motiv des Duells bei Theodor Fontane und Eduard von Keyserling“, in: Dies. (Hrsg.): *Die Decadence ist da', Theodor Fontane und die Literatur der Jahrhundertwende*, Würzburg: 2002, S. 62) oder Gabrielle Gross, die direkt nach dem Verweis auf Mann gar konstatiert: „In der Tat wird das Schaffen des lange verkannten Grafen von Keyserling oft mit demjenigen Fontanes verglichen“. Entsprechende Belege fehlen leider (Gabrielle Gross: *Der Neid der Mutter auf die Tochter: ein weibliches Konfliktfeld bei Fontane, Schnitzler, Keyserling und Thomas*, Bern u.a.: 2002, S. 19).

¹¹ Ebenso lesen sich die Editions geschichten beider Autoren nahezu spiegelverkehrt. Fontanes Werke, mit denen der Autor seinerzeit „regelrecht hausieren gehen mußte“ und die „zu seinen Lebzeiten“ von „relativer[r] Erfolglosigkeit“ und auch negativer Kritik begleitet waren, erlebten mit den Jahren eine kontinuierlich steigende Wertschätzung in Kritiker- und Leserkreisen (Christian Grawe / Helmut Nürnberger (Hrsg.): *Fontane-Handbuch*, Stuttgart: 2000, S. 890 u. 889). 1959 setzte dann mit der Ausgabe der Nymphenburger Verlagshandlung „die wissenschaftlich-editorische Erfassung und Aufbereitung des Fontaneschen Gesamtwerks ein“ (ebd. S. 897), auf die weitere in anderen Verlagen folgten. Dagegen sind Keyserlings Werke zu seinen Lebzeiten geschlossen vom S. Fischer Verlag ediert worden, gerieten nach seinem Tod aber nahezu in Vergessenheit. Erst die durchweg lobende Besprechung im *Literarischen Quartett* (Literarisches Quartett, 6.2.1998) hat zu neuer Popularität und zahlreichen Neuauflagen einzelner Werke in vielen verschiedenen Verlagen geführt. Die Auswahl der Werke scheint dabei eher willkürlich; ein Bemühen um eine Gesamt-Ausgabe in wissenschaftlich-kritischer Edition ist bislang nicht erkennbar. Zudem verfügte Keyserling zu seinem Tode die Vernichtung seines Nachlasses, so dass dem umfangreichen Oeuvre Fontanes ein nur schmaler Textkorpus von Keyserling gegenübersteht.

¹² Bei Fontane neben den Berliner Romanen auch die Kriminal- und Schlossgeschichten, bei Keyserling außer den bekannten „Schloßgeschichten“ auch die weitgehend unbekannt *Sommersgeschichten*, *Feiertagsgeschichten* und seine Frühwerke. Die Bezeichnung 'Schloßgeschichten' geht zurück auf: Rainer Gruenter: „Schloßgeschichten Eduards (!) von Keyserling“, Einleitung zu: Eduard von Keyserling: *Werke*. Hrsg. u. m. e. Einleitung versehen v. R. Gruenter. Frankfurt a.M.: 1973. S. VII–XX. Bei Fontane fallen die ganz frühen Novellen *Geschwisterliebe* (1839) und *James Monmouth* (1854) heraus, die auch in der verwendeten Werkausgabe nicht enthalten sind und wegen des ohnehin sehr großen Textkorpus und der zeitlichen Entfernung zu der hier fokussierten Jahrhundertwende nicht in das sonst sehr geschlossene Oeuvre Fontanes mit hineingenommen werden sollen. Ebenso bleibt das

Blick auf die Fest- und Alltagsthematik bot jede einzelne Erzählung so besondere Varianten, dass ich auf sie nicht verzichten konnte und mochte – auch nicht zugunsten der Übersichtlichkeit.

Von *Vor dem Sturm* etwa konnte ich mich schon wegen der Weihnachtsfestlichkeiten nicht trennen, für die der Erzähler sage und schreibe 180 Buchseiten beansprucht, von *Stine* nicht wegen der nur maßvoll berauschten Pittelkow-Abende als Form privat und heimlich erwerbbarer Festlichkeit. Der *Stechlin* war mir unverzichtbar wegen der auffälligen erzählerischen Verknappung der Hochzeitszeremonie auf die Formel „Frommel traute“¹³ und des ‘gesellschaftlichen Durchschnittstrauermaßes’¹⁴ auf der Beerdigung Stechlins und vor allem wegen des Mahls in Kloster Wutz, das als Paradestück erzählerischer Ironie über die nur aufgesetzte sakrale Feierlichkeit spottet. In *Grete Minde* wiederum ist es offensichtlicher als anderswo, dass der Erzähler die ‘lustigsten Feste’ meidet und in *Frau Jenny Treibel* lässt die Landpartie interessante Rückschlüsse auf die Beziehung zwischen Fest und Natur zu, ganz zu schweigen von dem bourgeoisen Diner der Treibels, das als bloßes Festplagiat bildlichen Ausdruck in Jennys untergeschobenem Luftkissen findet.

Bei Keyserling konnte ich kaum auf *Die Soldaten-Kersta* verzichten, die einzige Hochzeit im ländlichen Milieu, die ganz im Unterschied zu den Adelsfestlichkeiten geglückte Festlichkeit vermittelt, ebenso wenig auf eine Erzählung mit dem Titel *Geschlossene Weihnachtstüren*. In *Fräulein Rosa Herz* zeigte sich an einer Tanzgesellschaft, die im ereignislosen Leben der kleinstädtischen Schülerinnen unversehens zum Ball befördert wird, ganz eindringlich die Subjektivität von Festlichkeit. *Bunte Herzen* mochte ich nicht ausschließen wegen der Überzeugung der Figuren, nach einer Liebesnacht den folgenden Alltag nicht mehr ertragen zu können und *Feiertagskinder* nicht wegen der Affinität des Erzählungsendes zum Werktag.

Romanfragment *Allerlei Glück* unbeachtet, eben weil es bloßes Fragment geblieben ist. Die unterschiedlichen literarischen Gattungen Erzählung, Novelle und Roman werden im weiteren Verlauf der Arbeit zur Vereinfachung gemäß des sie verbindenden Aspekts des Erzählens unter dem Begriff ‘Erzählungen’ zusammengefasst.

¹³ *Der Stechlin*, Bd. 5, S. 291. Fontanes Erzählungen werden zitiert nach: Theodor Fontane: *Werke, Schriften und Briefe*, hrsg. v. Walter Keitel u. Helmuth Nürnberger, 3. durchges. u. i. Anhang erweiterte Aufl., München: 1990, Lizenzausgabe d. Wiss. Buchgesellschaft, Abt. I, 2002. Bei Zitaten ist die Bandangabe zwecks besserer Übersichtlichkeit ergänzt. Zur Bändeliste s. Kap. 4 *Verzeichnis der verwendeten Literatur*.

¹⁴ Vgl. *Der Stechlin*, Bd. 5, S. 375.

Der Primärtexte-Umfang war und blieb daher enorm und damit für die Darstellung problematisch. Es hätte sich fast eher angeboten, die Auffälligkeiten nur im geschlossenen Ganzen einer Erzählung zu behandeln, anstatt sie herauszulösen und mit anderen analogen Ereignissen vergleichend zu untersuchen. Aber erst die Fülle und Eigenart der nebeneinander gestellten Beispiele zeigte die erstaunliche Variation der literarischen Möglichkeiten von Fest und Alltag wie ihre wechselnden Verhältnisse.

Ähnlich ermöglichte mir erst die weite Fassung meines Untersuchungsfeldes, mich prinzipiell mit jeder Erscheinungsform von Fest und Alltag im Text befassen zu können, auch wenn sie die Eingrenzung der Arbeit weiter erschwerte. Dafür verzichtete ich auf die Darstellung der chronologischen Entwicklungen innerhalb eines Gesamt-Oeuvres und behandelte die Texte eines Autors als einen geschlossenen Korpus quasi auf einer Gleichzeitigkeitsachse.

Um innerhalb der so gebildeten Textkorpora der Funktion von Fest und Alltag näher zu kommen, mussten zunächst die Erzählungen soweit als möglich von externen Verbindungen getrennt und also textimmanent nach Auffälligkeiten durchgearbeitet werden. Erst in einem zweiten Schritt habe ich mich mit der bestehenden Forschung¹⁵ zu Fest und Alltag befasst, um meinen Blick für sprachliche Synonyme, Erweiterungen und Begrenzungen zu öffnen und die Oeuvres daraufhin erneut durchzusehen. Die Ergebnisse dieser Sichtung habe ich mittels knapper Exkurse in den transdisziplinären Diskurs zur Fest- und zur Alltagsforschung zusammengefasst. Sie sollen eine grundlegende Orientierung zu der Thematik, den Erscheinungsformen und Funktionen von Fest und Alltag vermitteln.

Aus diesem dritten Arbeitsgang, in dem ich die Analyse- und Sichtungsergebnisse von Primär- und Sekundärliteratur synthetisierte, resultierte letztendlich das spezifische Verständnis von Fest und Alltag in der vorliegenden Arbeit. Kurz gefasst ist Alltag demnach die tägliche Routine. Er wird bestimmt durch Handlungen, die man immer wieder tut, aber auch durch Gegenstände, Menschen, Räume und anderes, das zu den gewöhnlichen Abläufen des Tages gehört. Als „ein zumindest tendenzielles Universalphänomen“ beschreibt der Soziologe Hans Peter Thurn sehr treffend die Alltäglichkeit. Er meint,

¹⁵ Forschungsarbeiten jedweder relevanten Fachdisziplin konnten nur selektiv berücksichtigt werden. Und auch Publikationen neueren Datums (ca. ab Mitte 2009) konnten aus Umfangs- und Zeitgründen nur vereinzelt mit einbezogen werden.

[a]lles kann alltäglich werden oder sein; latent ist nichts vor dem Gestaltungszugriff der Alltäglichkeit sicher, kein Gegenstand, weder Tier noch Pflanze, kein Mensch, keine Verrichtung, keine soziale Beziehung.¹⁶

Damit bestätigt Thurn meine Grundannahme von dem immensen Wirkungsbereich des ‘Alltags’, der schließlich auch vor dem Bereich der Liebe nicht Halt macht. Dadurch ist jedoch noch nichts über die Art der Einflussnahme, über die Werte und Wirkungen des Alltags, über positive und negative Wahrnehmungen gesagt. Gerade hier ist der Blick in die Erzählungen interessant.

Von der ‘Grundlage’ des unaufwendigen und vertrauten Alltags heben sich außergewöhnliche, einmalige Momente ab: Feste. An Feste erinnert man sich. Sie bilden Gliederungspunkte in der sonst irreversibel linear oder spiralförmig ablaufenden Alltagszeit. Ähnlich wie das Alltägliche auf alles gestaltend zugreifen kann, kann latent auch alles festlich sein, indem es sich durch eine besondere Mächtigkeit des Erlebens von dem Normalen abhebt. Bezogen auf den literarischen Text sind Feste die herausgehobenen Zeitabschnitte im menschlichen Leben und damit das, was vornehmlich als erzählenswert erachtet wird. Karl Markus Michel meint sogar, es sei das einzig Erzählbare.¹⁷ Ganz in diesem Sinne fordert etwa Georg Herwegh 1847 von den Naturdichtern, ‘den Löwen und nicht das Insekt auf ihm zu besingen’.

Das allerdings verändert sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts und damit interessanterweise zum Schaffenszeitraum der untersuchten Erzählungen. Jetzt zieht das Substantiv Alltag ein in die deutschen Wörterbücher und damit gleichzeitig auch der Alltag in den literarischen Text. So etwa mag man Fontanes Replik auf Herweghs Forderung verstehen, wenn er sagt:

Herwegh schließt eins seiner Sonette (‘An die Dichter’) mit der Wendung: ‘Und wenn einmal ein *Löwe* vor Euch steht, / Sollt Ihr nicht das *Insekt* auf ihm besingen.’ Gut. Ich bin danach Lausedichter, zum Teil sogar aus Passion; aber doch auch wegen Abwesenheit des Löwen.¹⁸

Zur Jahrhundertwende rückte der Alltag also zunehmend in den Fokus – nicht nur von Wörterbüchern, sondern auch von Wissenschaft und Kunst.

Dennoch tut sich die Wissenschaft bis heute schwer mit einheitlichen und eindeutigen Bestimmungen oder gar Definitionen für den Alltag, ebenso für das

¹⁶ Hans Peter Thurn: *Der Mensch im Alltag, Grundrisse einer Anthropologie des Alltagslebens*, Stuttgart: 1980, S. 27f.

¹⁷ Vgl. Karl Markus Michel: „Unser Alltag: Nachruf zu Lebzeiten“, in: *Kursbuch 41*, 1975, S. 1-40, hier insbes. S. 2.

¹⁸ Fontane an Emilie Fontane, 8.8.1883, in: Fontane: *Briefe*, Bd. 3, S. 278.

Fest. Das liegt meines Erachtens vor allem an einer bislang unterlassenen konsequenten semantischen und inhaltlichen Differenzierung. Denn als eine der ersten grundsätzlichen Erkenntnisse aus der Textanalyse, stellte ich fest, dass sich festliche Phänomene nicht alleine unter dem Begriff Fest summieren lassen, sondern aufgeteilt werden müssen in das spontane, rauschhafte Fest einerseits und die geplante, zeremonielle Feier andererseits. Ebenso muss der Alltag differenzierter betrachtet werden. Denn die alltägliche Repetition umfasst neben Wiederholungen im persönlichen und geselligen Leben insbesondere auch die tägliche Berufsausübung. Der Werktag aber ist nicht einfach gleichzusetzen mit dem Alltag. Vielmehr – so stellte sich heraus – ist er eine besondere und selbstständige Größe im Alltag.

Diese in der Forschung weithin unterlassene Differenzierung bei den Definitionen geht Hand in Hand mit einer literaturwissenschaftlichen Forschung, die Fest und Alltag in ihrer Universalität zumeist gar nicht wahrnimmt, sondern Festlichkeit auf konkrete Ereignisse und Alltäglichkeit auf eine abstrakte Normalität reduziert. Diese Feststellung führte im Verlauf der Forschungsarbeit zu dem Bestreben, einen Kennzeichenkatalog zu erstellen, in dem sich Fest und Alltag mit ihren Erscheinungsformen im literarischen Text übersichtlich und eindeutig darstellen lassen.

Das nun vorliegende, hier anschließende Ergebnis führt die Fest- und Alltagsforschung verschiedenster Disziplinen mit den Sichtungs- und Interpretationsergebnissen aus Fontanes und Keyserlings Texten zusammen. Neben den Einsichten und Erkenntnissen zu den Phänomenen, die diese Liste grundsätzlich vermittelt, diene sie mir als Analyseraster zum Auffinden von Fest und Alltag im Text. Darüber hinaus verstehe ich die Aufstellung auch als hilfreiches Angebot an die empirische sozialhistorische und kulturwissenschaftliche Forschung.

Natürlich ist der Kennzeichenkatalog eine extreme Abstraktion, macht aber dennoch oder vielleicht auch gerade deswegen die interessanten Beziehungen der Phänomene untereinander – nach meinem Kenntnisstand erstmals – sichtbar. Es zeigt sich zunächst, dass Fest und Feier, ebenso Alltag und Werktag zwar in ihren grundsätzlichen Charakteristika übereinstimmen, in ihren konkreten Erscheinungsformen aber nahezu gegensätzlich zueinander stehen. Fest und Feier sind zum Beispiel beides Unterbrechungen des Alltags, das Fest aber als Rebellion gegen die alltägliche Ordnung, die Feier als deren Bestätigung. Beides fällt durch spezifische Bewegungsformen auf, das Fest aber durch leichte und schnelle, die Feier durch getragene, langsame Bewegungen. Alltag und Werktag

teilen zum Beispiel Absehbarkeit und Wiederholung, die dann beim Alltag aber in Passivität und beim Werktag in Aktivität aufgeht, beim Alltag in Langeweile, beim Werktag in Ermüdung. Dieser Gegensätzlichkeit entspricht die Überkreuz-Opposition zwischen Feier und Werktag und Fest und Alltag. Während also die Feier mit dem Alltag den Aspekt der Wiederholung teilt, dabei zugleich seine Zäsur und sein Höhepunkt ist, steht sie in deutlicher Opposition zum Werktag. Feier und Arbeit sind unvereinbar. Umgekehrt steht das Fest in direktem Gegensatz zum Alltag. Dafür verweist eine Reihe von Merkmalen auf eine enge Beziehung zum Werktag, allein schon dadurch, dass mittels des Werktags das zusammengetragen wird, was im Fest verbraucht, verausgabt, verschwendet wird.

Bei der Textanalyse und -interpretation schließlich war mir ein konsequent analytisches Vorgehen wichtig, weniger eine Zuordnung der Autoren zu Epochen oder Strömungen. Dabei stellte sich neben der Analyse von Fest und Alltag auf der Ebene der Geschichte zunehmend auch ihre Bedeutung auf der Ebene der Erzählung, also des erzählerischen Diskurses heraus.¹⁹ Angesichts der Universalität, die ich Fest und Alltag mit Feier und Werktag einräumte, waren hier abermals der Umfang und die Varianz der relevanten Textstellen problematisch. Viele interessante Aspekte wie ‘Mahlzeiten als Fixpunkte des Alltagslebens’, ‘der Tod als Fest’ oder ‘Alltäglichkeit als (semantische) Vorbedingung für Langeweile und Melancholie’ musste ich aus der Arbeit ausschließen. Es blieben nur die Kapitel, die ich als unverzichtbaren Kern des Themas bestimmte. Hier konnte ich die Ergebnisse aus der textimmanenten Analyse mittels eines kleinen Schritts nach außen – mehr ließ die breite Anlage des Themas nicht zu – in die Forschung anderer Fachdisziplinen gewinnbringend beleuchten und so auch ganz neue Fragestellungen entdecken und verfolgen. Etwa welche Festkonstruktionen die poetischen Welten prägen und wo sich Festfunktionen wie Identitätsbestimmung, Kollektiverlebnis und Ventilsitte wiederfinden. Kräftigt das Fest – wie die Forschung verschiedener

¹⁹ Für die Analyse der Erzählebene wird auf das umfassende Modell von Gérard Genette zurückgegriffen. Vgl. hierzu: Gérard Genette: *Die Erzählung*, München: 1998. Hierbei sind für die Bestimmung des ‘narrativen Alltags’ wie des ‘narrativen Fests’ vor allem folgende Kategorien von Belang: Dauer (Verhältnis zwischen Erzählzeit und erzählter Zeit), Frequenz „oder einfacher die Wiederholungsbeziehungen zwischen Erzählung und Diegese“ (S. 81), Modus, hier vor allem die Fokalisierung, d.h. der ‘Blick’ durch den die Erzählung erfolgt und schließlich die Stimme, d.h. wer die Geschichte erzählt.

Disziplinen konstatiert – oder bleibt eher gegenteilig „[...] ein Stückchen Leben [...] dran hängen [...]“²⁰? Muss ein Fest immer Ausnahme bleiben oder finden sich poetische Auswege aus der Endlichkeit des Festes? Ist der Alltag so grau, wie es gemeinhin heißt oder ist er nicht auch Entlastung und Kraftquelle, Stütze und Herausforderung? Und ist Alltag wirklich nicht erzählbar und im literarischen Text immer nur funktionell dienlich als „Startbahn der Erzählung“²¹?

Das Untersuchungsfeld, das Fest und Alltag im literarischen Text eröffnen, ist reich und spannend, da das Wechselspiel von Fest und Alltag zuletzt auch zu zeigen vermag, wer wir eigentlich sind. „Das Fest eröffnet den Sinn des alltäglichen Daseins, das Wesen der Dinge, die den Menschen umgeben, und der Kräfte, die in seinem Leben wirken“²².

²⁰ *Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 362.

²¹ Michel: *Unser Alltag*, S. 3f.

²² Karl Kerényi: „Vom Wesen des Festes“, in: ders.: *Antike Religion*, Darmstadt: 1971, S. 43-67, hier S. 62.

1.2 Fest und Alltag – eine tabellarische Übersicht

In der folgenden tabellarischen Übersicht sind die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit mit Ergebnissen der transdisziplinären Forschung zur Fest- und Alltagsthematik zu einer Merkmalsaufstellung zusammengeschlossen. Nach Ähnlichkeiten, Ähnlichkeiten und Gegensätzlichkeiten sortiert, zeigen diese Ergebnisse dabei eine spezifische Ordnung, die auch die Beziehungen der Phänomene zueinander abbildet.

Fest und Alltag – hier zu Vermeidung terminologischer Verwirrungen mit den umfassenderen Begriffen Festlichkeit und Alltäglichkeit bezeichnet – stehen einander im Verhältnis von Ausnahme und Regel oppositionell gegenüber, wobei die grau hinterlegten Zeilen die jeweiligen Hauptkennzeichen (●) anzeigen, die sich aus den zusammengefassten Ergebnissen abstrahieren lassen.

Diese werden – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – durch untergeordnete Merkmale weiter spezifiziert (→), die zugleich Widersprüche innerhalb der Kennzeichen offenlegen und so die weitere Unterteilung der Phänomene nahelegen. Demgemäß ist die Festlichkeit in Fest und Feier unterteilt, während die Alltäglichkeit in Werktag und Alltag aufgeteilt ist. Anhand dieser weiteren Unterscheidung werden auch inhaltliche Ähnlichkeiten sichtbar gemacht, die eine Verbindung zwischen Fest und Werktag und einen Zusammenhang zwischen Feier und Alltag zeigen. Gleichzeitig erscheinen in einer Art Überkreuz-Opposition das Fest mit dem Alltag und die Feier mit dem Werktag als unvereinbar.

Auf einer dritten Ebene (↪ *kursiv*) werden die Kennzeichen dann durch Beispiele von (semantischen) Konkretisierungen in den Erzählungen illustriert. Dabei handelt es sich zugleich um Grundlagen wie um Resultate der literaturwissenschaftlichen Textanalyse, die nicht zwangsläufig nur für die untersuchten literarischen Texte oder den literarischen Text an sich, sondern vielfach auch für die realweltlichen Festlichkeiten und Alltäglichkeiten relevant sind.

FESTLICHKEIT

<u>Fest</u> (vs. Alltag)	<u>AUSNAHME</u>	<u>Feier</u> (vs. Werktag)
• Unterbrechung des Alltags		
<ul style="list-style-type: none"> → Bruch alltäglicher Grenzen <ul style="list-style-type: none"> ↳ <i>Geheimnisse, Verbotenes</i> → Rebellion gegen, Umkehr von Ordnung (Narrenfeste), Exzess → Einmaligkeit, Spontaneität <ul style="list-style-type: none"> ↳ <i>der große Augenblick</i> 		<ul style="list-style-type: none"> → Erweiterung alltäglicher Grenzen <ul style="list-style-type: none"> ↳ <i>Ordnung, Legitimes</i> → Bestätigung der Ordnung → Zyklische Wiederholung, Feiertag <ul style="list-style-type: none"> ↳ <i>Tradition, Planung</i>
• Zusammenführung eines Kollektivs		
<ul style="list-style-type: none"> → Musik, Tanz, Spiel, Essen, Trinken → Verwischung sozialer Grenzen 		<ul style="list-style-type: none"> → Zeremonie, Ritual
• Veränderung des Bewusstseins → Transzendenz		
<ul style="list-style-type: none"> → Emotionale Hochgestimmtheit, Gipfel-Erfahrung <ul style="list-style-type: none"> ↳ <i>Rausch</i> ↳ <i>Kontakt mit dem Universum, dem Kosmos, der Natur</i> ↳ <i>unendlich, heiß, rot, erregt, fiebern</i> ↳ <i>Makrokosmische Wahrnehmung</i> ↳ <i>lösen, strecken, dehnen</i> 		<ul style="list-style-type: none"> → Kontemplation <ul style="list-style-type: none"> ↳ <i>Ruhe, Ernst, Würde, Andacht, Pathos</i> → Kontakt mit Gott, Geschichte, höheren Mächten <ul style="list-style-type: none"> ↳ <i>kalt, schwarz, weiß, steif, zeremoniös</i> ↳ <i>frösteln</i> ↳ <i>Mikrokosmische Wahrnehmung</i> ↳ <i>versenken, Haltung, 'tenue'</i>
• Exzeptionalität von Zeit und Raum → Dekoration → Zurschaustellung von Besitz und Fülle		
<ul style="list-style-type: none"> → Nacht <ul style="list-style-type: none"> ↳ <i>Mittagsstunde (Stunde des Pan)</i> ↳ <i>Große Säle, kostbare Möbel, Exotik, Üppigkeit (dekorative Sünde), Pflanzen, gold</i> → (besonderes) Essen und Trinken im Überfluss, Verschwendung <ul style="list-style-type: none"> ↳ <i>Licht, Kronleuchter, Kerzen, Mondlicht, Sonnenuntergang</i> ↳ <i>glitzern, funkeln, fluten</i> → auffallende (unfunktionale) Kleidung <ul style="list-style-type: none"> ↳ <i>schön, modisch, sinnlich</i> 		<ul style="list-style-type: none"> → Sonntag, gesetzlicher oder kirchlicher Feiertag → Altäre <ul style="list-style-type: none"> ↳ <i>alte Möbel, Ordnung, Sauberkeit</i> → Essen und Trinken mit religiösem, geschichtlichem ↳ <i>oder elitärem</i> Bedeutungshintergrund <ul style="list-style-type: none"> ↳ <i>Gedämpftes Licht (Kronleuchter, Kerzen) Sonnenschein, Dämmerung</i> → traditionelle Kleidung <ul style="list-style-type: none"> ↳ <i>kosbar, schlicht, züchtig</i>
• Besondere Bewegungs- und Kommunikationsformen		
<ul style="list-style-type: none"> → Schnelligkeit <ul style="list-style-type: none"> ↳ <i>tanzen, fliegen</i> ↳ <i>hastiges Reden, flüstern, 'süße Worte', lachen, schreien</i> ↳ <i>Sprach- und Gedankenlosigkeit</i> ↳ <i>Metaphern, Vergleiche, Übertreibungen</i> 		<ul style="list-style-type: none"> → Langsamkeit <ul style="list-style-type: none"> ↳ <i>schreiten</i> ↳ <i>pathetische, gesalbte Reden, gewählte Sprache</i> ↳ <i>Allegorien</i>
• Bedeutsamkeit für den Alltag		
<ul style="list-style-type: none"> → spannungslösende Ventilsitte, Verausgabung <ul style="list-style-type: none"> ↳ <i>Katzenjammer, Alltagsuntauglichkeit</i> 		<ul style="list-style-type: none"> → Bewusstwerdung, Reflexion, Identitätsbestimmung → Macht- und Statussicherung
• Zusammenführung der Geschlechter		
<ul style="list-style-type: none"> ↳ <i>Erotisches Verhältnis</i> 		<ul style="list-style-type: none"> ↳ <i>Sakrament der Ehe</i>
• / ↳ Narrative Höhe- und Wendepunkte, Schlüsselszenen		
<ul style="list-style-type: none"> ↳ <i>Erotische Grenzüberschreitungen</i> ↳ <i>Jagd, Spiel, Krieg, Tod</i> ↳ <i>singulative Erzählung (heute, diesen Abend)</i> 		<ul style="list-style-type: none"> ↳ <i>politische, persönliche Geschehnisse</i> ↳ <i>Feiertage (Sedantag, Weihnachten, Ostern)</i>

ALLTÄGLICHKEIT

Werktag
(vs. Feier)

=
REGEL

Alltag
(vs. Fest)

<ul style="list-style-type: none"> • Wiederholung, Routine → Ordnung, Struktur → überschaubar, absehbar 	
<ul style="list-style-type: none"> → Beruf, vertraute Abläufe ↳ <i>gedankenlos, stetig, geduldig, klein, friedlich</i> → Geregelter Werktag, Arbeitswoche 	<ul style="list-style-type: none"> → Gewohntes und Gewöhnliches ↳ <i>unten, niedrig, klein, eng, begrenzt, fade, gemein, wenig wertvoll</i> → Normaler Tag, normale Woche, normales Jahr, etc. (auf einer höheren Zeitebene Werktag <u>und</u> Feiertag)
<ul style="list-style-type: none"> • Figurative Begrenzung (der Einzelne oder die funktionale Kleingruppe) 	
<ul style="list-style-type: none"> → Gemeinschaftliche Arbeitsleistungen in Handwerk, Landwirtschaft ↳ <i>Arbeitstakt</i> → Vor-sich-hin-Arbeiten, Isolation 	<ul style="list-style-type: none"> → Vereinzelnung ↳ <i>Einsamkeit</i> → Privatleben, Familie
<ul style="list-style-type: none"> • Entlastung (des Bewusstseins) durch 	
<ul style="list-style-type: none"> → Befreiung des Geistes / der Phantasie durch selbstbestimmte, mechanische Handlungen, körperliche Aktivität ↳ <i>Handwerk, selbst gewählter Pflichtenkreis, Stolz</i> ↳ <i>Vergessen, ausgefüllte Zeit</i> ↳ <i>Wohlgefühl, Empfinden von Sinn</i> → Zyklische Zeit ↳ <i>Zeit haben, Feierabend, Pause, Idylle</i> 	<ul style="list-style-type: none"> → Abgabe von Verantwortung durch vorgefertigte Verhaltensmuster, 'Man-Welt' ↳ <i>Pflicht und Ordnung, beruhigend</i> → Denkökonomie ↳ <i>das Naheliegende</i> → Konstanz, Sicherheit ↳ <i>wie gewöhnlich, stützend</i>
<ul style="list-style-type: none"> • Entfremdung (des Bewusstseins) durch 	
<ul style="list-style-type: none"> → fremdbestimmte Tätigkeiten ↳ <i>städtische Berufe, eintönige Arbeit, Pflichtenkreis</i> ↳ <i>gedankenlos, freudlos, gedrückt</i> → Maschinenarbeit 	<ul style="list-style-type: none"> → Entindividualisierung ↳ <i>gesellschaftliche, familiäre Rolle</i> → Synchronisierte Zeit (Uhren), Lineare Zeiterfahrung, Irreversibilität ↳ <i>das Leben rauscht vorbei</i>
<ul style="list-style-type: none"> • Funktionale Räume, Gegenstände (Dinge), Aktionen → pragmatisches Motiv, praktisches Interesse, ↳ <i>mittlere Distanz</i> 	
<ul style="list-style-type: none"> → zielgerichtete Tätigkeiten ↳ <i>tieberuhigte Geschäftigkeit</i> ↳ <i>Werkzeug, Schmutz, Staub,</i> → Aktivität ↳ <i>Kraft, schwellende Muskeln, Fleiß, Hingabe, Ruhe, Leben,</i> ↳ <i>heiß, schwarz, rot, groß, bunt, bewegt, lustig, frei, lachen, singen</i> → Erschöpfung ↳ <i>langsam, müde, mühsam</i> 	<ul style="list-style-type: none"> → existenziell notwendige Tätigkeiten (essen, trinken, schlafen, etc.) ↳ <i>schmucklose, funktionale Möbel</i> ↳ <i>schmutziges Licht, Petroleumlampen, trübe</i> ↳ <i>grau, Regen, Staub</i> → Passivität, wenig Aufwand ↳ <i>warten</i> → Langeweile
<ul style="list-style-type: none"> • Bewältigung von Mangel 	
<ul style="list-style-type: none"> → Erwerb → Gestaltung der Welt 	<ul style="list-style-type: none"> → Sparsamkeit, Einschränkung
<ul style="list-style-type: none"> • Praktische Vereinigung der Geschlechter 	
<ul style="list-style-type: none"> ↳ <i>Kreatürlicher Trieb</i> ↳ <i>Zweckehe, Tauschverhältnisse</i> 	<ul style="list-style-type: none"> → Gattungsmäßige Reproduktion ↳ <i>Ehealltag</i>
<ul style="list-style-type: none"> • / ↳ <i>Narrativer Rahmen, Hintergrund, Strukturmoment</i> → / ↳ <i>Sylleptische Formulierungen ('jeden Tag', 'die ganze Woche')</i> 	

2 FEST UND ALLTAG IN THEODOR FONTANES UND EDUARD VON KEYSERLINGS ERZÄHLENDER PROSA

Der nun hier anschließende Hauptteil der Arbeit folgt im Wesentlichen einer dreiteiligen Struktur. Der erste Teil befasst sich mit Festlichkeit. Konkrete, planungsabhängige und anlassbezogene Ereignisse in Innenräumen, große, existenzielle Familienereignisse wie Hochzeiten und Beerdigungen, Sonn- und Feiertage in ihrer gesamtgesellschaftlichen Relevanz, Festlichkeit in den unteren sozialen Schichten und Festlichkeiten (in) der Natur werden hier untersucht. Der zweite Teil ist dem Alltag gewidmet. Da er anders als die Festlichkeit nicht an konkrete Ereignisse gebunden ist, soll er vor allem mittels des Werktags und der Pole der Alltagswahrnehmung – Entlastung und Entfremdung – gefasst werden. Das geschieht anhand des Blickes von Arbeitenden und auf Arbeitsleistungen ebenso wie durch die Betrachtung der spezifischen Wirkungen, der Zeit- und Wertestrukturen, die an Arbeit, Pflicht und Beschäftigung gebunden sind. In dem dritten Teil schließlich stehen Liebe und Eros in ihren Beziehungen zu Festlichkeit und Alltäglichkeit im Mittelpunkt. Sortiert nach Aspekten wie Dauer, Wiederholung, Grenzübertritt und Bewertungen der Figuren werden hier verschiedene Beziehungsformen untersucht. Das durch (soziale oder eheliche) Grenzüberschreitungen in bezeichnende Nähe zur Festlichkeit rückende Verhältnis wird in seiner feierlichen Ausprägung (unstandesgemäße Liebe), seiner festlichen Präsenz (Eros und Ehebruch) und seiner Alltäglichkeit (gewöhnliche Liebschaften) beleuchtet, ebenso wie die Ehe in ihrer Verbindung zum Alltag.

Dem Fest- und dem Alltagsteil ist jeweils ein Exkurs in die Forschung verschiedener Fachdisziplinen vorgelagert. Der jeweilige Exkurs leistet dabei keine Sammlung, Ordnung und Analyse von literarischen Texten, wie es sich die weiteren Kapitel zur Aufgabe gemacht haben, sondern summiert eine Reihe von abstrakten Kennzeichen und Merkmalen einer recht heterogenen Gruppe von Forschern, um so eine grundlegende Orientierung zu den Themen zu bieten.

EXKURS: FEST UND FEIER IM TRANSDISZIPLINÄREN DISKURS

Das Fest markiert einen Ausnahmezustand [...] Es steht und fällt mit der Alterität zum Alltag.²³

Feste sind die außergewöhnlichen Momente in unserem Leben, in denen dieses selbst, ästhetisch verwandelt, vor uns tritt.²⁴

Bereits ein flüchtiger Blick in die verschiedenen Fachdisziplinen, die sich mit dem Thema Fest befassen, zeigt, dass lediglich in der Feststellung, Feste und Feiern seien Ausnahmen in dem gewöhnlichen Leben, Einigkeit herrscht.²⁵ Feste sind die außergewöhnlichen, die Ausnahmemomente des Lebens. Dabei geht es den 'Festforschern' generell – anders als dieser Arbeit –weniger um spezifische Erscheinungsformen der Festlichkeit, als darum, die 'Essenz des Festlichen'²⁶ zu bestimmen, die unter anderem als 'Anwesenheit des Göttlichen', als 'absolute Lebensaufgipfelung' oder auch als 'heilsamer Exzess'²⁷ verstanden wird.

²³ Aleida Assmann: „Festen und Fasten, Zur Kulturgeschichte und Krise des bürgerlichen Festes“, in: Walter Haug / Rainer Warning (Hrsg.): *Das Fest*, München: 1989, S. 227-246, hier S. 243.

²⁴ Rüdiger Bubner: „Ästhetisierung der Lebenswelt“, in: Haug / Warning (Hrsg.): *Das Fest*, S. 651-662, hier S. 651.

²⁵ Wenngleich auch hier Differenzen feststellbar sind: „Schon die Beziehung zum Alltag ist nicht einheitlich: Überhöhung des Alltags, Durchdringen des Alltags, Flucht aus dem Alltag, Entwurf eines Gegenbilds zum Alltag – dies divergiert bei verschiedenen Festen und bei verschiedenen Festbeteiligten, und auch die konkreten Äusserungsformen der Feste weisen so krasse Unterschiede auf, dass es schwerfällt, einen Generalnenner dafür zu finden“ (Hermann Bausinger: „Ein Abwerfen der großen Last ...' Gedanken zur städtischen Festkultur“, in: Paul Hugger (Hrsg.): *Stadt und Fest, Zu Geschichte und Gegenwart europäischer Festkultur*, Stuttgart: 1987, S. 251-267, hier S. 251).

²⁶ Vgl. Hugger: *Einleitung, Das Fest*, S. 23.

²⁷ Das eine heißt jedoch nicht zwangsläufig, dass das andere ausgeschlossen wird. Otto Friedrich Bollnow z.B. definiert das Fest als „das *reine Leben* [...], das sich in einer letzten Aufgipfelung selber genießt.“ Gleichzeitig legt er „der festlichen Gestimmtheit“ aber die „Gegenwart eines Göttlichen“ zugrunde. „Es ist, wie immer wir es fassen und wie verdünnt es auch in unsern modernen Festen erscheinen mag, die *Gegenwart eines Göttlichen*, die das Fest zum Fest macht“ (Otto Friedrich Bollnow: „Zur Anthropologie des Festes“, in: *Neue Geborgenheit, Das Problem einer Überwindung des Existentialismus*, Stuttgart: 1955, S. 195-245, hier S. 223). Die Ansicht, der Kontakt zu höheren Mächten oder die Anwesenheit eines Göttlichen sei das eigentliche Wesen des Festes ist tatsächlich die traditionsreichste und am weitesten verbreitete. Wie Bubner bemerkt „ist die früheste und klarste Äußerung in diesem Sinne wenig bekannt. Sie findet sich in Platons 'Gesetzen' anlässlich von Bildungsüberlegungen“. Darin sei der „Grundgedanke der theologischen Auffassung vom Feste

Im Umgang mit den oft gegensätzlichen Ausprägungen, die das Phänomen Fest umfasst, gehen die Forschungsansätze dann jedoch weit auseinander. Hermann Bausinger etwa spricht ganz im Sinne dieser Arbeit von „Divergenzen“, deren Bewältigung durch die „Aufteilung in zwei Typen, die im Allgemeinen *Feier* und *Fest* genannt werden“ geschähe:

Die Abgrenzung ist nicht ganz einheitlich, läuft aber im allgemeinen etwa darauf hinaus, dass *Feier* eine geplante und geordnete Veranstaltung mit einem definierbaren Sinn ist, das *Fest* dagegen etwas im strengeren Sinne Ungeplantes, ein Ausdruck überbordenden Lebensgefühls.²⁸

Diese Unterscheidung von Fest und Feier – die für Festlichkeiten in älteren oder archaischen Gesellschaften wie etwa den griechischen Dionysien allerdings sehr fraglich ist – überhaupt die Feststellung von ‘Divergenzen’ innerhalb des Festphänomens ist aber bei Weitem keine Selbstverständlichkeit in der Forschung. Meist wird zwischen Fest und Feier gar nicht erst unterschieden. Daher ist die Differenzierung der Begriffe hier von besonderer Bedeutung, sowohl für das folgende textanalytische Verfahren wie für das textübergreifende, allgemeine Verständnis von Festlichkeit. Im Interesse einer semantischen Eindeutigkeit wird daher zunächst festgelegt, dass dort wo Fest und²⁹ Feier gleichermaßen gemeint sind der Begriff ‘Festlichkeit’ verwendet wird, gemäß Ruth Koch, die zeigt, dass „das aus *festlich* abgeleitete *Festlichkeiten*“ „als Oberbegriff von *Fest* und *Feier*“ fungiert.³⁰

Für eine weitere Differenzierung ist zuerst ein Blick in die Etymologie hilfreich. Dort zeigt sich, dass Fest und Feier mit dem lateinischen *fānum* (=

ausgesprochen, der bis heute wiederholt wird“, u.a. sei das „Wesentliche“ beim Fest der „Verkehr mit den höheren Mächten“ (Bubner: *Ästhetisierung der Lebenswelt*, S. 651f.). Caillois wie Freud sehen neben anderen hingegen den Exzess im Wesen des Festes und als Ausgangsbedingung für festliche Stimmungslagen: „Ein Fest ist ein gestatteter, vielmehr ein gebotener Exzeß, ein feierlicher Durchbruch eines Verbotes. Nicht weil die Menschen infolge irgend einer Vorschrift froh gestimmt sind, begehen sie die Ausschreitungen, sondern der Exzeß liegt im Wesen des Festes; die festliche Stimmung wird durch die Freigebung des sonst Verbotenen erzeugt“ (Sigmund Freud: „Totem und Tabu“, in: ders: *Gesammelte Werke*, Bd. 9, Frankfurt a.M.: 1973, S. 170; vgl. auch Roger Caillois: *Der Mensch und das Heilige*, München / Wien: 1968).

²⁸ Bausinger: *Abwerfen der großen Last*, S. 252.

²⁹ Hervorhebungen in dieser Arbeit erfolgen ausnahmslos als Unterstreichungen, Titelnennungen in Kursivschreibung. Sonstige Kursiv- oder Fettschreibungen folgen der entsprechend zitierten Quelle. Unterstreichungen in Zitaten, die aus der Quelle übernommen wurden, sind entsprechend gekennzeichnet.

³⁰ Ruth Koch: „Fest oder Feier? Eine Bedeutungsanalyse“, in: Richard Beilharz / Gerd Frank (Hrsg.): *Feste, Erscheinungs- und Ausdrucksformen, Hintergründe, Rezeption*, Weinheim: 1991, S. 29-40, hier S. 37.

„heiliger, der Gottheit geweihter Ort“³¹) verwandt sind und damit zunächst auf die gleiche mythische Wurzel Bezug nehmen. Aus dem spätlateinischen *fēria* (eine „Singularisierung von lat. *fēriae* Plur. ‘Feiertage, Ruhetage’“) bildete sich dann im Althochdeutschen *fīra* (= „Feiertag, Ruhe, Fest“) und später das Wort *Feier*.³²

Mit Blick auf die Analyse von Texten aus dem ausgehenden 19. Jahrhundert und der Jahrhundertwende sind für die weitere Begriffsbestimmung besonders die Konversationslexika dieser Zeit interessant, weniger für eine allgemeine, überzeitlich-wissenschaftliche Definition, als für das historisch Wichtige das den Zeitgenossen der Autoren bemerkenswert erschien. *Feier* wird dort definiert als „ruhe von der gewöhnlichen arbeit, mit oder ohne allen bezug auf ein fest“³³, als „durch Ruhe von Arbeit begangene und ausgezeichnete Zeit“³⁴ und „Begehung eines Festes und Ruhe desselben“.³⁵ Der Aspekt der Ruhe ist dabei einhellig hervorgehoben. In Grimms Wörterbuch erfolgt durch das Kennzeichen der Ruhe gar eine explizite Differenzierung zu dem Begriff *Fest*, welcher im Gegensatz zur *Feier* weder im Griechischen noch im Gotischen „das unterbleiben der arbeit“ bedeute.³⁶

Das Wort ‘Fest’ wiederum,

mhd. *Fest* ‘Festtag’ (13. Jh.) ist Entlehnung von lat. *fēstum* ‘Fest, Festtag’, dem substantivierten Neutrum des Adjektivs lat. *fēstus* ‘festlich, feierlich’, ursprünglich Bezeichnung für Tage, die ‘religiösen Feiern gewidmet’ sind.³⁷

In den Wörterbüchern der Jahrhundertwende ist das *Fest* „eine zeit der freude und des jubels“³⁸, eine „mit Verherrlichung begangene Zeit“³⁹, „eine besondere, nicht auf alltägliche Weise begangene, von der gewöhnlichen ausgezeichnete Zeit“.⁴⁰ Während also die *Feier* durch Ruhe und den Gegenbegriff *Arbeit*

³¹ Wolfgang Pfeifer (Hrsg.): *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*, Art. „Fest“, Berlin: 1993, S. 338.

³² Ebd., Art. „Feier“, S. 332.

³³ Jacob u. Wilhelm Grimm: *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 3, Art. „Feier“, Leipzig: 1862, Sp. 1434.

³⁴ Friedrich Ludwig Karl Weigand: *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 1, Art. „Feier“, Gießen: 1878, S. 509.

³⁵ Moritz Heyne: *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 1, Art. „Feier“, Leipzig: 1905, S. 883.

³⁶ Vgl. Grimm: *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 3, Art. „Feier“, Sp. 1433f.

³⁷ Pfeifer: *Etymologisches Wörterbuch*, Art. „Fest“, S. 338.

³⁸ Grimm: *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 3, Art. „Fest“, Sp. 1562.

³⁹ Weigand: *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 1, Art. „Fest“, S. 520.

⁴⁰ Daniel Sanders: *Handwörterbuch der deutschen Sprache*, Art. „Fest“, Leipzig: 1910, S. 206.

gekennzeichnet wird, erscheint das Fest als froher Ausnahmezustand, der durch emotionale Hochgestimmtheit charakterisiert ist und gegenbegrifflich zum gewöhnlichen Alltag verwendet wird. Da diese grundsätzliche Unterscheidung auch in Fontanes und Keyserlings Werken unübersehbar ist, wird sie für die Textanalyse dieser Arbeit so übernommen.

Festlichkeiten sind – darin ist sich die heterogene Gruppe von Festforschern weitgehend einig – grenzerweiternde oder -überschreitende⁴¹ Ausnahmen im gewöhnlichen Leben. Dieser Ausnahmecharakter wird allgemein zunächst an einer zeitlichen Begrenztheit festgemacht. Eine Festlichkeit ist ein in sich abgeschlossenes Ereignis innerhalb der Alltagszeit. Als „Unterbrechung des durchschnittlichen Dahingangs der Zeit“⁴² beschreibt sie etwa Josef Pieper. Auch Aleida Assmann betont den zeitlichen Befristungsaspekt und die „Differenzqualität“ zu dem Alltag und folgert daraus,

daß es Schwellen geben muß, die das Fest von der unfestlichen Umgebung abheben und aussondern. Solche Schwellen sind in der Zeit deutlich genug markiert: jedes Fest ist befristet, ist eingeschlossen in eine Spanne zwischen Anfang und Ende. Alle Inszenierungsformen aktualisieren die begrenzte Gestalt des Festes: das Ein- und Auskleiden, der Rausch und die Ernüchterung, die Inversion der Ordnung und ihre Zurücknahme. Das Fest ist angewiesen auf Passage-Riten, die in es hinein und wieder aus ihm heraus führen.⁴³

Doch nicht nur zeitlich, sondern auch inhaltlich ist die Festlichkeit deutlich vom Alltag getrennt. Bedeutsam ist dabei neben der Differenz der äußeren Erscheinung von Raum, Zeit und Figuration (Dekoration, Licht, Kleidung) vor allem der innere Aspekt, der einen veränderten Bewusstseinszustand des Feiernden meint. „Fest ist Zeit, die sich durch besondere Mächtigkeit des Erlebens von der

⁴¹ Auch Jurij Striedter stellt Grenzerweiterung und -überschreitung als zentralen Punkt der definitorischen Ansätzen der Festforschung heraus: „Tatsächlich wird Steigerung und Grenzüberschreitung in fast allen Fest-Theorien als konstitutiver Faktor genannt, wobei diese Tendenz graduell und qualitativ sehr unterschiedlich bestimmt wird: als einmalige oder zyklisch wiederkehrende Überschreitung des Alltäglichen, als Überhöhung trivialer Realität durch Spiel und Phantasie, als Übertreten und Verlassen etablierter gesellschaftlicher Normen, als Aufgehen des begrenzten Selbst in kollektiver Dynamik, als Durchbruch des Sakralen im Profanen oder als Außerkräften jeder gegebenen Ordnung durch ekstatische Aktualisierung des ursprünglichen Chaos“ (Jurij Striedter: „Feste des Friedens und Feste des Krieges in *Krieg und Frieden*“, in: Haug / Warning (Hrsg.): *Das Fest*, S. 375-417, hier: S. 377f.).

⁴² Josef Pieper: *Zustimmung zur Welt, Eine Theorie des Festes*, München: 1963, S. 15.

⁴³ Assmann: *Festen und Fasten*, S. 243.

gewöhnlichen Zeitfolge abhebt⁴⁴, schreibt Heinz Horst Schrey. Bubner und Hans Peter Henecka sprechen von einer 'ästhetischen Verwandlung' des gewöhnlichen Lebens, von 'feierlicher und festlicher Gestimmtheit' ist bei Bollnow die Rede und Gerhard M. Martin erkennt das Fest als „die Erweiterung, die Aufspaltung des Bewußtseins- und Lebensfeldes, als Seins- und Bewußtseinsenerweiterung, Steigerung des Lebens in jeder Richtung“.⁴⁵ Erst durch ein festliches oder feierliches Bewusstsein erhalten Fest und Feier Sinn und Gehalt.⁴⁶

Unter Berücksichtigung der Ergebnisse der Arbeit lässt sich daraus für das Fest ableiten, dass die Möglichkeit zum Rausch als „seelische trunkenheit“, als „entzücken des innern bis zum selbstvergessen“⁴⁷ erst durch eine vollständige Loslösung des Bewusstseins von dem Zweckdenken des Alltags gegeben ist. Das festliche Bewusstsein ist als ein metaphysisches zu verstehen, das eine Einheit mit dem Makrokosmos erfährt und sich deshalb im „taumel“⁴⁸ der Weite und Größe befindet. Bei der Feier hingegen entsteht nicht durch ein 'Lösen von', sondern durch ein 'Versenken in' ein veränderter Bewusstseinszustand. Das feierliche Bewusstsein zelebriert das Detail und verleiht in mikrokosmischer Wahrnehmung Bedeutung, der „expressiv betonten Handlung“⁴⁹ wie sich selbst als Bindeglied zu einer höheren Macht (etwa der von Geschichte, Tradition oder einer Gottheit).

Sowohl Fest als auch Feier heben sich somit durch ein erweitertes, gesteigertes Bewusstsein vom Alltag ab, jedoch an gegensätzlichen Enden einer

⁴⁴ Heinz Horst Schrey: „Fest ohne Ende – Überlegungen zum Problem der Festlichkeit“, in: Beilharz / Frank (Hrsg.): *Feste*, S. 25-28, hier S. 25.

⁴⁵ Gerhard M. Martin: *Fest und Alltag, Bausteine zu einer Theorie des Festes*, Stuttgart: 1973, S. 22.

⁴⁶ Volker Sommer führt aus, dass ohne ein entsprechend beteiligtes Bewusstsein, Feste zu 'sinnentleerten Ritualen' werden: „Rituelle Verhaltensregeln können so im Laufe der Zeit den Charakter eines Gesetzes annehmen: Eine Zeremonie, ein Fest, muß so und dort und nicht anders gefeiert werden. Niemand traut sich, die Rituale abweichend von den strengen Regeln der Überlieferung zu gestalten. Dahinter steckt die Angst, die Gemeinschaft zu verlieren, die Furcht, allein dazustehen. Ein Symbol aber, dessen Sinn nicht mehr wahrgenommen wird, verkümmert zum Klischee; ein Symbol, dessen Aussage dogmatisch fixiert wird, verkommt zu starren Zeichen; ein Ritus dessen Bedeutung unwichtig wird, verarmt zum sinnentleerten Ritual, zu einem rein technischen Schema“ (Volker Sommer: *Feste, Mythen, Rituale, Warum die Völker feiern*, Hamburg: 1992., S. 50ff.).

⁴⁷ Grimm: *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 14, Art. „Rausch“, Sp. 304.

⁴⁸ Ebd.

⁴⁹ Karl-Heinz Hillmann: *Wörterbuch der Soziologie*, Art. „Ritual“, Stuttgart: 1994, S. 741.

Distanzskala. Der Blick des festlichen Bewusstseins löst sich vom Detail, vom Kleinen und verliert sich in die große Unendlichkeit (auch oder vor allem in die der eigenen Emotionen)⁵⁰, während in dem feierlichen Bewusstsein das Kleine durch eine besondere Aufmerksamkeit groß wird. Der Alltag liegt dazwischen mit einem von der Unendlichkeit wie von der übermäßigen Beachtung des Details gleichermaßen abgeschirmten und deshalb 'kleinen' Bewusstsein. Anders formuliert: Das Fest steht dem Großen ganz nahe und daher dem Kleinen mit größtmöglicher Distanz gegenüber, während die Feier so nahe am Kleinen ist, dass es wie durch ein Vergrößerungsglas überproportional an Größe gewinnt.⁵¹ Die festliche Stimmung strahlt als „Zustand glückhafter Erregung“⁵² somit von innen nach außen, während die feierliche Stimmung genau umgekehrt durch äußere Handlungen in das innere Bewusstsein transportiert wird, z.B. durch das Aufstecken des Rings bei der Trauung, das Reichen der Oblate bei der Kommunion oder die kunstvolle Körperbemalung der Braut mit Henna (Mehndi).

Die Trennung von Feier und Fest aber ist nicht so absolut, wie es hier den Anschein hat. So kann aus der kontemplativen Versenkung des feierlichen Rituals auch die festliche Ekstase hervorgehen (Kult) und aus einem rauschhaften Fest kann durch zyklische Wiederholung eine ritualisierte Feier (gesetzliche Feiertage) werden.

Als Ausdruck nicht nur von Arbeitsruhe, sondern auch von Planung, Ernst und Zeremonialität⁵³ steht die Feier in enger Verbindung zu der Ordnung und Zweckorientierung des Alltags. So mag auch die Ansicht Michels einleuchten,

⁵⁰ Vgl. hierzu den von Bollnow angesprochenen metaphysischen Aspekt: „Wie der Mensch im Fest auf den tieferen Grund der eignen Seele zurückgeht, so findet er eben darin sich nicht isoliert, sondern vielmehr einbezogen in ein tieferes Sein“ (Bollnow: *Anthropologie des Festes*, S. 237).

⁵¹ Der Zusammenhang zwischen Festlichkeit und 'Größe' ist auch in den Erzählungen sichtbar, vor allem bei Keyserling, bei dem das Verlangen nach Festlichkeit mit dem Warten auf das „große Ereignis“ (*Fräulein Rosa Herz*, S. 147) in eins zu setzen ist. Auch Schulz beschreibt das Ersehnen des „großen Augenblicks“ als zugehörig zu dem „Ausnahmekult von Keyserlings Figuren“. Dabei steht ihre Definition des 'großen' Augenblicks in deutlicher Analogie zum Fest: „ein gesteigerter Lebensgenuß in seiner komprimiertesten Erfahrung“ (Angela Schulz: *Ästhetische Existenz im Erzählwerk Eduards von Keyserling*, Frankfurt a.M.: 1991, S. 107).

⁵² *dtv Brockhaus Lexikon*, Bd. 15, Art. „Rausch“, München: 1989, S. 66.

⁵³ Vgl. z.B.: Martin: *Fest und Alltag*, S. 74f.; Bausinger: *Abwerfen der großen Last*, S. 252; Bollnow: *Anthropologie des Festes*, S. 218ff.; Koch: *Fest oder Feier?*, S. 32; Hillmann: *Wörterbuch der Soziologie*, S. 222.

der Sonntag als Feiertag sei „*Zenith* des wöchentlichen Alltags“, nicht sein Gegensatz. Das Gegenteil von Alltag – so meint Michel – „repräsentiert eher das Sensationelle, das Außergewöhnliche, das Einmalige“⁵⁴ – sprich das Fest. Das aktive Potenzial des Festes wiederum erinnert an die Aktivität und ‘Weltgestaltung’⁵⁵ des Werktags. Das Objekt-Subjekt-Denken und das Zweckdenken des Arbeitstages sind im Fest jedoch eliminiert und die arbeitsame Weltgestaltung ist zu einem Einheitserleben mit der Welt (Entgrenzung) gesteigert. Produktion als Reaktion auf eine als mangelhaft erlebte Welt (Arbeit) wird im Fest zu einem Ausdruck von Verschwendung und Fülle und steht damit am Ende des Arbeitsprozesses. Mit gebotener Vorsicht mag hier so das Alltagsgrenzen durchbrechende Fest als finale Steigerung des Werktags angenommen werden⁵⁶, während die Alltagsgrenzen (nur) erweiternde Feier als eine Überhöhung des Alltags und Bestätigung der alltäglichen Lebensform und -norm erscheint. Eine Überprüfung dieser Verbindung zwischen Fest und Arbeit und Feier Alltag im Rahmen der Textanalyse wird zeigen, inwiefern sich diese abstrakte Bestimmung zumindest in literaturwissenschaftlicher Hinsicht bestätigen lässt.

Die konkrete Erscheinung des Festes und konstitutive wie obligatorische Elemente des Festlichen finden sich in der Festforschung meist nur nebenbei erwähnt⁵⁷, sie aber gerade interessieren für diese Arbeit. Essen und Trinken erscheinen als grundlegende Bestandteile des Festlichen, daneben Geselligkeit und Tanz „als eine unmittelbare - wenn auch nicht unbedingt notwendige -

⁵⁴ Michel: *Unser Alltag*, S. 24.

⁵⁵ Vgl. die ausführlichen Darlegungen in Kap. 2.3.2. *Arbeit als ‘Kraftquelle’ im Alltag*.

⁵⁶ Vgl. dazu auch die Folgerungen Karl Büchers, dass Poesie und Musik aus dem Rhythmus der Arbeit entstanden seien: „Einmal in die höhere Lebenssphäre der Festverherrlichung eingetreten, erfährt das natürlich aus der Arbeit erwachsene Dreiegebilde von Körperbewegung, Musik und Dichtung eine rein künstlerische Ausgestaltung“ und „Der Rhythmus erweckt Lustgefühle; er ist darum nicht bloss eine Erleichterung der Arbeit, sondern auch eine der Quellen des ästhetischen Gefällens“ (Karl Bücher: *Arbeit und Rhythmus*, Leipzig: 1896, S. 89 u. 101).

⁵⁷ In den Wörterbüchern der Jahrhundertwende werden konstitutive Festelemente gar nicht genannt. Sie sind nur über die erwähnten Zusammensetzungen wie z.B. Festschmaus, Festmahl erkennbar. Hingegen ist in Campes Wörterbuch aus dem Jahre 1808 eine deutliche inhaltliche Definition zu finden: „Bei vielen solcher Feste werden gewöhnlich Essen und Trinken für die Hauptsache angesehen, daher auch wol ein großer Schmaus ein Fest genannt wird. Zuweilen gebraucht man es im gemeinen Leben auch für Vergnügen, Lust, Freude überhaupt“ (Joachim Heinrich Campe: *Wörterbuch der Deutschen Sprache*, Zweiter Theil, F-K, Art. „Das Fest“, Braunschweig: 1808, S. 63).

Erscheinung des Festlichen“.⁵⁸ Vor allem Bollnow hat in seiner *Anthropologie des Festes* zur Differenzierung zwischen Fest und Feier eine Reihe von Merkmalen aufgelistet. Dazu gehören qualitativ und quantitativ besonderes Essen und Trinken, besondere Kleidung, Dekoration, Licht, Musik und Tanz.⁵⁹

All diese ‘festlichen Zutaten’ folgen dabei bestimmten Zwecken. Henecka etwa stellt zum (sozialen) Sinn und Gehalt von Festlichkeiten die Aspekte Kompensation, Sinnfindung, Erneuerung der Kraftressourcen und Orientierungshilfe für den Alltag in den Vordergrund:

Nach traditionellem Verständnis stellen Feste außergewöhnliche soziale Situationen dar, in denen der gesellschaftliche Alltag in kompensatorischer Absicht ästhetisch verwandelt und sinnhaft überhöht werden soll. Dabei waren Feste ursprünglich religiös begründet. Durch ein kurzfristiges Aussetzen der Alltagsbelastung sollten mittels gesamtgesellschaftlich verbindlich eingehaltener, zeremonieller und kultischer Akte den von den Daseinsnöten geplagten und gefangengehaltenen Menschen in transzendenter Absicht neue Kraft und wegleitende Orientierungen nicht nur für ihre profanen Lebensvollzüge, sondern auch über den Alltag hinaus vermittelt werden. Hierbei gliederten diese traditionellen Feste in charakteristischer Weise den neutralen Zeitablauf (‘physikalische’ Zeit), dem sie ihre jeweiligen Akzente aufsetzten (‘soziale’ Zeit), um somit in außergewöhnlichen und wiederkehrenden Augenblicken den eigentlichen Sinn des Lebens ins Bewußtsein zu heben.⁶⁰

Die Funktionen von Festlichkeit sind somit nutzbringend für und rückverweisend auf den Alltag. So sieht auch etwa Keyserling den Zweck von ‘Festtagen’ darin, einen sicheren „Glaube[n] an das Leben“ zurückzugewinnen, der durch den „Alltag mit seinen Mühen, seinen Kämpfen und Widerwärtigkeiten“⁶¹ gefährdet worden sei.

Davon abgesehen greift die Festlichkeit in den linearen und gleichförmigen Zeitfluss des modernen Alltags strukturierend ein, indem sie zeitlich begrenzte Ereignisse als Erlebnis- und Erinnerungsmarken etabliert. Das „Zeitbewußtsein [erhält] durch den Kontext der Zeitstruktur eine Stütze“.⁶² Diese Momente des Bewusstwerdens und Innehaltens dienen nicht nur der Sinnfindung oder Rück-

⁵⁸ Kerényi: *Vom Wesen des Festes*, S. 53.

⁵⁹ Vgl. Bollnow: *Anthropologie des Festes*, S. 217ff. Für einen Einblick in die historische Entwicklung ‘literarischer Festlichkeiten’ s.: Hans-Joachim Simm (Hrsg.): *Das Fest, Ein Lesebuch vom Feiern*, München, Wien: 1981. Insbes. das Nachwort des Herausgebers, S. 399-419.

⁶⁰ Hans Peter Henecka: „Soziale Bedingungen von Festen, Zur Dramaturgie des Außeralltäglichen“, in: Beilharz / Frank: *Feste*, S. 13-24, hier S. 14.

⁶¹ Keyserling: *Über Festtage*, FG, S. 161.

⁶² Klaus Heinemann / Peter Ludes: „Zeitbewusstsein und Kontrolle der Zeit“, in: Kurt Hammerich / Michael Klein (Hrsg.): *Materialien zur Soziologie des Alltags*, Opladen: 1978, S. 220-243, hier S. 221.

besinnung, sondern wirken auch, wie Schrey ausführt, gemeinschafts- und identitätsstiftend.⁶³

Die Aspekte Ruhe und Kontemplation⁶⁴ im Sinne von Innehaltung, Bewusstwerdung und Identitätsbestätigung lassen sich dabei der Feier zuordnen, ebenso eine mehrfach konstatierte ‘Öffnung für das geschichtliche Bewusstsein’ wie zum Beispiel an gesetzlichen Feiertagen.⁶⁵ Dem Fest hingegen kommt mit der Aufhebung der alltäglich geltenden Gesetze und Normen und dem daraus möglich werdenden Exzess „eine Art von sozialem Ventil-Charakter“⁶⁶ zu. Auch gesellschaftliche Trennlinien können im Fest ihre sonstige Gültigkeit verlieren und so zu einer Begegnung und einem Austausch zwischen den Klassen führen. Dazu gesellt sich eine ökonomische Umverteilung, die durch Verschwendung von aufgesparten Gütern zustande kommt. Verschwendung und Verausgabung als zentrale Kennzeichen exzessiver Feste betreffen jedoch nicht nur Lebensmittel und materielle Güter, sondern auch den Menschen selbst, seine Sprache, seine Bewegungen, seine Kraft und sexuelle Potenz. Ob „als simple Entladungen von Aktivität“⁶⁷ oder als „feierlicher Durchbruch eines Verbotes“⁶⁸

⁶³ „Fest ist ein Geschehen, das nur in einer Gemeinschaft von Menschen – von der Familie über die Gemeinde bis zur Nation oder zu internationalen Kollektivgruppen – begangen werden kann. Darin wird zugleich die soziale Bedeutung des Festes sichtbar: Es dient der Erhaltung der Identität der festfeiernden Gruppe“ (Schrey: *Fest ohne Ende*, S. 25). Vgl. auch Hillmann: *Wörterbuch der Soziologie*, Art. „Fest“, S. 222: „Beide Veranstaltungsarten [gemeint sind Fest und Feier] dienen der Pflege symbolisch-ästhetischer Identität von Gruppen, Organisationen u. größeren Kollektiven, der sinn geladenen, oftmals periodischen Strukturierung des Zeitablaufs, der Festigung von gemeinschaftl. u. ges. Lebenszus.hängen“. Ebenso Keyserling: *Über Festtage*, FG, S. 161: „Zu einem Fest gehören Mitfeiernde. Ein einsames Fest ist ein Paradoxon wie ein geselliger Tod“.

⁶⁴ Neben Pieper betont Karl Kerényi (beide differenzieren nicht zwischen Fest und Feier) diese Verbindung von Ruhe und Kontemplation als wesentlich für Festlichkeiten. Vgl. Kerényi: *Vom Wesen des Festes*.

⁶⁵ Vor allem Bollnow hebt „die Bedeutungshaftigkeit des (Lebens- oder Völker-)Geschichtlichen“ für die Feier hervor und grenzt sie dadurch von dem Fest ab. „Nirgends ist Geschichte (des Ganzen wie auch des einzelnen Menschen) so unmittelbar gegenwärtig wie in der Feier. Und umgekehrt: die Geschichte bedarf, um ihrer bewußt zu werden, ihrer Selbstvergewisserung in der Feier“ (Bollnow: *Anthropologie des Festes*, S. 223 u. 215). Auch Harvey Cox sieht die Verbindung zur Geschichte als einen wesentlichen Punkt an: „Festivity, by breaking routine and opening man to the past, enlarges his experience and reduces his provincialism“ (Harvey Cox: *The Feast of Fools, A Theological Essay on Festivity and Fantasy*, Cambridge, Massachusetts: 1970, S. 12).

⁶⁶ Henecka: *Soziale Bedingungen von Festen*, S. 22. Vgl. hierzu auch die Ausführungen von Martin: *Fest und Alltag*, S. 38f.

⁶⁷ Caillois: *Der Mensch und das Heilige*, S. 132.

⁶⁸ Freud: *Totem und Tabu*, S. 170.

betrachtet⁶⁹, festliche Exzesse sind in ihrer Funktion auf den Alltag bezogen: Sie lösen die Spannungen⁷⁰, die sich im Alltag aufgebaut haben und so den angespannten Zustand bestimmen, in dem man Eingang ins Fest findet und sie befreien von Zwängen und Verboten, um den folgenden Alltag leichter erträglich zu machen, d.h. in anderen Worten: alltagsbelastet 'betritt' man das Fest und alltagsgestärkt verlässt man es. Im Sinne von 'Ausnahmen bestätigen die Regel' erscheinen in diesem Kontext Feste wie Feiern als Bestätigung des Alltags.⁷¹

Denn obgleich traditionelle Ordnungen auf den Kopf gestellt werden, bleibt die verkehrte Zeit beschränkt, hat die Utopie ihr Zuhause im lediglich Zeitweiligen. Aus leicht versetztem Blickwinkel betrachtet, kann Narrenfesten zudem die gerade umgekehrte Funktion zuerkannt werden: daß sie die überlieferten Werte und Normen stärken, daß Narren die soziale Hierarchie kurzfristig umstürzen, damit sie hinterher umso fester auf dem Boden steht.⁷²

⁶⁹ Darüber hinaus gibt es die Sichtweise von dem festlichen Exzess als schöpferischem Chaos, als Rückkehr zum Ursprung der Welt und Erneuerung gesellschaftlicher Zustände. Vgl. hierzu v.a. Caillois: *Der Mensch und das Heilige*. Dort z.B.: „denn gerade von den Exzessen, den Verschwendungen, den Orgien und Gewalttaten verspricht sich die Gesellschaft ihre Erneuerung“ (ebd., S. 219). Vgl. ebenso: Ders.: *Die Spiele und die Menschen, Maske und Rausch*, Stuttgart: 1960, S. 97. Ähnlich äußert Martin: „Rituale können also nicht nur Stabilisierung oder allenfalls Wiederherstellung des alten Zustandes beabsichtigen, sondern durch Exzeß, Wiederherstellung des Chaos hindurch zu einer neuen Ordnung, zu wirklich neuen Verhältnissen führen und haben es in der Geschichte der Menschheit getan“ (Martin: *Fest und Alltag*, S. 71).

⁷⁰ In seinem Überblick über die Festforschung bestätigt Hugger: „Funktionalistisch betrachtet, bewirkt die Verschwendung von Nahrung in festlicher Gemeinschaft, zu der die ganze Gruppe eingeladen ist, einen Reichtum sozialer Beziehungen und Werte. Sie löst Spannungen und wirkt antikompetitiv“ (Hugger: *Einleitung, Das Fest*, S. 19). Vgl. auch Caillois: *Der Mensch und das Heilige*, S. 164: Feste „unterbrechen die Verpflichtung zu arbeiten und befreien von den Einschränkungen und Zwängen des menschlichen Daseins“.

⁷¹ Das Fest als Widerspruch zum Alltag findet sich vornehmlich in Festtheorien aus Zeiten politischer Umwälzungen und revolutionärer Grundstimmung. Hugger verweist hier auf Jean Duvignaud, für den das „Fest nur Revolte sein“ könne, „Widerspruch gegen eine technologische Gesellschaftsordnung“. Auch auf Jürgen Moltmann, dessen „Fest Emanzipation vom Alltag mit seinen Strukturen, Protest und Widerspruch“ sei und Martin, dessen Theorie er von den „Vorstellungen der Emanzipation, der Bewusstseinsweiterung und des Protestes gegenüber alltäglichen Formen der Herrschaft geprägt“ sieht. Vgl. Hugger: *Einleitung, Das Fest*, S. 15 u. S. 21.

⁷² Sommer: *Feste, Mythen, Rituale*, S. 140. Sommer bezieht sich hier speziell auf die 'Narrenfeste'. Die Aussage ist jedoch problemlos erweiterbar auf alle exzessiven Feste. Ähnlich hebt Martin die positive Wirkung von festlicher Verschwendung hervor: „Damit der Alltag reibungslos gelingt, sind vorübergehende Lockerungen des regulierten, strengen Alltags nützlich. Solche Lockerungen können auch in vermehrtem oder gar exzessivem Konsum des im Alltag Produzierten bestehen“ (Martin: *Fest und Alltag*, S. 39).

Abschließend gilt der Blick der literaturwissenschaftlichen Untersuchung von Festlichkeit.⁷³ Einhellig festgestellt, etwa von Ursula Kirchhoff oder Heinz Bodensohn, wird die „kompositorische Funktion“⁷⁴ der erzählten Festlichkeit. Auf der Ebene der Geschichte scheinen Festlichkeiten als Veranstaltungen des Kollektivs, die durch Grenzerweiterung und -steigerung die Zuspitzung sozialer Situationen bewirken, geradezu prädestiniert, „als Bewährungsprobe der Gestalten und ihrer Umwelt“ zu fungieren. Dadurch sind sie „Drehpunkte der Handlung, in der Dichotomie von Schein und Sein entscheidende Krisenmomente“⁷⁵, wie Reinhardt Pflieger anhand von Gottfried Kellers Festlichkeitsdarstellungen konstatiert. Ebenso bemerkt Striedter zu Leo Tolstojs *Krieg und Frieden*: „Feste werden zu Höhepunkten individuellen und gesellschaftlichen Lebens und zu Schlüsselszenen des Romans.“⁷⁶ Von der inhaltlichen Bedeutung der Festlichkeiten im Romanwerk Thomas Manns spricht etwa Werner Schwan:

Ist es zuviel gesagt, wenn wir behaupten, die fehlende oder vorhandene Disposition einer Familiengemeinschaft zur festlichen Erhöhung des Alltags gebe, gleichsam als das geheime Barometer ihres Existierens, verlässliche Auskunft über den Status ihrer Entwicklung? Wohl nicht, wenn wir unter Fest nicht ein ungebändigtes, der inneren Verzweiflung entwachsenes Rauscherlebnis, sondern die gemeinschaftsstiftende, von gesammeltem Stilwillen getragene Kundgabe der eigenen Lebensform verstehen.⁷⁷

Kirchhoffs Monographie *Die Darstellung des Festes im Roman um 1900* wiederum untersucht Festlichkeiten im historischen Wandel. Sie erscheinen ihr

⁷³ Die wenigen an dieser Stelle genannten Publikationen sollen nur einen ersten Eindruck von der Untersuchung von Festlichkeit geben. Sie sind ausgewählt aus einer weit größeren Menge von Arbeiten, die sich mit Festlichkeit und Literatur befassen und ggf. zu einem konkreten Thema im Hauptteil dieser Arbeit herangezogen werden oder aber wegen ‘Spezialisierung’ (häufig auf das Mittelalter oder zeitgenössische Erzählungen) keine neuen Erkenntnisse zu dieser Arbeit beizusteuern vermögen. Das gilt bspw. auch für den folgend genannten Beitrag, dessen Titel zwar sehr einschlägig mit dem Thema dieser Arbeit befasst ist, der sich aber derart ausschließlich auf österreichische Literatur bezieht, dass sich keine allgemeinen Bezüge herstellen lassen: Wendelin Schmidt-Dengler: „Traurige Dionysien, Feste in der Literatur der Jahrhundertwende“, in: Hans-Jörg Knobloch / Helmut Koopmann (Hrsg.): *Fin de siècle – Fin du millénaire, Endzeitstimmungen in der deutschsprachigen Literatur*, Tübingen: 2001, S. 27-41.

⁷⁴ Ursula Kirchhoff: *Die Darstellung des Festes im Roman um 1900, Ihre thematische und funktionale Bedeutung*, Münster: 1969, Vorwort, o. S.; Heinz Bodensohn: *Die Festschilderungen in der mittelhochdeutschen Dichtung*, Münster/Westf.: 1936, S. 3.

⁷⁵ Reinhardt Pflieger: „Bilder des vaterländischen Festes – Gottfried Keller 1860 und 1874“, in: Beilharz / Frank (Hrsg.): *Feste*, S. 151-165, hier S. 151.

⁷⁶ Striedter: *Feste des Friedens und Feste des Krieges*, S. 379.

⁷⁷ Werner Schwan: *Festlichkeit und Spiel im Romanwerk Thomas Manns, Die Entfaltung spielerischen Lebensbewußtseins von ‘Buddenbrooks’ zur Josephstetralogie*, Düsseldorf: 1964, S. 8f.

unter anderem „als Höhepunkt und Peripetie“ (Thomas Mann, *Buddenbrooks*) oder „Rahmensituation“, „als Medium satirischer Gesellschaftskritik“ (Heinrich Mann, *Im Schlaraffenland*) oder als „festunabhängige[s] Erlebnis von Festlichkeit“ (Martin Walser, *Der Gehülfe*), das in ‘inkongruenter’ Beziehung zum Fest stehe.⁷⁸ Gerade diese Inkongruenz zwischen subjektivem festlichem Erleben und inszenierter Festveranstaltung sieht Kirchhoff als „formal und thematisch bedeutsame[s] Spezifikum“ und „für die Jahrhundertwende charakteristische Spielart der Festthematik“⁷⁹ an.

So erweisen sich auch in Fontanes und Keyserlings Erzählungen – wenn auch auf gänzlich verschiedene Weise – ‘offizielle’ Feste und Feiern häufig nahezu frei von festlichem und feierlichem Erleben der Figuren. Ein solches Erlebnis ist vielmehr in Abkehr vom Kollektiv an ‘private’ Ereignisse in Zusammenhang mit Liebe, Eros, Tod oder Natur gebunden.⁸⁰ Der Rausch- und Erlebnischarakter von Liebe und Eros, auf den die untersuchten Erzählungen hinweisen, zeigt daneben eine Facette von Festlichkeitsempfinden, die in der

⁷⁸ Kirchhoff: *Darstellung des Festes im Roman um 1900*, S. 30, S. 53, S. 52, S. 104 u. vgl. S. 103.

⁷⁹ Ebd. S. 103.

⁸⁰ Festlichkeit oder das Erleben von Festlichkeit steht auch in der Festforschung nicht isoliert für sich, sondern in Beziehung zu anderen fundamentalen Phänomenen des menschlichen Lebens, vor allem zu Spiel und Krieg. Zu dem Bezug zwischen Fest und Spiel vgl.: Johan Huizinga: *Homo ludens, Versuch einer Bestimmung des Spielelements der Kultur*, Basel: 1944, Sommer: *Feste, Mythen, Rituale*, z.B. S. 172. Ohne den Verweis auf das Spiel kommt kaum eine Festtheorie aus. Martin etwa parallelisiert Elemente, die er einer *Psychologie des Spiels* von Heinz Heckhausen entnimmt, mit festlichen Abläufen: „Diese Elemente: Spannungsrhythmen, Überraschungsmoment, Komplexität und Risiko lassen sich für jede Festdramaturgie verwenden“ (Martin: *Fest und Alltag*, S. 72). Zu der Verbindung zwischen Fest und Krieg wird meist auf Caillois verwiesen (vgl. Caillois: *Der Mensch und das Heilige*, S. 219ff.). Aber ebenso spricht Huizinga von der Auffassung vom Krieg „als eines edlen Spiels der Ehre“ (*Homo ludens*, S. 158), wie auch Odo Marquard unter Verweis auf Menès Sperber vom Krieg als ‘totalem Fest’ (Odo Marquard: „Moratorium des Alltags, Eine kleine Philosophie des Festes“, in: Haug / Warning (Hrsg.): *Das Fest*, S. 684-691, hier: S. 686) und Joachim Küchenhoff vertritt die ‘These’, „daß die atomare Höchstrüstung als apokalyptische Kriegsvorbereitung eine gigantische Wiederkehr der verdrängten Festfiguren ist“ (Joachim Küchenhoff: „Das Fest und die Grenzen des Ich, Begrenzung und Entgrenzung im ‘vom Gesetz gebotenen Exzeß’“, in: Haug / Warning (Hrsg.): *Das Fest*, S. 99-119, hier: S. 111). ‘Spiel’, ‘Krieg’ und ‘Tod’, obwohl vor allem in den Erzählungen Keyserlings in Zusammenhang mit dem Festlichkeitsphänomen von Bedeutung (vgl. z.B. die Monographie von Antonie Alm-Lequeux: *Eduard von Keyserling: sein Werk und der Krieg*, Paderborn: 1996) bilden jedoch zu umfangreiche eigene Schwerpunkte, um in dieser Arbeit angemessen behandelt werden zu können.

bestehenden Festforschung kaum erscheint und die deshalb hier sichtbar gemacht werden soll.

Und schließlich ist auch Literatur selbst (ein) Fest. Erstens indem sie die Möglichkeit der Entgrenzung der Alltagswelt in sich birgt und das als Leseerlebnis erfahrbar macht.⁸¹ Und zweitens indem Literatur – wie Michail Bachtin ausführt – durch Feste wie den Karneval unmittelbar beeinflusst wird, gattungsbildend, formal, inhaltlich und sprachlich. Bachtin nennt es die „Karnevalisierung der Literatur“:

Die Familiarisierung [des Karnevals] förderte die Zerstörung der epischen und tragischen Distanz und die Versetzung des Dargestellten in die Zone des intim-familiären Kontakts. Sie beeinflusste wesentlich die Organisation des Sujets, den Aufbau von Sujetsituationen, sie bestimmte die (in den hohen Gattungen nicht mögliche) spezifische Familiarität der Einstellung des Autors zu seinen Helden, sie brachte in alles die Logik der Mesalliancen und der profanierenden Erniedrigungen hinein, sie veränderte endlich den Wortstil der Literatur.⁸²

⁸¹ „Ganz verschiedenartige Leseerlebnisse vermögen immer wieder die gleiche Reaktion zu evozieren und Ausgangspunkt für phantastische Erkundungen zu liefern, die sich in einem Punkte aber auffällig gleichen: in der Auflösung der sonst alltäglich erfahrenen, vom Denken der Zeit jedermann verdeutlichten Grenzen von Raum und Zeit“ (Helmut Koopmann: „Entgrenzung, Zu einem literarischen Phänomen um 1900“, in: Roger Bauer u.a. (Hrsg.): *Fin de siècle, Zu Literatur und Kunst der Jahrhundertwende*, Frankfurt a.M.: 1977, S. 73-92, hier S. 75).

⁸² Michail Bachtin: „Der Karneval und die Karnevalisierung der Literatur“, in: Ders.: *Literatur und Karneval: Zur Romantheorie und Lachkultur*, Frankfurt a.M., Berlin, Wien: 1985, S. 47-60, hier S. 47 u. 50.

2.1 Festlichkeiten als Bestätigung(en) des Alltags?

Das Geplante und Inszenierte erscheint als ein maßgebliches Kennzeichen zur Unterscheidung von Feier und Fest. Daraus wiederum entsteht der Unterschied in den Bewusstseinszuständen, der bei der Feier über das bedeutsame Handeln das Bewusstsein bewirkt, bedeutend zu sein. Geschichte und Tradition sind dabei entscheidende Bedeutungsträger. Dem gegenüber steht das spontan entzündbare Festgefühl.

Trotz aller Gegensätzlichkeiten gibt es Überschneidungen, Grenzpunkte, an denen aus dem einen das andere wird und umgekehrt oder wo beides zur gleichen Zeit am gleichen Ort existiert.

Dieses Kapitel widmet sich den Veranstaltungen, die durch Planungs- und Traditionsimpulse entstehen. Sie sind als Ausdruck von Geschichts- und gesellschaftlichem Klassenbewusstsein allgemeinen Erwartungen ausgesetzt, deren Erfüllung schließlich eine alltagsstärkende, identitätsversichernde Bestätigung liefert oder liefern soll.

Besonders interessant erscheinen hierbei die Grenzpunkte zur festlichen Gestimmtheit wie die Erfüllung oder Nicht-Erfüllung von Erwartungshaltungen. Dabei entscheidet nicht nur der Rahmen des Festes, sondern auch die inszenierenden und erlebenden Figuren, wie auch der 'festliche Raum', vor allem aber die Haltung des Erzählers maßgeblich über den Grad von Feier- und Festlichkeit der Veranstaltung.

2.1.1 Bälle, Diners, Soupers, Gesellschaften – Rituale des 'gehobenen Daseins'?

Diese Form des gleichrangigen Verkehrs im Zusammensein auf Festen machte das eigentliche Leben der Vornehmen aus. In ihnen genoß man die Erhebungen des Daseins[.]⁸³

Bälle, Diners, Soupers und Gesellschaften sind Veranstaltungsformen, die – nicht zuletzt wegen der notwendigen Finanzmittel – vorrangig in der Welt des vermögenden Adels und der Hautefinance anzutreffen sind und somit prädes-

⁸³ Richard Hamann / Jost Hermand: *Gründerzeit*, München: 1971, S. 148.

tiniert für die Welt des ‘Romans der guten Gesellschaft’ erscheinen. Peter Demetz, der diese Romanform an Fontanes Erzählungen untersucht hat, stellt dementsprechend fest, dass „die Architektur der Fontaneschen Romane [...] in überraschender Häufigkeit von den Erzählphasen des festlichen ‘Dîners’ und der ‘Landpartie’ bestimmt“⁸⁴ sei. Ähnlich, wenn auch weiter zugespitzt, dominiert das gesellige Ritual das Leben von Keyserlings Adelligen. Gruenter etwa meint:

alle Mitglieder der Schloßgeschichten begegnen uns in der Doppelrolle und im Rollentausch von Wirt und Gast. Gäste, Gastlichkeit, Bewirtung, ‘organisierte’ Abwechslung, bestimmen das Geselligkeitssystem von Wirt und Gast, das gleichsam im ‘Gesamtkunstwerk’ des Festes gipfelt.⁸⁵

Beide Autoren nutzen dieses ‘Kunstwerk’ so in besonderer Weise zur Darstellung ihrer ‘Gesellschaften’.

Kompositorisch sind große Feste, sprich Bälle, bei Fontane erst im Verlauf der Erzählung platziert und erscheinen – wenn nicht als direkte Wendepunkte – als Hervorhebung unterschwelliger Veränderungen oder Zustände. Das Diner steht hingegen für gewöhnlich am Anfang einer Erzählung und dient der Exposition der erzählten Welt wie des handlungsbestimmenden Konflikts, der bei eben diesem Diner seinen Anfang nimmt. Die narrative Ausgestaltung der Festlichkeiten ist bei Fontane dabei vornehmlich durch das szenische Element und die Aufgliederung der Erzählphasen gekennzeichnet. Tisch- und Nachgespräche spiegeln so die behandelten Themen aus verschiedenen Blickwinkeln und lassen sie daher multiperspektivisch relativiert erscheinen.

Deutlicher im Zeichen des Wendepunkts ist das Fest bei Keyserling angelegt. Es führt Entwicklungen einer Entscheidung oder einer Zuspitzung zu. Zudem ist der vorausweisende Aspekt bei Keyserlings Geselligkeiten besonders stark ausgeprägt und präsentiert sich bei den untersuchten Anlässen auf verschiedenen Ebenen: erstens als eine gesellschaftliche Entwicklung, die die dargestellte soziale Schicht in ihrem Fortbestand und in ihrer Authentizität thematisiert. Zweitens als eine Entwicklung figurativer Beziehungen, erotischer oder ehelicher Natur oder – wie meist – einer Verquickung von beidem und drittens als eine kathartische Entwicklung, die die Festinszenierung in eine verhängnisvolle Realität umdeutet oder in ihrer Künstlichkeit offenlegt.

⁸⁴ Peter Demetz: *Formen des Realismus: Theodor Fontane, Kritische Untersuchungen*, München: 1964, S. 139. Mit dieser Aussage verweist Demetz auf frühere Beobachtungen von Gottfried Krickler wie von Mary-Enole Gilbert.

⁸⁵ Gruenter: *Schloßgeschichten Keyserlings*, S. XV.

Beide Autoren stellen bei den Festlichkeiten Repräsentations- und Begegnungsbedürfnisse der Figuren in den Vordergrund, während Unterhaltungs- und Ablenkungsbedürfnisse an zweiter oder – vornehmlich bei Fontane – unbedeutender Stelle rangieren. Dabei gilt für die untersuchten Erzählungen die verallgemeinernde Formel: Je geringer der Repräsentationsanspruch der Festlichkeit, desto größer sind emotionale Hochgestimmtheit und Vergnügen.

Die Fokalisierung der Festteilnehmer handhaben die Autoren wiederum gegensätzlich. Fontanes Erzählungen verwehren meist eine Sicht in das Innere der Figuren, während Keyserling gerade diese Innensicht in den Vordergrund rückt. Zudem besteht ein aufschlussreicher Unterschied in der Folgewirkung der Feste: Fontanes Geselligkeiten setzen einen Konflikt in Gang oder bleiben gänzlich folgenlos, während für Keyserlings Figuren der auf das Fest folgende Alltag meist nicht leichter, sondern schwerer zu ertragen ist. Das Fest hat bei Keyserling so – entgegen allgemeiner Feststellungen der Festforschung – eine Negativ-Wirkung auf den Alltag.

Zum Beleg und zur Illustration vorgenannter Ergebnisse ist angesichts der Fülle der feierlichen und festlichen Geselligkeiten in den untersuchten Erzählungen das Treffen einer begrenzten Auswahl unerlässlich. Sowohl bei Fontane, dem Erzähler von Landpartie und Diner als auch bei Keyserling, dessen Landadel bereits jedes ‘gewöhnliche’ Diner als Festakt zelebriert, soll im Folgenden daher versucht werden, einen Querschnitt durch Gesellschaftsschichten und Veranstaltungsformen zu geben. Dazu werden betrachtet: die Silvesterbälle in *L’Adultera*, *Effi Briest* und *Mathilde Möhring*, die Bälle in *Beate und Mareile* und *Prinzessin Gundas Erfahrungen* und Soiree und Ball in *Vor dem Sturm*. Weiter das Souper in *Abendliche Häuser* und die Diners in *Dumala*, *Der Stechlin* und *Frau Jenny Treibel* und schließlich die Gesellschaften in *Vor dem Sturm* und *Stine*, eine Geburtstagsgesellschaft in *Die Dritte Stiege* und ein Tanzabend in *Fräulein Rosa Herz*.

2.1.1.1 *Soiree und Ball*

Bei Fontane bewegt sich die Erzählung des „Gesellschaftsrituals“⁸⁶ zwischen einer auffälligen Kürze, die nur wenige Sätze beansprucht und einer nicht minder auffälligen Länge von mehreren Kapiteln. Dabei ist die deutliche Mehrheit seiner ‘großen’ Feiern (Soiree und Ball) von der ‘kleinen’, sprich kurzen Darstellung betroffen. Gryczinskis Silvesterball in *L’Adultera* etwa füllt nur knapp eine Buchseite und wird durch die Kennzeichnung als „kleine[r] Ball[]“⁸⁷ zudem in seiner Bedeutsamkeit reduziert, ja sogar mit einem Adjektiv des Alltäglichen versehen. Der Ball wird damit – zumindest auf den ersten Eindruck – narrativ⁸⁸ wie semantisch als Alltag behandelt.

Einziges Inhalt der Ballschilderung ist die Bewertung Melanies als „die Schönste“.⁸⁹ Das geschieht allerdings aus der Sicht ‘unbekannter’ Offiziere, was die Veranstaltung wie die Bewertung gleichsam mit dem Eindruck von Fremdheit und Distanz belegt. Thematisch bezieht sich die Ballschilderung vor allem auf das außereheliche Liebesverhältnis zwischen Melanie und Rubehn. Dabei erhält die Festlichkeit vor allem über die Ballblumen, die Rubehn für Melanie ausgewählt hat, eine vorausweisende Funktion, die auch die Kapitelüberschrift „Entschluss“⁹⁰ vermittelt. Die rote ‘Granatblütengarnitur’ steht gleich in einem mehrfachen Kontext: Erstens verleiht Melanie unbeobachtet und daher inoffiziell ihrem Liebhaber Rubehn mit der Aufgabe der Blumenauswahl die offizielle Rolle ihres ‘Ballherrn’, wodurch der Ehebruchskonflikt hinsichtlich Heimlichkeit versus Öffentlichkeit thematisiert wird. Zweitens zeigt sich in der von Melanie erwarteten und von Rubehn tatsächlich getroffenen Wahl der Granatblüten eine gegenseitige Kenntnis und Übereinstimmung, die im Kontrast zu der Gegensätzlichkeit zwischen Melanie und van der Straaten steht. Drittens

⁸⁶ Demetz: *Fontane*, S. 140.

⁸⁷ *L’Adultera*, Bd. 2, S. 90.

⁸⁸ Unter dem Aspekt der Dauer zeigt Genette das Summary oder die summarische Erzählung als „den normalen Übergang zwischen zwei Szenen“, „den ‘Hintergrund’“, „mithin das Bindegewebe par excellence der Romanerzählung“. Auf das Phänomen Alltag bezogen, ließe sich schlussfolgern, dass diese „Reduktion der Erzählung“ als Zusammenfassung von belanglosen Ereignissen den Eindruck von Alltäglichkeit erzeugt, so wie die iterative Erzählung durch die abstrakte Zusammenfassung von Wiederholungen. Iteration betont also den Wiederholungs-, sprich Gewohnheitsaspekt des Alltags, Summary dessen Gewöhnlichkeit. Vgl. Genette: *Die Erzählung*, S. 69f.

⁸⁹ *L’Adultera*, Bd. 2, S. 90.

⁹⁰ Ebd., S. 88.

erscheint mit der Beschreibung Melanies während des Balles als „[...] Prachtkopf mit den Granatblüten [...]“⁹¹ ein Verweis auf Rubehn. In diesem Zusammenhang fällt ihr „Lachen“⁹¹ auf dem ‘neutralen Boden’ des Ballsaals auf, das mit Melanies leidendem Zustand in van der Straatens Einflussbereich vor und nach dem Ball deutlich kontrastiert. Viertens wird dem ‘Granat’ eine Vielzahl von Wirkungen zugesprochen, die in bezeichnender Weise zu Melanies Situation stimmen und auf eine gemeinsame Zukunft der Liebenden hindeuten:

Der Granat soll Geister austreiben, neue Energie spenden, um sich gegen Mutlosigkeit und Enttäuschungen durchzusetzen. Des weiteren ist er bekannt, gegen Herz- und Gemütskrankheiten zu helfen und man soll mehr Stärke und Selbstvertrauen ausstrahlen. Der Granat soll helfen Krisen zu überwinden, indem er Widerstandskraft, Ausdauer und Durchhaltevermögen stärkt. Man sagt er löse Hemmungen und Tabus und er soll dynamisch und kreativ machen.⁹²

Damit trägt der Ball den Keim einer Veränderung des Alltags in sich, wobei der ‘Keim’ allerdings weniger aus dem Fest an sich als aus Melanies Gefühlslage resultiert. Der Ball fungiert in diesem Sinne eher als ‘Treibhaus’, das den Keim sich entwickeln lässt, weil in ihm als Traumwirklichkeit die Ehe entgrenzt und der Geliebte in der Rolle des ‘legitimen (Ball-)Herrn’ erlebt werden kann. Melanie gewinnt aus dem Fest so mehr den Impuls für einen veränderten, neuen Alltag als eine Stärkung für den gewohnten Alltag.⁹³

In *Effi Briest* schildert Fontane noch zur ‘Kessiner Zeit’ zwei Silvesterbälle. Ersterer wird angesichts der gesellschaftlichen Bedeutung abermals in erstaunlicher Kürze abgehandelt:

Der Silvesterball hatte bis an den frühen Morgen gedauert, und Effi war ausgiebig bewundert worden, freilich nicht ganz so anstandslos wie das Kamelienbukett, vom dem man wußte, daß es aus dem Gieshüblerschen Treibhause kam. Im übrigen blieb auch nach dem Silvesterball alles beim alten, kaum daß Versuche gesellschaftlicher Annäherung gemacht worden wären, und so kam es denn, daß der Winter als recht lange dauernd empfunden wurde.⁹⁴

⁹¹ Ebd., S. 91.

⁹² <http://www.naturalgems.de/granat.html>, Zugriff am 29.12.2008.

⁹³ Nach dem Ball leidet Melanie unter dem folgenden Alltag umso mehr und umso dringender wird ihr Wunsch nach Veränderung: „Ja, Melanie lachte wirklich. Aber wer sie die folgenden Tage gesehen hätte, der hätte die Beauté jenes Ballabends nicht wiedererkannt, am wenigsten wär’ er ihrem Lachen begegnet. Sie lag leidend und abgehärmt, uneins mit sich und der Welt, auf dem Sofa“ und „und sie schluchzte und jammerte, daß sie dieses Lügenspiel nicht mehr ertragen könne. ‘Steh mir bei, hilf mir, Ruben, oder du siehst mich nicht lange mehr. Ich muß fort, fort, wenn ich nicht sterben soll vor Scham und Gram“ (*L’Adultera*, Bd. 2, S. 91 u. 92).

⁹⁴ *Effi Briest*, Bd. 4, S. 101.

Ähnlich wie in *L'Adultera* dient der Ball als Spiegelrahmen, in dem die Gesellschaft als Spiegel und die weibliche Hauptfigur als zu spiegelndes Subjekt erscheinen. In narrativer Hinsicht unterstreicht dabei der rein externe Fokus gegenüber den Frauen die Bedeutungslosigkeit des individuellen Gemütszustandes für das Gesellschaftsritual, das stellvertretend für die gesellschaftliche Ordnung an sich steht.

Die 'ausgiebige Bewunderung' Effis wird durch den Kontrast zu der 'anstandslosen Bewunderung' des Kamelienbuketts als Summe nur ritueller Gesellschaftsphrasen entlarvt und das 'freilich' lässt die 'Beanstandung' Effis in einem Licht der Selbstverständlichkeit erscheinen. Das wiederum deutet auf die Deplatziertheit Effis an der Seite Innstettens (und) in dem provinziellen Kessin und auf eine Zwangsläufigkeit der daraus folgenden gesellschaftlichen Reaktion. Des Weiteren auffällig ist der Verweis auf die Folgenlosigkeit des Balles.⁹⁵ Sie steht in direktem Widerspruch zu der vielfach konstatierten Funktion von Festlichkeit, den folgenden Alltag erträglicher zu machen. In dem Leben von Effi hat der Silvesterball nichts verändert. Damit erfährt der Ball eine Eingliederung in das Alltägliche und Gewöhnliche, anstatt sich von dem Alltag abzuheben. Er entbehrt jeder Bedeutung für Effi und die Geselligkeitsfunktion der Veranstaltung dient vielmehr der Sichtbarmachung ihrer (gesellschaftlichen) Isolation.

Diese tritt auf dem zweiten Ball umso deutlicher hervor, als dass Effi nicht tanzt, sondern „ihren Platz bei den alten Damen“⁹⁶ einnimmt. Walter Salmen meint dazu: „Ihre Tanzverweigerung kann als ein deutliches Zeichen der Entfernung aus den sozialen Netzwerken ihres Gatten gedeutet werden“.⁹⁷ Stimmig ist die Ballschilderung auf ein Gespräch über 'Anfechtungen' zwischen Effi und

⁹⁵ Eine ähnliche Beobachtung lässt sich in *Vor dem Sturm* machen, wo ein Silvesterball mit all seinen Spuren und Auswirkungen keine 24 Stunden später von dem Alltagszustand komplett getilgt ist: „In dem 'Wieseckeschen Saal auf dem Windmühlenberge', in dem erst am Abend vorher der große Silvesterball stattgefunden hatte, waren am Neujahrstage wohl an hundert Stammgäste mit ihren Frauen und Kindern versammelt. Alles war wieder an seinem alten Platz, und auf derselben Stelle, wo sich vor kaum vierundzwanzig Stunden die Paare gedreht hatten, standen jetzt, als ob der Ball nie stattgefunden hätte, die grüngestrichenen, etwas wackeligen Tische mit den vier Stühlen drum herum; und zwischen den Stühlen und Tischen, hin und her und auf und ab, preßte sich eine Schar von Verkäufern, die hier seit vielen Jahren heimisch und fast ein zugehöriger Teil des Lokals geworden waren“ (*Vor dem Sturm*, Bd. 3, S. 309f.)

⁹⁶ *Effi Briest*, Bd. 4, S. 165f.

⁹⁷ Walter Salmen: „Am Sylvester war Ressourcenball ...“, *Tänze und Bälle bei Theodor Fontane*, in: *Fontane Blätter* 88, Berlin: 2009, S. 104-126, hier S. 120.

der Ritterschaftsrätin von Padden reduziert. Es ist auch nicht Innstetten, der zu einem Gespräch an den Tisch tritt, sondern Crampas, dessen Verhältnis mit Effi nur wenige Tage zuvor seinen Anfang genommen hat. Der Ball fungiert damit als eine Art Krisenbarometer der Geschichte. Indem Effi sich vom gesellschaftlich akzeptierten Festlichkeitserleben (Tanz) separiert, wendet sie sich gegen die Rolle der jungen Ehefrau. Weder repräsentiert sie, noch partizipiert sie und zeigt dadurch, wenngleich in sehr gemäßigter Form, einen Trotz gegen die ihr gesellschaftlich aufoktroyierte Rolle.

In *Mathilde Möhring* schließlich erscheint der Ball weniger als Zuspitzung einer Situation, denn als Wendepunkt der Geschichte. Mathilde, der in der Rede des Landrats „[...] Muck, Rasse, Schick [...]“⁹⁸ zugesprochen wird, kann einen Erfolg nach dem anderen verzeichnen, zählt sich selbst gar zu den ‘oberen Zehntausend’.⁹⁹ Ihr verträumter Ehemann Hugo hingegen beneidet bei der „Theateraufführung“ am Silvesterabend seinen Freund Rybinski, den Schauspieler. „Hugo hätte gern mitgespielt, mußte aber verzichten, weil es sich nicht passe“.¹⁰⁰ Gegen Ende des Balles geleitet er den Landrat und dessen Frau bis zu ihrem Schlitten, erkältet sich dabei und fiebert schon eine Stunde später „furchtbar“.¹⁰¹ Die Erkrankung führt schließlich, nach vorübergehender und nur scheinbarer Genesung, zu Hugos Tod.

So mag man folgern, dass das Begleiten des ländrätlichen Paares als Bestandteil eines gesellschaftlichen Rituals und damit die Anforderungen der Gesellschaft das sind, was Hugos Leben gefordert hat. Schon vorher hat Hugo auf diesen gesellschaftlichen Zwang mit einer inneren Abwehr reagiert, für die seine Krankheiten ein deutliches Indiz sind. Ähnlich Choluj stellt fest:

Zweimal in seinem Leben wird er [Hugo] schwer krank: Zuerst vor dem Examen und dann als Bürgermeister nach einem großen Empfang, bei dem er seine alten Träume vom Theater verdrängen mußte. Diese Momente zeugen davon, daß Fontane das Motiv der Krankheit wieder sehr gezielt einsetzt. Hugos Krankheiten können als eine Flucht vor einem Leben zu verstehen sein, zu dem er sich verpflichtet und in dem er sich überfordert fühlt.¹⁰²

Der Silvesterball vereinigt damit in sich Höhepunkt und Niedergang von Mathildes Erfolgsgeschichte und deutet zugleich auf die Position der Frau hin,

⁹⁸ *Mathilde Möhring*, Bd. 4, S. 657.

⁹⁹ Vgl. Mathildes Ausführungen ebd., S. 656.

¹⁰⁰ Ebd.

¹⁰¹ Ebd., S. 657.

¹⁰² Choluj: *Alltag als Enge*, S. 121.

deren gesellschaftlicher Aufstieg in vollkommener Abhängigkeit zum Mann steht. Mathildes eigene Berufswahl, die sich an den Tod ihres Mannes anschließt, knüpft an die durch den Tod ihres Vaters verhinderte Ausbildung an.¹⁰³ Als Deutungsmöglichkeit ließe sich darin eine Wiederherstellung der ursprünglichen Ordnung sehen, als deren regulierende Kraft der Ball, dann als Feier, erschiene.

Die Ballschilderung, die bei *Mathilde Möhring* abermals mit nur einer Buchseite sehr knapp gefasst ist, wird im Unterschied zu den anderen Silvesterbällen (*Effi Briest*, *L'Adultera*) in seinem Ablauf gegeben: Eröffnet wird der Ball von Hugo und der Landrätin mit einer 'Polonaise'. Um ein Uhr wird der Tanz „auf eine Stunde“ für das Souper unterbrochen und „gegen den Schluß hin“, tanzt Hugo noch eine 'Radowa' mit der Landrätin.¹⁰⁴ Diese Details werden jedoch nur in wenigen Sätzen gegeben und verweisen in ihrem zusammenfassenden Charakter eher auf erzählte Alltäglichkeit als auf das singulativ Besondere. Gesteigert wird dieser Eindruck durch die szenischen Reden von Mathilde und dem Landrat. Mathilde redet von Politik, zitiert eine Rede des Landrats und macht so einen tiefen Eindruck auf denselben, den er Hugo gegenüber auch verbalisiert. Als Bühne für Mathildes ehrgeizig berechnendes Schaffen ist der Ball damit eher potenzieller Werktag. Darauf allein lenkt der Erzähler den Blick. Ganz richtig bemerkt Salmen, dass Tanzveranstaltungen „mit ihren differenzierenden Gesellschaftsritualen“ für Fontane mehr bedeuteten „als das Wohlergehen, ein Lustgewinn und glitzernder Sinnenrausch“.¹⁰⁵ Tatsächlich scheint der Ball als rauschendes Fest bei Fontane kaum relevant zu sein. Vielmehr geht es um den Einzelnen in seinem gesellschaftlichen Gefüge und die Festlichkeit dient dabei lediglich der Zusammenführung des Kollektivs, um eben diese Verhältnisse abzubilden:

Das Wechselspiel von Sehen ('Tanzensehen') und Gesehenwerden machte den Reiz der Teilnahme an Tanzveranstaltungen aus, in den Ballsälen entschieden sich persönliche und politische Geschicke.¹⁰⁶

Stimmig zu dieser zurückhaltenden Festlichkeitsdarstellung ist auch der Anlass Silvester nicht eindeutig bestimmbar. Silvester ist sowohl ein sich jährlich wiederholender Feiertag (= Feier) wie als Übergang zwischen den Jahren ein

¹⁰³ Vgl. die Aussage der Mutter: „[...] un wenn dein Vater länger gelebt hätte, wärst du jetzt Lehrerin, wie du's wolltest [...]“ (*Mathilde Möhring*, Bd. 4, S. 589).

¹⁰⁴ Ebd., S. 656f.

¹⁰⁵ Salmen: *Tänze und Bälle bei Fontane*, S. 106.

¹⁰⁶ Ebd., S. 104.

Grenzübergang (= Fest). Daneben unterstreichen die Veranstaltungsform ‘Ball’ als Tanzveranstaltung¹⁰⁷ wie auch die üppig exotischen Ballblumen von Melanie und Effi zunächst eine etwaige festliche Prägung des Ereignisses. Doch wird durch Fontanes summarische Erzählung und die als Gesellschaftsecho und ‘Arbeit’ angelegten szenischen Einschübe wiederum eher auf Alltag und Werktag verwiesen.

Die einzige ausführliche Ballschilderung in Fontanes Erzählungen erscheint bezeichnenderweise aus der Perspektive eines Gastes, dessen Verfassung durch „Mißstimmung“¹⁰⁸ und „Kopfwegh“¹⁰⁹ gekennzeichnet ist. Lewin von Vitzewitz ist von der Einladung zum vierten Januar wenig begeistert, weil sie seinen Vorstellungen von einem Abend als „häusliche[m] Idyll“¹¹⁰ zuwiderlaufen. Sowohl das ungewöhnliche Datum der ‘Soiree’ – vier Tage nach dem üblichen ‘Silvesterballtermin’, zudem ein Montag – wie auch die kurzfristige Einladung¹¹¹ kontrastieren mit Fontanes anderen Festlichkeiten und betonen so den Ausnahmecharakter des Festes nicht nur als Ausnahme vom Alltag, sondern auch als Ausnahme von den im geschichtlichen Kontext stehenden Feiern. Ebenso steht die umfassende Schilderung, die das ganze fünfte Kapitel „Soiree und Ball“¹¹² einnimmt, den kurzen Erwähnungen der Silvesterbälle entgegen.

Nachdem Lewin das Entree durchquert hat, dessen Besonderheit von dem Erzähler in einer Lewin angepassten ‘anti-festlichen’ Haltung bestritten wird („Es war im übrigen ein Entree wie andere mehr“¹¹³), betritt er das Arbeitszimmer des Geheimrats,

das aber heute, um es als Gesellschaftsraum mitverwenden zu können, eine vollständige Umgestaltung erfahren hatte. Wo sonst das Windspiel und die Goldfischchen ihre bevorzugten Plätze hatten, standen Blumenkübel mit eben damals in die Mode gekommenen Hortensien, während vor den hohen, jeder Wegschaffung spottenden Aktenrealen dunkelrote, mit einer schwarzen, griechischen Borte besetzte Gardinen gespannt worden waren. Nur das Bild der Frau von Ladalinski war geblieben. Der große Schreibtisch hatte einem vielfarbigen Diwan und einer Anzahl zierlich ver-

¹⁰⁷ Bollnow bemerkt, dass am Tanz „das Wesen des Festlichen am reinsten zum Ausdruck“ komme (Bollnow: *Anthropologie des Festes*, S. 226f).

¹⁰⁸ *Vor dem Sturm*, Bd. 3, S. 355.

¹⁰⁹ Ebd., S. 356.

¹¹⁰ Ebd., S. 355.

¹¹¹ Vgl. den Brief Tubals: „erst vor wenigen Stunden geschrieben [...] ‘4. Januar. Seit vorgestern abend sind wir wieder hier. Papa, der uns schon früher von Guse zurückerwartet hatte, hat auf heute (Montag) eine Soiree angesetzt. [...]’“ (Ebd., S. 355).

¹¹² Ebd., S. 353-366.

¹¹³ Ebd., S. 356.

goldeter Ebenholzstühle Platz gemacht, die sich um einen chinesisch übermalten Tisch gruppierten.¹¹⁴

In der Schilderung des Zimmers zeichnet sich eine deutliche Veränderung des alltäglichen Zustands ab. Funktionale Alltagsmöbel und -gegenstände wurden ‘verhängt’ oder ‘weggeschafft’ und durch eine festliche Dekoration ersetzt. Die ‘eben damals in Mode gekommenen Hortensien’ verweisen zudem auf Zeitgeist und Modernität der Veranstaltung, die so – wie bereits über das Datum – von traditionellen und geschichtlichen Bezügen gelöst ist. Demgemäß wurde für diesen Abend ein enormer Aufwand betrieben, der auf festliche Verausgabung und Verschwendung hinweist und sich unter anderem in einem „Livreedieners, augenscheinlich für diesen Abend nur eingekleidet“¹¹⁵ zeigt.

Bei dieser festlichen Umgestaltung fällt der einzige Gegenstand, der im Zimmer des Geheimrats verblieben ist, zwangsläufig auf: das Bild der Frau von Ladalinski. Als einziges Objekt, das sowohl den Alltagsraum als auch den Festraum kennzeichnet, nimmt das Bild einen symbolhaften Charakter für das Romangeschehen an. Es deutet auf den „rätselhaften Zug der Natur“, der Ladalinski darin hindert, seine Frau, die ihn wegen eines anderen Mannes verließ, zu vergessen und vielleicht ebenso daran hindert, das Bild für die Festdekoration zu verhängen, umzudekorieren oder zu entfernen.

Er war niedergeschmettert, und doch konnte er die kurze Forderung, die sie stellte: ‘Vergiß mich’, nicht erfüllen. [...] Der rätselhafte Zug der Natur war mächtiger in ihm als alle Vorstellung.¹¹⁶

Dieser ‘rätselhafte Zug’ birgt eine vorausdeutende Qualität in sich, wodurch das Ballkapitel „als Peripetie des Romans gelesen werden kann“.¹¹⁷ Der ‘rätselhafte Zug’ ist im Ballgeschehen gleichermaßen für zwei Handlungsstränge gültig. Ersterer betrifft politische Neigungen und Überzeugungen und zeigt sich in den Reaktionen der Ladalinskis und des Grafen Bninski auf die Nachricht von der Kapitulation Yorks. Es entbrennt eine kurze Diskussion über den Begriff der Treue, der sich thematisch durch die ganze Erzählung zieht und gerade hier im Kontext des ‘rätselhaften Zugs der Natur’ steht.¹¹⁸ Schließlich ‘gelingt’ es der politischen Nachricht

¹¹⁴ Ebd., S. 358f.

¹¹⁵ Ebd., S. 361.

¹¹⁶ Ebd., S. 327.

¹¹⁷ Salmen: *Tänze und Bälle bei Fontane*, S. 113.

¹¹⁸ Vgl. dazu auch Conrad Wandrey: „Die Forderung der Treue, des Ehrlichen, Schein- und Präentionslosen, der Drang zu den Dingen und Verhältnissen, wie sie wirklich sind, losgelöst

eine gewisse Zerstretheit hervorzurufen und dadurch die Gesellschaft zu stören. Schon um zwölf fuhren die ersten Wagen vor, und ehe eine halbe Stunde um war, hatten sich die Säle geleert.¹¹⁹

Darin zeigt sich nicht nur die Opposition zwischen politischem Ernst und gesellschaftlichem Amusement, sondern auch das spezifische Erzählverfahren Fontanes Persönliches mit Allgemeinem zu verknüpfen und eine 'kleine', individuelle Geschichte mit den 'großen' Vorgängen der Zeit zu hinterlegen.¹²⁰

Der zweite Handlungsstrang bezieht sich auf die Liebe Lewins zu Kathinka. Die Verbindung wird von den Vätern, der gemeinsamen Tante und von Lewin selbst gewünscht, bleibt durch Kathinkas wankelmütiges Verhalten jedoch in der Schwebe. Der polnische Graf Bninski erscheint als Lewins Nebenbuhler und demonstriert seine Übereinstimmung mit Kathinka an eben diesem Abend bei der Vorführung einer Mazurka:

während er [Lewin] hingerissen war von der Schönheit der Erscheinung, beschlich ihn doch zugleich das Schmerzliche der Gefühle, das Gefühl des Zurückstehenmüssens und des Besiegtseins, nicht durch Laune oder Zufall, sondern durch wirkliche Überlegenheit seines Nebenbuhlers. Er empfand es selbst. Alles, was er sah, war Kraft, Grazie, Leidenschaft; was bedeutete daneben sein gutes Herz? Ein Lächeln zuckte um seine Lippen, er kam sich matt, nüchtern, langweilig vor. [...] Es schien ihm alles als Zeichen.¹²¹

Deutlich zeichnen sich hier der weitere Fortgang der Geschichte und der 'rätselhafte Zug in der Natur' Kathinkas ab: Das dynamische Pärchen wird gemeinsam nach Polen fliehen, während Lewin in der passiven Zuschauerstellung außen vor verbleibt. Der Ballabend dient damit neben der Repräsentation und Charakterisierung des Ladalinskischen Hauses und dessen Bewohnern angesichts der Kapitulationsnachricht so vor allem der Bewusstwerdung Lewins während der vorgeführten Mazurka.

In dieser Funktionalisierung des Balls zu einem rein kompositorischen Element, in dem sich im kollektiven Sehen und Gesehenwerden gesellschaftliche Zustandsbeschreibungen mit vorausdeutender Qualität unterbringen

von den Verkleidungen der Selbsttäuschung und absichtlichen Entstellung, schafft auch dem, was von Zeitgeschichtlichem in den Roman hineinragt, was über Politik und Vaterland, Franzosen und Patriotismus gesagt wird, seine eigentümliche Färbung" (Conrad Wandrey: *Theodor Fontane*, München: 1919, S. 132).

¹¹⁹ *Vor dem Sturm*, Bd. 3, S. 366.

¹²⁰ Die Neigung, eine festliche Tanzveranstaltung als Bühne für politische Auseinandersetzungen zu instrumentalisieren, zeigte Fontane schon 1849 in lyrischer Version mit dem Gedicht *Ein Ball in Paris* (Bd. 6, S. 257-261).

¹²¹ *Vor dem Sturm*, Bd. 3, S. 362.

lassen, schwingt eine Gleichgültigkeit, sogar Ablehnung des Erzählers angesichts der Schilderung von Festlichkeit mit. Ein bestätigender Hinweis findet sich an späterer Stelle. Dort bewertet der Erzähler die dekorative Ausgestaltung eines ‘kleinen Zirkels’ im Vergleich mit „jenem Ballabend, der nur zwei große Momente gehabt hatte: die Mazurka und die Nachricht von der Kapitulation“ als „um vieles heiterer“. ¹²² Das ‘Kleine’ – so möchte man meinen – trägt hier einen Sieg über das ‘Große’ davon. Nicht ein aktiv teilnehmendes (festliches), sondern ein passiv rezipierendes (alltägliches) Bewusstsein wird von dem Erzähler erinnert, der Ball in seiner Festlichkeit also gar nicht erst wahrgenommen.

In Keyserlings Erzählungen sind die Bälle aus einem geschichtlichen, traditionellen Zusammenhang, der an ein bestimmtes Datum (wie etwa Silvester) geknüpft ist, herausgelöst. „Heute war Hofball im Schlosse“ heißt es da oder: „Am Abend war großer Ball“. ¹²³ Sowohl die Kennzeichnung als ‘Hofball’ und damit der Verweis auf den Hochadel wie die Verwendung des Adjektivs ‘groß’ betonen den exorbitanten Charakter der Ereignisse. Der ‘Abend’ als Veranstaltungszeitraum erleichtert zudem die Erzeugung eines Ausnahmebewusstseins. So konstatiert Kirchhoff, die „positivistische“ „Bedeutung der Festzeit“ manifestiere „sich in der Abhängigkeit des Festes von äußeren Fakten“:

Das Außergewöhnliche des Zeitpunktes weist auf die Sonderstellung des Festes hin und erleichtert den Feiernden, es als etwas Außerordentliches zu erleben. Vorzüglich werden daher Abend und Nacht, für die die Norm und Ordnung des Tages nicht mehr gelten, als Festzeit gewählt. ¹²⁴

Dieser Ausnahmestatus wird auch in räumlicher Hinsicht deutlich. Der Hofball findet in einem „hellerleuchtete[n] Saal“ statt, „an den weiß und goldenen Wänden Dekorationen von Teerosen und Maréchal Niel, die wie der Abglanz all der nackten Schultern und Arme und alles Goldes im Saal erschienen“. ¹²⁵ Nicht nur die Farben ‘Weiß’ und ‘Gold’ verweisen auf gesteigerte Vornehmheit und

¹²² Ebd., S. 446.

¹²³ *Prinzessin Gundas Erfahrungen*, SG, S. 57 und *Beate und Mareile*, H, S. 46.

¹²⁴ Kirchhoff: *Darstellung des Festes im Roman um 1900*, S. 10. Die positivistische Bedeutung der Festdarstellungen fasst Kirchhoff unter dem Begriff ‘Exzeptionalität’. Die psychische, „die sich in der Abhängigkeit des Festes und der Festzeit vom feiernden Individuum äußert“, bündelt sie in dem Begriff ‘Abundanz’ und schließlich „die transzendente, die sich in der Abhängigkeit der Fest-Gegenwart von einer mythischen Vergangenheit oder Zukunft zeigt“ in dem Begriff ‘Entgrenzung’ (ebd.).

¹²⁵ *Prinzessin Gundas Erfahrungen*, SG, S. 62.

Exklusivität, auch die aufwendige Dekoration, das Licht und die ‘nackten’ Schultern bezeichnen deutlich eine Steigerung des alltäglichen Zustandes.

In *Beate und Mareile* werden sogar eigens ‘Festräume’ geöffnet:

Für die heutige Gesellschaft waren die Festräume des alten Flügels geöffnet worden: das Eßzimmer mit der Schäferszenerie an den Wänden, der grüne Bildersaal, der auf den Wintergarten hinausführte, und der große Ahnensaal.¹²⁶

Die Beschreibung des geöffneten Flügels als ‘alt’, ebenso wie der ‘große Ahnensaal’ verweisen auf die seit Generationen gesellschaftlich etablierte Stellung von Haus und Familie und in diesem Zuge auf dessen und deren Vornehmheit wie auf eine ‘Öffnung’ für Geschichte und Tradition. Diese Feierspezifika werden aber überlagert von den festlichen Aktivitäten, die auch den Gartenbereich mit einbeziehen:

Dann mußten alle in den Garten hinaus, in die stillen, mondbeschiedenen Gänge, an den schlafenden Blumenbeeten hin. Die weiße Feierlichkeit der Mondnacht strich erregend über die nackten Schultern und Arme, stieg allen wunderlich zu Kopf. Man wurde schweigsam auf diesem Gange zwischen den Tuberosen und Gladiolenbeeten, hier und da erscholl ein hysterisches Frauenlachen, Agnes Scharf bekam einen Weinkrampf, die Gräfin Blankenhagen ließ sich in einem Schattenwinkel von Botho Sterneck küssen.¹²⁷

Diese neoromantische Festnacht¹²⁸ erhält durch das ‘weiße Mondlicht’ eine festlich-erregende Qualität und wirkt berauschend auf die Feiernden. Über die ‘nackten Schultern und Arme’ wird eine Abgrenzung zu dem für gewöhnlich „vornehmen Verhüllen aller schönen Nacktheit“¹²⁹ der Adelsfrauen hergestellt. Die emotionalen Regungen der Festteilnehmer zeigen eine deutlich veränderte Bewusstseinslage, eine Überreizung der Sinne, die sich in Hysterie, Weinkrampf und erotischer Grenzüberschreitung äußert und auf das Fest als ‘Ventilsitte’ hinweist. Zugleich deutet der Sprachverlust auf eine Verschiebung vom kultivierten zum kreatürlichen Menschen hin, dem ein ‘Einheitserleben’ im Sinne

¹²⁶ *Beate und Mareile*, H, S. 47.

¹²⁷ Ebd., S. 48.

¹²⁸ Vgl. Heinz Hillmann: *Bildlichkeit der deutschen Romantik*, Frankfurt a.M.: 1971, S. 214ff. Daneben konstatiert Kirchhoff: „Festnächte sind nicht Nächte schlechthin, sondern lassen in ihrer besonderen Schönheit das Exorbitante des Festes transparent werden; in den sternklaren, mond hellen Festnächten halten sich Licht und Dunkel eigentümlich in der Schweben, verbirgt das Dunkel die Häßlichkeit des Alltags, während in der Luzidität des Mondlichtes alles gleichzeitig fremd und vertraut erscheint“ (Kirchhoff: *Darstellung des Festes im Roman um 1900*, S. 11).

¹²⁹ *Beate und Mareile*, H, S. 58.

von festlicher Entgrenzung noch gelingen mag.¹³⁰ Schließlich verlässt die im Mittelpunkt des Festes stehende Sängerin Mareile den Ball vorzeitig auf dessen Höhepunkt, und da der Erzähler sie begleitet, bleibt der ‘große Ball’ auch von der Schilderung etwaiger Müdigkeits- oder Ernüchterungserscheinungen unbehelligt.

Als ursächlich für die festliche Qualität des Balles erscheinen die Überwindung von Tradition und Geschichte, der Tanz und die Anwesenheit Festlichkeit evozierender Figuren. Diese sind die Ausnahmeschönheit und Künstlerin Mareile, die die Gesellschaft alleine durch ihre Anwesenheit ‘berauscht’ und „sich von diesem Strom der Bewunderung willig tragen“¹³¹ lässt und der Gastgeber Günther von Tarniff, der sich „[...] auf die Behandlung der Gesellschaftsnerven“¹³² versteht. Er ist „als Tanzleiter [...] unermüdlich“¹³³ und übt auf die anwesende Gesellschaft über die Aktion des Tanzes und das Hineinführen in die Außergewöhnlichkeit von Handlung und Raum einen regelrechten ‘Zwang’ zur Festlichkeit aus:

Er führte [...] auf und ab und ließ [...] jedes Paar vor Frau Bias, der alten Gärtnersfrau, und Frau Mandelkoch, der Mamsell, die dort schläfrig beieinandersaßen, eine Verbeugung machen. Dann mußten alle in den Garten hinaus.¹³⁴

Speziell die Verbeugung vor den Angestellten zeigt eine festliche Umkehr der Welt, die karnevaleske Züge trägt. Diese vorübergehende Verkehrung sozialer Beziehungen bleibt jedoch ohne Folgen, bestätigt vielmehr die Gültigkeit der Alltagsstrukturen.

Kompositorisch erfüllt dieser Ball die Funktion eines Wendepunktes. Sich unterschwellig anbahnende Ereignisse kulminieren zu Grenzüberschreitungen, die gesellschaftliche Klassenunterschiede thematisieren. Der Maler Berkow konkretisiert seine Liebe zu gemeinsamen Zukunftsvisionen mit der Sängerin Mareile („Wir – wir beide miteinander werden anders frei sein, als die – hier“¹³⁵) und Graf Sterneck engagiert sich gegenüber Mareile dergestalt, dass die Bewahrungs- und Abgrenzungsmechanismen der adeligen Gesellschaft

¹³⁰ Vgl. zu der Ansicht, dass ‘Sprache’, den Zugang zum ‘Leben’ erschwert: Rudolf Steinhilber: *Eduard von Keyserling, Sprachskepsis und Zeitkritik in seinem Werk*, Darmstadt: 1977.

¹³¹ *Beate und Mareile*, H, S. 48.

¹³² Ebd.

¹³³ Ebd.

¹³⁴ Ebd.

¹³⁵ Ebd., S. 49.

aktiviert werden.¹³⁶ Mareiles erklärtes Ansinnen ist dabei auf den Aufstieg in den Adelsstand gerichtet, darauf „[...] in Reih und Glied [zu] stehen [...]“.¹³⁷ Doch wird sie sich durch ein zufällig belauschtes Gespräch der strikten Trennlinie bewusst, die der Adel zu ihr zieht:

‘Noch eine Frage, erlaube’, fuhr Tettau fort. ‘Kann der älteste Sterneck ein Fräulein Cibò oder Ziepe heiraten? Nein – also! Erlaube, ich bin gleich fertig. Du froissierst die Komtesse Irma und die Gräfin, und das geht nicht, das weißt du. Zuerst die Familie und das Regiment, dann die kleinen Passionen. Unsereiner wird nun mal mit der Kandare im Maul geboren.’ ‘Ach! Laß mich zufrieden!’ ‘Sofort. Also, mein Sohn, abgeschwenkt, es ist die höchste Zeit. Unsereiner muß Order parieren.’¹³⁸

Erst daraufhin gibt sie den Werbungen des Malers nach.¹³⁹

In diesem Ball zeigt sich also ein durchaus gelungenes Fest¹⁴⁰: Die bestehende Ordnung wird kurzfristig außer Kraft gesetzt, soziale Grenzen werden verwischt, Tanz und Stimmung sorgen für physische wie psychische Verausgabung und am Ende steht die alltägliche Ordnung umso fester auf dem Boden. Das zeigt sich auch angesichts der Beziehung zwischen Mareile und dem Grafen

¹³⁶ Das sind jedoch nicht die einzigen Herren, die Mareile Avancen machen oder durch Verliebtheit auffallen. Nahezu jeder Mann zeigt sich in der Balldarstellung von der Wirkung der Künstlerin bestrickt. Bezeichnende Ausnahme ist Günther von Tarniff, der später ihre ‘große Torheit’ wird. Die Erklärungen des Fürsten Kornowitz erscheinen diesbezüglich als helllichtige Vorausdeutung: „‘Ja, Sie sind klug. Sie wollen wie die anderen sein. In Reih und Glied, was? Fürchten sich vor sich, wie? Na, Sie werden den Mut zu Ihren Torheiten finden. Denken Sie dann an mich. Ich bin ein alter Kerl, ich habe Sie verpasst. Nichts zu machen! Aber Sie haben mir ja erlaubt, Ihnen zuweilen zu sagen: ›Ich liebe Sie – ich liebe Sie – ich liebe Sie!‹ Ein kleines Almosen. Und – wer weiß – nach den großen Torheiten – wer weiß. Ich warte“ (*Beate und Mareile*, H, S. 50). Berücksichtigt man diese Aussage im Kontext der Duellierung des Fürsten mit Günther aufgrund dessen offen ausgelebter Affäre mit Mareile, so erscheint das Duell weniger als Regulierungsmechanismus der adeligen Gesellschaft, denn als egoistisches Bestreben eines alten Mannes, die ‘große Torheit’ der von ihm begehrten Frau zu beenden und damit ‘seine Zeit’ einzuläuten.

¹³⁷ Ebd.

¹³⁸ *Beate und Mareile*, H, S. 50.

¹³⁹ Was in diesem Kontext eher als trotzig Opposition zu einer Welt, die ihr den Eingang verwehrt, denn als freie Wahl unter zwei Möglichkeiten erscheint, wie es etwa Andreas Sturies darstellt: „Während die Zuneigung Egons von Sterneck ihr hier gesellschaftliche Stellung und Aufstieg zu versprechen scheint, ist die Liebe des Bürgers Hans Berkow von solchen unpersönlichen Aspekten frei. [...] Mit ihrer Entscheidung für den Künstler wählt Mareile eine Beziehung, die wesentlich persönlicher und ‘wirklicher’ ist“ (Andreas Sturies: *Intimität und Öffentlichkeit, Eine Untersuchung der Erzählungen Eduard von Keyserlings*, Frankfurt a.M.: 1990, S. 109).

¹⁴⁰ Im Gegensatz zu Schulz’ Aussage, „daß kein bei Keyserling geschildertes Fest wirklich gelingt, in dem Sinne, daß es dem Menschen unbeschwerter Fröhlichkeit oder ein gehobenes Daseinsgefühl bzw. außerordentliche Lebensfreude vermittelt“ (Schulz: *Ästhetische Existenz*, S. 104f.).

Sterneck, die nur in der verkehrten Festwelt möglich ist und deren Fortbestand in den Alltag hinein als Unmöglichkeit erscheint.

Auch in *Prinzessin Gundas Erfahrungen* nimmt der Ball die Bedeutung eines Wendepunktes an. In jugendlichem Übermut und aus Lust an der Provokation¹⁴¹ bringt die ausgelassene Prinzessin sich und ihren Tänzer, Graf Lütke, zu Fall. Darauf folgt ein schlechtes Gewissen über die Verlegenheit, in die sie den jungen Grafen gebracht hat: „Mitleid für den jungen Mann war es natürlich, aber sie hatte nicht gewusst, daß Mitleid wie Feuer im Blut brennen kann“.¹⁴² Fortan veranlasst sie, dass der Graf sie täglich aus der Entfernung grüßt. Anknüpfend an die Erzählung ihrer Kinderfrau von einem Prinzessinentänzer, der sich nach einem Sturz beim Tanz das Leben genommen hat, verleiht sie dem Vorfall existenzielle Bedeutung. „Jetzt hatte Gundas Leben einen erregenden Inhalt“.¹⁴³ Durch Gundas inkorrekte Aktivität hat der Ball einen alltagsverändernden Einfluss gewonnen, der sich nicht nur in Gundas innerem Bewusstsein niederschlägt, sondern auch in ihrem äußeren Verhalten: „‘seitdem Gunda auf dem Ball hingefallen ist, tut sie so erhaben’“.¹⁴⁴ Im weiteren Verlauf der Geschichte wird die erregende Bedeutsamkeit, die das Ereignis für Gunda einnimmt jedoch durch die Konfrontation mit dessen Bedeutungslosigkeit für den Grafen in ein ‘Nichts’ verkehrt: „Nicht einmal ein Schmerz blieb ihr, wenn es auch schmerzte, denn es war ja nichts gewesen, was sie da erlebt hatte“.¹⁴⁵ So kehrt sie zurück zu den Alltagsritualen des Prinzessinnenlebens, die durch die kurze Zeit des ‘großen Gefühls’ nun aber umso deutlicher einem inhaltsleeren Automatismus des „immer Haltung haben[s]“¹⁴⁶ folgen.

¹⁴¹ Dabei ist es weniger ein von Gunda gefasster Vorsatz, auf den die aktive Ausführung folgt, sondern die Vorstellung von einer Situation, die der Körper in traumwandlerischer Selbständigkeit umsetzt: „Er nimmt es [die Verantwortung als Prinzessinentänzer] leicht, dachte Gunda, was würde er tun, wenn sie wirklich hinfielen? Sie wünschte es fast, und im selben Augenblicke begannen ihre Füße selbständig seltsam wirre Bewegungen zu machen, und dann war es wie im Traum, wo immer sogleich das geschieht, was wir denken. Dann lagen sie wirklich beide auf dem Parkett“ (*Prinzessin Gundas Erfahrungen*, SG, S. 63f.).

¹⁴² Ebd., S. 64.

¹⁴³ Ebd., S. 66.

¹⁴⁴ Ebd.

¹⁴⁵ Ebd., S. 69.

¹⁴⁶ Ebd.

2.1.1.2 *Souper und Diner*

‘Weniger’ als ein Ball, aber doch ‘mehr’ als ein Diner stellt ein Souper dar, für das Keyserling in *Abendliche Häuser* ein Beispiel liefert. Anders als die spontan anmutenden und daher festlichen Bälle in *Beate und Mareile* und *Vor dem Sturm* erscheint das Sirowsche Souper als fester Termin im gesellschaftlichen Kalender: „In Sirow fand das große Souper statt“.¹⁴⁷ Der bestimmte Artikel verweist auf die Bekanntheit des gesellschaftlichen Ereignisses, dessen Bedeutsamkeit durch die Verwendung des Adjektivs ‘groß’ hervorgehoben wird. Als derart ritualisierte Veranstaltung dominiert hier das Feierliche und die äußere Form gilt mehr als der innere Gefühlszustand der Figuren. Stimmig beschreibt Baronin Egloff genau, „wie sie solche großen Gesellschaften zu organisieren pflegte, wie sie alles im voraus genau bestimmte, so daß das Uhrwerk später tadellos von selbst funktionierte“.¹⁴⁸ Über Schlüsselwörter wie ‘organisieren’, ‘Uhrwerk’ und ‘tadellos’ macht die Baronin deutlich, dass es bei der Veranstaltung nicht um den Unterhaltungsfaktor, sondern um gesellschaftliche Repräsentation geht. Es ist eben eine Feier und kein Fest. Daher ist das Detail für die Evokation von Bedeutung auch unerlässlich. Darauf verweist ebenso die Schilderung des Feierortes, in der die ‘Langsamkeit’ der Baronin wie die ‘alte’ Diamantbrosche weitere Hinweise auf die Zuordnung zur Feier geben:

Die Baronin ging durch die Zimmer, um einen letzten Blick auf die Veranstaltungen zu werfen. Langsam zog sie ihre Atlasschleppe über das Parkett, vor einem Spiegel blieb sie stehen und rückte die Diamantbrosche zurecht, ein Geschenk der hochseligen Großherzogin. Dann setzte sie sich auf ihren Sessel und erwartete die Gäste. Die Kerzen in den Kronleuchtern brannten alle, obgleich draußen der Maiabend noch hell über dem Garten war. Die Glastüren zur Veranda standen offen, und der Duft des

¹⁴⁷ *Abendliche Häuser*, H, S. 562. Irmelin Schwalb spricht von dem „Verlobungssouper auf Sirow“ (Irmelin Schwalb: *Eduard von Keyserling, Konstanten und Varianten in seinem erzählerischen Werk ab 1903*, Frankfurt a.M.: 1993, S. 225) und unterstellt dem Souper damit die Verlobung zwischen Dietz und Fastrade als konkreten Anlass. Dagegen spricht, dass das offizielle Verlobungsdiner wie üblich bei den ‘Brauteltern’ stattfindet (Paduren), während das Souper auf Sirow in eine Mehrzahl von „[...] guten Sirowschen Soupers“ (*Abendliche Häuser*, H, S. S. 566) eingereiht wird ohne sich von diesen in irgendeiner Form zu differenzieren. Auch die Tischrede Baron Ports beim Sirowschen Souper, die ein weiteres Indiz für ein ‘Verlobungssouper’ wäre, bezieht sich nur allgemein auf die Verbindung ‘alteingesessener Familien’, lässt die konkrete Verlobung aber unberücksichtigt. Einzig Fastrades Aussage nach dem Verlobungsdiner auf Paduren „Das war ein Prüfungstag [...] wenn ich bei euch bin, ist die Reihe an mir“ (ebd., S. 543) impliziert eine ‘Revanche der anlassbezogenen Festlichkeit’.

¹⁴⁸ Ebd., S. 562.

Flieders drang herein, der wie eine Mauer aus weißem und hellblauem Gewölke den Garten einhegte.¹⁴⁹

Im Sinne von ‘je früher der Abend, desto feierlicher die Veranstaltung’ beginnt das Souper noch bei Tageslicht. Die Verbindung zum Tag wird so gewahrt und die Feier damit nicht als Abkehr, sondern als Weiterführung der Ordnung des Tages bestätigt. Die mangelnde Notwendigkeit der brennenden Kerzen, die durch die Konjunktion ‘obgleich’ vom Erzähler hervorgehoben wird, impliziert neben festlicher Verschwendung eine Fixierung auf ein festgelegtes Programm, das realistische Gegebenheiten ignoriert und damit eine Bevorzugung der Schlossrealität gegenüber der Realität der Außenwelt zeigt. Zugleich offenbart sich darin eine Schematisierung, die anknüpft an „das Ritual als eine Art funktionalen oder strukturellen Mechanismus“¹⁵⁰, bei dem die dekorativen Details das Wichtigste zu sein scheinen.

Die geöffneten Glastüren schließlich führen auf den Garten hinaus. Dieser ist durch eine ‘Mauer’ aus Flieder, der in den typischen Farben der Schlossgesellschaft blüht (‘Weiß’ und ‘Blau’), von der Außenwelt abgegrenzt. Auch diese Grenze verweist wiederum auf Ritualität. Albert Bergesens Definition von sogenannten Makroriten etwa zeigt eine enge Verwandtschaft zu dem Sirowschen Souper:

Makroriten sind formelle, öffentliche Zeremonien, die für die symbolische Reproduktion begrenzter sozialer Gemeinschaften wesentlich sind. [...] Das Wesensmerkmal solcher Makroriten besteht darin, dass sie die kollektive Identität, d.h. die Grenzen der Gemeinschaft, egal wie gross oder klein sie ist, bestimmen.¹⁵¹

Als Wesensmerkmal des Soupers ließe sich daher auch die Bestimmung der kollektiven Identität verstehen. Das heißt konkret: ein wesentlicher Sinngehalt der Feier liegt in der Identifikation der adeligen Gemeinschaft als das, was in die Grenzen der ‘Fliedermauer’ eingehegt und von dem jenseits dieser Mauer liegenden ‘Draußen’ abgegrenzt ist.

Ähnlich wie die Mondnacht in *Beate und Mareile* hat dabei auch dieser Abend eine besondere Wirkung auf die Figuren:

Zuweilen ging eine der Damen auf die Veranda hinaus; der Abend war milde, aber es lief doch ein Schauer über die nackten Schultern. ‘Wie schön, wie wunderschön’,

¹⁴⁹ Ebd.

¹⁵⁰ Catherine Bell: „Ritualkonstruktion“, in: Andréa Belliger / David J. Krieger (Hrsg.): *Ritualtheorien, Ein einführendes Handbuch*, Wiesbaden: 2003, S. 37-47, hier S. 37.

¹⁵¹ Albert Bergesen: „Die rituelle Ordnung“, in: Belliger / Krieger (Hrsg.): *Ritualtheorien*, S. 49-76, hier S. 53.

sagte sie dann und ließ die Worte gefühlvoll klingen; die Ruhe der Abenddämmerung, die feierlich über den Tulpen- und Narzissenbeeten lag, ergriff sie.¹⁵²

Anstelle von berauschter Festlichkeit empfinden die Damen hier ‘feierliche Ruhe’, sind nicht ‘erregt’, sondern ‘ergriffen’. Das ergibt sich fast schlüssig aus dem Fehlen des (Mond-)Lichts. Denn eine Feier ist eher eine Veranstaltung des gemäßigten, des gedämmten Lichtes.¹⁵³ So ist hier von der Abenddämmerung die Rede. Auch verweisen die Lichtverhältnisse auf den Zeitpunkt der Festlichkeit. Die Dämmerung bezieht sich noch auf das Tageslicht und damit die Ordnung des Tages, während Nacht und Mondschein den Tag und die Sonne vollständig abgelöst haben.

Mit der Ergriffenheit der Damen – die durch die summarische Zusammenfassung des Erzählers als einer gesellschaftlichen Verhaltensschablone folgend vorgeführt wird – entspricht das Souper zunächst ganz dem feierlich würdevollen Programm der Baronin Egloff. Unplanmäßig ist dagegen das ‘rasende Kartenspiel’ der Herren. Bereits die dadurch entstehende, räumliche Teilung der Gesellschaft nach Geschlecht läuft der ‘Begegnungsfunktion’ derartiger Feiern zuwider.¹⁵⁴

Draußen im Saale langweilten sich die Damen, da die Herren fast alle im Spielzimmer waren, nur die älteren Herren gingen ab und zu, Baron Port, Herr von Teschen, Doktor Hansius, sie kamen mit besorgten Mienen aus dem Spielzimmer, flüsterten da etwas von ›rasendem Spiel, unglaublich!‹ und über der Gesellschaft lag das quälende Gefühl, als vollzöge sich drüben im Spielzimmer etwas Unheimliches und Verhängnisvolles.¹⁵⁵

Als der feierlichen Intention der Festlichkeit entgegenstehend, beeinflussen die Handlungen, die auf das Spielzimmer konzentriert sind, die allgemeine Stimmung negativ und führen schließlich zum Abbruch der Feier: „Die

¹⁵² *Abendliche Häuser*, H, S. 564.

¹⁵³ Vgl.: „Zur feierlichen Wirkung eines Raumes gehört meist eine gewisse Dunkelheit, ein Dämmern (etwa in der Krypta). Der helle, übersichtliche, klare Raum der reformierten Kirchen wirkt darum nicht feierlich und ist auch nicht als feierlich gemeint“ (Bollnow: *Anthropologie des Festes*, S. 221).

¹⁵⁴ Ohne diese Begegnungsfunktion, die erst ermöglicht, einen standesgemäßen Ehepartner zu finden, existiert auch keine Ehe- und damit Prokreationsmöglichkeit. Vgl. z.B. Salmen, der Ähnliches für ‘Bälle’ konstatiert: „Bälle werden mit der obligaten Fächer-Zeichensprache und der Präsentation großer Robe oder auffallender Kostümierung zu reglementierten Gelegenheiten normierten Geschlechterwerbens, zu körperlicher Berührung oder auch zur Verweigerung (etwa durch das obligate Handschuhtragen)“ (Salmen: *Tänze und Bälle bei Fontane*, S. 111).

¹⁵⁵ *Abendliche Häuser*, H, S. 568.

Stimmung wurde unerträglich, und die Damen bestellten ihre Wagen“.¹⁵⁶ So scheint gerade die planungsabhängige Feier als störungsanfällig. Spontane Entwicklungen, die für ein Fest eher förderlich sind, sabotieren gewissermaßen das ‘Uhrwerk’ der Feier. Dabei schmälern sie hier nicht etwa nur die feierliche Wirkung, sondern eliminieren sie regelrecht.

Die kompositorische Funktion des Soupers schließlich ergibt sich aus der Zusammenführung verschiedener Handlungsstränge. Die ‘Liebesgeschichte’ wird hier gleichsam zur Geschichte einer gesellschaftlichen Klasse. Sie bringt die „[...] Fabrikantentochter [...]“¹⁵⁷ Lydia von Dachhausen, die ehemalige Geliebte Dietz von Egloffs, mit Dietz’ Verlobter Fastrade von der Warthe, der Tochter einer vorbildlichen Adelsfamilie, und ihn selbst zusammen. Lydia und Fastrade sind optisch, charakterlich und auch in ihrem Verhalten Egloff gegenüber als Gegensätze angelegt. Das aufstrebende Bürgertum in Person Lydias ist dabei von einer Todessymbolik geprägt, die sich für den jungen und damit die Zukunft des Standes tragenden Adeligen als verhängnisvoll erweist.¹⁵⁸ In der ‘Balkonszene’, die Irmelin Schwalb als das „wesentliche Geschehnis während des Soupers“¹⁵⁹ klassifiziert, versucht Lydia, Dietz als Geliebten zurückzugewinnen. Währenddessen wird Fastrade von Baron Port, dem Vertreter der alten Adelsgeneration, mit einem Gespräch über landwirtschaftliche – und damit der alten Generation entsprechenden – Themata davon abgehalten, zu Dietz auf den Balkon zu treten. Die Folge davon sei – so Schwalb –, „daß beide ihren Dissens nicht bereinigen können, und sich Dietz erneut Lydia Dachhausen zuwendet“.¹⁶⁰ Das bestätigt sich in der Verabschiedungsszene, bei der Egloff Lydias ‘falsche’ Freundlichkeit mit einem Lächeln quittiert und auf Fastrades unsinnliche Sorge spöttisch reagiert. Anknüpfend an die Symbolik der beiden

¹⁵⁶ Ebd.

¹⁵⁷ Ebd., S. 495.

¹⁵⁸ Lydias Verhältnis führt zu einem Duell zwischen Egloff und Fritz von Dachhausen, mit Egloff seit Kindertagen ‘befreundet’ und Ehemann Lydias. Dabei stirbt Dachhausen. Ebenso ist Lydias Verhalten ursächlich für Fastrades Entscheidung, die Verlobung zu lösen und so schlussendlich für Egloffs Selbstmord. Zusammen mit Fastrades Bruder, der ebenfalls in einem Duell starb, ist die männliche Nachkommenschaft des ‘Adelswinkels’ damit ‘ausgerottet’ und den Verbleibenden bleibt nichts anderes übrig, „[...] als zu sitzen und zu warten, bis eines nach dem anderen abbröckelt“ (Ebd., S. 497).

¹⁵⁹ Schwalb: *Keyserling, Konstanten und Varianten*, S. 235.

¹⁶⁰ Ebd., S. 236.

Frauen¹⁶¹ ist damit ein Vorhalt zukünftiger Entwicklungen gegeben, den man auf einer abstrakteren Ebene als Untergang des Adels bezeichnen könnte.

Das Souper mit dem Zweck der Identitätsbestimmung, der auch in der Thematisierung adeliger Verlobungen als „Bollwerk gegen die neuen, zerstörenden Ideen“¹⁶² offenkundig wird, erweist sich so nur noch in der dekorativen Ausgestaltung als gelungen. Mit anderen Worten: Das Äußere knüpft stimmig historisierend an traditionelle Feiern an – man denke beispielsweise an den von Richard Alewyn beschriebenen „dekorativen Hofadel“.¹⁶³ Das Innere hingegen entbehrt einer selbstbestätigenden Funktion, wie sie aus dem feierlichen Bewusstsein gewonnen werden kann. Die Worte der alten Generation werden vielmehr durch die Taten der jungen Generation als inhaltsleer entlarvt. Dietz etwa ist weniger ‘Bollwerk’, als dass er mit den ‘neuen, zerstörenden Ideen’ in Gestalt Lydias sympathisiert. Zugleich verspielt er in dem vom Festraum abgegrenzten Spielzimmer einen „große[n] Teil des Sirowschen Waldes“.¹⁶⁴ Der offizielle, einsehbare Raum, der durch die Langeweile der

¹⁶¹ Über Fastrade liegt ein „so wundersam warmer Jugendglanz“ (*Abendliche Häuser*, H, S. 562). Sie ist gekleidet in Weiß mit einem Veilchenstrauß an der Brust. Demgegenüber erscheint Lydia in schwarzem Samt mit „alabasterweiß[er]“ Haut (ebd., S. 563) und pfirsichfarbenen Rosen. Attribuiert durch das Violett der Veilchen, der „Symbolblume der Tugend und Bescheidenheit“ (Eva Heller: *Wie Farben wirken, Farbpsychologie, Farbsymbolik, Kreative Farbgestaltung*, Reinbek bei Hamburg: 1999, S. 170), durch Wärme, Jugend und die Farbe ‘Weiß’, in diesem Kontext nicht auf Lebensferne, sondern auf Reinheit verweisend, kontrastiert Fastrade mit der ‘steinernen’ Lydia. Deren Rosenstrauß (der eine Balkonszene mit Dietz symbolhaft begleitet) steht im Kontext von Liebe, Eros und Rausch, erweitert durch die Farbgebung des Pfirsichs, der als Symbol des Weiblichen und der Fruchtbarkeit gilt. Zugleich stehen die Farben ‘Schwarz’ und ‘Weiß’ für Tod und Lebensferne, was in den weiteren Zuschreibungen von ‘alabasterweißer’ Haut und den „Edelsteinaugen einer griechischen Marmorgöttin“ (*Abendliche Häuser*, H, S. 563) offen zutage tritt.

¹⁶² Ebd., S. 566.

¹⁶³ Richard Alewyn / Karl Sälzle: *Das große Welttheater, Die Epoche der höfischen Feste in Dokument und Deutung*, Hamburg: 1959, S. 41. Vgl. auch: „Im Fest erst erreicht die höfische Gesellschaft ihre gültige Form. Im Fest stellt sie dar, was sie sein möchte, was sie vielleicht zu sein glaubt, was sie in jedem Fall zu sein scheinen möchte. Es ist eine hochpathetische Demonstration“ (ebd., S. 14).

¹⁶⁴ *Abendliche Häuser*, H, S. 569. Vgl. dazu das Gespräch über den Waldverkauf mit dem „Gewissen dieses Adelswinkels“ Baron von der Warthe und dessen Tochter Fastrade: „Egloff zuckte die Achseln. ‘Ja, schön sieht das nicht aus’, meinte er nachdenklich, ‘und es ist auch keine schöne Sache, ein Schlachtfeld, sagen Sie. Also eine Schlacht, in der wir über den Wald gesiegt haben. Aber wenn wir dann endlich so über den Wald gesiegt haben, dann sind wir doch die Geschlagenen.’ Der Baron schaute auf, sah Egloff unzufrieden an und sagte dozierend: ‘Die Wälder sind in unseren Familien recht eigentlich das, was die Generationen verbindet, wir genießen, was unsere Vorfahren gehegt und gepflanzt, und wir hegen und pflanzen für die kommenden Generationen’“ (ebd., S. 488 u. 507f.).

Damen eher als Alltagsraum gekennzeichnet ist, steht dem inoffiziellen, auch vor dem Erzähler versteckten Raum gegenüber, der durch das ‘rasende’ Riskieren der (gesellschaftlichen) Existenz Festlichkeit impliziert.¹⁶⁵ So möchte man meinen, dass in der vorliegenden Konstellation das ‘versteckte’ Fest der Feier den Boden entzieht. Die Begegnungsfunktion der Feier und damit die Erhaltungsabsicht des Adels bleiben unerfüllt. Abermals auf einer abstrakteren Ebene formuliert, wäre das versteckte Fest als die innere Festsuche der Figuren Ursache für das Scheitern der offiziellen Feier als der äußeren Identitätserhaltung der gesellschaftlichen Klasse.

In einem gänzlich anderen ‘Licht’ erscheint die Ausgestaltung des Diners in *Dumala*. Die Räume sind hier durch vorherige Schilderungen wohlbekannt, zeigen sich am Abend der Feier jedoch in ‘ungewohnter Beleuchtung’:

Die Zimmer in Dumala waren heute alle erleuchtet. Die alten Möbel mit den verblaßten Seidenbezügen und den großen gewundenen Lehnen standen mürrisch, wie im Schlaf gestört, im hellen Lampenlicht.¹⁶⁶

Die Exklusivität des Seidenstoffes wird durch das ‘Verblasstsein’ relativiert und auch die als ‘mürrisch’ personifizierten Möbel widersprechen einer festlichen Atmosphäre. Das Licht, das als Lebenssymbol diese Stimmung vermitteln könnte, wird durch den Verweis auf dessen künstlichen Ursprung als ‘Lampenlicht’ entwertet und die Möbel, von dem Licht eher ‘gestört’, verleihen dem Diner den Anstrich einer unwillkommenen Pflichtveranstaltung. So erscheint bereits die Dekoration als eine wenig gelungene Zurschaustellung von Besitz. Einzig der Verweis auf das Alter der Möbel evoziert einen Bezug zu der geschichtlichen Ausrichtung einer Feier.

Die Gästezahl ist sehr überschaubar und besteht fast ausschließlich aus bereits bekannten Figuren. Neu in Erscheinung tritt bei dem Diner jedoch Baron Behrent von Rast, der bisher nur auf der zweiten narrativen Ebene erwähnt wurde.¹⁶⁷ Von diesem ‘mephistoartigen’ Baron muss sich der kränkliche Baron Werland bei dem Gang zur Tafel führen lassen. Und da nur diese eine Paar-konstellation erwähnt wird, die zudem mit der traditionellen Begegnungs-

¹⁶⁵ Damit ist nicht nur das Spielzimmer, sondern auch der Balkon gemeint, auf dem Lydia, die ‘Fabrikantentochter’, als Sinnbild der ‘neuen, zerstörerischen Ideen’ erscheint.

¹⁶⁶ *Dumala*, H, S. 252.

¹⁶⁷ D.h. nicht der Erzähler selbst, sondern eine der Figuren hat von Rast berichtet. Vgl. Genette: „Jedes Ereignis, von dem in einer Erzählung erzählt wird, liegt auf der nächsthöheren diegetischen Ebene zu der, auf der der hervorbringende narrative Akt dieser Erzählung angesiedelt ist“ (Genette: *Die Erzählung*, S. 163).

funktion (ein Herr führt eine Dame) bricht, erhält sie einen zeichenhaften Charakter. An den „große[n] schwarze[n] Herr[n]“¹⁶⁸ knüpfen sich dabei unweigerlich die Assoziationen ‘Teufel’ und ‘Hölle’ (= unten). Dadurch wird aus dem Gang zur Tafel auch ein Untergang, zunächst und konkret für Baron Werland selbst, dessen Frau mit dem „[...] Teufelskerl [...]“¹⁶⁹ davonlaufen wird, dann aber auch für das Gesellschaftsritual an sich und die gesellschaftliche Klasse, deren Ausdruck es ist.

Der sich darin ausdrückende Mangel an standesgemäßer Repräsentation soll stimmig durch eine sprachliche Ausschmückung kompensiert werden. So wird die Legitimation der Feier unter anderem durch eine etwas absurd anmutende Historisierung des Essens versucht.

‘[...] Man schmeckt sofort Tradition heraus.’ ‘Unser Jansohn ist auch der konservativste aller Köche’, berichtete Werland. ‘Ja, ja das schmeckt man’, bestätigte Rast. ‘Es ist, als legte er überall ein paar Blätter vom Stammbaum zu. Familienküche, das ist das Wahre. [...]’¹⁷⁰

Schließlich versinkt der Abend in Stille; Pastor Werner sieht die Räume in ihrer gewohnten Einsamkeit vor seinem inneren Auge und Baron Werland ist eingeschlafen. Das etwaige feierliche Bewusstsein Werners befasst sich also mit dem Bild des früheren Alltags, während Werland sich mit dem Schlaf einer existenziellen Alltagshandlung widmet. So zeigt sich die Feier deutlich in ihrer Abhängigkeit von dem jeweiligen Alltag auf den sie sich bezieht. Angesichts von „Baron Werland, der im Gesellschaftsanzuge noch schmaler und gebrechlicher als sonst aussah“¹⁷¹, möchte man meinen, dass die Feier keinen neuen Zustand zu erschaffen vermag, sondern eben ‘nur’ die bereits im Alltag angelegte Verfassung durch äußeres Zeremoniell und Dekorurn überhöht. Daher vermittelt der Gastgeber hier einen, durch die Feier umso offener zutage tretenden, ‘gebrechlichen’ Zustand.

Thematisch treffen bei diesem Diner eine Zustandsbeschreibung der dekadenten Adelsschicht und die ‘Liebesgeschichte’ des Pastors Werner zusammen.¹⁷² Für den verheirateten Werner, der heimlich in die Baronin

¹⁶⁸ *Dumala*, H, S. 254.

¹⁶⁹ Ebd., S. 239.

¹⁷⁰ Ebd., S. 253.

¹⁷¹ Ebd., S. 252.

¹⁷² Keyserling wendet für den Eindruck von Werners Verliebtheit und Eifersucht ein Nacheinander von vier sich in gleicher Reihenfolge wiederholenden Elementen an: Erstens bemerkt Werner ein verändertes Verhalten Karolas, zweitens bezieht Werner dieses Verhalten auf Baron Rast, drittens wertet Werner Rast ab und viertens ärgert sich Werner über seine

Werland verliebt ist, erscheint der Abend durch Karolas Annäherung an Baron Rast als Wendepunkt: „Eine tiefe Verstimmung quälte ihn, ein Gefühl, als sei es nun mit etwas vorüber, das ihm lieb und nötig gewesen war“.¹⁷³ Die Bewusstwerdung über die Unrechtmäßigkeit seiner Eifersucht¹⁷⁴, die auf der Heimfahrt erfolgt, ist deutliches Ergebnis des Abends und hinterlässt im folgenden Alltag „eine Unruhe, eine Qual“, die „niedergekämpft werden“¹⁷⁵ muss.

Die in der Festforschung konstatierte Bedeutsamkeit für den Alltag (Identitätsbestimmung, Reflexion und Bewusstwerdung) ist also durchaus vorhanden, nur in gänzlich anderer Ausprägung als veranschlagt. Der Alltag, der auf das Diner folgt, ist nicht leichter, sondern schwerer zu ertragen, weil der positiv aufgefasste Alltag aus der Zeit vor der Feier als unethische Traumrealität reflektiert wird.

Ähnlich wie bei dem Sirowschen Souper gerät der Abend so zu einem Bild des Niedergangs.¹⁷⁶ Die Identitätsbestimmung einer Gruppe ist schon durch die soziale Differenz der Gruppe nicht gegeben (drei Adelige, drei Bürgerliche), wird aber fast noch mehr durch die eifersüchtige Konkurrenz der Herren behindert. Weder alltägliche Räume, noch die alltäglichen Verhältnisse können bei dieser Feier überwunden werden. Vielmehr treten die Schwäche und das Alter von Baron Werland umso deutlicher hervor.

In Fontanes Erzählungen zeigt sich das Diner als ein bestimmendes Element in fast allen gesellschaftlichen Schichten und davon auffällig unabhängig in konstant ähnlichem Ablauf. Demetz hat „die einzelnen Phasen des Gesellschafts-

Frau. Ein Beispiel: „Wie sie ihm alle zuhörten, wie sie lachten, auch Karola. Werner wunderte sich darüber. Ihm waren sie zuwider, diese Geschichten und diese weiche, schnarrende Stimme, die die Worte so nachlässig hinwarf. Er schaute mißbilligend zu Lene hinüber“ (ebd., S. 254).

¹⁷³ Ebd.

¹⁷⁴ Vgl.: „Und warum war er unglücklich? Er hatte ja nicht einmal das Recht unglücklich zu sein“ (ebd., S. 255).

¹⁷⁵ Ebd.

¹⁷⁶ Dass sich Lene, die Frau des Pastors, „gut unterhalten hatte“ (ebd., S. 254f.) und bei den Anekdoten des Barons Rast sogar „ihr Taschentuch vor den Mund“ legte, „weil sie so lachen mußte“ (ebd., S. 254), ist ein Beleg mehr für missglückte Feierlichkeit, die sich doch eher durch Ernst und Pathos auszeichnet. Nimmt man jedoch Lenes Heiterkeit als Anlass, den Aspekt der Festlichkeit näher zu betrachten, findet man nicht die Veranstaltung selbst, sondern nur die Person Baron Rast damit in Verbindung gebracht. Er sorgt für die Unterhaltung der Gesellschaft und er ist es auch, der sich mit Karola zum gedämpften Zwiegespräch in einer Fensternische zusammenfindet und damit einem erotischen Grenzübertritt, wie er für das Fest bei Keyserling fast verbindlich ist, am nächsten kommt.

rituals“, die „sich zu Romankapiteln“¹⁷⁷ verwandelten in drei bis fünf „Erzähl-Phasen“¹⁷⁸ unterschieden.¹⁷⁹ Häufig stellt Fontane dabei zwei Diners „in korrespondierender Opposition einander“¹⁸⁰ gegenüber, wie auch Alois Wierlacher in seinem Vergleich zwischen Treibelschem Diner und Schmidtscher Abendtafel (*Frau Jenny Treibel*) konstatiert. „Die fundamentale Ordnung leuchtet klar durch die Variation“¹⁸¹ stellt wiederum Demetz fest. Aber:

Die Routine dieser ritualisierten Abläufe ist nicht als Gefahr für das Amüsement zu sehen, sondern als Bestätigung tradierter Alltagsorganisation, die sich in solchen Fixpunkten verdichtet.¹⁸²

Ein kurzfristig angesetztes „[...] Klostermahl [...]“¹⁸³ findet etwa im Kloster Wutz (*Der Stechlin*) nach folgender ‘Routine’ statt: Eintreffen und „Sichadjustieren“¹⁸⁴ der Gäste, Spaziergang im Garten und Gespräch, Geleiten der Tischdamen an die gedeckte Tafel, Mahl und Tischgespräche, Kaffee, Aufbruch der Gäste und Nachgespräche. Der zeitliche Rahmen ist knapp gesteckt.

¹⁷⁷ Demetz: *Fontane*, S. 140.

¹⁷⁸ Ebd., S. 141.

¹⁷⁹ Den ‘Drei-Phasen-Rhythmus’ bezieht Demetz, der Diner und Landpartie in einem behandelt, eher auf die Landpartie. Demnach bestehe sie aus 1. Vorbereitungen und dem Eintreffen der Gäste, 2. Spaziergang und Mahl, 3. Heimfahrt und Gesprächsgruppen. Als viertes ‘Erzählelement’ erscheint „das rückblickende Kommentargespräch“ (ebd.). Die ‘fünphasige’ Erzählstruktur differenziert er in 1. Eintreffen der Gäste mit der „Wartehalbestunde“ und dem zeremoniellen Gang der Gäste zur kunstvoll gerichteten Tafel“, 2. Offenbarung der Tischordnung und den daraus resultierenden Gesprächspartnern, 3. „formeller Toast und die launige Antwort“, 4. Trennung der Gesprächsgruppen (nach Geschlecht) und erneute Vereinigung der Gruppen „zu Kaffee und musikalischen Darbietungen“, 5. Nachgespräche, „Konversation über Konversation“ (ebd., S. 140).

¹⁸⁰ Alois Wierlacher: *Vom Essen in der Literatur, Mahlzeiten in Erzähltexten von Goethe bis Grass*, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz: 1987, S. 167. Vgl. insbes. das Kap.: „Abendtafel und Diner, Zur Mahlzeitenopposition in Fontanes *Frau Jenny Treibel*“, S. 167-171.

¹⁸¹ Demetz: *Fontane*, S. 140.

¹⁸² Rainer Kolk: *Beschädigte Individualität, Untersuchungen zu den Romanen Theodor Fontanes*, Heidelberg: 1986, S. 112. Zudem verweist Kolk auf die „Entlastungsfunktion des Rituals“ (ebd., S. 121). In der „kommunikative[n] Entsprechung“ der „innerpsychisch wirksamen Reduktionsmechanismen des Alltagsbewußtseins“ – so meint er – werden „Angstreduktion, Sicherheit, Ruhe und Stabilisierung möglich“ (S. 113). Damit könnten „massive Kontingenzerfahrungen“ kompensiert werden, für die Kolk als Beispiel „die zerbrechliche Isolation des Klosterlebens für die Stiftsdamen“ (Kloster Wutz) nennt (ebd.).

¹⁸³ *Der Stechlin*, Bd. 5, S. 80. ‘Diners’ finden unter den geselligen Tafelrunden übrigens weitaus weniger statt, als sich zunächst vermuten lässt. In *Unwiederbringlich* bspw. hält die Prinzessin „wie gewöhnlich die Teestunde“ (ebd., S. 708), Ebba und ‘die Schimmelmann’ veranstalten „kleine Reunions“ (ebd., S. 745) und in *Cécile* wird zum Mittagessen eingeladen (ebd., S. 265).

¹⁸⁴ *Der Stechlin*, Bd. 5, S. 81.

Die Domina erfährt erst um ein Uhr von dem Besuch ihres Neffen und seiner Freunde, die um vier Uhr schließlich eintreffen. Das Mahl ist für fünf Uhr angesetzt und um sechs Uhr reisen Woldemars Freunde, Rex und Czako, bereits wieder ab. Diese kurze Vorbereitungszeit verweist auf einen von vornherein festgelegten Ablauf und macht so die Mechanik des geselligen Rituals in höheren Gesellschaftsschichten deutlich.

Die räumliche Situation des Klosters ist im ersten Eindruck von Wirtschaftlichkeit („Gartenanlagen mit allerhand Küchen- und Blumenbeeten und mit vielen Obstbäumen dazwischen“¹⁸⁵), im zweiten von Verfall gekennzeichnet.

Das meiste, was sie sahen, waren wirr durcheinandergeworfene, von Baum und Strauch überwachsene Trümmernmassen [...] In der Tat, wohin man sah, lagen Mauerreste, in die, seltsamlich genug, die Wohnungen der Klosterfrauen eingebaut waren¹⁸⁶

Dieser Verfall geht einher mit auf einer vom Umsturz bedrohten Giebelwand nistenden „Störche[n], deren feines Vorgefühl immer weiß, ob etwas hält oder fällt“.¹⁸⁷ Der Kindersegen und so auch ‘Erneuerung’ verheißende Klapperstorch steht dabei der ‘Konservierung’ des Klosters und seiner Bewohnerinnen durchaus ironisch gegenüber. Dazu deutet die ‘Konservierung’, welche unter anderem durch das Jungferntum der Klosterfrauen, die „[...] wohl konserviert[e]“¹⁸⁸ Domina, die seit dem Dreißigjährigen Krieg liegenden Trümmer und die selten sterbenden Stiftsdamen¹⁸⁹ deutlich betont wird, weniger auf eine feierliche Öffnung des Bewusstseins für Geschichte als auf ein ‘Selbst-Geschichte-Sein’.

Der Garten, in dem vor dem Essen promeniert wird, fällt durch wirtschaftliche, geschichtliche und sozial-politische Bezüge auf. Es finden sich darin Glaskugeln „aus der Globower ‘grünen Hütte’“¹⁹⁰, die auf die lokale Glasindustrie hindeuten, Rittersporn, der auf vergangene Zeiten verweist und die Charakterisierung des Klostersgartens als Bauerngarten, was einen – wieder leicht ironischen – Bezug zu den thematisierten sozialdemokratischen Umwälzungen herstellt: „[...] Es ist ja eigentlich ein Bauerngarten, aber doch mit viel Rittersporn drin. Und zu jedem Rittersporn gehört eine Stiftsdame“.¹⁹¹ Gleich

¹⁸⁵ Ebd., S. 79.

¹⁸⁶ Ebd.

¹⁸⁷ Ebd., S. 80.

¹⁸⁸ Ebd., S. 81

¹⁸⁹ Vgl. ebd., S. 79.

¹⁹⁰ Ebd., S. 84.

¹⁹¹ Ebd., S. 85.

darauf spricht sich Czako für die Anlage einer Kegelbahn aus und verstärkt mit diesem Fortschrittlichkeitsdenken die Kontrastierung des vergangenheitsbezogenen Klosterraums.

Die Essenssituation selbst sieht Wierlacher als dem „kirchliche[n] Zeremoniell nachgebildet“¹⁹² und resümiert:

Doch die Diskrepanz von Anspruch und Wirklichkeit wird im Schematismus ihres Selbstdarstellungsspieles deutlich: das Menü ist nur im Detail der Sauce etwas Besonderes. Die beiden Hauptspeisen gehören der normierten Exoküche an,¹⁹³

Doch so wie Wierlacher die ‘Normalität’, ergo Alltäglichkeit der Speisen konstatiert, ist Czako in ‘lästerlichem Übermut’ in der Lage, deren Bezug zum ‘Höheren’ zu bemerken. Im Vergleich zu den bei Dubslav von Stechlin servierten ‘Krammetsvögelbrüste’ und der bei der Domina gereichten ‘Rebhuhnflügel’ stellt er fest:

‘In Brust und Flügel schlummert, wie mir scheinen will, ein großartiger Gegensatz von hüben und drüben; es gibt nicht Diesseitigeres als Brust, und es gibt nicht Jenseitigeres als Flügel. Der Flügel trägt uns, erhebt uns. Und deshalb, trotz aller nach der anderen Seite hin liegenden Verlockung, möchte ich alles, was Flügel heißt, doch höher stellen.’¹⁹⁴

Wie beim Diner in *Dumala* die traditionelle Küche adeliger Familien für den Anschein feierlicher Bedeutsamkeit semantisch instrumentalisiert wird (‘es schmeckt nach Stammbaum’), unterstellt hier Czako dem Geflügel transzendentalen Gehalt. Zunächst rein auf ‘Brust’ und ‘Flügel’ abstrahiert, überträgt er die damit verbundenen Qualitäten (‘Erhebung’, ‘Verlockung’) auf den Menschen, um schließlich der ‘Erhebung’ den Vorrang zu geben. Der offenkundige Witz greift jedoch auch ein zentrales Element des ‘Klostermahls’ auf. Es geht um Erhebung im Sinne von Bedeutsamkeit durch Repräsentation.

So wurde in dem *Exkurs zu Fest und Feier* das feierliche Bewusstsein bestimmt als das Zelebrieren des Details, wodurch nicht nur den Handlungen, sondern auch dem Feiernden selbst als Bindeglied zu einer höheren Macht Bedeutung verliehen werde. In diesem Sinne ist die auffallend häufige Verwendung des Begriffs ‘Weihe’ stimmig. Die Domina etwa meint, das Kloster als Ort der Festlichkeit gäbe ein ‘Recht und eine Weihe’ zum Genuss des Weins *Lacrimae Christi*¹⁹⁵, ein Wein, von dem die Konventualin Fräulein von

¹⁹² Wierlacher: *Vom Essen in der Literatur*, S. 120.

¹⁹³ Ebd.

¹⁹⁴ *Der Stechlin*, Bd. 5, S. 92f.

¹⁹⁵ Vgl. „[...] Und ich bin mir bewusst, daß uns der Name gerade dieses Weines allerlei Rücksichten auferlegt. Aber wenn Sie sich vergegenwärtigen wollen, daß wir in einem Stift,

Schmargendorf sagt: „[...] schon der bloße Name stimmt ernsthaft und feierlich [...]“.¹⁹⁶ An anderer Stelle spricht der Erzähler von einer „durch Ernst geweihten Synodalplauderei“¹⁹⁷ zwischen der Domina und dem Ministerial-assessor Rex oder von Fräulein von Triglaffs „Wunsch, solchem historischen Beisammensein eine durch ihre Triglaffgegenwart gesteigerte Weihe zu geben“.¹⁹⁸

Das Kloster als Lebensraum wird zur Legitimierung der Feier verwendet. Doch wie die Geschichtlichkeit des Gartens steht der Begriff ‘Weihe’ der zeitgemäßen Säkularisierung direkt entgegen. Also während ‘in der Welt’ der Einfluss der Kirche schwindet und ehemals rein kirchliche Bereiche der weltlichen Staatsmacht unterstellt werden, ist und wird hier alles (zumindest verbal) geweiht, das heißt, dem weltlichen Einfluss entzogen und in transzendente Verbindung zum Höheren gestellt. Diesem Veraltetsein tragen der Spott von Czako wie von dem Erzähler Rechnung. So ist Czacos Bemerkung über die Rebhuhnflügel eine Anpassung an die spezifische Stimmung des Mahls, dessen Pseudo-Feierlichkeit der Kluft zwischen prosaischem Sein und mystischem Schein entspringt.

Diese Widersprüchlichkeit zeigt sich besonders deutlich in der mangelnden Übereinstimmung zwischen der Gastgeberin und ihrer Lebensstellung. Die „tiefe Prosa ihrer Natur“¹⁹⁹ mag nicht so recht zu dem vergeistigten Leben einer ‘Klosterfrau’ stimmen, was sich auch bildlich in dem ‘abgestoßenen Engel’ auf der Suppenterrine zeigt.

Auch der Diener war schon in Aktion; er hatte sich inzwischen am Büffet in Front einer Meißner Suppenterrine aufgestellt, und indem er den Deckel (mit einem abgestoßenen Engel obenauf) abnahm, stieg der Wrasen wie Opferrauch in die Höhe[.]²⁰⁰

einem Kloster sind ... und so meine ich denn, der Ort, an dem wir leben, gibt uns doch auch ein Recht und eine Weihe“ (ebd., S. 93). Die Kontrastfunktion zu dem Diner ihres Bruders wird hier deutlich durch die Erzählung der Domina betont: „[...] Mein, Bruder, der alle bemängelt, meinte freilich, als ihm vor einiger Zeit davon vorsetzte, das passe nicht, das sei Begräbniswein, höchstens Wein für Einsegnungen, aber nicht für heitere Zusammenkünfte“ (ebd.). Dem Wein wird damit durch Dubslav eine Zeremonialität unterstellt, die dem Bestreben nach Feierlichkeit durchaus entgegenkommt.

¹⁹⁶ Ebd., S. 94.

¹⁹⁷ Ebd., S. 92.

¹⁹⁸ Ebd., S. 97.

¹⁹⁹ Ebd., S. 82.

²⁰⁰ Ebd., S. 90.

Entsprechend der Disharmonie von weltlicher Prosa und christlicher Mystik stellt der vom Erzähler (!) gegebene Vergleich von Speisendampf und ‘Opferrauch’ die klösterliche Legitimation infrage, indem er eher kultische²⁰¹, denn kirchliche Bezüge erzeugt. Ähnlich wie Czako mit seinen ‘Flügel-Ausführungen’ verweist er mit dem in die ‘Höhe steigenden’ Dampf auf eine transzendente Entgrenzung.

Die komische Wirkung dieser Bemerkungen fußt auf einer Mystifizierung des Trivialen, die die Rechtmäßigkeit der feierlichen Inszenierung bestreitet, denn für den Erzähler erzeugt Feier nicht erst Bedeutsamkeit, Bedeutsamkeit wird für die Feier bereits vorausgesetzt. Fehlt diese, ist für ihn jede Form der Feierinszenierung lächerlich. Das gilt auch für eine Feierlichkeit, die sich aus einem klösterlichen Lebensraum ganz ohne klösterlichen Lebensinhalt ableitet.

Dementsprechend ist auch das „[...] bescheidene[] Klostermahl [...]“²⁰² alles andere als ‘klösterlich’. Auf der dekorativ hergerichteten Tafel stehen „silberne Doppelleuchter“²⁰³, die an einen Altar erinnern mögen, so wie Meißner Porzellan und Blumen, die wiederum an eine sonntägliche Familientafel denken lassen. Dazu kommen die Betonung des ‘vornehmen’ Weins²⁰⁴ und die Üppigkeit der Speisen²⁰⁵, die so gar nicht bescheiden wirken. Die explizit bestrittene trifft so auf eine implizit forcierte und hinsichtlich des Anlasses gänzlich übersteigerte Feierlichkeit.

Die Funktion dieses Diners schließlich scheint am ehesten mit dem Begriff der Exposition umschrieben zu sein, dient also der einführenden Vorstellung, insbesondere der Domina, und wie Demetz meint, zur „grundlegende[n] Konfrontation der Charaktere und Lebenskreise“.²⁰⁶ Dabei wird das Phänomen Feier

²⁰¹ Vgl. auch die zahlreichen Anspielungen auf das ‘Wendentum’. Bspw. dass, ‘der Triglaff’, die „den Ausdruck höchster Tiefsinnigkeit mit ganz ungewöhnlicher Umnachtung“ verband, eine „direkte Diszendenz von dem gleichnamigen Wendengotte“ „freilich nicht nachzuweisen, aber doch auch nicht ganz ausgeschlossen“ sei. Später nennt Czako sie gar einen ‘Götzen’ (ebd., S. 91).

²⁰² Ebd., S. 80.

²⁰³ Ebd.

²⁰⁴ Ebd., S. 93.

²⁰⁵ Vgl. Czako, der „trotzdem er schon dem gebackenen Schinken erheblich zugesprochen hatte, nahm ein zweites Mal auch noch von dem Rebhuhngericht“ (ebd., S. 92).

²⁰⁶ Demetz: *Fontane*, S. 180. Demetz bezieht sich dabei auf den gesamten ersten Abschnitt, der sowohl das Diner Dubslav von Stechlins wie das der Domina „in Harmonie und Kontrast mit dem kosmopolitischen Kreise der Barbys in Berlin“ umschließe (ebd.).

zum Ausdruck einer Gruppe, die sich gegen den Fortgang der Zeit richtet. Brigitte Hauschild sieht in

den 'leichtgewichtig' erscheinenden Details, auf die Fontane die Aufmerksamkeit lenkt [...] die Atmosphäre des bigotten Stiftslebens und der Niedergang, dem es verfallen ist, mit leiser Ironie sichtbar gemacht.²⁰⁷

Vielleicht kann man so weit gehen zu sagen, nicht nur die Stiftsdamen erscheinen unzeitgemäß, sondern das Feierliche an sich wird als veraltet bewertet.

Ebenso einen Besuch zum Anlass hat das Diner der 'bourgeois' Treibels in *Frau Jenny Treibel*. Der Hauptgast ist ein Mr. Nelson, der englische Geschäftsfreund des Sohnes, den man 'durchaus einladen musste'.²⁰⁸ Außerdem ist ein Leutnant Vogelsang, der Kommerzienrat Treibel für seine geplanten Wahlkampagnen dienlich erscheint, als Ehrengast geladen.²⁰⁹ Beide werden – für das Diner bezeichnend – als 'komische Figuren' fern jeder Selbsterkenntnis eingeführt. So heißt es: Mr. Nelson

lachte dem alt und aufgesteift vor ihm stehenden Lieutenant ziemlich ungeniert ins Gesicht, denn solche komische Person war ihm noch gar nicht vorgekommen. Daß er in seiner Art ebenso komisch wirkte, dieser Grad der Erkenntnis lag ihm fern.²¹⁰

Die 'Inszenierung' des Diners ist nach einem ritualisierten Ablauf organisiert, dem die Struktur des Erzähltextes folgt: Im ersten Kapitel werden Anlass und Zeitpunkt des Diners erörtert wie eine Einladung ausgesprochen. Das zweite Kapitel widmet sich ganz dem Eintreffen der Gäste. Darauf folgt im dritten Kapitel das Diner mit den Tischgesprächen und im vierten Kapitel der sich an das Essen anschließende Kaffee mit Separierung der Zigarre rauchenden Herren zum ungestörten Austausch über Politik und 'pikante' Geschichten sowie der das Diner abschließende 'künstlerische' Teil des Abends. Im fünften Kapitel schließlich erfolgt die Reflexion des Abends in den Nach- und Kommentargesprächen Marcells und Corinnas. Fortlaufend hebt der Erzähler das Ritual-

²⁰⁷ Brigitte Hauschild: *Geselligkeitsformen und Erzählstruktur, Die Darstellung von Geselligkeit und Naturbegegnung bei Gottfried Keller und Theodor Fontane*, Frankfurt a.M.: 1981, S. 112.

²⁰⁸ Doch ist im Hause des Sohnes „[...] mal wieder Plättag [...]“, weshalb die Eltern die Einladung 'übernommen' haben (vgl. *Frau Jenny Treibel*, Bd. 4, S. 301). Damit haben die bourgeois Treibels gewissermaßen den Anlass selbst für das Diner 'entliehen'. Auch darin zeigt sich mit ironischer Spitze das Verhältnis von Original und Plagiat, das die Nachahmung adeliger Sitten durch die Bourgeoisie am Beispiel dieses Diners thematisiert.

²⁰⁹ Vgl. ebd., S. 308f. u. 315.

²¹⁰ Ebd., S. 312.

sierte dieser Abläufe hervor. Hinweise wie die, dass sich schon fast alle Gäste „von früheren Treibelschen Dinern her“²¹¹ kennen oder dass die „drei Balladen“, mit denen der frühere Opernsänger Adolar Krola „rasch hintereinander aufzuräumen pflegte“, „schon von zwanzig Treibelschen Dinern her“ bekannt sind²¹² oder dass der Aufbruch der Gäste erst nach der rituell abschließenden ‘Gesangsnummer’ Jenny Treibels möglich ist²¹³, präsentieren das Diner als ein gesellschaftliches Ritual mit ewig gleichem Ablauf und damit zumindest in narrativer Hinsicht als Alltag.

Auch der Anlass des Diners spricht mit der Einladung der wenig gelittenen ‘komischen Figuren’²¹⁴ weniger von einer feierlichen Kontaktaufnahme zu geschichtlichen oder transzendentalen Mächten als von handfesten wirtschaftlichen Interessen. Gleiches gilt für die räumliche Situierung der Festlichkeit: Die „modische Villa mit kleinem Vorder- und parkartigem Hintergarten“²¹⁵ ist auf dem Gelände von Treibels Fabrik angelegt, ein Umstand, auf den der Erzähler immer wieder mit ironischer Spitze hinweist. So etwa, wenn er die abendliche Stimmung im Garten schildert und die Mondsichel nicht einfach über den Pappeln stehen lässt, sondern „schräg über den hohen Pappeln, die den Hintergarten von den Fabrikgebäuden abschnitten“.²¹⁶ Der Verweis auf die Fabrikgebäude, die als Räume der Arbeit in direkter Opposition zu der Feier stehen, wird sinn-

²¹¹ Ebd., S. 313.

²¹² Ebd., S. 335.

²¹³ Ebd., S. 337. Bereits bei der Einladung, die Jenny Treibel an Corinna richtet, wird der Wiederholungscharakter verbalisiert: „[...] unser Freund Krola wird morgen wohl wieder singen und Assessor Goldammer seine Polizeigeschichten erzählen und sein Kunststück mit dem Hut und den zwei Talern machen“ (ebd., S. 302).

²¹⁴ So Treibel in einem Selbstgespräch über Vogelsang: „[...] O Vogelsang! Eigentlich ist mir der Kerl ein Greuel. Aber was tut man nicht alles als Bürger und Patriot“ (ebd., S. 309) oder Jenny im inneren Monolog: „Vogelsang, dieser furchtbare Mensch, dieser Mephisto mit Hahnenfeder und Hinkfuß, wenn auch beides nicht recht zu sehen war. Er war ihr widerwärtig, und doch mußte sie mit ihm sprechen; es war die höchste Zeit“ (ebd., S. 317f.).

²¹⁵ Ebd., S. 307. Dabei finden sich jedoch zahlreiche Einschränkungen und Anspielungen: „Diese Villa war ein Hochparterrebau mit aufgesetztem ersten Stock, welcher letztere jedoch, um seiner niedrigen Fenster willen, eher den Eindruck eines Mezzanin als einer Beletage machte“ (ebd., S. 307). Die Wahl des Wortes ‘aufgesetzt’ macht Nachträglichkeit und Künstlichkeit assoziierbar, die Beletage, das ‘schöne Geschoss’ wird abgewertet zu einem Mezzanin, einem Zwischen- oder Halbgeschoss (ersteres ist üblich für Adel und Großbürgertum, zweites z.B. für Dienstbotenwohnungen) und die ‘niedrigen Fenster’ mögen in freier symbolischer Übertragung auf die Bewohner des Hauses auf einen eingeschränkten Blick, vielleicht sogar einen niedrigen Horizont hindeuten.

²¹⁶ Ebd., S. 335.

fällig ergänzt durch die „ein Missverhältnis anzeigende[] ‘schräge[]’ Perspektive[]“.²¹⁷

Die Innenräume werden hingegen zunächst mit einem Lob des Erzählers vorgestellt: „Der Speisesaal selbst war von schöner Einfachheit: gelber Stuck, in dem einige Reliefs eingelegt waren, reizende Arbeiten von Professor Franz“.²¹⁸

Diese positive Bewertung fällt angesichts der sonst eher spöttisch-ironischen Haltung des Erzählers gegenüber den Bourgeois durchaus auf. Doch erklärt sie sich leicht durch den Verweis auf Professor Franz als Urheber der Gestaltung. So lässt sich die Bewertung derart lesen, dass auch Geschmack in gewissem Sinne käuflich ist, indem man beruflich prädestinierte Andere gegen Entlohnung die entsprechenden Entscheidungen treffen und Arbeiten verrichten lässt. Ganz in diesem Sinne ist sich Jenny auch darüber bewusst

was in einem reichen und auf Repräsentation gestellten Hause brauchbare Dienstleute bedeuten, und so wurde denn alles, was sich nach dieser Seite hin nur irgendwie bewährte, durch hohen Lohn und gute Behandlung festgehalten.²¹⁹

Anders als in den nach außen strikt abgegrenzten alten Adelshäusern also, in denen Geschmack und Stil von Generation zu Generation weitergegeben werden und auch das Dienstpersonal intern ausgebildet wird, nutzen die Treibels die Möglichkeiten des modernen Arbeitsmarktes, um sich das für die Repräsentation benötigte dingliche und humane ‘Material’ einzukaufen. Damit gelingt es Jenny „ihre Herkunft aus dem kleinen Laden in der Adlerstraße“ „in ihrer Erscheinung bis auf den letzten Rest“ zu tilgen.²²⁰ Freilich gestattet der Erzähler dies nur vor der geladenen Gästeschar. Er selbst lässt es sich nicht nehmen, durch derartige Hinweise die ‘reiche und elegante’ Selbstinszenierung der Bourgeois aufzubrechen und mit dem Eindruck des Unechten und Nachgemachten zu versehen.

Ökonomische Interessen bestimmen auch die Zusammenstellung der weiteren Gästeliste²²¹ – „[...] Überhaupt eine sonderbare Gesellschaft! [...]“

²¹⁷ Xiaoqiao Wu: „‘...links muß es ja sein’, Zur Mesalliance in Fontanes Berliner Roman *Irrungen, Wirrungen*“, in: *Fontane Blätter* 78, Berlin: 2004, S. 76-93, hier S. 78.

²¹⁸ *Frau Jenny Treibel*, Bd. 4, S. 315.

²¹⁹ Ebd., S. 316.

²²⁰ Ebd.

²²¹ Zwei adelige Damen, die dicke Frau Majorin von Ziegenhals und das hagere Fräulein von Bomst, sind wegen ihrer Verbindungen in die anvisierte Wahlgegend und zur Beeindruckung Vogelsangs eingeladen und Corinna erhält ihre Einladung vornehmlich wegen ihrer Professorentochterbildung, der Jenny Treibel zutraut, den englischen Gast zu unterhalten und dem Treibelschen Haus den Anschein einer weltgewandten Repräsentativität zu verleihen: „[...] Du siehst daraus, wie’s steht und wie sehr mir an deinem Kommen liegen muß; du sprichst

wie sogar der Gastgeber selbst zugibt. Darin zeigt sich eine Verschiebung von der historischen und adeligen Feier, in der durch Identitätsbestimmung eine Macht- und Statussicherung erfolgen soll, zu der bourgeoisen Feier, die auf einen Macht- und Statusgewinn hin ausgelegt ist. Sie dient nicht mehr der Bestätigung des Selbst mittels einer selbstvergewissernden Zeremonialität, sondern einzig dem gesellschaftlichen und dadurch auch ökonomischen Zugewinn. Damit löst sich die Feier in ihrer Opposition zum Werktag auf. Sie verliert ihren inneren Gehalt und besteht nur noch der äußeren Form nach, die zudem die adelige Feier plagiiert. So meint Hauschild, das ‘Luftkissen’, auf das sich Jenny zur Erzeugung einer künstlichen Thronsituation setzt, sei entlarvendes „Sinnbild dieser Bemühungen um Kultiviertheit und ‘höhere’ Werte“:

Dieses ‘Höhere’ jedoch ist, wo die Vokabel in konkreten Handlungen einzulösen wäre, nichts als ein untergeschobener, mit Eitelkeiten und handfesten materiellen Interessen erfüllter Ersatz. Die Kritik richtet sich gegen die Übernahme von Requisiten und Haltungen aus einer anderen Gesellschaftsschicht, die ursprünglich und historisch im Gegensatz zum Bürgerlichen standen, nun aber eifrig kopiert werden.²²²

Doch nicht nur die Gastgeber, auch die Gäste zeigen ein deutlich inszeniertes äußeres Verhalten, das mit verborgenen inneren Absichten kontrastiert. So vor allem Corinna Schmidt, die ihren „[...] Hang nach Wohlleben [...]“²²³ durch die Verehelichung mit dem Treibelschen Sohne Leopold zu befriedigen gedenkt. Ein Plan, den ihr Vater Professor Schmidt zum Scheitern verurteilt sieht, denn die Treibels: „[...] liberalisieren und sentimentalisieren beständig, aber das alles ist Farce; wenn es gilt Farbe zu bekennen, dann heißt es: ›Gold ist Trumpf‹ und weiter nichts.“²²⁴

So zeigt sich die Feier als sinnbildlicher ‘Tanz um das goldene Kalb’. Die höheren Mächte, mit denen traditionell in der Feier ein Austausch stattfinden

Englisch und hast alles gelesen und hast vorigen Winter auch Mr. Booth als Hamlet gesehen [...] Und englische Politik und Geschichte wirst du natürlich auch wissen, dafür bist du ja meines Vaters Tochter“ (ebd., S. 301).

²²² Hauschild: *Geselligkeitsformen und Erzählstruktur*, S. 114. Vgl. auch die Ausführungen Wierlachers, der das Diner aus zahlensymbolischer Sicht betrachtet und zu dem Schluss kommt: „Fontane ironisiert und parodiert die geldstolze Frau Jenny auch auf zahlensymbolisch-textkompositorische Weise als hochmütige Imitation göttlicher Vollkommenheit, die wie Christus unter den Aposteln zwischen ihren Gästen ‘thront“ (Wierlacher: *Vom Essen in der Literatur*, S. 169).

²²³ *Frau Jenny Treibel*, Bd. 4, S. 344.

²²⁴ Ebd., S. 370.

soll und die der Feier ihren Sinngehalt geben, lösen sich auf in der Geschichtslosigkeit der Bourgeoisie und der Ersetzung von Gott durch Gold.

Bei den Treibels ist ja die göttliche Dreifaltigkeit längst durch die Dreisatz Rechnung der ‘Regula-de-tri’ ersetzt [...] Diesen zur Lebensform gewordenen Tanz um die goldene, nicht um die göttliche Drei setzt das einfache Sozialsystem des Treibelschen Diners fort.²²⁵

2.1.1.3 Gesellschaft und Tanzabend

Die „merkwürdige[]“²²⁶ Gesellschaft von Lewin von Vitzewitz’ Hauswirtin Frau Hulen in Fontanes *Vor dem Sturm* schließlich entbehrt jeder Repräsentationsicherheit und versammelt eine Gästeschar, die an unfreiwilliger Komik und Skurrilität die Treibelsche Gästeliste bei Weitem übertrifft. Demetz bestätigt:

sobald der Kleinbürger auftaucht, wandelt sich jede Ironie, die noch einen Funken Zuneigung verrät, in schneidende Satire; für ‘formlose’, aufdringliche, prätenziöse Wichtigtuier [...] hat der Erzähler keinerlei Zuneigung[.]²²⁷

Ähnlich verkörpern für Walter Müller-Seidel alle Gäste „auf ihre Weise Unstimmigkeit oder Unangemessenheit und werden eben damit – mehr oder weniger – zu komischen Figuren“.²²⁸ Frau Hulens ‘beklommene’ Sorge um das Gelingen des Abends („‘Wie wird es ablaufen?’“) erscheint daher nur zu berechtigt. Dekorativ hat sie ihr Bestes versucht und der Erzähler bestätigt zunächst ihren Erfolg:

Und Festräume waren es heute, ganz abgesehen von den Lichtern und Lichterchen, die bis in den Flur hinaus nicht gespart waren. In beiden Öfen war geheizt, und auf den Simschen schwelten Räucherkerzchen, schwarze und rote, während alle Kunst- und Erinnerungsgegenstände, auf die Frau Hulen die besondere Aufmerksamkeit ihrer Gäste hinzulenken wünschte, noch eine besondere, ihnen angemessene Beleuchtung erfahren hatten.²²⁹

Wird die Festlichkeit bei den ‘großen’ Veranstaltungen vom Erzähler teilweise geradezu bestritten („Es war im übrigen ein Entree wie andere mehr“²³⁰), wird sie hier in aller Deutlichkeit attestiert. Darin bestätigt sich, dass Festlichkeit

²²⁵ Wierlacher: *Vom Essen in der Literatur*, S. 169.

²²⁶ Walter Müller-Seidel: *Theodor Fontane, Soziale Romankunst in Deutschland*, Stuttgart: 1975, S. 114.

²²⁷ Demetz: *Fontane*, S. 57.

²²⁸ Müller-Seidel: *Fontane, Soziale Romankunst*, S. 120.

²²⁹ *Vor dem Sturm*, Bd. 3, S. 333.

²³⁰ Ebd., S. 356.

nicht zwangsläufig ein Maximum an ästhetischer Pracht ist, sondern sich zumindest in dekorativer Hinsicht vielmehr durch eine Verdrängung und Überlagerung des alltäglichen Ambientes auszeichnet. So bedienen die getroffenen Maßnahmen stimmig die festlich-feierliche Zurschaustellung von Besitz und Fülle. Die damit einhergehende Überflutung der Sinne (Hitze, Gerüche, visuelle Reize) spiegelt dabei eine wenig empfindsame und ästhetisch ungeschulte Gesellschaftsschicht.

Die ‘unempfindsamen Gäste’ nun scheinen die aufwendige Dekoration wenig zu würdigen. Einer „trommelte auf dem Dach des Straßburger Münster“²³¹, eine andere „trat an das Theater und nahm einzelne Figuren [...] aus der offenen Szene heraus“.²³² Dazu stimmt die spöttische Charakterisierung durch den Erzähler, der etwa hinsichtlich eines Kammergerichtsboten von „Aufgeblasenheit und Wichtigtuerei“²³³ spricht und an anderer Stelle eine ‘beinahe hässliche’ Deckenflechterstochter vorstellt, die „doch die feste Überzeugung: schön und durch ihre Schönheit zu etwas Höherem berufen zu sein“²³⁴ habe.

Diese Gästeschar ist zunächst gar nicht bereit, Frau Hulens Festlichkeits-erwartungen zu erfüllen und behindert in überheblich gleichgültigem Habitus ein geselliges Gespräch. „Die Hulen kam immer mehr in Aufregung; sie fühlte, daß es nicht so ging, wie es gehen sollte“.²³⁵ Frau Hulens Ansprüche an den Abend sind so gemischt wie die Gästeliste. So möchte sie einerseits „standesgemäß auftreten“²³⁶, andererseits will sie „[...] recht fröhlich und ausgelassen sein [...]“.²³⁷ Sie hat den Ablauf des Abends, der im Groben auch heute noch so stattfinden könnte, genau geplant und im Großen und Ganzen an den Gesellschaften der gehobenen Gesellschaft orientiert²³⁸ (Eintreffen der Gäste,

²³¹ Ebd., S. 339.

²³² Ebd., S. 340.

²³³ Ebd., S. 339.

²³⁴ Ebd., S. 340.

²³⁵ Ebd.

²³⁶ Ebd., S. 333.

²³⁷ Ebd., S. 341.

²³⁸ Vgl. zum Aspekt der ‘Nachahmung’: „Die Nachahmung aristokratischer Lebensformen durch das Kleinbürgertum, Ausdruck der Sehnsucht von Unterprivilegierten nach dem schönen Schein aristokratischen Müßigganges, unterwirft der Erzähler unter Zuhilfenahme satirischer Elemente dem Verdikt der Lächerlichkeit“ (Beatrice Müller-Kampel: *Theater-Leben, Theater und Schauspiel in der Erzählprosa Theodor Fontanes*, Frankfurt a. M.: 1989, S. 70). Auf eine ganz ähnliche Formel bringt auch Müller-Seidel den Abend bei Frau Hulen: „man ahmt nach und gleicht sich an“ (Müller-Seidel: *Fontane, Soziale Romankunst*, S. 120).

gemeinsames Mahl mit Tischgesprächen, als Kaffeersatz Punsch und schließlich ein musikalischer Abschluss). Zudem hat sie nur Personen geladen, von denen sie sich eine standesgemäße Repräsentation verspricht.²³⁹ Selbst ihre „besondere Freundin“ Demoiselle Laacke verdankt diesen Titel nur dem Umstand, dass sich Frau Hulens Geltungsbedürfnis durch ihren Umgang „geschmeichelt fühlte“.²⁴⁰ Repräsentation, Plan und Organisation deuten hier auf eine Feier hin. Andererseits dekoriert sie mit einer Unmenge von Lichtern, trägt drei Gerichte auf, forciert einen musikalischen Vortrag und initiiert – gleichsam als Höhepunkt des Abends – eine Wanderpolonaise. Ausgelassenheit, Licht, üppiges Essen, Musik und zumindest ansatzweise Tanz – das alles spricht wiederum fürs Fest.

Was am Ende dabei herauskommt, ist eine ‘befriedigte’ Frau Hulen und sich im Nach- und Kommentargespräch als „slightly cheated and resentful“²⁴¹ offenbarende Gäste, die keinesfalls vorhaben ‘wieder hinzugehen’.²⁴² Der Abend ist so weder als Feier noch als Fest ein wirklicher Erfolg. Das liegt vor allem an den von A. R. Robinson festgestellten „eternal follies of human nature such as vanity, snobbery, social insecurity, selfishness, or jealousy“²⁴³, die auf dieser Festlichkeit ein Gruppenbewusstsein und damit die Zusammenführung eines Kollektivs als maßgeblichem Kennzeichen sowohl von Fest als auch von Feier verhindern.

Der ‘Tanz um das goldene Kalb’ des Treibelschen Dinners ist hier einem ‘Ringelreihen um das höchste Sozialprestige’ vertauscht, bei dem sich die kleinbürgerlichen Gäste reihenweise gegenseitig auf die Zehen treten. Denn den Anderen zu degradieren, heißt, sich selbst in Relation dazu gesellschaftlich höher stellen zu können. Mit der Festlichkeit als Veranstaltung eines Kollektivs

²³⁹ Oder die Nachbarin Zunzen „aus Furcht vor ihren Klatschereien“ (*Vor dem Sturm*, Bd. 3, S. 334).

²⁴⁰ Ebd., S. 336. Vgl. auch die Motivation der Deckenflechterstochter Ulrike an der Festlichkeit teilzunehmen: „Ihr Umgang mit Frau Hulen erschien ihr unter ihrem Stande, mehr noch unter ihren persönlichen Ansprüchen, wurde aber doch von ihr gepflegt, weil sie wußte, daß ein adeliger, junger Herr bei der Alten zur Miete wohnte“ (ebd., S. 340).

²⁴¹ A. R. Robinson: „‘Bei Frau Hulen’, An Examination of Chapter 40 in Fontane’s Novel *Vor dem Sturm*“, in: Jörg Thunecke (Hrsg): *Formen realistischer Erzählkunst, Festschrift for Charlotte Jolles*, Nottingham: 1979, S. 471-477, hier S. 476.

²⁴² Vgl. *Vor dem Sturm*, Bd. 3, S. 351f.

²⁴³ Robinson: *Bei Frau Hulen*, S. 472.

zeigt Fontane damit bei Frau Hulen eine gesellschaftliche Klasse ohne Klassenidentität.²⁴⁴

Von geradezu stolzem Klassenbewusstsein ist dagegen der Abend bei der Witwe Pittelkow in Fontanes *Stine* gekennzeichnet.²⁴⁵ Hier treffen vierter Stand und Adel aufeinander, durch ein illegitimes Verhältnis zwischen Graf und Witwe initiiert. Das dauerhafte Verhältnis steht ebenso jenseits von Legitimationsansprüchen wie von einer etwaigen 'Poesie des Herzens'.²⁴⁶ Vielmehr erinnert das Verhältnis an eine Geschäftsbeziehung mit eindeutigen Grenzen und Regeln.

Ähnlich wie Treibels Diner findet die Festlichkeit gleich eingangs der Erzählung statt und erhält dadurch einführenden und vorstellenden Charakter. Schon auf der zweiten Buchseite erhält die Witwe die schriftliche Ankündigung des Grafen, am Abend desselben Tages mit zwei weiteren Herren zu erscheinen. In dem Schreiben sind Anweisungen zur Ausgestaltung der Geselligkeit enthalten, nach denen auf den nächsten Seiten bis zum Eintreffen der Gäste im vierten Kapitel dann auch alles geschieht: „[...] solange es so is, wie es is, muß man doch machen, was er will [...]“.²⁴⁷

Die Wohnung Pauline Pittelkows als Ort der Festlichkeit erscheint als bildlich umgesetzte Schnittmenge der gegensätzlichen sozialen Schichten:

Am interessantesten aber präsentierte sich der eben erwähnte Bücherschrank selbst, dessen vier Mittelfächer leer waren, während auf seinem obersten Brett zwölf prachtvoll in Leder gebundene Bände von *Hume's History of England* und achtzehn Bände

²⁴⁴ Ähnlich konstatiert Robinson: „The outward events related are minor ones: eight very ordinary people assemble for a meal and social evening together, but there are hidden depths revealed to the discerning reader, and the social fabric of the little group is seen to be precariously thin“ (ebd., S. 476). Vgl. auch: „In Umbruchszeiten dagegen werden Zwang und Gegenzwang beim Fest zunächst psychologisiert, internalisiert (literarisch z.B. im Bürgerlichen Trauerspiel). Bürgerliche Feste haben alle etwas von dieser Ablenkung des Zwangs auf einen 'Innendruck', mit dem nach außen Selbstüberhöhung der Privatsphäre, oft skurril-makabre Restitutionsversuche des höfischen Festes demonstriert werden, tatsächlich aber die familiäre Harmonie aufgelöst wird“ (Hans-Joachim Simm: „Nachwort“, in: ders. (Hrsg.): *Lesebuch vom Feiern*, S. 399-419, hier S. 413)

²⁴⁵ Dieser Ansicht widerspricht z.B. Hauschild, die meint „Alles wirkt improvisiert und unsicher“ und „Champagner, Liqueurkasten und Spieltisch, Kartoffelkomödie und dröhnender Chorgesang lassen als isolierte, imitierte und vergrößerte Formelemente das Nachwirken der Sitten der 'besseren' Gesellschaft erkennen“ (Hauschild: *Geselligkeitsformen und Erzählstruktur*, S. 115).

²⁴⁶ Vgl. Kap. 2.4.1.3 *Oder doch etwas ganz Alltägliches*“? – 'Gewöhnliche Liebschaften'.

²⁴⁷ *Stine*, Bd. 2, S. 491.

Oeuvres posthumes de Frédéric le Grand standen und einen wundervollen Gegensatz zu dem 'Berliner Pfennigmagazin' bildeten, das, in zwei Haufen übereinandergetürmt, unten im Schrank lag.²⁴⁸

Der Bücherschrank fungiert hier als Metapher für die am Abend aus oberster und unterster Gesellschaftsschicht zusammenkommende Runde. Bezeichnend ist hierbei die Erzählerwertung des Gegensatzes als 'wundervoll', der sich aus der Beobachtung erschließt, dass die Gegensätze „mehr gesucht als vermieden zu sein“²⁴⁹ scheinen. So ist es vor allem die 'wundervoll' unverstellte Authentizität des vierten Standes, die, gesteigert durch die moralische Schwebestellung der Schauspielerin Wanda²⁵⁰, ein gewisses 'Sich-gehen-Lassen' der vornehmen Herren und damit eine ausgelassene Stimmung ermöglicht.²⁵¹

Der Ablauf des Festabends ist grob am geläufigen, von Demetz vorgestellten, Schema orientiert, zeigt demgegenüber aber auch Modifikationen. So etwa das Rauchen in Anwesenheit der Damen, eine spontan inszenierte 'Kartoffelkomödie'²⁵² und im Anschluss daran ein 'Whistspiel'. Der erste Programmpunkt jedoch ist kulinarischer Natur.²⁵³ Dabei kulminiert die „vorherrschende[n] Tafelheiterkeit“²⁵⁴ in einer Reihe von Toasts²⁵⁵ und verweist auf glückende Festlichkeit. Das 'Lebenlassen' in den Trinksprüchen zeigt auf semantischer Ebene eine (festliche) Steigerung und betont nicht nur das Leben (= Fest)

²⁴⁸ Ebd., S. 490.

²⁴⁹ Ebd.

²⁵⁰ Vgl. z.B.: „Beider Intimitäten aber richteten sich ausschließlich an Wanda, weil sie vor den beiden Schwestern eine gewisse Scheu hatten, vor der älteren um ihres unberechenbaren Temperaments, vor der jüngeren um ihrer Unschuld willen“ (ebd., S. 498).

²⁵¹ Vgl. z.B.: „Es wurde nun immer belebter [...] Wanda, die die momentane Vernachlässigung zu Beginn der Tafel längst vergessen hatte, sah in diesem beständigen Sichwenden an ihre Person selbstverständlich nichts als einen ihr zustehenden Triumph und berauschte sich in der Fülle der ihr immer eindringlicher zuteil werdenden Huldigungen. Und was die Huldigungen nicht taten, das tat der Benediktiner“ (ebd., S. 498f.), „Dieses Wort [Kartoffelkomödie] kaum gefallen, wurde mit Begeisterung aufgenommen“ (ebd. S. 499).

²⁵² Die Kartoffelkomödie nimmt den Selbstmord Waldemars, der auf Stines Ablehnung seiner Heiratsabsichten folgt, vorweg: „Daß er mich zubegehrt, das kostet ihm den Kopf“ (ebd., S. 501). Vgl. auch Kap. 2.4.1.1 *Unstandesgemäße oder nicht-eheliche Verhältnisse*.

²⁵³ Wie bei Frau Hulen (*Vor dem Sturm*, Bd. 3, S. 342.) wird der „schon vorher gedeckte[] Tisch“ hereingetragen (*Stine*, Bd. 2, S. 493).

²⁵⁴ Ebd., S. 497.

²⁵⁵ „[...] Es lebe die Kunst, es lebe das Zarte, es lebe die Wellenlinie, vor allem, es lebe Hermiöne, Hermiöne, es lebe Fräulein Wanda, es lebe die rote Rose.“ „Es folgte nun Toast auf Toast, Papageno ließ Stine leben, und nachdem auch noch Waldemar, ebenfalls an Stine sich wendend, ein paar Worte gesprochen, sprach Wanda, wie herkömmlich in Klappreimen [...] Zuletzt ergriff der alte Graf noch einmal das Wort, um seine Freundin Pauline leben zu lassen“ (ebd., S. 496).

emphatisch, sondern verweist auch auf einen sozialen Liberalismus im Sinne von ‘jedem das Seine’, der wiederum überhaupt erst diese Kollektivität ermöglicht.

Nach dem Essen holt „der mit der Sitte solcher Pittelkow-Abende längst vertraute Baron ohne Weiteres einen eleganten Likörkasten und eine Zigarrenkiste“²⁵⁶ hervor. Die bisher geschilderte Ausgelassenheit ist also durchaus in eine ‘Sitte’ eingebunden, die wie der Plural der ‘Pittelkow-Abende’ auf Wiederholung und Regelmäßigkeit hinweist. Das sich andeutende Rauschpotenzial des Abends²⁵⁷ ist damit in ein herkömmliches Ablaufschema eingefügt und man könnte sagen, das Rauschhafte wird durch einen formalen Rahmen in Maßen gehalten.

Darauf verweist auch das, dem adeligen Gesellschaftsritual widersprechende, Rauchen in Anwesenheit der Damen, das der Graf heiter ironisch in bezeichnende Beziehung zu der Rauschwirkung von Opium setzt:

‘Und zudem eine Zigarre *hier*, im Hause meiner Freundin, ist mir immer wie Opiumrauchen, das glücklich macht, und bei jedem neuen Zuge seh’ ich die Gefilde der Seligen oder, was dasselbe sagen will, die *Huris* im Paradiese.’²⁵⁸

Das nach den Regeln der guten Gesellschaft als Regelverstoß zu wertende Rauchen klingt zusammen mit verbalen Regelverstößen. So sind mit den ‘Gefilden der Seligen’ wie mit den ‘Huris im Paradiese’ erotische Anspielungen verbunden²⁵⁹, auf die die Gastgeberin als ‘Formwahrerin’ des Abends mit einem „Na, na“ reagiert. Doch ist die ‘Form Pittelkowscher Abende’ weit entfernt von der strengen Ordnung und Haltung der guten Gesellschaft, worauf auch die Decknamen der adeligen Herren als eine Art von Masken hinweisen.²⁶⁰ So ist

²⁵⁶ Ebd., S. 497.

²⁵⁷ Vgl. z.B. den vermehrten Alkoholgenuss, der mit den aufeinanderfolgenden Toasts verbunden ist, die narkotischen Zigarrewolken und die ausgelassene Stimmung, die in immer drastischer werdenden Trinksprüchen kulminieren, wie bspw.: „Es lebe meine Mohrenkönigin, meine Königin der Nacht.“ (ebd., S. 496).

²⁵⁸ Ebd., S. 498.

²⁵⁹ „F. spielt vielleicht auf das Gemälde ‘Die Insel der Seligen’ an, das Arnold Böcklin 1878 für die Berliner Nationalgalerie geschaffen und das wegen Böcklins Darstellung unbekleideter Frauengestalten stürmische Auseinandersetzungen hervorgerufen hatte“. „Die Sure 55 des Korans verheißt den Gläubigen die Wohltaten des Paradieses, zu denen auch die Hûris, himmlische Jungfrauen, zählen“ (ebd., Anm. 498, S. 973).

²⁶⁰ Graf Haldern nennt sich Sarastro, der Baron verwendet den Namen Papageno. Zu der Bedeutung der Namen, die der *Zauberflöte* entnommen sind, vgl. auch Karl Konrad Polheim: „Fontanes ‘Stine’, eine ‘Zauberflöte’ ohne Zauberflöte“, in: Hans-Christoph v. Nayhauss / Krzysztof A. Kuczyński (Hrsg.): *Im Dialog mit der interkulturellen Germanistik*, Wrocław:1993, S. 163-174. Zu der Bedeutung der Maske im Festkontext vgl. auch: „Zugleich

noch eine weitere Steigerung möglich: „Es wurde nun immer belebter, und je mehr sich eine narkotische Wolke durch das Zimmer verbreitete, desto mysteriöser wurd’ auch die Sprache.“²⁶¹ Opium, Narkose, Mysterium – all diese Begriffe verweisen auf eine Entgrenzung des (Alltags-)Bewusstseins. Ausgehend und abhängig von Rauschmittel und Rauschwirkung wird gerade die Sprache als Mittler des Geistes zunehmend mysteriös. Das heißt, das Rationale, Kultivierte, Offenkundige schwindet zugunsten von Rätsel, Geheimnis und Dunkelheit und das wiederum ‘macht glücklich’.

Diese ‘emotionale Hochgestimmtheit’ als Folge des opiumhaften Zigarrrerauchens erscheint durch Sarastros ‘immer’ im Sinne von ‘immer, wenn’ als quasi abrufbares Erlebnis. Zugleich bindet er es nachdrücklich an die Wohnung der Pittelkow, die als bildliche Schnittmenge sozialer Schichten eine räumliche Grenze markiert, die gezielt aufgesucht werden kann. Damit ist eine Verschiebung angedeutet von der historischen, anlassbezogenen Festlichkeit und dem „romantischen Phantasiefest“²⁶² wie es etwa bei Novalis zu finden ist zu dem ‘buchbaren’ Fest der Moderne.

Doch trotz des ‘grenzwertigen’ Raumes meint Wanda, „die, wie die meisten ihrer Art, an ganz unmotivierten Anstands- und Tugendrückfällen litt“, die Papageno-Arie könne sie nicht singen: „‘Nein, meine Herren, es ist noch zu früh. Ich finde, dies Lied schon über der Grenze’“.²⁶³ Der sinnfällige Bezug auf die ‘Grenze’ wird von Pauline mit ‘aufrichtigem Ärger’ aufgenommen:

sondert die Maske vom Diesseits ab“ (Sommer: *Feste, Mythen, Rituale*, S. 143.), „Daß auch die Maske weitgehend im Fest zu Hause ist, daß Verkleidung und Mummenschanz der festlichen Laune entgegenkommen, dürfte mit dieser Auflösung der alltagsgebundenen Persönlichkeit zusammenhängen“ (Bollnow: *Anthropologie des Festes*, S. 226), „Eine Maske zu tragen, berauscht und befreit“ (Caillois: *Die Spiele und die Menschen*, S. 85) oder „Das Anderssein und das Geheime des Spiels findet seinen sichtbaren Ausdruck in der Vermummung. In dieser wird ‘das Außergewöhnliche’ des Spiels vollkommen. Der Verkleidete oder Maskierte ‘spielt’ ein anderes Wesen. Er ‘ist’ ein anderes Wesen“ (Huizinga: *Homo ludens*, S. 21).

²⁶¹ *Stine*, Bd. 2, S. 498.

²⁶² Simm: *Nachwort*, S. 411. Vgl.: „Heinrich begriff erst jetzt, was ein Fest sey. Tausend frohe Geister schienen ihm um den Tisch zu gaukeln, und in stiller Sympathie mit den fröhlichen Menschen von ihren Freuden zu leben und mit ihren Genüssen sich zu berauschen. Der Lebensgenuß stand wie ein klingender Baum voll goldener Früchte vor ihm. [...] Er verstand nun den Wein und die Speisen. Sie schmeckten ihm überaus köstlich. Ein himmlisches Öl würzte sie ihm, und aus dem Becher funkelte die Herrlichkeit des irdischen Lebens“ (Novalis: *Heinrich von Ofterdingen, München: 2009, S. 122*).

²⁶³ *Stine*, Bd. 2, S. 504.

‘Jott, Wanda, bloß keine Geschichten. Jrenze! Wenn einer so was hört! Man is entweder rüber, oder man is nich rüber. Un wenn man erst rüber is, und wir sind rüber, dann is es auch ganz egal, ob es Klock zehn is oder Klock elfe [...]’.²⁶⁴

Die von Wanda abstrakt an der Uhrzeit festgemachte Grenze, die sich auf die regellose Nacht als Opposition zu dem geregelten Tag bezieht, überträgt Pauline auf das konkrete Geschehen: die sozialen und verbalen Grenzübertritte wie das Schwelgen in Essen, Trinken und Rauchen. Tatsächlich sind fast alle Parameter des Festes erfüllt, wenn auch in einem gewissen ‘Rahmen’.

Doch lassen sich ebenso deutliche Einschränkungen feststellen. Ausgelassen und ‘berauscht’ sind vornehmlich die alten Herren und Wanda. Stine, die jüngere Schwester der Witwe und Waldemar, der Neffe des Grafen, fallen eher durch Schweigsamkeit auf, während die Witwe „sich heute in Ablehnung solcher Huldigungen“²⁶⁵ gefiel und sich noch während des Festabends „wirtschaftlich zu tun“ machte und „bereits die Gabeln wieder blank“²⁶⁶ putzte. Dem festlichen Habitus der Adelligen steht damit das werktägliche Verhalten der Witwe gegenüber. Anders ausgedrückt, ist das Fest des Grafen zugleich die Arbeit der Witwe.

Da sie sich dennoch am Festgeschehen beteiligt²⁶⁷, wird die Festlichkeit jedoch weder abgewertet noch relativiert, sondern vielmehr subjektiviert. Mit der Distanzierung vom Festempfinden bewahrt sich Pauline darüber hinaus eine Übersichts- und Machtposition. Damit zeigt der ‘Festabend’ die Verbindung zwischen dem Grafen und der Witwe als Erfolgsgeschichte der gewährten Individualität.²⁶⁸ Der Graf (sinnbildlich für gesellschaftliche Ansprüche²⁶⁹) gibt zwar

²⁶⁴ Ebd.

²⁶⁵ Ebd., S. 493.

²⁶⁶ Ebd., S. 503.

²⁶⁷ Die Witwe nimmt so auch aktiv am Geschehen teil, wie etwa an der Kartoffelkomödie und an dem gemeinsamen Singen.

²⁶⁸ Vgl. hierzu auch Müller-Seidel, der die Pittelkow „alles andere als unterwürfig“ findet. „Sie ist nicht der Typ des untertänigen Menschen, sondern hat sich ein gesundes Selbstbewußtsein bewahrt“ (Müller-Seidel: *Fontane, Soziale Romankunst*, S. 279).

²⁶⁹ Diese untergräbt er mit seiner Beziehung zur Witwe jedoch zugleich. Damit ist der Graf lebendiger Ausdruck hohler Konventionen und Gesellschaftsansprüche. Sein Freund, der Baron, äußert über ihn, dass er: „[...] ein absolut unberechenbarer Herr ist und sich aus lauter Widersprüchen zusammensetzt oder doch aus Eigenschaften, die danach aussehen. Er steckt [...] bis über die Ohren in Dünkel und Standesvorurteilen [...]“ (*Stine*, Bd. 2, S. 526) und zitiert kurz darauf den Grafen selbst: „[...] ›Glauben Sie mir, Baron, ich kenne Familien und Familiengeschichten, und mein Wort zum Pfande, wo das alte Blut nicht aufgefrischt wird, da kann sich die ganze Sippe begraben lassen. Und behufs Auffrischung gibt es nur zwei legitime Mittel: Illegimitäten oder Mesalliancen. Und sittenstrenger Mann, der ich bin, bin ich

das Lied vor, die Witwe (Vertreterin realistischer Gegebenheiten) aber den Takt: „Die Pittelkow hatte sich dabei hinter den Stuhl des alten Grafen gestellt und schlug mit ihrem Zeigefinger den Takt auf seiner kahlen Kopfstelle“.²⁷⁰ Liebe wie Fest werden damit dem Geschäftlichen, dem Arrangierbaren und Abrufbaren unterstellt und so der Fragilität von Emotion entzogen.

Wieder eine gesellschaftliche Stufe über den ‘Pittelkow-Abenden’ rangieren die Gesellschaften der Zweigelds in Keyserlings *Die dritte Stiege*. Den ersten Eindruck erhält man am Ende eines Abschnitts durch die interne Fokalisierung der Stieftochter der Hausbesitzerin

Über sich vernahm sie ein beständiges Scharren und Stampfen, das Schwirren von Stimmen, einen Walzer, der auf dem Klavier gespielt ward. Beim Advokaten Zweigeld war wieder Gesellschaft; die tanzten ja zweimal die Woche. Clementine litt die Zweigelds nicht; die Frau war so hochmütig, daß sie an einem vorüberging, als sei man Luft, und dann lebten sie so geräuschvoll, daß Clementine die Nächte nicht schlafen konnte...²⁷¹

Die durch die Zimmerdecke gedämpfte, akustische Wahrnehmung von Tanz, belebter Konversation und Musik zeugt von einer festlichen Gesellschaft. Diese Festlichkeit wird von der auf „etwas Großes“²⁷² wartenden, zu diesem ‘Großen’ aber nicht geladenen, Clementine jedoch durch sylleptische Formulierungen (‘zweimal die Woche’) und die Beanstandung der Geräuschkulisse in ihrer Bedeutsamkeit relativiert und negativ konnotiert. Der nächste Abschnitt, in dem sich der Blick des Erzählers ganz der Gesellschaft widmet, hebt die Iteration in Clementines Negativ-Wahrnehmung allerdings wieder auf: „Die Zweigelds feierten den siebzehnten Geburtstag ihres einzigen Kindes, ihrer Tochter Gisela“.²⁷³ Der Anlass ist damit einzigartig und nicht wiederholbar und die Diskrepanz zwischen Innen- und (neidgeleiteter) Außenwahrnehmung wird

natürlich für die Mesalliancen¹ [...]’“ (ebd., S. 528). Die Aussage des Grafen steht in direktem Widerspruch zu seinem eigenen Handeln und entlarvt seine ‘sittenstrengen’ Ansichten damit als bedeutungslos. Müller-Kampel schließt in diesem Sinne von den letzten zitierten Lied-Zeilen des Festabends (,‘Ist mir nichts, ist mir gar nichts geblieben, Als die Ehr’ und dies alternde Haupt’“, ebd., S. 504) auf die Person des Grafen: „Das ‘alternde Haupt’ allein bleibt dem mit den Waffen ausgehöhlter Begrifflichkeit fechtenden ehrlosen Grafen“ (Müller-Kampel: *Theater-Leben*, S. 73).

²⁷⁰ *Stine*, Bd. 2, S. 505.

²⁷¹ *Die dritte Stiege*, S. 51.

²⁷² Ebd.

²⁷³ Ebd.

unterstrichen, wie eine (großstädtische) Distanz zwischen den einzelnen Figuren und Gruppen.

Anders als bei Fontane betritt der Erzähler hier die Festlichkeit erst, nachdem deren Höhepunkt bereits überschritten scheint. „Man hatte getanzt, man hatte gegessen. Eine gelinde Müdigkeit bemächtigte sich schon der Gesellschaft“.²⁷⁴ Die Unpersönlichkeit des Indefinitpronomens ‘man’ wird mit zusammenfassenden Wendungen wie „einige Herren“, „ihren Damen“²⁷⁵, „die jungen Damen“ und „die jungen Herren“²⁷⁶ beibehalten. Nur wenige Gäste werden namentlich erwähnt. Im Rückblick auf Fontane, bei dem nur dann eine Vorstellung aller Gäste unterbleibt, wenn die Festlichkeit (z.B. ein Ball) zu groß, die Gästeliste zu umfangreich ist, erweckt auch hier die implizierte Menge an Gästen den Eindruck von einer besonders großen und verschwenderisch angelegten Gesellschaft. Das wird unterstützt durch eine Vielzahl erwähnter Räume. Die Herren sitzen, „die Champagnergläser neben sich“²⁷⁷, im Zimmer des Doktors, die Damen im ‘Salon’. Weiter fort „auf einem langen Sofa“ sitzen die jungen Damen, umringt von den jungen Herren. Später gehen die jungen Damen in ein anderes und schließlich noch in Giselas Zimmer. Adjektive, wie ‘weit’ und ‘lang’, verweisen auf ‘Größe’ und betonen einmal mehr den exorbitanten Charakter der Gesellschaft, wie auch die Kleidung der gastgebenden Familie, die als Einzige eine genauere Schilderung erfährt. Dabei werden alle Zweigelds in ihrer herausragenden Attraktivität betont: Frau Zweigeld „sah heute besonders gut aus“²⁷⁸, „Gisela war die Hübscheste“²⁷⁹ und Dr. Zweigeld „erfreute sich daran, wie vornehm er sich im schwarzen Frack ausnahm“.²⁸⁰

Das Fest zeigt in dieser narrativen Ausgestaltung die Selbstdarstellung einer Familie. So „thronte die Hausfrau mit ihren Damen“²⁸¹ und will in Verachtung der „Wiener Geselligkeit“, „den Wienern zeigen, was ein vornehmer, geistig bedeutender Salon sei“.²⁸² Ebenso resultiert Dr. Zweigelds Zufriedenheit über den Abend einzig aus dem Stolz über eine geglückte Repräsentation:

²⁷⁴ Ebd.

²⁷⁵ Ebd.

²⁷⁶ Ebd., S. 52.

²⁷⁷ Ebd., S. 51.

²⁷⁸ Ebd.

²⁷⁹ Ebd., S. 52.

²⁸⁰ Ebd., S. 59.

²⁸¹ Ebd., S. 51.

²⁸² Ebd., S. 52.

Als alle fort waren, ging Dr. Zweigeld noch munter durch die erleuchteten Zimmer. Er war mit dem heutigen Abend zufrieden. Wie prächtig hatte seine Frau ausgesehen; auf solch eine Hausfrau konnte er stolz sein; und seine Tochter ein Engel!²⁸³

Neben der Selbstdarstellung der Zweigelds ist die Festlichkeit vor allem für die Zusammenführung eines Kollektivs und die ihr untergeordnete Begegnungsfunktion der Geschlechter bedeutsam. So ist die inhaltliche Schilderung der Gesellschaft einerseits bestimmt durch eine politisch-nationale Auseinandersetzung über die „[...] Slawisierung Wiens [...]“²⁸⁴ und die damit einhergehenden Studentenproteste und andererseits durch das sich entwickelnde Verhältnis zwischen Gisela und einem Dr. Benze mit der daraus resultierenden emotionalen Aufgewühltheit Giselas. Beides ist jedoch aufeinander bezogen, indem Dr. Benze durch sein ‘feuriges’ Eintreten für die Studentenproteste nicht nur die Sympathien der Eltern gewinnt, sondern auch die emotionale Verwirrung der Tochter steigert. So mag man annehmen, dass die Hochgestimmtheit der Festlichkeit die Annäherung zwischen den Geschlechtern explizit ‘befeuert’ und hier im konkreten Fall zu Verliebtheit und Verlobung führt. Diese Verlobung ist als Folge der Straftaten des Dr. Zweigeld jedoch nur von kurzer Dauer²⁸⁵, denn die Selbstdarstellung von finanziellem Wohlstand und überlegener Vornehmheit widerspricht der Realität des Alltags²⁸⁶ und erweist sich daher nur für die Dauer des Festabends gültig.

Die gelungene Festlichkeit des Abends kontrastiert mit den folgenden Widrigkeiten des Alltags, die das geglückte Fest als Ergebnis eines Betrugs, die Festlichkeit quasi als unrechtmäßig geliehen entlarvt. Die kathartische Strafe dafür besteht in der Aberkennung der mit der Festlichkeit erworbenen Repräsentativität und der aus ihr entstandenen Verlobung. Der langfristig auf das Fest folgende Alltag ist so abermals nicht leichter, sondern durch Schande und Gefängnis schwerer zu ertragen.

²⁸³ Ebd., S. 58.

²⁸⁴ Ebd., S. 55.

²⁸⁵ Der Vater veruntreut Waisengelder, Schande und Ruin drohen. Man beachte auch den sprechenden Namen, des sich aus einer zweiten Geldquelle unrechtmäßig bedienenden Herrn Zweigelds.

²⁸⁶ Herrn Zweigelds Gedanken offenbaren noch während des Nachgesprächs der Gesellschaft den verheimlichten finanziellen Engpass: „Eine Reise – so?“ erwiderte der Doktor. Es schoß ihm durch den Kopf: Da wird man Geld borgen müssen. Doch, es war ja nur ein Plan; wozu sich beunruhigen.“ (ebd., S. 62).

Im Kontrast zu den zahlreichen Festlichkeiten der Großstadt findet in Keyserlings *Fräulein Rosa Herz* ein kleinstädtischer „[...] Tanzabend [...]“²⁸⁷ als großes Ausnahmeereignis statt. Dabei ist nicht nur der Anlass singulativ²⁸⁸, wie etwa bei Zweigelds, sondern auch die Festlichkeit an sich. Das angekündigte ‘Event’ als große Ausnahme in dem ereignislosen Leben der Schulmädchen bewirkt dabei sowohl die semantische ‘Beförderung’ vom Tanzabend zum „Ball“²⁸⁹, wie auch, im Unterschied zu allen bisher betrachteten Gesellschaften, eine beachtliche Vorfreude und Erwartungshaltung im Vorfeld des Ereignisses: „Nach dem Ball! Das war eine Zeitrechnung, die keiner begriff“.²⁹⁰

Das kleinstädtische, kleinbürgerliche Niveau des Tanzabends wird zunächst an der Diskussion über die Dekoration deutlich. Dabei gebietet der begrenzte finanzielle Rahmen, aus dem Vorhandenen das Beste zu machen. Neuanschaffungen, wie etwa die in *Vor dem Sturm* extra für den Ladalinskischen Ball neu eingekleideten Livreedierer, sind nicht möglich: „Ja, Pflanzen – tropische Pflanzen“, fuhr Fräulein Sally fort. ‘Ich habe vier Myrthenstöcke, du, Rosa, hast einen Geranium. Gott, es findet sich schon.’²⁹¹

Ambrosius gab auch Ratschläge in seiner nachlässigen, mitleidigen Weise. Seine Pläne zeichneten sich jedoch durch zu große Überschwenglichkeit aus. So wollte er im Damenzimmer ein Zelt aus Seidengaze aufschlagen und es mit bunten Lampen erleuchten. Fräulein Sally war dem nicht ganz abgeneigt; sie meinte, man könnte dazu die baumwollenen Bettvorhänge ihrer Mutter und die Speisezimmerlampe verwenden.²⁹²

Die zutiefst prosaische Natur der Kaufmannstochter Sally Lanin ridiculisiert die kleinstädtische Bürgerlichkeit hier ganz ohne Zutun des Erzählers, wenn etwa aus kostbaren und exotischen Elementen wie Seidengaze und bunten Lampen unversehens alltägliche Gebrauchsgegenstände wie baumwollene Bettvorhänge und die Speisezimmerlampe werden. Die Lässigkeit, die Sally dabei an den Tag legt, rekuriert auf ihr Überlegenheitsgefühl als Gastgeberin. Bereits in der

²⁸⁷ *Fräulein Rosa Herz*, S. 34.

²⁸⁸ Ursprünglicher Anlass für den Tanzabend ist die Ankunft von Ambrosius Tellerat, ein Neffe Lanins, der sich bei der Arbeit in dem Kolonialwarenladen seines Onkels bessern soll, nachdem er einer Kunstreiterin ‘nachgelaufen’ ist und dabei viele Schulden gemacht hat. Die Gesellschaft soll für den großstädtischen ‘Neuen’ etwas Zerstreuung bringen.

²⁸⁹ Ebd., S. 91.

²⁹⁰ Ebd.

²⁹¹ Ebd., S. 86.

²⁹² Ebd., S. 87.

Schule ist sie „stolz und sinnend, als laste eine große Verantwortung auf ihr“²⁹³ und ihr praktischer Sinn beim Gespräch über die Dekoration findet sich in ihrem späteren ‘geschäftsmäßigen’ Verhalten bei der Festlichkeit wieder. Zugleich versteht sie es, „den gewöhnlichsten Dingen einen Nimbus des Großartigen und Vornehmen zu geben, nur durch die Art, in der sie von ihnen sprach“.²⁹⁴ Sally vermag ihr Nützlichkeitsdenken so durch ihre ‘Art des Sprechens’ in der Bedeutung zu heben. Der feierliche Anstrich, den sie damit ihren Vorbereitungen zu verleihen vermag, ist aber ein rein sprachliches Konstrukt ohne inneren Gehalt. So bleibt Sally auch während des Tanzabends ‘pflichtbewusst’, ‘routiniert’ und ‘geschäftsmäßig’ ganz dem Werk täglichen verhaftet.²⁹⁵

Nun – und dann war er da, dieser große, beseligende Abend. Der Kronleuchter des Laninschen Saales strahlte. Der Estrich war wohlgebohnt. Die Stiegen prangten im Schmuck der Girlanden, die den Eintretenden mit dem angenehmen Festduft welkender Kränze umwehten.²⁹⁶

Die in die Festlichkeit einführende Beschreibung des Erzählers bestätigt mittels des Adjektivs ‘groß’, des ‘strahlenden Kronleuchters’, der Sauberkeit und der prunkvollen Dekoration zunächst eine deutliche Differenz zum Alltag, erlaubt jedoch keine eindeutige Zuordnung zu Fest oder Feier. Auch der ‘Festduft der welkenden Kränze’ verweist auf eine zeitliche Begrenzung, die sowohl Fest wie Feier eigen ist. Die folgende, stark summierende Schilderung des Eintreffens der Gäste, ihrer festlichen Kleidung, und ihres Verhaltens, das nach Alter und Geschlecht zwischen feierlichem Ernst, kichernder Aufregung und würdigem Wohlwollen changiert, erzeugt in ihrer Bildlichkeit eine intensive Feststimmung. Dann wird der Tanz eröffnet:

Die Mütter strichen sich die Seidenkleider glatt und schauten lächelnd in das wirre Durcheinander flatternder Bänder und weißer Kleider. Die Kavaliere stießen und drängten sich, um zu den Damen zu gelangen und sie mit hastigen, schiefen Verbeugungen zum Tanz aufzufordern; und die Damen, mit niedergeschlagenen Augen, erhitzten Wangen, ließen sich andächtig durch den Saal schwenken.²⁹⁷

Deutlich zeigt sich an dieser Szene die festliche Qualität des Tanzes, die sich an der körperlichen Aktivität und der Zusammenführung der Geschlechter fest-

²⁹³ Ebd., S. 90.

²⁹⁴ Ebd., S. 87.

²⁹⁵ Vgl. z.B. auch: „bis Fräulein Sally die Damen zu den Sitzen nötigte, einige bei den Händen nahm und zu den Stühlen führte – mit einer Miene, auf der deutlich die Pflichterfüllung zu lesen war“ (ebd., S. 94) oder „‘Marianne!’ ertönte Fräulein Sally Stimme im scharfen Geschäftston. ‘Wünschen Sie auch Aspik?’“ (ebd., S. 100).

²⁹⁶ Ebd., S. 91.

²⁹⁷ Ebd., S. 95.

machen lässt. ‘Stoßen’ und ‘drängeln’, ‘Durcheinander’ und ‘erhitzte Wangen’ haben nichts von feierlicher Ordnung, sondern zeugen von erregten, rauschbereiten Gemütern. Schließlich ist es Zeit für das Souper, das die kleinbürgerliche Festlichkeit charakterisiert und adelige Veranstaltungen kontrastiert.²⁹⁸ Der Erzähler beschreibt in bildhafter Intensität die freudige Gier mit der sich die Gesellschaft auf das Essen stürzt, die Fülle der Speisen und deren maßlose Einverleibung. Der Abschluss der Mahlzeit steigert sich dann gar zu einem ‘hässlichen Bild’:

Es war heiß im Gemach. Mit roten Wangen und Augenlidern lehnten sich die Anwesenden in ihre Sessel zurück; vor ihnen das wirre Durcheinander großer Speisereste. Das Bild war häßlich, wie es ein zu Ende gehendes Festmahl zu sein pflegt²⁹⁹

In der Beschreibung des Tanzabends bewirken Fülle, Kollektivität, Licht, visuelle, olfaktorische und akustische Reize eine dichte Atmosphäre der Festlichkeit, doch ohne eindeutige Bestimmbarkeit von Fest oder Feier. Vielmehr zeigt sich, dass der Tanzabend für verschiedene Figuren nicht ein und dieselbe Veranstaltung ist. Rosa Herz³⁰⁰ etwa, die alles „groß und herrlich“ findet, feiert eindeutig ein Fest.

Wie im Fieber, aber in einem beglückenden, erhebenden Fieber, flatterte sie durch den Saal. Die Überzeugung, der Mittelpunkt des Festes zu sein, verschönte sie. [...] Der gefüllte Eßsaal, das Licht, das in den Bowlegläsern blitzte, das Stimmengesurre – der

²⁹⁸ Man vergleiche z.B. das Souper in *Abendliche Häuser*, wo die Vorfriede auf das Essen als „[...] unpoetisch und materiell“ (*Abendliche Häuser*, H, S. 565) bewertet wird. Einzige konkret benannte Speise ist dort die „[...] Spielhahnpastete“ (ebd.), die als Gourmetgenuss dem Exklusivitätseindruck des Abends dienlich ist. Schließlich folgt die Erklärung, die Fülle des Essens sei ein ‘Fehler’ (ebd., S. 566). Dagegen erscheint das Festmahl in *Fräulein Rosa Herz* (hier öffnet kein Diener, sondern die Hausherrin selbst die Türen des Speisezimmers) deutlich von der freudigen Erwartung der Gäste gekennzeichnet. Das betont langsame ‘Einziehen’ in den Speisesaal, soll die tatsächliche Essensgier verschleiern: „keine wollte zu eilig erscheinen“ (*Fräulein Rosa Herz*, S. 98). Für besonderes Entzücken sorgt „ein ganzes kleines Schweinchen“, das „weich in Salatblätter gebettet [...] seine braune Kindernacktheit zeigend, [...] zu schlummern“ (ebd., S. 99) schien. Das dem in der vornehmen Welt servierten ‘Menü’ entgegenstehende ‘Buffet’ erhält durch die Präsentation eines ganzen Tieres etwas Barbarisches, gesteigert durch Fräulein Sallys ‘manuelle Justierung’ des Schweinekopfes: „und schob mit hartem, rücksichtslosem Finger den Kopf des kleinen Tieres auf den Salatblättern zurecht“ (ebd.).

²⁹⁹ Ebd., S. 102

³⁰⁰ Rosa Herz, die Hauptfigur der Erzählung ist die einzige Tochter eines Tänzerpaares, geboren während des „rastlosen Umherziehens von einer Stadt zur anderen“ (ebd., S. 14). Die Mutter starb bei der Geburt, der Vater „traurig, einsam, des Tanzens müde“ (ebd.) kehrt in sein Heimatstädtchen zurück, erzieht dort seine Tochter mit der Hilfe seiner Schwester und als diese stirbt mit der alten Dienerin Agnes Stockmaier.

starke Duft von Speisen, Wein, Zigarren –, war das nicht schon ein Stück der großen Welt?³⁰¹

Das ‘beglückende, erhebende Fieber’ zeigt emotionale Hochgestimmtheit und Rausch, während das ‘Durch-den-Saal-Flattern’ schnelle, festliche Bewegung impliziert. Demgegenüber steht die gastgebende Freundin Rosas, Sally Lanin. Diese „betrieb das Tanzen ruhiger, geschäftsmäßiger. Sie machte einen äußerst routinierten Eindruck, und das wollte sie“.³⁰² Die häufige Erwähnung des ‘geschäftsmäßigen’, ‘pflichtbewussten’ Verhaltens von Sally, für die der Abend eine Art besonderer Werktag zu sein scheint, betont die Subjektivität von Rosas rauschhafter Festwahrnehmung und damit das von innen nach außen entstehende festliche Bewusstsein. Auch die kritischen und mitleidvoll abwertenden Kommentare über Rosa, die „‘ein wenig unpassend ist [...]’“³⁰³, stellen Rosas Eigenwahrnehmung als „Ballkönigin“³⁰⁴ in ein rein subjektives, aber vielleicht auch gerade deswegen festliches, Licht. Die Differenzen in Festwahrnehmung und -verhalten dienen dabei zugleich einer Gruppensoziologie, die den Kleinbürger charakterisiert und von Rosa, dem Mädchen mit „‘Bühnenblut’“³⁰⁵, trennt.

Die Schilderung des Laninschen ‘Tanzabends’ betont Festlichkeit jedoch nicht nur als ein subjektives, sondern auch als ein flüchtiges Phänomen, dessen Grenzen in Lebensalter, Zeit und Raum allgegenwärtig sind. Festliche Stimmung als altersabhängige Erscheinung etwa zeigt sich an den „Gespräche[n] über Dienstboten“ der Mütter, die den Töchtern als „Profanation des Abends“ erscheinen wie an den Karten spielenden Herren, die „der Jugend leid“³⁰⁶ taten. Dazu nehmen sich die Älteren fast vollständig von dem Tanz als dem wichtigsten Festelement der Jugend³⁰⁷ aus. Die zeitliche Begrenzung der Festsituation betont die Schülerin Marianne, die ängstlich nach der Zeit fragt und – wie sich später herausstellt – erfolglos „auf das große Glück des Abends“³⁰⁸ wartet. Auf der Raumebene schließlich findet sich der Festraum

³⁰¹ Ebd., S. 96 u. 104.

³⁰² Ebd., S. 95.

³⁰³ Ebd., S. 107.

³⁰⁴ Ebd., S. 97.

³⁰⁵ Ebd., S. 96.

³⁰⁶ Ebd., S. 94.

³⁰⁷ Vgl. z.B.: „wie einem jeden die schnelle, tolle Bewegung das Wichtigste war, und im gemeinsamen Vergnügen vergaß einer des anderen Person“ (ebd., S. 106).

³⁰⁸ Ebd.

durch drei Alltagsräume begrenzt: erstens das Zofenzimmer³⁰⁹, zweitens ein von einem „ruhigen, schläfrigen Lichte“³¹⁰ erleuchtetes Fenster im gegenüberliegenden Hause und drittens der angrenzende Kolonialwarenladen, in dem Rosa Herz „alles über sich ergehen“ lässt, was Ambrosius Tellerat „mit fieberhafter Hast“ an ihr versucht. Trotz der prinzipiellen Festlichkeit erotischer Übergriffe ist der Raum durch ein Licht, das „grau und verkümmert“³¹¹ erscheint, die passive „Mutlosigkeit und Müdigkeit“³¹² und das Gewöhnliche, triebhaft Kreatürliche der Handlung zum Alltagsraum qualifiziert.

Der erotische Grenzübertritt wird von dem Kommissar Conrad Lurch beobachtet. Als dies entdeckt wird, fällt Rosa in Ohnmacht, quasi als (Negativ-) Höhepunkt des entgrenzten Bewusstseins. Kurz darauf folgt das desillusionierende Ende des Abends, gleichermaßen durch Tränen, Schnarchen und „das graue Zwielflicht einer Krankenstube“³¹³ gekennzeichnet.

Besonders auffällig an dieser Festlichkeit ist das figurenabhängige Festempfinden und -verhalten. Die als Fest angelegte Veranstaltung kann nur dort glücken, so lässt sich schlussfolgern, wo das festliche Bewusstsein von innen heraus entsteht. Dass gerade Sally Lanin als Kleinstadtprominenz nicht an dem festlichen Bewusstsein partizipiert, steht exemplarisch für den ‚begrenzten Horizont‘ des Kleinbürgers, den schon Fontane bei Frau Hulen dem Spott preisgegeben hat.

³⁰⁹ „Das Zofenzimmer war ziemlich düster, nur eine Kerze brannte in demselben. [...] ihr [Rosa] schien, als habe dieses Gemach, mit seiner tief brennenden Kerze, mit den beiden altbekannten Gesichtern, etwas Alltägliches an sich, das zu dem großen Abend nicht recht stimmen wollte“ (ebd., S. 93).

³¹⁰ Ebd., S. 103.

³¹¹ Ebd., S. 108.

³¹² Ebd., S. 109.

³¹³ Ebd., S. 115.

2.1.2 Hochzeiten und Beerdigungen – existenzielle Festlichkeit im traditionellen Gesellschaftskleid

Zum Schluß stirbt ein Alter, und zwei Junge heiraten sich; – das ist so ziemlich alles, was auf 500 Seiten geschieht.³¹⁴

Nicht nur in der Poesie, auch in der Wirklichkeit lässt sich ‘so ziemlich alles, was geschieht’, auf die zwei Ereignisse Hochzeit und Beerdigung und damit auf die Themen Leben, Liebe, Tod, gesellschaftliche und existenzielle ‘Ordnung’ der Dinge abstrahieren. Fontane verknüpft sie in obigem Zitat zusätzlich mit Altersphasen (alt und jung) und bindet sie dadurch in den Kreislauf der Natur von Werden und Vergehen ein.

Im Allgemeinen als Höhepunkte der Emotion verstanden, die durch den Gewinn oder Verlust von Leben bestimmt werden, besteht zwischen Hochzeiten und Beerdigungen ein enger Zusammenhang, der auch in den untersuchten Erzählungen widerklingt³¹⁵:

Fräulein Undamm, die Gouvernante, und Herr Dorn, der Hauslehrer, drückten Karl Erdmanns Hand so innig, wie man es sonst nur bei Begräbnissen oder Trauungen zu tun pflegt.³¹⁶

Für Hochzeiten und Beerdigungen wird ein und derselbe Verhaltenskodex angegeben und damit die Parallelität der Ereignisse betont. Die Verbindung des ‘innigen Händedrucks’ als Kennzeichen einer emotionalen Geste mit der Formel ‘zu tun pflegt’ als Ausdruck gesellschaftlicher Handlungsvorgaben rückt dabei den rituellen Aspekt der Festlichkeiten in den Vordergrund. Der Ausdruck von Emotion erscheint so als Teil eines Rituals und damit weniger als unmittelbare Erscheinung eines echten Gefühls, denn als ein Bestandteil gesellschaftlicher

³¹⁴ Theodor Fontane über *Der Stechlin* in einem Brief an Adolf Hoffmann v. Mai / Juni 1897, in: Theodor Fontane: *Briefe*, hrsg. v. Otto Drude u. Helmut Nürnberger, München: 1998, Bd. 4, S. 650.

³¹⁵ Vgl. bei Fontane z.B.: Pastorin Seidentopf, die ‘beinahe unmittelbar’ nach der Silberhochzeit verstirbt (*Vor dem Sturm*, Bd. 3, S. 104), von Ladalinski, der bei der Heimführung seines toten Sohnes seiner Hochzeitsreise gedenkt (vgl. *Vor dem Sturm*, Bd. 3, S. 696), Schach, der sich noch an seinem Hochzeitstage erschießt (vgl. *Schach von Wuthenow*, Bd. 1, S. 677f.), Lene, die in der Jakobikirche heiratet, während ihre Pflegemutter auf dem Jakobikirchhof begraben liegt (*Irrungen, Wirrungen*), Hildes Begräbnis als ‘ein großes Ereignis, wie’s einst ihre Hochzeit gewesen war’ (*Ellernklipp*, Bd. 1, S. 212), u.a.

³¹⁶ *Am Südhang*, H, S. 599.

Konventionen. Aufschlussreich heißt es im *Wörterbuch der Soziologie*, das Ritual sei eine

expressiv betonte Handlung mit großer Regelmäßigkeit des Auftretens in gleicher Situation u. mit immer gleichem Ablauf. R.e. sind zumeist traditional ‘festgefahren’. Beim Auftreten oder bei der Annäherung entspr. Situationen tendieren die Verhaltenspartner spontan bzw. ohne bes. Entscheidung u. ohne Nachdenken über Funktion u. damit ‘Sinn’ ihres Tuns zum R.³¹⁷

Damit hat der ‘innige Händedruck’ etwas von einer unreflektierten, mechanischen Handlung und die emotionale Hochgestimmtheit des Festes gilt höchstens für die emotional involvierten Figuren, nicht für die Festlichkeit an sich, die durch Zeremonie und Ritual eher der Feier entspricht.

Eine außerliterarische Bestätigung des gemeinsamen Aspekts von Hochzeiten und Beerdigungen findet sich in der Ethnologie. Denn beide Feiern werden als Übergänge – von einer Lebensphase in eine andere Lebensphase – von so genannten „rites de passage“³¹⁸, Übergangsriten, begleitet.

Eine Fülle von ethnologischem Material kann erweisen, daß stabilisierende Riten gerade in Krisen des Stammes oder der Einzelnen eingesetzt wurden, und zwar in der Absicht, sie von einer Lebensphase in die andere, von einem Siedlungsraum in den anderen, vom Daseinsbereich in den Nicht-Daseinsbereich und andersherum zu begleiten. Solche Rituale, wie sie heute noch in den Liturgien bei Taufe, Konfirmation, Eheschließung und Begräbnis zu finden sind, heißen Passageriten. Sie trennen rituell und sakramental vom Alten, befreien auch von bösen Geistern, fremden Mächten, begleiten hinüber in den neuen Zustand und inkorporieren in ihn. Rituell wird zum Alten nein und zum Neuen ja gesagt; und damit gilt das neue Ja gegen das alte Ja.³¹⁹

Der Übergang zwischen den Lebensphasen erscheint so als ‘krisenhaft’ und die ihn begleitenden Rituale als ‘stabilisierend’. Das heißt, die subjektive Emotionalisierung wird durch kollektive Konventionalisierung in traditionell fixierte Formen gelenkt. Dazu stimmen immer gleiche Verhaltens- und Ausstattungsmerkmale der Zeremonien, die den individuellen Umbruch durch äußere Vorhersagbarkeit stützen. Hinzu kommt, dass „Anfang, Höhepunkt und Ende“ menschlicher Lebensphasen „teils erst dann als wirklich geschehen begriffen werden, wenn sie im Fest vollzogen sind“.³²⁰

Die Überschneidung der Festlichkeitsinszenierungen zeigt sich somit nicht nur in poetischen Konstruktionen, sondern auch als Faktum realer Zeremonien:

³¹⁷ Hillmann: *Wörterbuch der Soziologie*, Art. „Ritual“, S. 741.

³¹⁸ Arnold von Gennep: *Les rites de passage*, 1909, zitiert nach Sommer: *Feste, Mythen, Rituale*, S. 227.

³¹⁹ Martin: *Fest und Alltag*, S. 70.

³²⁰ Simm: *Nachwort*, S. 399.

Der Pfarrer schließt die Beerdigung mit der Beschwörung: 'Der Herr segne Ausgang und Eingang, von nun an bis in Ewigkeit.' Den wenigsten Trauergästen ist klar, daß dieses Wort aus Psalm 120 auch bei der Hochzeitsfeier rezitiert wird. Denn beim Begräbnis geht der Mensch ebenfalls von einem Lebensstadium ins nächste: deshalb 'Ausgang und Eingang' - und nicht umgekehrt.³²¹

Wie Sommer hier aus ethnologischem Untersuchungsmaterial schließt, entzieht sich die Austauschbarkeit einzelner Ritualbestandteile von Trauung und Beerdigung der Wahrnehmung der Gäste und auch in literarischen Texten erscheint die Parallelisierung der Feiern alleine durch den Erzähler vorgenommen. Die Figuren thematisieren bis auf einzelne Ausnahmen diese Vergleichbarkeit nicht.

Eine dieser Ausnahmen ist der Gärtner Kagelmann, eine Nebenfigur in Fontanes *L'Adultera*. Die Parallele, die er zwischen Trauung und Begräbnis zieht ('un is kein Unterschied'), betrifft allerdings nicht den gestischen oder verbalen Ausdruck bei der Zeremonie, sondern den ökonomisch wirtschaftlichen Aspekt:

'Jott, Frau Rätin, Palme paßt immer. Un is kein Unterschied, ob Trauung oder Begräbnis. Und manche taufen auch schon mit Palme. Und wenn ich sage Palme, na, so kann ich auch sagen Lorbeer oder Lebensbaum oder was wir Thuja nennen. Aber Palme, versteht sich, is immer das Feinste. Un is bloß man *ein* Metier, das is jrade so, janz akkurat ebenso bei Leben und Sterben. Und is ooch immer dasselbe.' 'Ah, ich versteh'', sagte Melanie. 'Der Tischler.' 'Nein, Frau Rätin, der Tischler nich. Er is woll auch immer mit dabei, das is schon richtig, aber's is doch nich immer dasselbe. Denn ein Sarg is keine Wiege nich und eine Wiege is kein Sarg nich. Und was een richtiges Himmelbett is, nu davon will ich jar nich erst reden ...' 'Aber Kagelmann, wenn es nicht der Tischler ist, wer denn?' 'Der Domchor, Frau Rätin. Der is auch immer mit dabei und is immer dasselbe. Jrade so wie bei mir. Un er hat auch so seine zwei Stammhalter, sine zwei Säulen vons Geschäft: ›'s bestimmt in Gottes Rat‹ oder ›Wie sie so sanft ruhn‹. Un es paßt immer un macht keinen Unterschied, ob einer abreist oder ob einer begraben wird. Un grün is grün, un is jrade so wie Lebensbaum und Palme.'³²²

Die 'Säulen des Geschäfts', die dem Chor sein Liederrepertoire, dem Gärtner seine Palmen bedeuten, sind hier explizit auf 'Trauung und Begräbnis' bezogen. Durch diese Verschiebung des Blicks wird die Festlichkeit zu einem wirtschaftlich relevanten Faktor und damit zum direkten Gegenteil der Feier qualifiziert, zum Werktag. Das subjektive Erlebnis verblasst hinter ökonomischen Interessen und individuelle Hochgestimmtheit ist angesichts des 'immer gleichen' Ablaufs und der 'immer gleichen' Ausstattung nicht erkennbar.

Dazu abstrahiert Kagelmann die Festlichkeiten auf ihre natürlichen Anlässe, auf 'Leben und Sterben'. Durch die Betonung des Iterativen (= narrativer

³²¹ Sommer: *Feste, Mythen, Rituale*, S. 340.

³²² *L'Adultera*, Bd. 2, S. 79f.

Alltag³²³) erfolgt dabei eine deutliche Eingliederung in die zyklischen Abläufe der Natur.³²⁴ Das Naturhafte scheint damit dem Gesellschaftlichen vorgeordnet zu sein. Dennoch ist der ökonomische Aspekt, hier personifiziert durch Gärtner, Tischler und Chor, immer ‘mit dabei’. Die Feier als ‘soziale Veranstaltung’, die der ‘Festigung von gemeinschaftlichen und gesellschaftlichen Lebenszusammenhängen dient’³²⁵ verblasst hinter diesen naturhaft-alltäglichen und werktäglichen Bezügen derart, dass man sich fragen kann, ob in diesem poetischen Konstrukt die Feier überhaupt noch existiert.

Kagelmanns Differenzierungsversuche anhand des Tischlerberufes, bestreiten durch die doppelte Verneinung seines Berliner Dialektes (‘ein Sarg is keine Wiege nich’) jedenfalls zunächst einen konkreten und besonderen Anlass für die Feier. Ein Sarg ist gewissermaßen eben doch eine Wiege, zumindest was die Verdienstmöglichkeit anbelangt. „[...] Und manche taufen auch schon mit Palme [...]“³²⁶ Da die Feier aber anlassabhängig ist, verliert sie mit der Abstraktion der Anlässe ihren Detailbezug und damit einen wesentlichen Teil ihres Sinngehalts.

Vergleicht man nun Fontanes und Keyserlings Oeuvres hinsichtlich dieser Art von Festlichkeiten fällt zunächst die gänzlich verschiedene Quantität von Hochzeiten und Beerdigungen in den Geschichten auf. Bei Fontane finden sich die Anlässe nahezu ausgeglichen vertreten. Keine der Erzählungen kommt ohne wenigstens eines der beiden Ereignisse aus.³²⁷ Bei Keyserling dominiert

³²³ Vgl. dazu die Ausführungen zum iterativen Erzählen im *Exkurs: Alltag im transdisziplinären Diskurs*.

³²⁴ So sind die zwei ‘Geschäftssäulen’ des Domchors nicht von ungefähr erwähnt. Der Liedtext von *Es ist bestimmt in Gottes Rat* thematisiert die Unbeständigkeit des persönlichen Glücks angesichts der unabwendbaren Vergänglichkeit und in *Der Gottesacker* wird der ‘Lebenskampf’ der ‘Grabesruhe’ gegenübergestellt und der Lohn für die Mühen des Lebens in das Jenseitige verlegt (<http://www.liedtexte.eu/kirchenlieder/der-gottesacker.htm>, Zugriff am 19.1.09).

³²⁵ Hillmann: *Wörterbuch der Soziologie*, Art. ‘Fest’, S. 222.

³²⁶ *L’Adultera*, Bd. 2, S. 80.

³²⁷ Vgl. zu den Hochzeiten: Melanie und Rubehn (*L’Adultera*), Effi und Innstetten (*Effi Briest*), Botho und Käthe, Lene und Gideon (*Irrungen, Wirrungen*), Mathilde und Hugo (*Mathilde Möhring*), Corinna und Marcell (*Frau Jenny Treibel*), Lewin und Marie (*Vor dem Sturm*), Christine und Holk (*Unwiederbringlich*), Hilde und Baltzer (*Ellernklipp*), Victoire und Schach (*Schach von Wuthenow*), Woldemar und Armgard (*Der Stechlin*), Franziska und Adam von Petöfy (*Graf Petöfy*). In *Cécile* wird die Hochzeit zwischen Cécile und Pierre von St. Arnaud rückblickend erwähnt. Beerdigungen oder zumindest die Angabe entsprechender

hingegen deutlich der Todesaspekt. Meist werden jedoch beide Arten der Festlichkeit in seinen Erzählungen nur kurz zusammengefasst³²⁸, aus dem Raum der Geschichte ausgelagert³²⁹ oder ganz übergangen.³³⁰ Ein weiterer Unterschied zwischen den Autoren liegt im Bereich der Fokalisierung, d.h. bei der Perspektive, die die Schilderung dominiert. Bei den meisten Festlichkeiten in Fontanes Erzählwerk wechselt der Blick, sprich die Figurenperspektive, von den emotional betroffenen Protagonisten zu einer externen Fokalisierung. Dazu unterstreichen szenische Dialogelemente von emotional unbeteiligten Beobachtern die Distanz, die zu den festlich erlebenden Figuren geschaffen wird. Keyserling hingegen bleibt ganz nahe bei den Fest-und-Feier-Protagonisten und gestattet eine Teilhabe an dem Erleben der Figuren.

2.1.2.1 Hochzeiten

Die Regel „Erzählungen schließen mit Verlobung oder Hochzeit“³³¹, die Fontane den Erzähler in *Vor dem Sturm* aussprechen lässt, trifft schon für dasselbe Werk nicht zu: Nach der Verlobung von Lewin und Marie und der in den Tagebuchaufzeichnungen von Renate erwähnten Hochzeit derselben, folgen in dem Tagebuch Renates Einträge über den Tod Seidentopfs, Bammes und Berndt von Vitzewitz’ und die allerletzte Erwähnung des Erzählers gilt nicht einer Hochzeit, sondern dem Grabstein Renates. Ebenso dominieren in Fontanes anderen Erzählungen Tod und Begräbnis die Erzählschlüsse und nicht etwa

Bestimmungen für die Feierzeremonie sind in fast allen Erzählungen vertreten. Die einzigen Ausnahmen bilden *L’Adultera* und *Frau Jenny Treibel*.

³²⁸ Vgl. z.B.: „In der folgenden Nacht starb Paul. Sie begruben ihn auf dem Dorfkirchhof. Alle Dorffrauen hatten ihre Sonntagskleider angezogen. Lulu und Nandl standen an dem Grabe und hielten kleine Kränze aus Tannen und Vogelbeeren in der Hand. Als alles aus war, gingen die Frauen wieder langsam den Kirchenweg hinab, nur Frau Irene blieb bei dem Grabe, eine einsame, schwarze Gestalt“ (*Im stillen Winkel*, H, S. 690f.); „Im Winter verlobten sie sich, im April wurden sie getraut und im Juli des nächsten Jahres zog Günther nach Kaltin“ (*Beate und Mareile*, H, S. 34).

³²⁹ Vgl. z.B.: „Aristides Dorn wurde in seine Heimat gebracht, um dort bestattet zu werden“ (*Am Südhang*, H, S. 649); „Graf Donald Streith war gestorben. Im Schlosse hörte man, der Bruder des Grafen sei gekommen, um die Leiche auf das Stammgut der Streiths überführen zu lassen“ (*Fürstinnen*, H, S. 854).

³³⁰ Vgl. z.B. die Beerdigungen von Fritz Dachhausen und Dietz Egloff (*Abendliche Häuser*), der Baronin Losnitz (*Beate und Mareile*), von Annemarie von Bassenow (*Harmonie*) oder von Gerd (*Schwüle Tage*); die Hochzeit von Mareile und Hans Berkow (*Beate und Mareile*).

³³¹ *Vor dem Sturm*, Bd. 3, S. 709.

Hochzeit und Verlobung. Die sich an das Happy End trivialer Literatur anlehrende Formel des *Vor-dem-Sturm*-Erzählers entpuppt sich damit als Bezugnahme auf und gleichzeitigen Bruch mit gängigen Trivialliteraturklischees.³³²

Vom 'Happy End' des Romans gerät die Hochzeit in Fontanes Erzählungen so zu einem 'Happy Event' meist mitten in der Erzählung. Doch bleibt dieses 'glückliche Ereignis' nicht unrelativiert. Vornehmlich als Akt zur Befriedigung gesellschaftlicher Ansprüche zu verstehen, wird die Erzählung des Trauungsaktes meist auf Telegrammkürze beschränkt. Ähnliches stellt auch Werner Hoffmeister fest, wenn er vom „Ex-post-facto-Erzählen“ bei *Mathilde Möhring* und damit der „erzählerischen Nivellierung von Handlungsknotenpunkten (z.B. Verlobung, Hochzeit, Hochzeitsreise, Hugos Tod)“ spricht.³³³

Diese Ausparung der feierlichen Stimmung des kirchlichen Zeremoniells schlägt in der anschließenden Hochzeitsfeier in Festlichkeit um, wird vom Erzähler aber verlassen, sobald ein gewisser Grad der Ausgelassenheit erreicht oder überschritten zu werden droht. „Erst im Tanz vollendet sich das Fest“³³⁴ schreibt Bollnow. Umso aussagekräftiger ist der Rückzug von Fontanes Erzähler angesichts dieser 'Vollendung' wie etwa in *Frau Jenny Treibel*, wo er die aufkommende Tanzintention der Jugend als „gefährdenden Moment“³³⁵ bezeichnet. Fontanes Erzählungen von Hochzeiten scheuen die festliche Erfüllung und lassen Rausch nur in Maßen, Exzess gar nicht zu. Die Interaktion der frisch Verheirateten als erzählerische Leerstelle und die fast fluchtartige Hochzeitsreise, die die Hochzeitsnacht zur Gänze ersetzt, zeigen schließlich das 'Happy Event' als 'Gesellschaftsereignis', bei dem die Herstellung von Ordnung die individuelle Bedeutung des 'Life Events' verdrängt.

In Keyserlings Erzählungen ist die Hochzeit kaum mehr als ein Faktum außerhalb von Raum oder Zeit der Basisgeschichte. Stattdessen finden sich bei

³³² Vgl. hierzu auch Carin Liesenhoffs Untersuchungen zu Fontanes Verhältnis zur Trivialliteratur. So meint sie z.B.: „was Fontanes Romankunst im spezifischen Sinne ausmachte: eine konsequente Gestaltung der psychischen Realität von den gesellschaftlichen Bedingungen her, wodurch die vorhandenen Klischees der Trivialliteratur immer wieder durchbrochen und auf eine andere Ebene transponiert werden“ (Carin Liesenhoff: *Fontane und das literarische Leben seiner Zeit, Eine literatursoziologische Studie*, Bonn: 1976, hier S. 85).

³³³ Werner Hoffmeister: „Theodor Fontanes 'Mathilde Möhring', Milieustudie oder Gesellschaftsromane?“, in: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 92, Sonderheft „Theodor Fontane“, Berlin u.a.: 1973, S. 126-149, hier Anmerkung 19, S. 136.

³³⁴ Bollnow: *Anthropologie des Festes*, S. 227.

³³⁵ *Frau Jenny Treibel*, Bd. 4, S. 476.

Keyserling Verlobungszeremonien. Die von 'festgefahrenen' Traditionen getragenen Übergänge in das erwartungsgeprägte Vorstadium der Ehe zeigen durch die begierig Anteil nehmenden Figuren einen enormen Bedarf an Glücksfiktion in der dargestellten Adelsklasse. Es liegt nahe, dafür als ursächlich einen Sinnverlust der Passageriten anzunehmen, die statt einer stabilisierenden Einführung in eine neue Lebensphase, vor allem die Betroffene mit hochstilisierten Erwartungen versehen. Dass der Ehealltag diesen übersteigerten Erwartungen nicht gerecht werden kann, schlägt sich schließlich nieder in der Verlagerung der Glückserwartungen auf die Ebene von Traum und Literatur und der Partizipation an 'fremdem Glück'. Ganz anders behauptet bei Keyserling die Hochzeit am unteren Ende der sozialen Leiter ihren Platz als 'das große Ereignis' im Leben erfolgreich. Der Passageritus, die Einführung in die Gemeinschaft gelingt und die Schilderung trägt diesem Umstand durch Ausführlichkeit Rechnung.

Eine der – es sind nur zwei von 17 – Erzählungen, die bei Fontane mit einer Hochzeit schließen, ohne dass ein Tod nachfolgt, ist *Irrungen, Wirrungen*, doch auch hier nicht etwa als triviales Happy End, sondern fast gegenteilig als Sieg der „Prosa der Verhältnisse“ über die „Poesie des Herzens“.³³⁶

Die Schilderung der Brautleute Gideon Franke und Lene Nimptsch erfolgt mit unbestimmtem Artikel und Beschreibung des Erscheinungsbildes, was zunächst Unbekanntheit und Fremdheit evoziert, auch dadurch, dass die Beschreibung auf den Teil der Hochzeit beschränkt bleibt, der schaulustigen Passanten zugänglich ist.

Der vom Bock herabspringende Diener eilte, den Kutschenschlag zu öffnen, aber der Bräutigam selbst, ein hagerer Herr mit hohem Hut und spitzen Vatermördern, war ihm bereits zuvorgekommen und reichte seiner Braut die Hand, einem sehr hübschen Mädchen, das übrigens, wie gewöhnlich bei Bräuten, weniger um seines hübschen Aussehens, als um seines weißen Atlaskleides willen bewundert wurde. Dann stiegen beide die mit einem etwas abgetretenen Teppich belegte, nur wenige Stufen zählende Steintreppe hinauf, um zunächst in den Kreuzgang und gleich danach in das Kirchenportal einzutreten. Aller Blicke folgten ihnen.³³⁷

³³⁶ Vgl. hierzu: „Eine der gewöhnlichsten und für den Roman passendsten Kollisionen ist deshalb der Konflikt zwischen der Poesie des Herzens und der entgegenstehenden Prosa der Verhältnisse, so wie dem Zufalle äußerer Umstände“ (Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Vorlesungen über die Ästhetik*, Bd. 14, Stuttgart: 1954, S. 395). Vgl. auch: Karl-Gert Kribben: „Großstadt- und Vorstadtschauplätze in Theodor Fontanes Roman 'Irrungen, Wirrungen'“, in: Ulrich Fülleborn / Johannes Krogoll (Hrsg.): *Studien zur deutschen Literatur*, Heidelberg: 1979, S. 225-245, der diesen 'Romankonflikt' für *Irrungen, Wirrungen* fruchtbar gemacht hat.

³³⁷ *Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 474.

Die Erzählung klammert den ‘privaten’ Teil der Hochzeit aus und verweist damit den Leser auf einen öffentlichen Platz, der am Schicksal der Figuren keinen Anteil hat. Die Trauung Lenes erscheint so schlicht als ‘eine Trauung’ und wird damit von dem individuell Besonderen (Poesie des Herzens) in das allgemein Übliche (Prosa der Verhältnisse) transferiert.³³⁸ Darauf verweisen neben der Wendung „wie gewöhnlich bei Bräuten“ ebenso die mit einem „etwas abgetretenen Teppich“ belegten Treppenstufen. Zudem trifft diese Art externer Fokalisierung Lene zum ersten Mal in der Erzählung. Sonst gewährt der Erzähler stets einen Einblick in ihr Innenleben oder lässt sie selbst zu Wort kommen.

Die Hochzeit Lenes hat ihre Entsprechung in der „Verheiratung“³³⁹ Bothos, die wie die spätere Anzeige der Hochzeit von Lene und Gideon ebenfalls in der Kreuzzeitung angezeigt wird. Bereits Karl-Gert Kribben verweist auf die Ähnlichkeit der „Hochzeitsanzeigen, in denen charakteristischerweise beide Ehen formelhaft- ‘ergebenst’ gleichlautend als ‘eheliche Verbindungen’ angezeigt werden“.³⁴⁰ So wird die private emotionale Bedeutung der Hochzeit auf das gesellschaftlich wahrnehmbare Zeremoniell reduziert. Die Hochzeit wird damit zu einer Feier, die gewissermaßen nicht der Identitätsbestätigung der Feiernden selbst, sondern der Gesellschaft als einer abstrakten, übermächtigen Größe dient.

Die Trauung – als emotionalster Teil der gesamten Hochzeitsfeier – wird bei Fontane, wenn nicht ausgeblendet wie in *Irrungen, Wirrungen*, stets durch eine starke Raffung zusammengefasst. So etwa in *Der Stechlin*: „Frommel traute“³⁴¹, „Die Trauung hatte stattgefunden“³⁴² in *Schach von Wuthenow* oder „Prediger Thomas traute“³⁴³ in *Frau Jenny Treibel*. Die elliptische Kürze dieser Darstellung kontrastiert bei den genannten Beispielen mit der anschließenden,

³³⁸ Gerade über dieses Verfahren erhält die Untertitelung von *Irrungen, Wirrungen* mit *Eine Berliner Alltagsgeschichte* Berechtigung. Denn während sich die Geschichte faktisch fast ausschließlich an Feiertagen und außerhalb des Großstadttreibens abspielt und damit eher in Opposition zu einem ‘Berliner Alltag’ steht, erweist sich das Thema der Erzählung – die *Irrungen, Wirrungen* der Liebe in Auseinandersetzung mit Gesellschaft, Familie und Wirtschaft – als alltäglich und verallgemeinerbar. Vgl. zu dem Kontrast zwischen Titel und Schauplätzen der Erzählung: Kribben: *Großstadt- und Vorstadtschauplätze*.

³³⁹ *Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 410.

³⁴⁰ Kribben: *Großstadt- und Vorstadtschauplätze*, S. 244.

³⁴¹ *Der Stechlin*, Bd. 5, S. 291.

³⁴² *Schach von Wuthenow*, Bd. 1, S. 673.

³⁴³ *Frau Jenny Treibel*, Bd. 4, S. 473.

ausgedehnten Schilderung der Hochzeitsfeier, in der die Aufzählung der Hochzeitsgäste und die Widergabe von Toasts und Gesprächen im Vordergrund stehen. Die Interaktion der frisch Vermählten wird hingegen vom Erzähler ausgeklammert, ebenso wie das explizite „Ja, ich will“ bei keiner Fontaneschen Hochzeit (auch bei keiner Keyserlingschen) zu finden ist. So wird durch Auslassung des emotional Bedeutsamen einerseits und ausgedehnter szenischer Widergabe der Hochzeitsfeier andererseits ein Eindruck erzeugt, der der Festkennzeichnung ‘Rausch’ zuwiderläuft. Die Hochzeit tritt demnach nicht als Fest in Erscheinung, wie auch ein Zitat des verstorbenen Herrn Möhring vermuten lässt: „[...] Ja, die Leute glauben, es is ein Vergnügen; aber es is kein Vergnügen, und der Hochzeitstag ist der ernsthafteste Tag [...]“³⁴⁴

Zur ‘Ernsthaftigkeit’ stimmend scheint im Vordergrund der Hochzeit zunächst die Abwicklung konstitutiver Feierelemente zu stehen, nicht zuletzt um die Verbindung dem ‘Gerede’³⁴⁵ der Leute so weit als möglich zu entziehen. Nebst der öffentlichen Präsentation des schwarz-weiß gekleideten Paares ist das Sakrament der Ehe besonders wichtig. Denn eine kirchliche Trauung scheint gegenüber der staatlichen Institution des Standesamtes um eine moralische Gutheißung erweitert. Um der öffentlichen Meinung willen hat sich in *Irrungen, Wirrungen* so auch Frau Dörr nach ihrer illegitimen Beziehung zu einem Grafen extra kirchlich mit Herrn Dörr trauen lassen: „[...] Und drum bin ich auch in die Kirche mit ihm gefahren und nich bloß Standesamt. Bei Standesamt reden sie immer noch“³⁴⁶. Doch auch dort, wo sich keine moralischen Anfechtungen ergeben, hebt Fontane die „Schaulust und Neugier“³⁴⁷ der Leute hervor, deren Anwesenheit durch Blüten treibenden Klatsch gekennzeichnet ist, wie beispielsweise in *Der Stechlin*, wo die „Neugierigen“ sich „die merkwürdigsten Dinge mitzuteilen hatten“³⁴⁸.

Die Darstellung der Hochzeitsabläufe variiert bei Fontane im Vergleich zu den ethnologisch feststellbaren Hochzeitsritualen der realen Welt immens.

³⁴⁴ *Mathilde Möhring*, Bd. 4, S. 642.

³⁴⁵ Vgl. z.B. Rosalie Schmolkes Einwände gegen das „beschleunigte[] Verfahren“ bei der Verheiratung Marcells und Corinnas: „das ginge nicht, das sei zu kurz, darüber redeten die Leute; schließlich aber gab sie sich zufrieden oder tröstete sich wenigstens mit dem Satze: geredet wird doch“ (*Frau Jenny Treibel*, Bd. 4, S. 473).

³⁴⁶ *Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 321.

³⁴⁷ *Quitt*, Bd. 1, S. 245.

³⁴⁸ *Der Stechlin*, Bd. 5, S. 291. Von „medisanten Bonmots“ ist auch in *Graf Petöfy* die Rede (Bd. 1, S. 762) und in *Ellernklipp* wird der Hochzeitstag noch nach Verjähmung „unter mancher Zutat und Ausschmückung [...] durchgesprochen“ (Bd. 1, S. 185).

Denn in ihrem rituellen Ablauf sind sich Vermählungen weltweit ungemein ähnlich - ob in Indien, auf Grönland oder in Niederbayern -, auch wenn die Farben und Formen, die Speisen und Reihenfolgen wechseln: Abholen der Braut; öffentliche Präsentation des Paares und seine symbolische Vereinigung; Festschmaus und Gelage; Glückwünsche zur Fruchtbarkeit von Haus und Leib; Entlassung in die Nacht zu zweit zur körperlichen Vereinigung.³⁴⁹

Nicht so bei Fontane. In *Ellernklipp* ist die Hochzeit auf die öffentliche Präsentation des Paares und seine symbolische Vereinigung in der Kirche reduziert. Der folgende „Schmaus“³⁵⁰, wie es bei Fontane heißt, wird zwar angekündigt, die Erzählung bleibt aber bei einem, der nicht dazu geladen ist (Melcher Harms) und in einem anderen Kreise das Ereignis der Hochzeit reflektiert. Dieser Teil nimmt den größeren Part des Kapitels ein und spiegelt weniger die Trauung an sich, als die Umstände die zur Hochzeit geführt haben wie in ‘prophetischer Manier’ die Zukunft, die sich daraus ergeben wird. Als Grundlage für die Hochzeit sieht Melcher Harms „[...] Zwang“³⁵¹. Hilde, die Braut, habe „[...] aus Furcht und Dankbarkeit [...] ja gesagt“³⁵¹. Und so wird – nach Melcher Harms Prophezeiung – auch ihre Sehnsucht nach irdischer Liebe nie erfüllt werden.

Am Kapitelschluss kehrt der Erzähler zu der Hochzeitsfestlichkeit zurück, die von ihm selbst mit der Qualität ‘festlich’ versehen wird:

In des Heidereiters Haus aber wuchs der festliche Lärm, und als spät nach Mitternacht alles heimkehrte, war keiner, der nicht versichert hätte, daß dies die lustigste Hochzeit seit Menschengedenken gewesen sei. ‘Und je lustiger die Hochzeit, desto glücklicher das Paar.’³⁵²

Doch auch hier erfolgt die Festschilderung in einer Mischung aus Zusammenfassung und Auslassung³⁵³ und damit in narrativer Reduktion. Ebenso relativiert der Erzähler auf inhaltlicher Ebene die Gästemeinung, es sei „die lustigste Hochzeit seit Menschengedenken gewesen“. Denn die Logik des Gästeresümees ‘je lustiger die Hochzeit, desto glücklicher das Paar’ wird durch Melcher Harms Erläuterung, Hilde habe aus Zwang geheiratet, gebrochen.

Eine deutliche Reduktion des Hochzeitsablaufs findet sich ebenso in *Schach von Wuthenow*. So wird die ‘symbolische Vereinigung’ zu einem einzigen Satz

³⁴⁹ Sommer: *Feste, Mythen, Rituale*, S. 280.

³⁵⁰ *Ellernklipp*, Bd. 1, S. 186.

³⁵¹ Ebd., S. 188.

³⁵² Ebd., S. 190.

³⁵³ Nach Genettes Terminologie wäre von Summary und Ellipse zu sprechen. Beides narrative Elemente, die der Erzählung von Alltag zuzurechnen sind. Vgl. Anm. 88.

(‘die Trauung hatte stattgefunden’) zusammengefasst³⁵⁴ und lediglich der ‘Festschmaus’ wird in einer für Fontane typischen Mischung aus Szene und Summary dargestellt. „Die Tafelstimmung verharrte bis zum ersten Trinkspruch in der herkömmlichen Feierlichkeit“, wandelt sich danach aber zu einer „ungezwungenen Heiterkeit“.³⁵⁵

Schließlich endet das Kapitel mit Schachs Selbstmord:

Baarsch fluchte und flennte und schob alles auf die ‘Menschheit’, weil er’s aufs Heiraten zu schieben nicht den Mut hatte. Denn er war eine diplomatische Natur wie alle Bauern.³⁵⁶

Der vorhergehende emotionale Abschied von Victoire („[er] umarmte sie, wie wenn er Abschied nehmen wolle für immer“³⁵⁷) und die Reaktion von Ordonanz Baarsch übertreffen die geschilderten Hochzeitsemotionen bei Weitem, wodurch der Tod hier die Funktion einer (negativen) festlichen Zuspitzung erhält.

Ähnlich zusammengefasst wird die ‘symbolische Vereinigung’ in *L’Adultera* als „kirchliche[] Handlung“³⁵⁸ beschrieben. Statt eines festlichen oder feierlichen Essens gibt es einen Ausflug, der einer ‘öffentlichen Präsentation’ der frisch Verheirateten gleichkommt, nachdem die illegitime Beziehung endlich legitimiert wurde. Die Echtheit der Freude über dieses Ereignis wird vom Erzähler betont: „Und alles freute sich wirklich, am meisten aber Melanie. Sie war glücklich, unendlich glücklich“.³⁵⁹ Doch anstatt zur körperlichen Vereinigung in die Wohnung zurückzukehren, nutzt Melanie den Abend vorerst, um einen Brief an ihre Schwester zu schreiben, in dem sie von der vergangenen ‘Flucht’ in Art eines Reiseberichts schreibt sowie Fragen nach der zurückgelassenen Situation andeutet. Das große Glück Melanies angesichts der Trauung verblasst in dem Verhältnis der Erzähldauer, das die Hochzeit in nur wenige Sätze zusammenfasst, den Brief aber auf dreieinhalb Seiten wiedergibt. Zudem

³⁵⁴ Noch drastischer ‘gekürzt’ ist die protestantisch-katholische „Doppeltrauung“ in *Graf Petöfy*, von der nur erwähnt wird, dass sie stattgefunden hat. Eine Hochzeitsfeier, Glückwünsche und körperliche Vereinigung fallen zugunsten der Abreise „unmittelbar nach der Trauung“ (*Graf Petöfy*, Bd. 1, S. 762) weg. Diese radikale Reduktion trägt nicht nur dem Mesalliance-Charakter der Hochzeit zwischen Graf und Schauspielerin, sondern auch dem immensen Altersunterschied der Brautleute Rechnung.

³⁵⁵ *Schach von Wuthenow*, Bd. 1, S. 673.

³⁵⁶ Ebd., S. 678.

³⁵⁷ Ebd., S. 677.

³⁵⁸ *L’Adultera*, Bd. 2, S. 105.

³⁵⁹ Ebd.

verfällt Melanie noch im gleichen Kapitel, nur „wenige Tage“ danach „in ihre frühere Melancholie [...] Sie glaubte bestimmt, daß sie sterben werde“.³⁶⁰ Der Erzähler säumt also nicht, den angedeuteten Festmoment der Lebenssteigerung unmittelbar danach in sein Gegenteil zu verkehren.

Aller Varianzen ungeachtet, zeigen die Hochzeiten in Fontanes Erzählungen zumindest eine deutliche Übereinstimmung. Die Hochzeitsnacht, die körperliche Vereinigung und damit der erst eigentliche Ehevollzug werden vollständig ausgespart, ja noch nicht einmal angedeutet. Der erst im 19. Jahrhundert aufgekommene Brauch der Hochzeitsreise ‘ersetzt’ in Fontanes Erzählungen die Hochzeitsnacht und führt nahezu alle frisch vermählten Paare noch am Abend der Hochzeit zum Bahnhof. Ein Verfahren, dessen Richtigkeit Professor Willibald Schmidt in *Frau Jenny Treibel* infrage stellt:

‘... Und die arme Corinna! Jetzt ist sie bei Trebbin, erste Etappe zu Julias Grab... [...] Und dann alles in allem, ich weiß nicht, ob es recht ist, die Nacht so durchzufahren; früher war das nicht Brauch, früher war man natürlicher, ich möchte sagen sittlicher [...] Für mich persönlich steht es fest, Natur ist Sittlichkeit und überhaupt die Hauptsache [...]’³⁶¹

Das „früher war man natürlicher“ des Professors, stellt die Hochzeitsreise in den Kontext moderner technologischer Entwicklungen³⁶², die es überhaupt erst möglich machen, „die Nacht so durchzufahren“. Der Moderne wird damit eine denaturierende Entwicklung zugesprochen, die in Opposition zu dem natürlichen Menschen steht. Und ‘Natur ist Sittlichkeit’, anders als – so wird impliziert – der Triebverzicht der kultivierten Gesellschaft. So erscheint die Hochzeitsreise nicht nur als eine ‘Krönung’ der Hochzeit³⁶³, sondern durch ihre

³⁶⁰ Ebd., S.109.

³⁶¹ *Frau Jenny Treibel*, Bd. 4, S. 477.

³⁶² Vgl. z.B. auch Herrn und Frau von Briest, die keine Hochzeitsreise gemacht haben, weil Frau von Briests Vater dagegen gewesen wäre (*Effi Briest*, Bd. 4, S. 37). Wenn überhaupt fallen Andeutungen zur Hochzeitsnacht so allein der ‘alten Generation’ zu, wie dem Professor oben oder der alten Frau Schmädicke in *Mathilde Möhring*. Sie schenkt eine „rosafarbne Ampel an drei Ketten“, um den „[...] furchtbare[n] Augenblick [...]“ abzumildern: „[...] Zuviel Licht is auch nich gut, aber so gedämpft, da geht es“ (*Mathilde Möhring*, Bd. 4, S. 645).

³⁶³ „Hochzeitsreisen wurden erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts und zunächst in Europa populär. Dort strebten bald immer mehr wohlhabende Bildungsbürger danach, den Beginn der Ehe durch den Besuch erhabener Naturschönheiten und Kunstschöpfungen zu krönen. Die Erschließung der Länder durch den modernen Verkehr förderte diesen Trend“ (Sommer: *Feste, Mythen, Rituale*, S. 276).

Ersetzung der Hochzeitsnacht auch als ein ‘Nicht-Vollzug’ der natürlichen Ehe.³⁶⁴

Aus einer anderen Blickrichtung betrachtet, erhält der plötzliche und unmittelbare Aufbruch, der häufig unbemerkt und fast heimlich geschieht, einen regelrechten Flucht-Charakter. Man könnte so unterstellen, dass die Hochzeitsreise eine Reaktion auf die Übermacht der gesellschaftlichen Öffentlichkeit ist, die Intimität nur versteckt zulässt. Unter diesem Gesichtspunkt erschlosse sich die narrative Reduktion der symbolischen Vereinigung auf nur wenige Worte sinnvoll als eine inhaltliche Reduktion des ursprünglich festlichen oder feierlichen Gehalts zu einem bloßen ‘Seiner-gesellschaftlichen-Pflicht-Genüge-Tun. Die ‘natürliche Hochzeit’ hingegen kann nur noch aus dem Alltagsraum der Gesellschaft ausgelagert geschehen.

Ein weiterer Blickwinkel der Hochzeitsreise betrifft die Himmelsrichtungen, mittels derer der Eheschließung ein zusätzlicher Sinngehalt unterlegt wird. Westen, das topographische Links, kann bei Fontane als Chiffre für Emotionalität, Irrationalität, Illegitimität gelesen werden. Bezeichnenderweise geht keine der Reisen in diese Richtung. Osten (= rechts) steht demgegenüber für Verstand, Rationalität und Ordnung. Botho und Käthe, Mathilde und Hugo, die sogenannte Vernunftehen schließen, reisen ins östliche Dresden oder Woldenstein. Bleiben noch Norden und Süden, oben und unten als Verschlüsselungen von Fest und Alltag. Rubehn und Melanie, Corinna und Marcell, Effi und Innstetten, Petöfy und Franziska etwa fahren gen Süden (nach unten) und wählen damit bewusst oder unbewusst den gemeinsamen Alltag, eine Vorstellung, die wiederum Schach unerträglich zu sein scheint. Die Reise nach Norden

³⁶⁴ Es sei denn, man hat ein ‘Coupé apart’ und einen langen Tunnel vor sich. Vgl. dazu Melusine im Gespräch mit Baronin Berchtesgarden in *Der Stechlin*, nachdem Woldemar und Armgard eben im direkten Anschluss an das Hochzeitsmahl die Hochzeitsreise angetreten haben: „die Baronin: ‘Ich begreife Stechlin nicht, daß er nicht ein Coupé apart genommen.’ [...] [...] Die arme Armgard. Nun hat sie ihren Woldemar und hat ihn auch wieder nicht.’ ‘Wohl ihr’ ‘Aber Gräfin...’ [...] ‘Ich verheiratete mich, wie Sie wissen, in Florenz und fuhr an demselben Abende noch bis Venedig. Venedig ist in einem Punkte ganz wie Dresden: nämlich erste Station bei Vermählungen. [...] Und so hatten wir denn den großen Apennintunnel zu passieren.’ ‘Weiß, weiß. Endlos.’ ‘Ja, endlos. Ach, liebe Baronin, wäre doch da wer mit uns gewesen, ein Sachse, ja selbst ein Rumäne. Wir waren aber allein. Und als ich aus dem Tunnel heraus war, wußt’ ich, welchem Elend ich entgegenlebte“ (*Der Stechlin*, Bd. 5, S. 296). Bezeichnenderweise knüpft sich an diese angedeutete körperliche Vereinigung als ‘Elend’ die spätere Scheidung.

hingegen findet kaum statt³⁶⁵, als in den Ehealltag einleitende Hochzeitsreise sinnfällig gar nicht.

Bei Keyserling wird nur eine einzige Hochzeitsfeier eingehend beschrieben und das in einer Erzählung, die – von seinem Hauptwerk abweichend – in der Welt litauischer Bauern spielt. Der Blick ist dabei auf das Innere der Figur gerichtet, zwischen Erzähler- und Figurenstimme finden sich fließende Übergänge:

Hochzeit – Hochzeit. – Am Morgen das Überwerfen des feinen, weißen Brauthemdes, fein und kalt, daß es Kersta bis in die Fußspitzen erschauern ließ; – die Brautkrone, die so fest auf die Stirn gedrückt worden war, daß es schmerzte. Jetzt mußte ein roter Streif auf der Stirne sein. Dann die Kirche. Feierlich kalt war's da drin. Kerstas neue Schuhe klapperten hübsch auf den Steinfliesen des Fußbodens. Sie mußte achtgeben, nicht auszugleiten, wie auf dem Eise. Der Pastor hatte ein rundes, rotes Gesicht, und er schmatzte im Sprechen mit den Lippen, als schmeckte ihm etwas gut. Aber schön hatte er gesprochen; von dem Fortgehn der Männer und vom Treubleiben und von Gottes Wort. Kersta hatte geweint, natürlich! Soldatenfrauen weinen immer bei der Trauung, das weiß man. Weinen tut auch gut, weinen, so daß das Gesicht warm und naß wird, und dazu ganz tief seufzen, so daß die Haken am Mieder krachen. Sie hatte stärker geweint als die anderen Frauen, das konnte sie wohl sagen, wenn später darüber gestritten wurde. Nachher im Kirchenkrug war getrunken worden und die Männer hatten untereinander Streit angefangen. Alles war gewesen, wie es auf einer Hochzeit sein muß.³⁶⁶

Sowohl die interne Fokalisierung der Braut als auch die Häufung von Adjektiven, die die sensorische Wahrnehmung beschreiben, wie „fein“, „kalt“ und „fest“ unterstreichen die emotionale Komponente und vermitteln eine große Nähe zum Geschehen. Der emotionale Ausdruck in Form von ‘weinen’ und ‘streiten’ gehört zu den vorgegebenen Bestandteilen der Hochzeitsfeier, wie durch „natürlich“, „immer“ und „das weiß man“ deutlich wird und differenziert sich bereits dadurch von dem durch ‘Haltung’ definierten Gesellschaftsleben der Adeligen. Doch auch wenn von gänzlich anderen ‘Qualitäten’ als denen der Adeligen geprägt, ist der Ablauf von Kerstas Hochzeitsfeier von einer deutlichen Planungsstruktur gekennzeichnet: An die Trauung in der Kirche schließt sich die gemeinsame Fahrt zum Dorfkrug an (auch unterwegs wird bei jedem Krug gehalten). „Dort standen schon die Hochzeitsgäste in ihren Festkleidern und schrien“.³⁶⁷ Danach folgen ein üppiges, mehrgängiges Festessen,

³⁶⁵ Ein Beispiel geben Holk und Ebba (*Unwiederbringlich*), bei denen sich mit der Fahrt in den Norden wirklich auch ein emotionaler und körperlicher Grenzübertritt (Ehebruch) ergibt.

³⁶⁶ *Die Soldaten-Kersta*, H, S. 15f.

³⁶⁷ Ebd., S. 16.

Musik, Tanz, Streit und das öffentliche Geleiten zum Brautbett. Anders als bei Fontane, dessen Erzähler immer nur einzelne Ausschnitte der Hochzeit gezeigt hat, sind hier alle von Sommer aufgestellten rituellen Hochzeitselemente vorhanden. Dazu ist die Hochzeitsfeier explizit von konstitutiven Festelementen geprägt: Eine emotionale Hochgestimmtheit, angesichts derer die äußere ‘Gedankenwelt’ zugunsten einer inneren ‘Fühlwelt’ ‘verschwimmt, äußert sich vor allem beim Tanz.

Wenn man beständig und gewaltsam von einem rücksichtslosen Männerarm gedreht wird, wobei einem die große heiße Männerhand auf dem Rücken brennt, das nimmt die unnützen Gedanken weg. Nur der Körper bleibt, mit dem warmen Rinnen des Blutes und dem Pochen des Herzens. Die Welt ringsum wurde für Kersta immer undeutlicher und traumhafter [...] ‘So muß es sein! Das ist das große Vergnügen des Lebens!’ fühlte Kersta.³⁶⁸

Die Bewegung, die durch die dominante Aktivität des Tanzpartners zu einer eigenunverantwortlichen Bewegung spezifiziert wird, erscheint für das Verschwinden der rationalen und als ‘unnützlich’ klassifizierten (Alltags-)Gedanken maßgeblich. Die Bewertung als ‘das große Vergnügen des Lebens’ erfolgt demnach allein aus dem Gefühlten heraus und wirkt als echter Ausdruck eines festlichen Bewusstseins. Doch wie in dem Tanzabend in *Fräulein Rosa Herz*³⁶⁹ bleibt das festliche Erlebnis nicht ungebrochen. Ein Verlassen des Festraumes bewirkt eine unmittelbare Konfrontation mit einer durch alltägliche Attribute (‘still’, ‘schläfrig’, ‘müde’, ‘klein’³⁷⁰) gekennzeichneten Welt und bewirkt bei Kersta das Bewusstsein von der Vergänglichkeit der Festsituation, gegen das sie aktiv vorgeht:

Morgen wird alles vorüber sein, als sei nichts gewesen [...] Sie fuhr sich mit dem Ärmel über die Augen. Warum ihr das Weinen kam? Dazu war morgen Zeit genug! Sie ging hinein und tanzte.³⁷¹

Auch in semantischer Hinsicht durch ein „starkes Festgefühl“³⁷² geprägt, ist die Hochzeitsfeier der ‘Soldaten-Kersta’ eine Ausnahme in dem Erzählwerk Keyserlings und schafft damit eine Unterscheidung zu den Erzählungen, die in der Welt des Adels situiert sind. Dort werden die Hochzeiten entweder einfach ‘übersprungen’, wie im Falle der Eheschließung zwischen Mareile und Hans

³⁶⁸ Ebd., S. 17.

³⁶⁹ Vgl. Kap.2.1.1.3 *Gesellschaft und Tanzabend*.

³⁷⁰ Vgl. *Die Soldaten-Kersta*, H, S. 17.

³⁷¹ Ebd.

³⁷² Ebd., S. 16.

Berkow (*Beate und Mareile*) oder als Faktum in einer Analepse kurz zusammengefasst, wie bei Günther und Beate:

Im Winter verlobten sie sich, im April wurden sie getraut und im Juli des nächsten Jahres zog Günther nach Kaltin, entschlossen, dort ein glückliches Familienleben zu führen nach wohlbewährtem, altadeligem Rezepte.³⁷³

Die Hochzeit scheint dem Erzähler nicht erzählenswert. Vielmehr beginnt die Erzählung mitten im Ehealltag, der wiederum als „die Startbahn der Erzählung“³⁷⁴ genutzt wird.

Ein anderes Beispiel für die Ausblendung der Hochzeitsfestlichkeiten findet sich in *Fürstinnen*. Dort werden gleich zwei Hochzeiten im Kreis des Hochadels gefeiert. Dabei ermöglicht das Reisemotiv, die Hochzeitsschilderungen als feierlich inszenierte, formale Selbstbestätigungen des Adels durch die zu gleicher Zeit stattfindenden Grenzüberschreitungen und Regelwidrigkeiten Maries zu ersetzen.³⁷⁵ Denn der Erzähler bleibt – zusammen mit der dritten, kränklichen Prinzessin Marie – auf Schloss Gutheiden zurück, während Verlobung und Hochzeit in Karlstadt stattfinden und damit räumlich wie durch die Formulierung ‘Reise nach Karlstadt’ weitgehend auch semantisch aus der Geschichte ausgelagert werden.

Durch dieses Vorgehen wird gleichsam eine Distanz zu dem sich ungebrochen prunkvoll darstellenden Adel und dessen in der Eheschließung ausgedrückten Zukunftsfähigkeit erzeugt. Denn während die Hochzeiten und damit das ‘Funktionieren’ der adeligen Gesellschaft nicht erzählt werden, sind die Untreue des Mannes in der einen Verbindung und der Kindstod in der anderen

³⁷³ *Beate und Mareile*, H, S. 34.

³⁷⁴ Michel: *Unser Alltag*, S. 3f.

³⁷⁵ Bei Roxanes Hochzeit verlässt Marie so den ‘fürstlichen Garten’ durch die kleine „Gitterpforte“ (*Fürstinnen*, H, S. 738), um sich mit drei Nachbarjunges auf einen abenteuerlichen Ausflug in den Wald zu begeben: „es war unschicklich, sie wußte es, aber gerade das wollte sie“ (ebd., S. 737). Bei Eleonores ‘Reise nach Karlstadt’ trifft sie auf Ansporn der emanzipierten Hilda von Üchtlitz einen Schauspieler am Gartengitter. „[...] du bist zwar eine Prinzessin, aber du könntest dich doch bemühen, ein modernes Mädchen zu sein. Dieses Anschmachten aus der Ferne tut kein modernes Mädchen mehr. Wenn wir uns in einen Mann verlieben, und das läßt sich nicht vermeiden, dann handeln wir auch [...]“ (ebd., S. 768). Die Erzählung rückt damit die gesundheitlich schwache Adelige in Momenten der räumlichen und sozialen Entfernung vom Schloss als Zentrum des vornehmen Einflussbereiches in den Vordergrund. Diese Verhaltensweisen erhalten durch den sinnfälligen Bezug auf den Typus des ‘modernen’ Mädchens zukunftsweisenden Charakter, der durch das jeweilige Scheitern Maries (auf dem Ausflug in den Wald rutscht sie ab und fällt in einen ‘schwarzen’ Waldbach, das Andenken an die Begegnung mit dem Schauspieler – eine gelbe Blume – verliert sie unmittelbar nach dem Treffen) aber jeder Umsetzbarkeit entzogen wird.

Ehe durchaus Teil der Erzählung. Hinzu kommt, dass der Bräutigam Eleonores den gleichen Nachnamen wie sie trägt, während Roxane einen russischen Großfürsten heiratet. Die Auswahl der Ehekandidaten erweist sich somit als stark eingeschränkt, und während sich in Eleonores Ehe ein inzestuöser Anteil findet, der an Eheschließungen des Hochadels innerhalb des Heimatlandes geknüpft ist, zeigt sich in Roxanes Ehe nicht nur eine mangelnde Prokreativfähigkeit, sondern auch die Notwendigkeit, für eine standesgemäße Zukunft, in die Fremde zu gehen, die die Fürstin bezeichnend mit dem 'Jenseits' vergleicht: „[...] Russland, mein Gott! das ist so dunkel und unbekannt wie – wie das Jenseits [...]“³⁷⁶.

Denkt man an Fontanes Gärtner Kagelmann zurück, der Trauung und Begräbnis an Leben und Sterben knüpft, offenbart die Verweigerung von Keyserlings Erzähler, dem Adel die Selbstdarstellung in einem Fest oder einer Feier des Lebens zu gestatten sehr deutlich den Niedergang, den er mit dieser Gesellschaftsschicht verbindet. Umso deutlicher, als dass Verlobungen als 'festliche Vorstufen' durchaus erzählt werden.³⁷⁷ Denn das wiederum rekurriert auf das für Keyserlings Adelige spezifische Warten auf das große Ereignis.

Ähnlich wie die Hochzeit und die Beerdigung ist die Verlobung durch formale Rituale gekennzeichnet, die sie in einem Rahmen von Tradition und Pflicht einbinden. Selbst wenn die Verlobung nicht den uneingeschränkten Segen erhält wie bei Fastrade und Dietz, „[...] soll doch alles geschehen, was bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt“³⁷⁸. Dazu gehören in *Abendliche Häuser* der 'elterliche Segen', das erstmalige ungestörte Zusammensein der Brautleute im Innenraum und ein besonderes Essen. „'Also ein Fest', sagte Fastrade spöttisch“³⁷⁹.

³⁷⁶ Ebd., S. 727.

³⁷⁷ Vgl. z.B.: Fastrade und Dietz (*Abendliche Häuser*), Elly und Hans (*Die Verlobung*), Hilda und Felix (*Fürstinnen*), Britta und Donald (*Fürstinnen*), Alma und Graf Lütken (*Prinzessin Gundas Erfahrungen*), Ellita und Went (*Schwüle Tage*), u.a.

³⁷⁸ *Abendliche Häuser*, H, S. 539.

³⁷⁹ Ebd. Ihre spöttische Ablehnung wertet Schwalb als Reaktion auf „einen von überlieferten Traditionen und dem System des Vaters geprägten, fremdbestimmten Akt [...], der zudem als juristischer Vorgang zur Regelung der Modalitäten gilt, die die Überantwortung der Braut aus der Gewalt des Vaters in die des Bräutigams betreffen und somit Fastrades Autonomie negieren“ (Schwalb: *Keyserling, Konstanten und Varianten*, S. 222). Wie Schwalb sieht auch Sturies die Verlobung mit dem rebellischen Dietz als Ausdruck von Fastrades „Autonomiestreben“ (Sturies: *Intimität und Öffentlichkeit*, S. 123), das sich auf die Selbstbehauptung in

‘Es ist gewiß sehr freundlich von Papa, daß er seinen geliebten Pape Clément opfert, aber ich finde, eine Verlobung ist ohnehin kein angenehmer Augenblick, und wenn nun noch eine Zeremonie daraus gemacht wird -’ ‘Das ist nicht zu ändern’, meinte die Baroness und wandte sich wieder ihren Beschäftigungen zu, ‘jedes Ding hat seine Form.’

Das ‘wenig Angenehme’ einer Verlobung bezeichnet das peinliche Moment in Adelskreisen, in dem die Sicherheit eines bislang formalen, gesellschaftlichen Umgangs in die Unsicherheit einer Intimität zwischen Fremden wechselt.³⁸⁰ Dass eine ‘Zeremonie’ dieses Unwohlsein noch verstärkt, zeigt das Scheitern des Verlobungszeremoniells als Passageritus und damit die zerstörten Bindungen in Familie und Gesellschaft. Die ‘Form der Dinge’ vermag nicht mehr zu stabilisieren, stattdessen verweist die auffällige Verwendung des Verbs ‘opfern’ auf die schutzlose Preisgabe des Einzelnen.

Die Verlobung zwischen Elly und dem Grafen Trim-Brausach haben dagegen mehr die Eltern als die Braut bestimmt und so erweist sie sich von exemplarischer Qualität, worauf bereits der Titel der Erzählung hindeutet. Auch hier begegnen sich mehr oder weniger Fremde, was sich in der Kombination von körperlicher Nähe und emotionaler Distanz widerspiegelt:

Da saß dieser fremde, imposante Herr neben ihr, der braungoldene Backenbart, die strenge gerade Nase, die hohe Stirn, über der sich das blonde Haar schon ein wenig lichtete, war ihr ganz nah, und eine fremde, gepflegte Herrenhand griff nach der ihren.³⁸¹

Das Verlobungsgeschehen erscheint in interner Fokalisierung von Elly, die in vollständig passiver Haltung die Ereignisse nach ihrer sensorischen Qualität bewertet. Die Schilderung ihres Verlobten mit Demonstrativartikel zeigt ihn als für Elly spezifische Konkretisierung abstrakter Gesellschaftsforderungen. Zugleich verweist die Aktion seiner Hand in stimmigem Zusammenhang mit der Imposanz des Grafen auf die Hand als „Symbol für Aktivität u. Macht“. Dass er dabei nach ihrer Hand greift, bezieht sich wiederum auf die miteinander verbundenen Hände, die „seit alters ein wesentliches Symbol des geschlossenen Ehebundes“³⁸² sind. Anders ausgedrückt: Der Graf als „aktives Prinzip“³⁸³ nimmt

der Partnerschaft beziehe und von Schwalb als „Konzept gegen die Devitalisierung“ bezeichnet wird (Schwalb: *Keyserling, Konstanten und Varianten*, S. 221).

³⁸⁰ „‘Aber wie kamen sie darauf?’ fragte Fastrade. ‘Wir kennen uns doch so wenig’“ (*Abendliche Häuser*, H, S. 539).

³⁸¹ *Die Verlobung*, SG, S. 22.

³⁸² Udo Becker: *Lexikon der Symbole, Mit über 900 Abbildungen*, Art. „Hand“, Freiburg i.Br.: 2008, S. 121.

sich Elly zur Frau, verstärkt durch die Altersdifferenz, die sich in dem ‘schon lichten’ Haar des Grafen und Ellys Eigenwahrnehmung als „Schulmädchen“³⁸⁴ zeigt. Die damit verbundene innere Distanz der ‘Auserwählten’ ist über die zweimalige Verwendung des Adjektivs ‘fremd’, die unbestimmte Wahrnehmung der Hand ihres Verlobten als einer Hand und das detaillierte Betrachten des Grafen evident.³⁸⁵

Wie für ein feierliches Bewusstsein kennzeichnend, wird die Empfindung von Feierlichkeit durch eine äußere Handlung initiiert, die dem Detail mit besonderer Aufmerksamkeit begegnet. Der ‘starre Blick’ in ihre Augen ist ihr zwar „nicht sehr gemütlich“, „aber es war doch feierlich, und er mußte es wissen, meinte Elly, was man in solchen Augenblicken tut“.³⁸⁶ Elly akzeptiert damit die aktive Überlegenheit ihres zukünftigen Mannes und vertraut sich ihr an. Zumindest ansatzweise nimmt der Graf damit die Position einer ‘höheren Macht’ ein.

Sein ‘starrer Blick’ in die Augen wird ergänzt durch seine Worte, die klingen, „als läse er aus einem schönen Buche vor“.

Das klang sehr schön. Elly wurde wunderlich und andächtig zu Mute; und das Seltsame war, daß sie mit Andacht an sich selbst dachte, sich selbst fühlte. Sie hatte nicht gewusst, daß sie all das war, was der Graf sagte, aber jetzt fühlte sie die schönen Worte körperlich wie einen angenehmen feierlichen Schauer, etwa wie den Schauer, den sie empfunden hatte, wenn die Mutter vor dem Balle ihr die kühle Perlenschnur um den Hals legte.³⁸⁷

In kaum zu übertreffender Deutlichkeit wird hier die Erzeugung eines feierlichen Bewusstseins geschildert. Das zeremonielle Verhalten des Grafen (= äußere Handlung) bewirkt ein andächtiges ‘Denken’ und ‘Fühlen’, das auch semantisch als ‘feierlich’ konkretisiert wird. Die Evokation von Bedeutung,

³⁸³ Ki-Sook Do leitet die „Vorstellung einer natürlichen Unterordnung der Frau“ auf die „griechische, hier besonders die stoische Philosophie so wie auf die mittelalterliche Theologie zurück. Auch die Philosophie des Naturrechts im 18. Jahrhundert hat einen entscheidenden Anteil daran. Unter dem Einfluss der Vorstellung des Aristoteles, allein der Mann sei aktives Prinzip der menschlichen Fortpflanzung, versteht Thomas v. Aquin die Frau als etwas Mangelhaftes und Unvollkommenes“ (Ki-Sook Do: *Ehe und Ehebruch in der Literatur des 19. Jahrhunderts, Untersuchungen zu Gutzkow, Stifter, Büchner und Fontane*, Berlin: 2002, S. 31).

³⁸⁴ *Die Verlobung*, SG, S. 23.

³⁸⁵ Ganz ähnlich heißt es bei der Verlobung von Fastrade und Dietz: „Während sie sprachen, betrachtete Fastrade genau Egloffs Gesicht. So nahe gesehen, war es ihr fremd“ (*Abendliche Häuser*, H, S. 541).

³⁸⁶ *Die Verlobung*, SG, S. 22.

³⁸⁷ Ebd., S. 23f.

Kühle, Andacht und Schauer, all das entstammt dem Kennzeichenkatalog der Feier. Doch bleibt das feierliche Bewusstsein oberflächlich und ein wirkliches ‘Versenktsein’ kommt nicht zustande. So lautet bereits der nächste Satz: „Dann aber machte ein kindischer Gedanke sie zerstreut“.³⁸⁸

So wie in *Abendliche Häuser* gibt auch hier die ältere Generation den Ablauf des Verlobungszeremoniells vor: isoliertes Beisammensein der Verlobten, Sekt-trinken nach ländlicher Tradition³⁸⁹, Zusammensitzen „um den runden Tisch“³⁹⁰ und der ‘Verlobungsspaziergang’: „Jetzt muß das Brautpaar den Verlobungsspaziergang machen“, sagte die Mutter“.³⁹¹ Der Indikativ der Aufforderung hebt den Zwang des gesellschaftlichen Rituals hervor, das durch den bestimmten Artikel wie durch die Mutter als ‘Erziehungsinstanz’ noch verstärkt wird. Die folgende Parallelisierung mit einem Theaterschauspiel wiederum betont die ‘Inszenierung’ der Verlobungsfestlichkeit und zeigt das Bestreben, an dem Glück, das den Verlobten unterstellt wird, zu partizipieren.

Als Elly am Arm des Grafen vor das Haus trat und langsam den Weg hinabging, sah sie, wenn sie sich umschaute, wie die Haubewohner auf die Freitreppe hinausdrängten, um ihnen nachzuschauen, Stühle wurden gebracht, ein jeder wollte einen guten Platz haben. Es war wie ein begieriges Publikum, das seine Sitze in einem Theater einnimmt. Das regte Elly sehr an.³⁹²

Der Theater-Vergleich betont hier überdeutlich den ‘unechten’ Aspekt der Verlobung, der nichtsdestotrotz Elly ‘anregt’. Bild-, Buch- und Schauspielassoziationen verweisen auf das Gemachte des Ereignisses und das Glück des Brautpaares damit auf die Ebene der Fiktion. Die ‘drängenden’ und ‘begierigen’ Zuschauer verdeutlichen zugleich den Bedarf an solcher Fiktion, der Hand in Hand mit dem traditionsreichen ‘Gesellschaftsritual’ zu gehen scheint.

Schließlich endet die kurze Erzählung mit dem Brautpaar, Hand in Hand auf einer Bank:

Das Brautpaar saß jetzt schweigend da, Hand in Hand, und schaute zum Monde auf.
So muß es sein, dachte Elly, ganz so. Eine Verlobung ist doch etwas sehr Schönes.
Nur eines möchte ich wissen, wie eigentlich diese Elly ist, mit der Hans sich verlobt

³⁸⁸ Ebd.

³⁸⁹ „aber das ist nun unsere ländliche Tradition, zu einer Verlobung muß Sekt getrunken werden, und wäre es um 6 Uhr morgens“ (ebd., S. 26).

³⁹⁰ Ebd.

³⁹¹ Ebd., S. 27.

³⁹² Ebd.

zu haben glaubt; von der er glaubt, daß sie neben ihm sitzt und daß er ihre Hand hält.³⁹³

Ellys Bewertung „so muß es sein“ zeugt von den Erwartungen, die sich an eine Verlobung knüpfen. Diese werden mit der Versetzung von Plural in Singular, mit gemeinsamem Schweigen, körperlicher Verbindung und gleicher Blickrichtung in einer poetischen Raumsituation erfüllt. Doch wird dieses Bild der Gemeinsamkeit gleich darauf wieder gebrochen, indem Elly zwischen sich und der Person, mit der ‘Hans sich verlobt zu haben glaubt’ einen deutlichen Unterschied macht. Dadurch wird die mit der Verlobung erzeugte Intimität abermals als unwirkliches und nur äußeres Bild offenbart.

2.1.2.2 *Beerdigungen*

Der Vielzahl von Todesfällen in den Erzählungen Fontanes entspricht eine nicht ganz so große Vielzahl von Begräbnisschilderungen³⁹⁴, die dafür jedoch in großer Varianz zu finden sind: in elliptischer Kürze oder ganzer Kapitellänge, häufig in Briefform, als Erzählerbericht oder gespiegelt in einer Figurenrede, als Analepse oder in die Gegenwart der Geschichte eingebunden.³⁹⁵ Keyserlings Erzähler hingegen vernachlässigt auffällig die Schilderung von Beerdigungen, obwohl der Tod zum Ende der Erzählung ebenso üblich ist, wie bei Fontane. ‘Sein Toter’ ist häufig körperlich präsent, ist aufgebahrt und wird beschrieben mit Blick des Erzählers wie der Figur. Ebenso häufig erscheint der Tod in Begleitung greller, bunter Farben und deutlicher Lebenssymbole wie Licht und Wasser. Bei Fontane wird dagegen der Blick auf den toten Körper verwehrt, dem Leser durch schlichte Auslassung, den Figuren durch ein bestimmtes ‘Nein’:

³⁹³ Ebd., S. 31.

³⁹⁴ Beerdigungen von z.B. Effi (*Effi Briest*), Gordon (*Cécile*) und Grete (*Grete Minde*) werden nicht erwähnt.

³⁹⁵ Von Hildes Beerdigung heißt es z.B. knapp: „Ihr Begräbnis war ein großes Ereignis, wie’s einst ihre Hochzeit gewesen war“ (*Ellernklipp*, Bd. 1, S. 212), weitere Kommentare betreffen nicht das Ereignis, sondern die Grabstätte. Zudem verweist der Tempuswechsel vom Erzählerpräteritum zum Plusquamperfekt auf die Erzählung eines bereits länger zurückliegenden Ereignisses. Die Beerdigungen von Waldemar von Haldern (*Stine*), Adam von Petöfy (*Graf Petöfy*) und Dubslav von Stechlin (*Der Stechlin*) nehmen jeweils (fast) ein ganzes Kapitel ein, das Begräbnis von Hugo Großmann fasst Mathilde in einem Brief an ihre Mutter zusammen (*Mathilde Möhring*), von der Beerdigung der Mutter Nimptsch erfährt Botho über Gideon Franke und einen ‘Alten’ auf dem Kirchhof (*Irrungen, Wirrungen*), u.a.

Die Mama fragte, ob sie den Schwager noch einmal sehen könne, was verneint wurde; der Sarg sei schon geschlossen. Manon und Therese drückten ihre Trauer darüber aus, waren aber eigentlich froh und fanden Trost in der Wendung, 'er lebt in einem lichterem Bilde in uns fort.'³⁹⁶

Die Ausnahmen bei Fontane lassen – ganz im Sinne des 'poetischen' Realismus – die Bevorzugung des 'lichteren Bildes' als ursächlich für diese erzählerische Gestaltung erscheinen.³⁹⁷

Die Auseinandersetzung mit dem Tod mittels des toten, vom Leben verlassenen Körpers fehlt in Fontanes Begräbnisschilderungen und unterstützt die Zusammenfassung Joachim Pfeiffers, „daß die Todesfurcht und mit ihr das Verschweigen und Verleugnen des Todes im 19. Jahrhundert sprunghaft zunehme[]“.³⁹⁸ Bei Fontane verblasst der Tod hinter formellen Ritualen, die durch eine mangelnde innere Beteiligung der Figuren auffallen. Etwas wie Trauerstimmung oder gar ein feierliches Bewusstsein kommen so bei der Erzählung der Begräbnisse nicht zustande. Eher im Gegenteil zeigen sich sachliches Interesse und die Neugier beobachtender Figuren³⁹⁹, die übertrieben zur Schau gestellte Betroffenheit eigentlich gleichgültiger Figuren⁴⁰⁰ oder sogar eine ausgelassene „Kirmesstimmung“.⁴⁰¹

³⁹⁶ *Die Poggenpuhls*, Bd. 4, S. 564.

³⁹⁷ So zeigt die Entdeckung Verstorbener, falls sie überhaupt geschildert wird, ein unverändertes Erscheinungsbild. Über den toten Graf Petöfy wird etwa erzählt, „er habe zurückgelehnt in seinem Schreibstuhl gesessen, auf den ersten Blick ohne Zeichen äußerer Verletzung oder überhaupt dessen, was geschehen sei, denn er habe sich nach innen hin verblutet“ (*Graf Petöfy*, Bd. 1, S. 862). Vgl. auch die Entdeckung von Schachs totem Körper, die einen „aufrecht in der Ecke, nur wenig zurückgelehnt“ sitzenden Schach zeigt. Sein Tod offenbart sich alleine durch die auf dem Boden liegende Pistole, den verqualmten Wagen und den Ausruf des Grooms: „Heavens, he is dead“ (*Schach von Wuthenow*, Bd. 1, S. 677f.).

³⁹⁸ Joachim Pfeiffer: *Tod und Erzählen, Wege der literarischen Moderne um 1900*, Tübingen: 1997, S. 24. Pfeiffer fasst hier die Ergebnisse des Philosophen Philippe Ariès (*Geschichte des Todes*, München: 1980) zusammen.

³⁹⁹ Vgl. z.B.: „und wenn am Abend vorher, so gegen Sonnenuntergang, der alte Stedingk aus seiner Hoftür trat und sich ans Graben machte, so fehlte keiner von uns, weil jeder neugierig war, ihn das Grab aufschütten zu sehen“ (*Graf Petöfy*, Bd. 1, S. 239).

⁴⁰⁰ Vgl. z.B. bei Hratscheks Beerdigung: „Diese Zwillinge waren in ihren schwarzen, von der Frau Hratscheck herrührenden Einsegnungskleidern erschienen und weinten furchtbar, was sich noch steigerte, als sie bemerkten, daß sie durch ihr Geheul und Geschluchze der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit wurden“ (*Unterm Birnbaum*, Bd. 1, S. 291).

⁴⁰¹ *Die Poggenpuhls*, Bd. 4, S. 564. Vgl. z.B. auch die Beisetzung 'Hoppenmariekens', bei der durch einen gewissen 'Bestattungsvoyeurismus' gekennzeichnete Generalmajor Bamme von der Aufbahrung Hoppenmariekens „entzückt“ ist, für sie den Ausdruck „Zwergenbischof“ kreierte, zu dem er sich „in Ermangelung eines guten Publikums vorläufig selber gratuliert[]“ und „alles 'superbe'“ findet (*Vor dem Sturm*, Bd. 3, S. 698). „Alles war heiter, die Kinder schneeballten sich, und Kniehasen Tauben flogen über dem Zuge hin, als

Bei Keyserling findet sich eine genaue Umkehrung dessen. Die konstitutiven Elemente des Begräbniszeremoniells werden als traumhaft und nicht dazugehörig empfunden. Vielmehr steht der Tod im Vordergrund, häufig in seiner rauschhaften Qualität.⁴⁰² Die Beerdigung dagegen ist aus den Erzählungen nahezu verdrängt und wird in ihrer reduzierten Bedeutsamkeit auch in der Figurenrede expliziert: „[...] Das Begräbnis – Gott! Ein Begräbnis hat ja keine Bedeutung [...]“⁴⁰³.

Im Folgenden sollen einige dieser mehr oder weniger bedeutsamen Begräbnisfestlichkeiten genauer betrachtet werden.

Bei der Beerdigung Ursel Hratschecks in Fontanes *Unterm Birnbaum* fällt zunächst auf, dass in der Schilderung des Erzählers die Beschreibung von Ablauf und Ausstattung dominiert. Dadurch wird zum einen der ritualisierte Charakter des Ereignisses betont und zum anderen wie bei den Hochzeiten eine ‘Versachlichung’ der emotional geprägten Feier erzielt.

Gleich danach aber schloß Eccelius seine Rede, gab einen Wink, den Sarg hinabzulassen, und sprach dann den Segen. Dann kamen die drei Hände voll Erde, mit sich anschließendem Schmerzblick und Händeschütteln, und ehe noch der am Horizont schwebende Sonnenball völlig unter war, war das Grab geschlossen und mit Asterkränzen überdeckt.⁴⁰⁴

Das hohe Tempo der Begräbniserzählung, das durch die starke Raffung der Ereignisse und den temporalen Verweis ‘ehe noch’ entsteht, trägt zu einer ironischen Distanz bei ebenso wie der in den Ablauf eingereihte und dadurch jeder ‘Gefühlsechtheit’ beraubte ‘Schmerzblick’. Zudem verweist die Verwendung bestimmter Artikel („die drei Hände voll Erde“) auf die schematische Ähnlichkeit von Begräbniszeremonien, bei denen auch die Zurschaustellung von Gefühl Teil der ritualisierten Inszenierung ist. Ähnliches lässt sich in den

würde Scheewittchen oder irgendeine Märchenprinzeß begraben“ (ebd., S. 699). Die Beerdigung, die mehr einem komödiantisch ironischen Schauspiel gleicht, gipfelt in dem Kichern zweier „Forstackerweiber“, die sich über das Bestreben des Predigers lustig machen, das „[...] unheimliche[] Wesen“ (ebd., S. 116) in den Himmel ‘hineinbeten’ zu wollen: „‘Jott, uns’ Oll-Seidentopp; ick weet nich, he bee’t ook för alles. Allens sall ‘inn.’ ‘Joa. Awers Hoppenmarieken beet’t he nich rinn“ (ebd., S. 700).

⁴⁰² Vgl. z.B.: „Seneide kniete mitten im Zimmer, die Hände betend erhoben. Große Begeisterung schüttelte ihren Körper. Die Nähe des Todes berauschte sie“ (*Beate und Mareile*, H, S. 97).

⁴⁰³ *Dumala*, H, S. 303. Hier die Aussage Karl Pichwits, des Sekretärs von Baron Werland, der so seine Abreise noch vor der Beerdigung des Barons begründet.

⁴⁰⁴ *Unterm Birnbaum*, Bd. 1, S. 291.

anderen Erzählungen Fontanes feststellen. Die emotionale Betroffenheit der Hinterbliebenen bleibt bei der Beschreibung der Beerdigungen vollständig außen vor oder wird nur ‘versteckt’ zugelassen, wie in *Stine*: „als man hinter einem der Pfeiler ein heftiges und beinah krampfhaftes Schluchzen hörte“.⁴⁰⁵

Die Beerdigung Waldemar von Halderns nimmt fast das ganze letzte Kapitel der Erzählung (*Stine*) in Anspruch und ist geprägt und durchzogen von Verweisen auf die hohe soziale Stellung der Familie. Vom Bahnhof über die Schulglocke, die Dörfer und die Feldmark trägt alles den Namen ‘Haldern’. Durch diesen engen Bezug, der zwischen Raum und Figur hergestellt wird, knüpft sich an die ‘alteingesessene Adelsfamilie’ der Eindruck von Besitz, Einfluss und Tradition. Diesen feierlichen Geschichtsbezug verstärkt der Erzähler noch durch den Hinweis, dass die „Groß-Haldener-Glocke“ aus „Geschützen gegossen“ sei, die „Matthias von Haldern aus dem Türkenkriege mit heimgebracht hatte“.⁴⁰⁶ Besitz und Stellung der Familie entsprechend präsentiert sich die Trauergemeinde prunkvoll, in qualitativer Hinsicht durch „mehrere[] reichbordierte[] Herren“, die „wenn nicht Prinzlichkeiten, so doch Personen vom Hof oder vielleicht auch hohe Ministerialbeamte sein mußten“.⁴⁰⁷, in quantitativer Hinsicht durch das „Spalier, das alt und jung auf dieser letzten Wegstrecke gebildet hatte“.⁴⁰⁸

Bis zum Eintritt in die Kirche erscheint der Trauerzug ungebrochen in einer explizit feierlichen Stimmung, gekennzeichnet durch Ernsthaftigkeit, erst Stille, dann Glockengeläut und Gesang und lückenlose Organisation. Die Handlung in der Kirche ist hingegen von einer deutlichen Ironie des Erzählers begleitet.

In Front erblickte man den alten Grafen, Waldemars Vater in grauem Toupet und Johanniterkreuz, neben ihm in tiefer und soignierter Trauer die Stiefmutter des Toten, eine noch schöne Frau, die, was geschehen war, lediglich vom Standpunkte des ‘Affronts’ aus ansah und mit Hilfe dieser Anschauung über die vorschriftsmäßige Trauer mit beinah mehr als standesgemäßer Würde hinwegkam. Hinter ihr der jüngere Sohn (ihr eigener), Graf Konstantin, dem der ältere Bruder, um, das mindeste zu sagen, in nicht unerwünschter Weise Platz gemacht hatte. Seine Haltung war untadelig und gleichfalls von bemerkenswerter Gefäßtheit, ohne die der Mutter ganz erreichen zu können.⁴⁰⁹

⁴⁰⁵ *Stine*, Bd. 2, S. 562.

⁴⁰⁶ Ebd., S. 561.

⁴⁰⁷ Ebd., S. 560.

⁴⁰⁸ Ebd., S. 561.

⁴⁰⁹ Ebd., S. 562.

Waldemars Vater wird hier nur hinsichtlich seines äußeren Erscheinungsbildes erwähnt. Dabei ist die Kennzeichenauswahl bei der Beschreibung durchaus auffällig. So mag das Johanniterkreuz, wenngleich mehrfach deutbar⁴¹⁰, als Symbol eines jahrhundertealten Ritterordens in der Verknüpfung mit den Merkmalen Alter, Adelsstand und unechtem Haar, auf ein falsches Festhalten an veraltetem Standesdenken deuten.

Die (märchenhaft böse) Stiefmutter und deren Sohn werden hingegen auch in ihrem 'Trauerverhalten' vorgeführt. Dabei wird in der Formulierung 'vorschriftsmäßige Trauer' Emotion als verbindlicher Teil eines Rituals evident. Dazu kommen die Verhaltensverbindlichkeiten, die sich aus der Zugehörigkeit zum Adelsstand ergeben. 'Standesgemäße Würde' und 'untadelige Haltung' sind Ausdruck und Kennzeichen dieser elitären Kaste und gerade dort setzt der Spott des Erzählers an. Die Stiefmutter ist durch ihre 'lediglich' vom 'Standpunkt des Affronts' aus erfolgende Betrachtungsweise nicht mehr als die Verkörperung einer eingeschränkt klassenspezifischen Weltwahrnehmung. Das Menschliche geht in dieser Reduktion verloren, so dass sich in dem 'beinahe mehr' ihrer 'standesgemäßen Würde' stimmig eine emotionale Indifferenz ausdrückt. Ebenso zeigt die 'bemerkenswerte Gefäßtheit' des Stiefbruders die Abwesenheit menschlicher Anteilnahme.⁴¹¹ Vielmehr verweist die doppelte Verneinung 'in nicht unerwünschter Weise' auf eine Bewertung des Todesfalls nach persönlichem Vorteilsdenken in einem Wertesystem, das sich allein auf gesellschaftliche Stellung, Besitz und Macht gründet. Die Widersprüchlichkeit zwischen äußerer zeremonieller Handlung (Trauer) und innerer Gestimmtheit (Empörung und Berechnung) tritt offen zutage und das Beerdigungsritual entlarvt sich damit als „rein technische[s] Schema“.⁴¹²

⁴¹⁰ Etwa auf die acht Strahlen des Kreuzes, die nach allgemeiner Deutung auf die Seligpreisungen aus der Bergpredigt verweisen sollen. Dort ist zum Anlass besonders passend Matthäus 5,4: „Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden“ (<http://de.bibleserver.com/text/LUT/Matth%C3%A4us5>, Zugriff am 15.11.2012).

⁴¹¹ Die emotionale Zurückhaltung von Stiefmutter und -bruder wird mit einem 'langen Lied' kontrastiert, das „teilweis in allerkräftigsten Wendungen allem Erdendunkel einen Riegel vorzuschieben trachtete“ (*Stine*, Bd. 2, S. 562). Dazu stimmen die „schöne[n], tiefempfundene[n] Worte“ des Generalsuperintendenten, dessen Worte laut Auskunft des Erzählers aber nur wegen „schwerste[r] Schicksalsschläge“ „im eigenen Hause“ tief empfunden sind (ebd.).

⁴¹² Sommer: *Feste, Mythen, Rituale*. S. 52. Sommer spricht hier von dem Einfluss der Zeit auf 'rituelle Verhaltensweisen', die nach und nach den Charakter von 'Gesetzen' annehmen könnten und dann nur noch nach äußerer Form ohne innere Bedeutung abgehalten würden. Vgl. ebd. S. 50ff.

Die erzählerische Gestaltung zeigt hier so vielmehr das ‘zu Grabe tragen’ einer gesellschaftlichen Rolle (Sohn einer ‘alteingesessenen’ Adelsfamilie) und Funktion (erster in der Erbfolge) als das Begräbnis eines Menschen mit dem dazugehörigen Verlust sozialer Bindungen. Diese einzig der gesellschaftlichen Position Rechnung tragende Beerdigungszeremonie rekurriert auf das Altarbild, das „den verlorenen Sohn [...] nicht bei seiner Heimkehr, sondern in seinem Elend und seiner Verlassenheit“⁴¹³ darstellt, wie auf Waldemars eigene Aussage „[...] ein Fremder [...]“⁴¹⁴ im Elternhaus gewesen zu sein, „[...] ohne recht zu wissen, was Herz und Liebe sei [...]“⁴¹⁵. Die Beerdigungsfeier nimmt damit die Themen der Geschichte auf, bündelt sie und spitzt sie zu. Die Herz- und Lieblosigkeit, der sich besonders vornehm fühlenden Stiefmutter⁴¹⁶ in der herrschaftlichen Loge steht dem emotionalen Ausbruch, der sich als klein und arm empfindenden Stine versteckt hinter einem Pfeiler gegenüber. Der öffentliche Raum ist damit von emotionaler Kühle, der versteckte Raum von Gefühl und Anteilnahme geprägt.

In erstaunlicher Ähnlichkeit entspricht diese Situation der Kirchenzeremonie in Keyserlings *Wellen*, nur spiegelverkehrt.

Ein Choral wurde gesungen von lauten, heiseren Frauenstimmen dann las der Schullehrer eine Predigt vor, sein bleiches, gedunsenes Gesicht verzog sich zu einer traurigen Miene, sein Tonfall war singend und eintönig. Auf allen Bänken begannen die Frauen zu seufzen, die Steegin und ihre Kinder weinten laut, auch Agnes weinte. Doralice jedoch konnte nicht weinen, und weil sie fühlte, daß die Frauen sie deshalb verwundert und mißbilligend ansahen, zog sie sich ihren Schleier vor das Gesicht.⁴¹⁷

Die emotionale Reaktion als vorschriftsmäßiger Teil eines Programms erfolgt hier als ein synchroner Ausdruck von Trauer nach der Devise ‘je heftiger, desto besser’. Einzig die adelige Doralice entzieht sich der allgemeinen Zurschaustellung von Emotion und ‘versteckt’ sich vor den verwunderten und missbilligenden Blicken hinter ihrem Schleier.

Wie in *Stine* ist auch in *Wellen* die Trauergemeinde geschlossen von einer gesellschaftlichen Klasse bestimmt, in der eine einzelne Frau anderer Klassenzugehörigkeit durch ein abweichendes Verhalten auffällt. Beide Frauen

⁴¹³ *Stine*, Bd. 2, S. 562.

⁴¹⁴ Ebd., S. 551.

⁴¹⁵ Ebd., S. 552.

⁴¹⁶ Vgl. Waldemars Ausführungen ebd., S. 551f.

⁴¹⁷ Ebd., S. 472f.

erscheinen als ‘Fremdkörper’ bei den Festlichkeiten und dies selbst wahrnehmend, verbergen sie sich hinter Pfeiler oder Schleier.

Damit zeigt sich überdeutlich, dass das Verhalten bei Beerdigungen, vielleicht sogar bei Festlichkeiten an sich, nicht anlassabhängig ist, sondern abhängig von der gesellschaftlichen Klasse, die die Festlichkeit dominiert.

Das nun gerade bei diesen Feiern klassenspezifisch feststellbare Verhalten weist darauf hin, dass die Art des (arbeitenden) Volks durch emotionale Verausgabung und Lautstärke eher zum Fest tendiert, die Haltung des Adels dagegen mittels der Demonstration von Besitz, Macht, Organisation und standesgemäßer Würde eher zur Feier neigt. Beides liefert einen Beleg für die Hypothese, dass das Fest die herausgehobene Steigerung im Arbeitsleben ist, während die Feier als Überhöhung der Alltagsexistenz gelten kann.⁴¹⁸

Trauer ist bei beiden Beerdigungen eher ein ‘vorschriftsmäßiges’ Element und entbehrt einer ‘echten’, inneren Gefühlslage. Dennoch scheint es, als erfülle bereits der rein äußere Vollzug von Fest oder Feier die von Simm konstatierte Funktion, den Tod als „wirklich geschehen“⁴¹⁹ begreifen und so mit dem Verlust abschließen zu können.⁴²⁰ Denn bezeichnenderweise sind beide Frauen, die sich der vorgegebenen formalen Zeremonie entziehen, nicht in der Lage, das Geschehene zu bewältigen. Stine wünscht sich selbst den Tod⁴²¹ und Doralice geht noch Monate später am Strand entlang, weil nur dort „[...] ihr Leben einen Sinn [...]“⁴²² hat.

Eine weitere Begräbnisschilderung bei Fontane findet sich in seinem letzten Werk *Der Stechlin*. Hier ist der Widerspruch von außen und innen, der sich an Raum und Figurenhandlung festmacht, besonders deutlich betont. Während der Raum alle Anforderungen an eine feierliche Begräbnissituation erfüllt, indem

⁴¹⁸ Das setzt natürlich voraus, den arbeitslosen, ‘ewigen Feiertag’ der gutsituierten Adelligen als Alltag zu werten.

⁴¹⁹ Simm: *Nachwort*, S. 399.

⁴²⁰ Vgl. z.B.: „Der Steegin schien die allgemeine Teilnahme wohlzutun und sie machte fast ein zufriedenes Gesicht, als sie mit ihren drei Kindern durch die niedrige Tür in ihrer Kate verschwand. Ihr Unglück war von heute ab eine Einrichtung ihres Lebens geworden, mit der sie sich abzufinden hatte“ (*Wellen*, H, S. 472).

⁴²¹ „In den Himmel ... Ach, wer ihr folgen könnte ... Leben; leben müssen ...’ Und in Übermaß schmerzlicher Erregung und einer Ohnmacht nahe, setzte sie sich auf einen Stein am Weg und barg ihre Stirn in der Hand“ (*Stine*, Bd. 2, S. 563).

⁴²² *Wellen*, H, S. 474.

„es am Begräbnistage sehr verändert“⁴²³ aussieht, ist von einem veränderten Bewusstsein der Figuren nichts zu lesen. Adelheid von Stechlin führt „die ihr zuständige Rolle mit einer gewissen Würde“ aus und Hauptmann von Czako ‘beschränkt’ sich darauf, „das gesellschaftliche Durchschnittstrauermaß zu zeigen“.⁴²⁴

Neben der Reduktion der Figurenanteilmahme auf rein formale Kriterien, die sich in Formulierungen wie ‘zuständige Rolle’ und ‘gesellschaftliches Durchschnittstrauermaß’ niederschlagen, wird der Ablauf der Zeremonie von spöttischen Kommentaren, ‘komischen Figuren’ und „ungeniert“⁴²⁵ geführten Gesprächen begleitet. Daraus resultiert ein immenser Kontrast zwischen den Trauergästen und der Trauerfeier an sich.

Die Musik klang wundervoll; kleine Mädchen streuten Blumen, und so ging es den etwas ansteigenden Kirchhof hinauf, zwischen den Gräbern hindurch und zuletzt auf das uralte niedrige Kirchenportal zu. Vor dem Altar stellten sie den Sarg auf einen mit einer Versenkungsvorrichtung versehenen Stein, unter dem sich die Gruft der Stechline befand. Schiff und Emporen waren überfüllt; bis auf den Kirchhof hinaus stand alles Kopf an Kopf.⁴²⁶

Die für Fontanes Erzähler ungewöhnlich schwärmerische Bewertung der Musik, die Blumen streuenden Mädchen, das „uralte“ Kirchenportal – all das erzeugt eine fast poetische Grabesromantik, die in räumlicher Hinsicht ungebrochen bestehen bleibt und die emotional unbeteiligt scheinenden Figuren umso stärker kontrastiert. Gleichzeitig trifft in dieser Schilderung neben der reinen Begegnung von Menschen vor allem die thematische Opposition ‘alt’ versus ‘neu’ zusammen.⁴²⁷ Kleine Mädchen streuen Blumen zwischen Gräbern und das

⁴²³ *Der Stechlin*, Bd. 5, S. 374.

⁴²⁴ Ebd., S. 375.

⁴²⁵ Ebd., S. 376.

⁴²⁶ Ebd., S. 377.

⁴²⁷ Dem entspricht auch die versammelte Trauergemeinde in ihrer schichtspezifischen Darstellung. Der Adel ist vornehmlich über ‘alte’ Figuren präsent, deren ridiküle Spitze Herr von Alten-Friesack bildet. Dieser hält sich in Folge einer „ererbten Geschlechtsanschauung [...] für den einzig wirklich berechtigten Bewohner und Vertreter der ganzen Grafschaft“ (ebd., S. 376). Eda Sagarra sieht diese „mit Hilfe der Grotteske“ gezeichnete Adelsschicht als Zustandsbeschreibung einer „dekadente[n], aber noch immer mächtige[n] und machtbeußte[n] Institution des preußischen Staates, höchst reformbedürftig, aber offenbar unreformierbar“ (Eda Sagarra: „Der Stechlin, Roman“, in: Grawe / Nürnberger (Hrsg.): *Fontane-Handbuch*, S. 662-679, hier S. 671). Der bewusst ordenslose Adelige kontrastiert den bürgerlichen Direktor Thormeyer, der „mit so vielen Orden und Medaillen“ angetan ist, „daß er damit weit über den Landadel hinauswuchs“ (*Der Stechlin*, Bd. 5, S. 375). Diese Selbstdekoration verweist auf den äußeren Prunk des aufstrebenden Bürgertums, mit dem es sich gegenüber dem Adel zu behaupten versucht. Durch die Ignoranz des vornehmen

‘uralte’ Kirchenportal steht im Gegensatz zu der technischen „Versenkungsvorrichtung“. Der Weg des Trauerzugs hat dementsprechend symbolische Qualität. Die „Stechliner Bauern“ tragen den Sarg zu Grabe durch ein Spalier, „daß eine große Zahl kleiner Leute [...] gebildet hatte“.⁴²⁸ Die Blumen streuenden Kinder (beiläufig erwähnt, ein Hochzeits- und kein Beerdigungsritual) als Vertreter der zukünftigen Generation nehmen einen ansteigenden Weg der Entwicklung an dem Vergangenen vorbei, passieren das ‘Uralte’ und enden in der technischen Moderne. Die Beerdigung stellt sich hier so weniger als die Feier eines Verlustes dar, denn als Sinnbild einer Erneuerung, die sich auch in den „Holunderbüschen, die zu grünen anfangen“⁴²⁹ abzeichnet, eines politischen und sozial-gesellschaftlichen Wandels, der eng verwoben ist mit den technischen Neuerungen der Zeit.

Die Grabrede Lorenzens, die im Unterschied zu anderen Begräbnisschilderungen nicht in Form einer qualitativen Wertung zusammengefasst oder durch den Verweis auf deren Druckversion aus der Geschichte ausgelagert⁴³⁰ ist, sondern vollständig wiedergegeben wird, nimmt die Opposition ‘alt’ versus ‘neu’ auf und löst sie auf in Herz und Menschlichkeit, wobei das ‘Herz’ zum zentralen Wert „über alles Zeitliche hinaus“ erhoben wird.

[...] Sah man ihn, so schien er ein Alter, auch in dem, wie er Zeit und Leben ansah; aber für die, die sein wahres Wesen kannten, war er kein Alter, freilich auch kein Neuer. Er hatte vielmehr das, was über alles Zeitliche hinaus liegt, was immer gilt und immer gelten wird: ein Herz. [...]⁴³¹

Ganz im Gegensatz zu diesem ‘Wert’, lässt Fontane die Begräbniszeremonie gerade durch die Adelsfiguren begleiten, die auch den politischen Wahlkampf Stechlins kommentiert haben. So ist die Beerdigung – wie schon der Ladalinskische Ball in *Vor dem Sturm* – von politisch gesellschaftlichen

Maßhaltens misslingt jedoch die ästhetische Zurschaustellung – ein lächerlicher Eindruck bleibt. Die ‘kleinen’ Leute schließlich fallen vor allem durch ihre große Zahl und aktive Teilnahme (Sargträger, Blumenmädchen) an der Zeremonie auf. Das ‘Alte’ erscheint als der Adel, der sich auf ererbte Machtstellungen verlässt und dessen Aktivität sich auf maliziöse Bemerkungen beschränkt. Das Neue sind demgegenüber Bürgertum und Arbeiterklasse, die sich durch Repräsentationsbedürfnis und „Schlauberger“-Sein (ebd., S. 376) einerseits, Gestaltungskraft und Masse andererseits auszeichnen.

⁴²⁸ Ebd., S. 376.

⁴²⁹ Ebd., S. 375.

⁴³⁰ Vgl. z.B. den Druck der Rede zu Hugo Großmanns Beerdigung (*Mathilde Möhring*, Bd. 4, S. 665) und die im ‘Arnewieker Boten’ abgedruckte Grabrede in *Unwiederbringlich* (Bd. 2, S. 811).

⁴³¹ *Der Stechlin*, Bd. 5, S. 377.

Bezügen durchzogen.⁴³² Alle ‘wirklich’ emotional betroffenen Figuren sind hingegen ausgeblendet oder räumlich ‘ausgelagert’, ein Verfahren, das nicht nur für Fontanes Begräbnisdarstellungen typisch ist, sondern sich auch bei Veranstaltungen mit explizitem Festbezug feststellen lässt. Der Sohn des Verstorbenen befindet sich so auf seiner Hochzeitsreise, just zum Zeitpunkt der Beerdigung in ‘poetischer Unerreichbarkeit’⁴³³ und die vom Sohn abgesehen nächste Bezugsperson des Grafen, sein Diener Engelke, wird mit keinem Wort erwähnt. Die einzige emotionale Reaktion zeigt Agnes, die dem alten Stechlin bis zu seinem Tod Gesellschaft geleistet hat. Ihr Ausbruch ist – mit den gleichen Worten wie in *Stine* – ein „krampfhaftes Schluchzen“, auf das jedoch die eher selbstbezogenen Worte folgen: „‘Nu is allens ut; nu möt ick ook weg’“.⁴³⁴

Fast gegensätzlich erscheint die Beerdigung von Lehnert Menz in der amerikanischen Mennonitengemeinde Nogat-Ehre. Eine räumliche Dekoration wird mit keinem Wort erwähnt, auch die Anwesenden werden nicht vorgestellt. Stattdessen erfolgt eine kurze Darstellung des Ablaufs: Gesang von Schulkindern, Grabrede Obadjas, „diesmal nicht der Bibel, sondern dem Leben Valerius Herbergers seinen Text entnehmend“⁴³⁵ und wieder Gesang. Eine Beschreibung der Reaktion der Figuren erfolgt erst in einer Spiegelung der Beerdigung auf zweiter narrativer Ebene. Der emigrierte Preußen Kaulbars gibt seiner daheim gebliebenen Frau (ein Umstand, für den der Erzähler übrigens keine Erklärung liefert) eine Zusammenfassung:

‘Ja, Röse, wie soll es gewesen sein’, hob er an, ‘es war ja soweit alles ganz gut. Aber als der alte Herr von Bredow begraben wurde, war nicht halb so viel los. Sie haben immer zuviel von ihm gemacht, und eigentlich war es, wie wenn ein Prinz begraben würde. Und Obadja, denk’ ich, wird nu woll auch noch Landestrauer ausschreiben. Was zuviel is, is zuviel ... Und Miß Ruth, na, die weinte, daß es ein Jammer war, und die alte Pollacksche schrie, als ob sie der Bock stieße. Und der verrückte Franzose, *den* hätt’st du sehen sollen. Der stand da, geradso, als ob er lebendig mit eingemauert werden sollte. Und wenn sie ihn mal kriegen, na, denn kann so was auch immer noch kommen.’⁴³⁶

⁴³² Ein Beleg für die These Simms, dass „im 19. Jahrhundert viele auch der literarischen Feiern, vor allem des Vormärz, politisiert“ wurden (Simm: *Nachwort*, S. 411).

⁴³³ Vgl. Armgardts Brief: „[...] Vorher sind wir so gut wie unerreichbar, ein Zustand, den ich mir als Kind immer gewünscht und mir als etwas ganz besonders Poetisches vorgestellt habe [...]“ (*Der Stechlin*, Bd. 5, S. 374).

⁴³⁴ Ebd., S. 378.

⁴³⁵ *Quitt*, Bd. 1, S. 445.

⁴³⁶ Ebd., S. 446.

Der vorhergehende reduzierte Erzählerkommentar („Alle waren bewegt und befriedigt“⁴³⁷) steht dieser Schilderung Kaulbars entgegen, wird durch Kaulbars übertriebene Reflexion der Figurenreaktionen aber auch erst als Auslassung von Emotion erkennbar. Der Erzähler vermeidet hier wie in anderen Erzählungen das emotionale Moment, was Stefan Janson auf einen bei Fontane nicht vorhandenen Glauben an das ewige, jenseitige Leben zurückführt:

Das heißt in der Konsequenz: Konfrontiert mit einem Todesfall, versperrt sich der emotionale Zugang. Wo keine Hoffnung auf ein anderes Leben, kein religiös begründeter Jenseitsglaube, bleibt nur die *contenance*, die Wahrung von Form und pflichtschuldigen Anstand. *Contenance* ermöglicht die Rettung des Ichs[.]⁴³⁸

Diese Aussage trifft nur bedingt zu, blendet sie zum einen die vielfache Erwähnung und teilweise Zitierung der gesungenen Lieder aus, die sämtlich das Leben nach dem Tode dem irdischen Leben gegenüber qualitativ aufwerten und als Lohn für die Mühsal des Lebens bezeichnen. Zum anderen ist ein emotionaler Zugang durchaus lesbar, nur bleibt er signifikant ‘versteckt’, wie hinter einem Pfeiler in *Stine* oder in eine unerreichbare Ferne gerückt wie in *Der Stechlin* oder er wird in die subjektiv gefärbte Rede einer ‘nörgelnden’ Figur übertragen wie in *Quitt*. Als das Private, als das sich die Emotion dadurch präsentiert, ist sie für den Erzähler, der die Position der Öffentlichkeit einnimmt, nicht erzählbar und bildet schlüssig eine narrative Leerstelle.

Im Vergleich der geschilderten Beerdigungen erscheint die Unterdrückung von Gefühlen als etwas typisch Preußisches – wie sich in der Beschwerde Kaulbars, es sei alles zuviel gewesen, ablesen lässt – wie auch als bezeichnend für die ‘gehobene Gesellschaft’. Die „Wahrung von Form“ ist maßgebliches Kennzeichen ihrer Festlichkeiten, doch schon der ‘pflichtschuldige Anstand’, von dem Janson spricht, weicht maliziösen Bemerkungen und einem ‘gesellschaftlichen Durchschnittstrauermaß’. Mittels der Festlichkeit gelingt es dem Erzähler so, die Gesellschaft in Momenten vorzuführen, in denen sie sich durch die tiefe Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit selbst bloßstellt.

Bei Keyserling hingegen bleibt der Erzähler meist bei den emotional betroffenen Figuren und schafft durch eine interne Fokalisierung Nähe zum Geschehen. Beispielhaft ist dabei die Frauenfigur, die als ein Bild der Einsamkeit am Grab

⁴³⁷ Ebd.

⁴³⁸ Stefan Janson: „‘Einsame Wege’ und ‘weites Feld’, Zum Todesmotiv bei Arthur Schnitzler und Theodor Fontane“, in: Gabriele Radecke (Hrsg.): *Die Decadence ist da’, Theodor Fontane und die Literatur der Jahrhundertwende*, Würzburg: 2002, S. 95-108, hier S. 101.

zurückbleibt. „Als alles aus war, gingen die Frauen wieder langsam den Kirchenweg hinab, nur Frau Irene blieb bei dem Grabe, eine einsame, schwarze Gestalt.“⁴³⁹ Ihr Zurückbleiben als „einsame, schwarze Gestalt“ erhält durch die vorangegangene angedeutete Suche nach einem Mehr-Leben im außerehelichen Verhältnis ein kathartisches Element. Sowohl die Fürstin, die sich zu dem Schritt der Mesalliance nicht durchringen kann (*Fürstinnen*), als auch die tugendhafte Baronin, die nach einem Fehltritt ihres Verlobten die Verlobung löst (*Abendliche Häuser*) und die Baronin, die ihren kranken Mann für einen Anderen verlässt (*Dumala*), sie bleiben am Ende einsam zurück. Karola von Werland verbalisiert diesen Gedanken der Katharsis mit dem Begriff ‘Buße’:

‘Sie sehn’, sagte sie, ‘keine Gefahr, dass ich hier vielen Menschen auf meinem Weg begegne. Die Einsamkeit hat mich wieder eingefangen. So ist es mir immer gegangen. Ich habe mich gegen sie zuweilen auflehnen wollen, aber sie fängt mich immer wieder. Schließlich werd’ ich mich mir ihr befreunden müssen. Vielleicht ist das so etwas, das Sie Buße nennen.’⁴⁴⁰

Die Distanz, die bei Fontane der Erzähler – vielleicht als Form der Diskretion – zu seinen Figuren wahr, ist bei Keyserling mit einer Distanz auf der interpersonellen Ebene vertauscht. Die emotional betroffene Figur ist von den anderen Figuren deutlich abgegrenzt. Damit ist die Beerdigungsfeier hier kein Ausdruck einer Gemeinschaft, sondern betont ganz im Gegenteil die Isolation des Einzelnen.

Die Begräbniszeremonie von Hans Grill in *Wellen* wurde im Ausschnitt bereits mit der von Waldemar von Haldern (*Stine*) verglichen. Dabei entspricht der Freitod eines vornehmen Adligen in *Stine* dem gewaltsamen Tod eines Künstlers in *Wellen*. Hans Grill ist bei einer nächtlichen Ausfahrt mit dem Fischer Steege ertrunken. Die Beerdigung findet so ohne Sarg und Leiche statt und wird von der Pragmatik der Fischersfrau bestimmt.

Am vierten Tage nach der Sturmnacht kam die Nachricht, bei dem Fischerdorf hinter dem Leuchtturm sei ein Boot an das Ufer gespült worden. Die Steegin zog ihr Sonntagskleid an und fuhr mit dem Strandwächter hin. Spät am Nachmittag kehrte sie zurück und berichtete, es sei ihr Boot gewesen, übel zugerichtet, sie habe es dort gleich an einen Fischer verkauft. Sie wischte sich mit dem Zeigefinger die Tränen aus den Augenwinkeln, war aber ruhig und sachlich. Da sie nun mal ihr gutes Kleid anhatte, wollte sie zum Schullehrer hinaufgehen, um die Glocke für ihren Mann läuten zu lassen und weil morgen Sonntag war, konnte der Schullehrer in der Kirche die

⁴³⁹ *Im stillen Winkel*, H, S. 691.

⁴⁴⁰ *Dumala*, H, S. 305.

Totenpredigt lesen, denn der Pastor war für eine Woche in die Stadt verreist. Agnes sagte, sie würde sie begleiten.⁴⁴¹

Die „ruhig und sachlich“ agierende Fischersfrau behandelt die formal zu erledigenden Dinge mit dem Rationalisierungsbestreben des Arbeiters. Jede Handlung wird eingereicht in das Bemühen, das gewünschte Ergebnis mit einem möglichst geringen Aufwand zu erzielen, indem jeder Handlung möglichst ein mehrfacher Nutzen abgewonnen wird. So wird das Boot gleich nach Identifizierung (was hier einer Identifizierung der Leichen gleichkommt) verkauft und die Sonntagskleidung wird – wie der Schullehrer – in zweierlei Funktion verwendet. Dass der Schullehrer in Vertretung des Pastors die Totenpredigt liest, verweist nicht nur auf eine Entindividualisierung der Grabrede und die Austauschbarkeit der beruflichen Rollen, es zeigt auch eine Geringschätzung des Details, was einem feierlichen Bewusstsein entgegensteht. Dafür verweist der ‘Zeigefinger’, mit dem die Tränen abgewischt werden, auf eine Zurschaustellung von Emotion, die das tatsächliche innere Befinden kontrastiert (‘war aber ruhig und sachlich’). So wie sich bei Fontane eine Feier ohne feierliches Bewusstsein findet, kündigt sich hier die Trauerfestlichkeit als Fest ohne festliches Bewusstsein an. In beiden Fällen scheint die öffentliche Demonstration, sei es der ‘standesgemäßen Würde’ oder der emotionalen Betroffenheit, das Wichtigste zu sein.

Wie der Hinweis auf die emotionale ‘Ausnahmestimmung’, verweist auch die farbliche Gestaltung des Kirchenraumes eher auf Fest, denn auf Feier.

Der weißgetünchte Raum war voller Sonnenschein und das Altarbild, Christus, Petrus über das Wasser geleitend, mit seinen giftgrünen Wellen, seinen rot und gelben Gewändern schrie ordentlich in die weiße Helligkeit hinein.⁴⁴²

Die ‘laute’ Farbigkeit des Altarbildes wird durch das ‘Weiß’ betont, zudem ist alles in Sonnenschein und Helligkeit getaucht. Damit wird die räumliche Ausgestaltung und Dekoration zu einem Gegenbild des Todes. Sonnenschein steht dem Grabesdunkel gegenüber, das ‘Schreien’ der Farben der Stille des Toten, Wasser und Sonne als Lebenssymbole, werden durch das ‘Giftgrün’ als todesursächlich bestimmt. Der Raum mit seinem Licht und seinen Farben wird so zum Ausdruck einer fast gewaltsamen Lebensbejahung und -suche, die in sich jedoch auch wieder den Tod birgt. Er erscheint damit als bildliche Entsprechung der ‘Femme fatale’ Doralice⁴⁴³, deren Verlangen nach Fest (= Mehr-Leben) und

⁴⁴¹ *Wellen*, H, S. 471.

⁴⁴² Ebd.

⁴⁴³ Doralice verlässt zunächst ihren adeligen Ehemann, der daraufhin einen Schlaganfall erleidet. Dann begeht die Verlobte eines ihrer Verehrer einen Selbstmordversuch und

deren Verweigerung des Alltags Hans das Leben kostete, ihr selbst damit aber auch schließlich einen „großen Schmerz“⁴⁴⁴ als intensives, andauerndes und ausfüllendes Gefühl bringt.

Von einem Fest kann man hier im eigentlichen Festsinne kaum sprechen, vielleicht aber vom Verlust als ‘festum inversio’, einem inhaltlich umgekehrten Fest, das sich aus der Vergleichbarkeit von Schmerz und Glück herleitet.⁴⁴⁵ Der emotionalen Hochgestimmtheit entspräche das ‘Übermaß von Schmerz’, Rausch und Exzess als Verausgabung und Verschwendung einer inneren Überfülle verkehrten sich zu einer Betonung des inneren Verlustes. Anstatt Aufgestautes zu entladen, belüde solch ein Fest das Innere. Der Tod erscheint – wenn überhaupt als Fest – als Fest, in dem sich die Fließrichtung von innen nach außen verkehrt wie der emotionale Zustand von Freud in Leid. Doch definitiv abgekoppelt ist dieser ‘große Schmerz’ als ‘festum inversio’ von der Begräbniszeremonie:

Sie hatte nicht die Empfindung, daß diese singenden und seufzenden Frauen, daß die Worte, die dieser häßliche Mann dort auf der Kanzel vorlas, irgend etwas mit ihr und ihrem Schmerze zu tun haben könnten.⁴⁴⁶

In bezeichnend ähnlicher Weise ist in *Feiertagskinder* die innere Gestimmtheit von der äußeren Festlichkeit der Beerdigung getrennt. Die Beerdigung des kleinen Ulis ist bestimmt von der Perspektive seiner Mutter, Irma von Buchow.

Dann kam der Tag der Bestattung, traumhaft und unwirklich, viele Menschen: Damen in Trauer, die weinend Irma umschlangen, der Gang zum Friedhof, auf dem das Familiengewölbe stand. Sie hörte die Stimme des Predigers, sie sah einen Augenblick den kleinen Sarg, jemand führte sie fort. Sie fand sich wieder in ihrem Zimmer, die vielen Menschen waren fort, Ulrich stand bei ihr und strich ihr über das Haar, Christa saß neben ihr und machte ein trauriges Gesicht. Irma war unendlich müde und sie war

schließlich stirbt Hans, ihr ‘neuer Ehemann’, in Folge seiner ‘Meeresbesessenheit’. Diese wiederum resultiert aus Doralices Ablehnung seines bürgerlichen Alltagsentwurfs und ihrer passiven Annäherung an den seinerseits verlobten Baron Hamm.

⁴⁴⁴ Ebd., S. 473.

⁴⁴⁵ Eine typische Frauenfigur Keyserlings sagt „in ihrer elegischen Weise ‘[...] man muß auch seinen Schmerz genießen können’“ (*Bunte Herzen*, H, S. 366). Eine andere lebt ihre ersten Witwenjahre „mit einer Art schmerzlicher Wollust ganz ihrem großen Schmerz“ (*Osterwetter*, SG, S. 10) und wiederum die Augen einer Anderen, die den Kopf eines Toten auf ihre Knie gebettet hat, haben den „strahlenden Glanz überstarken Fühlens, der auch im Schmerz etwas wie die Erregung eines Glückes in sie hineinlegt[]“ (*Am Südhang*, H, S. 646). Ähnlich konstatiert Hillmann mit Bezug auf E.T.A. Hoffmann: „es scheint als ob Schmerz und Wonne nicht unvereinbar seien, sondern höchster Schmerz zugleich Wonne bedeuten könne und vielleicht sogar umgekehrt höchstes Entzücken nahe an Schmerz grenzt“ (Hillmann: *Bildlichkeit der deutschen Romantik*, S. 142).

⁴⁴⁶ *Wellen*, H, S. 471f.

hungrig, sie wunderte sich darüber, aber sie freute sich, als der Diener den Tee brachte. Sie aß und trank mit Heißhunger, hörte, wie Ulrich und Fräulein Christa miteinander sprachen, und es war, als sprächen Menschen in weiter Ferne von ihr, Dinge, die sie nichts angingen, sie wollte schlafen – nur das. Und sie schlief einen langen, traumlosen Schlaf.⁴⁴⁷

Der Ablauf der Beerdigung ist zu einer Reihe visueller und akustischer Eindrücke zusammengefasst und entspricht in seiner bildhaften Reihung der erzählerischen Kennzeichnung als „traumhaft und unwirklich“. Die äußeren Abläufe und Eindrücke entbehren als „Dinge, die sie nichts angehen“ einer Wirkung auf Irma, die Traumdimension hat sich aus dem Schlaf, der traumlos bleibt in die Wirklichkeit verschoben. So nimmt sie nicht nur die Geschehnisse um sich herum als unwirklich und nicht zu ihr gehörend wahr, sondern auch ihre eigenen Reaktionen erscheinen von ihrem inneren Bewusstsein soweit abgekoppelt, dass sie Verwunderung auslösen.

Beerdigungen erweisen sich damit bei Keyserling tatsächlich nahezu als bedeutungslos, zumindest für die fokussierten lebensdurstigen Figuren. Sie verweigern sich der feierlichen Zeremonie und damit dem stabilisierenden Erlebnis von Gemeinschaft. Und da der Erzähler den Blick stets auf diese ‘outsider’ richtet, findet die Feier als glückender Passageritus per se keinen Eingang in die Erzählung. Dafür aber umso mehr das Empfinden der Figuren, dass das Zeremoniell mit ihnen und ‘ihrem Schmerz’ nicht das Geringste zu tun hat.

Hochzeiten und Beerdigungen sind Festlichkeiten, die in den hier untersuchten literarischen Bearbeitungen keine Einheit von innerer und äußerer Festlichkeit herzustellen vermögen. Als Übergangsriten machen sie die geschehene Veränderung vor allem einer breiten Öffentlichkeit begreifbar. Diesem Öffentlichkeitsaspekt trägt das Primat der Zurschaustellung Rechnung. Ob es sich dabei um standesgemäße Würde oder emotionale Betroffenheit handelt, hat sich in erster Linie als abhängig von der Gesellschaftsschicht erwiesen.

Für die einzelne besonders von dem Ereignis betroffene Figur, sei es nun Trauung oder Tod, ist jedoch die stabilisierende, bestätigende und gemeinschaftsstiftende Wirkung der Feier entweder aus der Geschichte ausgeblendet und dadurch nicht bestätigt oder sogar ins Gegenteil verkehrt.

⁴⁴⁷ *Feiertagskinder*, H, S. 890.

2.1.3 Sonntage und andere Feiertage – gesamtgesellschaftliche Festlichkeitsphänomene

Der Sonntag und andere Feiertage wie Weihnachten oder Ostern sind „von Beginn an gleichzeitig religiöses Brauchtum und Teil der kulturellen und sozialen Tradition einer Gesellschaft gewesen“.⁴⁴⁸ In welcher spezifischen Art und Weise man diese Tage begeht, sagt daher nicht nur etwas über die Glaubenszugehörigkeit, sondern auch über die soziale und kulturelle Identität innerhalb der Gesellschaft aus. Zugleich haben diese Tage die Qualität von übergreifenden Markierungen. Alle Menschen gehen ihrem voneinander mehr oder weniger verschiedenen Alltag nach, bis dieser für alle genau zur gleichen Zeit unterbrochen wird, durch einen Sonntag, durch die Ostertage, Weihnachten oder Ähnliches. Allein daraus ergeben sich eine Integrations-, eine Animations- und eine Koordinationsfunktion.

Feiertage und ganz allgemein Lebensrhythmen sind immer auch Ausdruck soziokultureller Zugehörigkeit. [...] Die Teilhabe an kulturtypischen Zeitinstitutionen befördert somit Integration in eine Gesellschaft, stiftet das Gefühl der Zusammengehörigkeit.⁴⁴⁹

Das Bewusstsein, dass sich dieser Tag für den Großteil der Menschen vom Alltag unterscheidet, animiert dazu, den Feiertag auch für sich selbst anders zu gestalten. Zudem wird durch die gemeinsame Arbeitsfreiheit die Koordination von Gemeinsamkeit erleichtert und befördert.

Per definitionem ist es zunächst die Abwesenheit einer Arbeitsverpflichtung, die den Sonntag und den (gesetzlichen) Feiertag von dem Alltag unterscheidet.⁴⁵⁰ Dieser Umstand, vor allem der Sonntag als ‘freier Tag’, ist jedoch faktisch für viele der erzählten Figuren nicht zutreffend, weil sie am

⁴⁴⁸ Jürgen P. Rinderspacher: „Der Sonntag, Eine Zeitinstitution mit Geschichte und Zukunft“, in: Museum der Arbeit (Hrsg.): *Sonntag!: Kulturgeschichte eines besonderen Tages*, Sonderausstellung, Hamburg: 2001, S. 12-15, hier S. 13. Im Original-Zusammenhang bezieht sich diese Aussage einzig auf den Sonntag.

⁴⁴⁹ Ebd., S. 15.

⁴⁵⁰ Vgl. z.B. folgende Lexikon-Definition: „Der S. ist verfassungsrechtlich geschützt als ‘Tag der Arbeitsruhe und seelischen Erhebung’ (Art. 140 GG). Hierin kommen Gründe sowohl des Arbeits- als auch des Religionsschutzes zum Ausdruck. [...] sein Charakter als Ruhetag geht auf ein Gesetz Konstantins I. (321) zurück“ (*dtv Brockhaus Lexikon*, Bd. 17, Art. „Sonntag“, S. 86).

Sonntag dann doch arbeiten müssen⁴⁵¹ oder eine Arbeitsverpflichtung im Alltag gar nicht erst existiert.⁴⁵²

Dort aber wo der Sonntag im Unterschied zu den Werktagen ein ‘Tag der Arbeitsruhe’ ist, erfüllt er neben anderem vor allem eine zeitlich gliedernde Funktion, die Bollnow als Voraussetzung für eine befriedigende Zeitverwendung angibt:

Das bedeutet [...], daß diejenige Zeit den Menschen mit Befriedigung erfüllt, in der er die darin liegenden Möglichkeiten auch zur wirklichen Gestaltung gebracht hat, die Zeit also, durch die der Mensch sich vollendet. Das wichtigste Mittel aber, die Zeit in diesem Sinne zu gestalten, ist ihre Gliederung durch herausgehobene *Haltepunkte*. [...] Eine solche Gliederung der Zeit aber erfolgt vor allem durch bestimmte *Feste*. Sie nämlich bewirken, daß der vorwärtsstrebende Zug der Zeit aufgehalten wird, daß der Mensch innehält und ‘feiert’. [...] Man lebt auf den Festtag zu, man freut sich auf ihn und sammelt zugleich seine Kräfte, um ihn zu erreichen und vorher noch die erforderliche Arbeit zu schaffen, aber man kommt dann in ihm zur Ruhe, um danach wieder mit neuer Kraft in den Fluß der Zeit zurückzukehren. Feste aber bringen darüber hinaus dadurch eine bestimmte Gliederung in die Zeit hinein, daß sie nach einer bestimmten ‘*Periode*’ wiederkehren.⁴⁵³

Daraus ergibt sich der Umkehrschluss, dass eine Zeit, die durch den Sonntag nicht gegliedert wird, etwa weil der „[...] ewige Feiertag [...]“⁴⁵⁴ wie ihn Keyserlings Adelige zelebrieren eine „Homogenisierung der Zeiterfahrung“⁴⁵⁵ erzeugt, den Menschen in einem unbefriedigten Zustand belässt. Zugespitzt ließe sich daraus formulieren: je weniger Sonntag, je weniger Zufriedenheit.

So wie die Feiertage das Leben der Menschen gliedern (sollen), so erfüllen sie auch im literarischen Text eine strukturierende Funktion, die vor allem bei Fontane deutlich wird. Als zeitliche Markierungen erlauben sie das Zusammenfassen von Zeiträumen, ohne auf ‘prosaisch’ anmutende Zahlen- und Datums-

⁴⁵¹ Vgl. z.B. die Figuren in der Gastronomie, bei Fontane etwa den Gastwirt in Hankels Ablage (*Irrungen, Wirrungen*), bei Keyserling die Kellnerinnen: „Erhitzte Kellnerinnen schleppten große Portionen Kalbsbraten und Schweinebraten und Papierservietten heran.“ (*Seine Liebeserfahrung*, H, S. 212) und die Dienstleute des Schlosses.

⁴⁵² Vgl. die zahlreichen ‘arbeitslosen’ Adelige sowohl bei Fontane als auch bei Keyserling. S. auch Kap. 2.3 „Alltag = Werkeltag (?) – Arbeitsphänomene des Alltagslebens.“

⁴⁵³ Bollnow: *Anthropologie des Festes*, S. 201f. Diese Betrachtung Bollnows ist der Differenzierung der Termini ‘Fest’ und ‘Feier’ vorgelagert und muss daher noch losgelöst von einer genauen Unterscheidung betrachtet werden. Trotz des verwendeten Begriffes ‘Fest’ sollte hier daher durch die genannten Kennzeichen der ‘Ruhe’ und der ‘periodischen Wiederkehr’ eher auf die ‘Feier’ und den Sonntag geschlossen werden.

⁴⁵⁴ *Wellen*, H, S. 380.

⁴⁵⁵ Assmann: *Festen und Fasten*, S. 238.

angaben zurückgreifen zu müssen, und stehen damit als Zeitangaben im Zeichen des poetischen Realismus.

2.1.3.1 *Sonntage*

Bei Fontane gestaltet sich die Erzählung der Sonn- und Feiertage in Abhängigkeit von der gesellschaftlichen Schicht sehr verschieden.

In der Welt des Adels findet der Sonntag so gut wie keine Erwähnung, was den Eindruck unterstützt, dass sich ihr Leben nicht nach Werk- und Feiertag strukturiert, sondern anderen Einteilungen unterliegt. So folgt der ‘Roman der guten Gesellschaft’ auch in kompositorischer Hinsicht eher gesellschaftlichen Ritualen wie Diner und Landpartie als der Einteilung in Arbeits- und Ruhetag.⁴⁵⁶ Angesichts der relativen Bedeutungslosigkeit von Arbeit, die Demetz für Fontanes Erzählungen konstatiert⁴⁵⁷, erscheint dies folgerichtig. Wie hinsichtlich der Arbeitsentlastung des Sonntags bleibt auch der Sonntag als ‘Tag des Herrn’ unerwähnt.⁴⁵⁸ Damit erscheint der Sonntag in Fontanes Adelswelt als nahezu bedeutungslos. Einzig die durch die Arbeitsruhe der anderen Gesellschaftsschichten erzeugte „sonntägliche Stille“⁴⁵⁹ wird von den Figuren wahrgenommen.

Der Sonntag als Tag der Erholung und Besinnung erweist sich in Folge einer finanziellen Bessergestelltheit und der daraus resultierenden Freiheit von werk-

⁴⁵⁶ Neben den bekannten Verweisen von Ingrid Mittenzwei und Demetz auf die kompositorische Funktion von Diner und Landpartie weist z.B. auch Helmut Kreuzer in seinem Aufsatz zur Erzähltechnik in *Cécile* darauf hin: „Der erste Teil tendiert partiell zur Idylle, der zweite zur Tragödie. Beide präsentieren sich in traditionellen Formen des Gesellschaftsromans, wie sie von Jane Austen, Thackeray, Trollope vertraut waren. Rituale der ‘guten Gesellschaft’ – Dinners, Ausflüge, Besichtigungen, Konversationen – werden als Kompositionselemente genutzt. Die skizzierte Konflikthandlung wird durch sie nur mittelbar gefördert; die ‘Szenerie’ wird bestimmt von gesellschaftlichem Leben – hier dem Kurmilieu mit touristischem Naturerlebnis und historischen Sehenswürdigkeiten, dort der Stadtgesellschaft mit Salon und Theater“ (Helmut Kreuzer: „Zur Erzähltechnik in Fontanes ‘Cécile’“, in: Nayhauss / Kuczyński (Hrsg.): *Im Dialog mit der interkulturellen Germanistik*, S. 175-193, hier S. 176).

⁴⁵⁷ Vgl. Demetz: *Fontane*, z.B. S. 126.

⁴⁵⁸ Zum Beispiel denken Melanie (*L’Adultera*) und Effi (*Effi Briest*) erst daran, einen Gottesdienst aufzusuchen, als sie in großer innerlicher Not sind, und bei den vornehmen, adeligen Frauen wie Christine von Holk (*Unwiederbringlich*) oder Gräfin Judith (*Graf Petöfy*), die sich gerade durch ihre Frömmigkeit und Tugend auszeichnen, findet keine Erzählung eines Sonntages statt.

⁴⁵⁹ *Vor dem Sturm*, Bd. 3, S. 606.

täglichen Verpflichtungen als ‘unnötig’. Dieses Faktum verbindet das reiche Großbürgertum mit dem Adel, doch zeigen sich anhand des Sonntags auch gravierende Wahrnehmungsunterschiede. Die ‘sonntägliche Stille’, die Fontanes Adelige registrieren, kontrastiert mit der „herkömmlichen Ödheit“ des Sonntags, die der Erzähler in dem Haus der bourgeoisen Treibels feststellt.

Der nächste Tag war ein Sonntag, und die Stimmung, in der sich das Treibelsche Haus befand, konnte nur noch dazu beitragen, dem Tage zu seiner herkömmlichen Ödheit ein Beträchtliches zuzulegen.⁴⁶⁰

Dem vornehmen Rückzug des Adelsstandes entspricht ein Hang nach Unterhaltung und Abwechslung bei dem ‘Geldadel’, der sonst eher für die unteren Schichten der Gesellschaft kennzeichnend ist.⁴⁶¹ Entfunktionalisiert wird der ‘Tag des Herrn’ und der Arbeitsruhe zum Tag der Langeweile. Dies verstärkt sich in spezifischer Form bei den bourgeoisen Treibels, weil sie ihren kleinbürgerlichen Drang, den Sonntag mit Vergnügungsaktivitäten auszufüllen – wie Bollnow bemerkt, „eine Versündigung gegen den Geist des Sonntags“⁴⁶² – hinter einer rein äußeren, dem Adel abgeschauten Verhaltensfassade verstecken.

Kirchenbesuch, Gebet und Gesang treten auch hier nicht in Erscheinung. Diese christlichen Sonntagselemente finden sich bei Fontane lediglich in sozial niedriger stehenden Gesellschaftsschichten und vorrangig in den Erzählungen, die ländlich situiert sind. Hier sind der Kirchenbesuch und der Klang der kirchlichen Glocken geradezu verbindlich: „Nun war wieder Sonntag, und die

⁴⁶⁰ *Frau Jenny Treibel*, Bd. 4, S. 450. Vgl. auch Treibel: „ganz Halensee verwünschend, das mit seiner Kaffeeklappe diese häusliche Mißstimmung und diese Sonntagsextralangeweile heraufbeschworen habe“ (ebd., S. 451).

⁴⁶¹ Vgl. z.B. den ‘Wanderapostel’, der „die kleinen Leute dahin belehrte, daß es ein Unsinn sei, von Adel und Kirche was zu erwarten. Die vertrösteten immer bloß auf den Himmel. Achtstündiger Arbeitstag und Lohnerhöhung und Sonntagspartie nach Finkenkrug – das sei das Wahre“ (*Der Stechlin*, Bd. 5, S. 165). Bei Keyserling wird vor allem in *Die dritte Stiege* eine sonntägliche „Vergnügungshast“ des Kleinbürgertums und der Arbeiterklasse thematisiert. Bspw. die Frau des Diurnisten Hempel „wollte am Sonntage auch ihren Teil an den Vergnügungen und Ausgaben haben“ (*Die dritte Stiege*, S. 113 u. 116).

⁴⁶² „Wir sprechen am besten von einer *Stimmung des Sonntäglichen*, die sich über diesen ganzen Tag ausbreitet. Zu diesem Bewußtsein des Sonntäglichen gehört es dann weiter, daß nichts drängt und nichts eilt – daß man einfach Zeit hat. Man genießt das Gefühl einer freien, nicht mehr hastig vorwärtsdrängenden Zeit. Wenn Kinder [!] dann oft mit ihrer Zeit nichts anzufangen wissen, wenn sich dann von da her oft sogar eine gewisse Vorstellung der Langeweile mit der Erinnerung an die Kindheitssonntage verbindet, so gehört auch dies mit zur sonntäglichen Stimmung. *Die Zeit ist stehengeblieben*. Es ist eine Pause im Ablauf der geschäftigen Zeit, die hier dem Menschen geschenkt ist. Und es wäre eine Versündigung gegen den Geist des Sonntags, wollte man sich an ihm die Zeit in einer Weise ‘vertreiben’, wie man es vom Alltagsleben her gewohnt ist“ (Bollnow: *Anthropologie des Festes*, S. 206).

Glocken der Arnsdorfer Kirche klangen wie gewöhnlich vom Tal zu den Bergen herauf.⁴⁶³ In den iterativen Wendungen ‘wieder’ und ‘wie gewöhnlich’ wird dem Sonntag jede singulative Besonderheit abgesprochen. Der ‘gewöhnliche’ Sonntag wird damit als Bestandteil des Alltags gekennzeichnet, als „*Zenith* des wöchentlichen Alltags“⁴⁶⁴, wie Michel es formuliert.

Das Läuten der Glocken ist in der Formulierung des Erzählers der regelhafte akustische Ausdruck des Sonntags und unterstützt so dessen Gliederungsfunktion in der Zeit. Daneben ist dem Glockengeläut auch eine Wirkung im Raum eigen. Auf der horizontalen Ebene umfasst der Klang der Glocken einen großen Raum samt seiner Bewohner und hat dadurch eine zusammenführende, verbindende Qualität. Die vertikale Klangrichtung von unten nach oben (‘vom Tal zu den Bergen herauf’) verweist darüber hinaus auf eine Entgrenzung gen Himmel. Der Sonntag erscheint hier so in einer noch nahezu ursprünglichen christlich-transzendentalen Funktion.⁴⁶⁵

Die Verknüpfung von Sonntag und Kirche im ländlichen Raum wird auch in dem inneren Monolog Schach von Wuthenows deutlich: „Welch Leben, welche Zukunft! An einem Sonntage Predigt, am andern Evangelium oder Epistel, und dazwischen Whist en trois, immer mit demselben Pastor.“⁴⁶⁶ Der auf ein ‘großes Leben gestellte’⁴⁶⁷ Schach sieht einem Leben, das er hier durch die Bedeutsamkeit des Sonntags herunterstuft, mit Schrecken entgegen. Der Sonntag als besonderer Tag ist an das Leben der einfachen Leute gebunden und ein Leben, in dem der Sonntag Bedeutungsträger ist, erscheint im Umkehrschluss als alltäglich. Anstatt als ein gesamtgesellschaftlich verbindendes Phänomen

⁴⁶³ *Quitt*, Bd. 1, S. 245

⁴⁶⁴ Michel: *Unser Alltag*, S. 24.

⁴⁶⁵ „Bei den sonntäglichen Versammlungen der Christen [...] bildeten sich bald wesentliche Elemente heraus, die stets wiederholt und somit konstitutiv für den christlichen Sonntagsgottesdienst wurden: biblische Lesungen aus dem Alten Testament und eine Predigt darüber, und zwar im Hinblick auf Jesus Christus [...] später Lesungen aus den neutestamentlichen Briefen und den Evangelien; dazu kamen Gebete zum erhöhten Herrn Christus sowie das Brechen des Brotes, also die Feier des Heiligen Abendmahls [...] Um Jesus Christus als ihrer geistlichen Mitte versammelten sich die Christen, um Anteil zu gewinnen an der Gegenwart ihres Herrn“ (Alexander Röder: „Der Sonntag und seine christlichen Feiertagstraditionen“, in: *Museum der Arbeit: Sonntag!*, S. 18-24, hier S. 20f.).

⁴⁶⁶ *Schach von Wuthenow*, Bd. 1, S. 635.

⁴⁶⁷ Vgl. Victoires Brief nach Schachs Freitod: „[...] Er sah ein kleines und beschränktes Leben vor sich, und war, ich will nicht sagen auf ein großes gestellt, aber doch auf ein solches, das ihm als groß erschien [...]“ (ebd., S. 683).

erweist sich der Sonntag damit ganz im Gegenteil als ein Tag, der soziale Unterschiede deutlich macht.

In narrativer Hinsicht wird der Bedeutsamkeit des Sonntags auf dem Land durch eine ausgedehnte Erzählzeit Rechnung getragen. *Quitt* beispielsweise beginnt an einem Sonntag, dessen Schilderung die Exposition der Erzählung leistet und ganze fünf Kapitel einnimmt. Nachdem die folgende Woche dann in nur einem Absatz zusammengefasst wird, setzt die Erzählung am nächsten Sonntag wieder ein. Typische Sonntags Elemente auf dem Land, die sich diesen ausgedehnten Schilderungen entnehmen lassen, sind neben dem Besuch des Gottesdienstes, der „Sonntagsstaat“⁴⁶⁸, oft in Form einer Tracht, und der Krugsbesuch.⁴⁶⁹

Die Städter hingegen sehen den Tag vor allem als Möglichkeit zur „Sonntagspartie“⁴⁷⁰, besonders dann wenn der Ausnahmestatus des Sonntags durch die erzählerische Zusammenführung mit einem kalendarischen Feiertag gesteigert wird: „Un nächstn Sonntag is Sedan, da machen wir auf nach’n Finkenkrug un fahren Karussel un würfeln. Un dann würfelst du wieder alle zwölfe“.⁴⁷¹ Diese an Stine gerichteten Aufmunterungsworte zeigen den Sonntag vollkommen frei von der Bedeutung des *dies dominicus*. Die eher feierliche Stimmung des

⁴⁶⁸ Vgl. z.B.: den „Sonntagsstaat“ von Grissel: „Latz und Kopftuch und Rock und Mieder“ (*Ellernklipp*, Bd. 1, S. 160), „Hradscheck, sonntäglich und wie zum Kirchgange gekleidet“ (*Unterm Birnbaum*, Bd. 1, S. 534), die Haushälterin „Schmolke, die die Abwesenheit der ‘Herrschaft’, wie sie mitunter mit Betonung sagte, dazu benutzt hatte, sich ein bißchen sonntäglich herauszuputzen“ (*Frau Jenny Treibel*, Bd. 4, S. 419) oder Totto: „Sonntags zog er seinen aus seiner großen Zeit in Neu-Orleans mitgebrachten Staat an: einen blauen Frack mit kurzen Schößen und hechtgraue Hosen, dazu Zylinder und Vatermörder, ganz spitz, deren Plättung er überwachte“ (*Quitt*, Bd. 1, S. 368). Wenn auch auf die „Sonntagskultur der Nachkriegsjahrzehnte“ beschränkt, lohnt sich dazu dennoch ein Blick in: Ursula Schneider: „Der Tag der ‘Guten Sachen’, Zur Bedeutung von ‘Sonntagsstaat’ und Goldrandgeschirr“, in: Museum der Arbeit: *Sonntag!*, S. 74-87, hier S. 75.

⁴⁶⁹ Z.B.: „Sonst, wenn der Gottesdienst aus war, ging er mit seiner Mutter in den nahen Kretscham hinüber, um erst eine Stonsdorfer und hinterher einen ‘Grünen’ oder auch wohl einen Ingwer zu trinken“ (*Quitt*, Bd. 1, S. 215) oder: „Der nächste Weg nach Haus’ wäre der unten im Tal, an der Lomnitz hin, immer flußaufwärts, gewesen, er mied ihn aber, weil dieser nähere Weg ohne Wirtshaus war und er ernstlich vorhatte, sich bei einem Glase Bier und einem guten Gespräch von den Anstrengungen der Siebenhaarschen Predigt, die, wie gewöhnlich, gut, aber etwas lang gewesen war, zu erholen“ (ebd., S. 221) oder: „kleine Leute von Querseifen und Wolfshau her, Freunde Lehnerts, Führer und Träger, auch wohl Pascher und Wilderer, die hier [in der Gaststube] herkömmlich nach dem Gottesdienst – und sie waren auch heute wieder mit unten in der Arnisdorfer Kirche gewesen – ihren Sonntag feierten“ (ebd., S. 226).

⁴⁷⁰ *Der Stechlin*, Bd. 5, S. 165.

⁴⁷¹ *Stine*, Bd. 2, S. 565.

christlichen Sonntags, die zu innerer Einkehr, Entlastung, Ruhe und Sinn führen soll, verkehrt sich in eine festliche Spielstimmung.⁴⁷² Der Sonntag ist hier schlicht ‘Freizeit’, die weniger durch Entlastung als durch Ablenkung qualifiziert ist. Dass zudem ‘sündiges’ Glücksspiel für den Sonntag in Aussicht gestellt wird, steht im stärksten Kontrast zu christlichen Sonntagsforderungen und rekurriert hier auf den moralisch anfechtbaren Lebenswandel der Witwe Pittelkow.

Der Sonntag zeigt sich damit bei Fontane als definitiv nicht-gesamtgesellschaftliches Phänomen. Sozial und regional bestimmt, steht der Sonntag deutlich im Zeichen des Alltags und verweist auf die gesellschaftlich und räumlich bestimmte Lebensführung der einzelnen Figur.

Bei Keyserling ist im Unterschied zu Fontane ein Moment der christlichen Andacht, wie zum Beispiel der Besuch einer Kirche, das Verlesen einer Predigt oder der Gesang eines Chorals⁴⁷³ ein wichtiger und allen gesellschaftlichen Schichten gemeinsamer Bestandteil des Sonntags. Zugleich ist die Pastorenfigur vollständig ausgespart⁴⁷⁴, was auf eine Auflösung der Gemeinschaft stiftenden, religiösen Feiern unter kirchlicher Führung hindeuten mag. Nur die untersten (ländlichen) Gesellschaftsschichten kommen noch regelmäßig in der Kirche zusammen und zeigen dann sogar ein feierlich verändertes Bewusstsein – zumindest aus Sicht der Adelligen. Mittlere Gesellschaftsschichten wiederum transponieren ähnlich wie bei Fontane den ‘Tag des Herrn’ zunehmend zu schlicht ‘freier Zeit’, die vor allem Vergnügungen und Geschlechterbegegnungen vorbehalten ist.⁴⁷⁵ Und der Adel zeigt sich in einer gänzlich isolierten

⁴⁷² ‘Karussell’ und ‘würfeln’ entsprechen keineswegs traditionell christlichen Sonntagsunternehmungen. Auch sieht Kahrmann die Würfel und das sich drehende Karussell als „Bilder des Zufalls“, die in der Verschmelzung mit „der Vorstellung von der Landpartie“, deren „idyllischen Charakter“ relativieren. „Damit negiert der Erzähler [...] endgültig die Möglichkeit einer idyllischen Existenz“ (Kahrmann: *Idyll im Roman*, S. 123).

⁴⁷³ Vgl. z.B.: *Seine Liebeserfahrung*, H, S. 208, *Dumala*, H, S. 232ff., *Bunte Herzen*, H, S. 357f., *Wellen*, H, S. 410.

⁴⁷⁴ Ausgenommen sind der Minimalauftritt des Pastors in *Schwüle Tage*, der sich angesichts des an einer Überdosis Morphinium verstorbenen Gerd von Fernow durchaus gutwillig einiger klischeehafter Phrasen bedient und Pastor Werner in *Dumala*, der jedoch als Protagonist in seinen menschlich-männlichen Konflikten dargestellt wird, also nicht in ‘begleitender und sorgender’, sondern in handlungsgestaltender Funktion. Das Pastorenamt ist daher eher verstärkende Kontrastfolie als Funktionszuweisung innerhalb der Handlung. Vgl. auch Anm. 485.

⁴⁷⁵ Das gilt vornehmlich für die jüngere Generation. In *Die dritte Stiege* bspw. gehen die Bewohner der Stiege Sonntagsvergnügungen wie Landpartien oder Stelldicheins nach, nur zwei ältere Frauen besuchen die Kirche: „Mit klingenden Goldsächelchen behangen, rauschte

Position, in der christliche Rituale auf eine Stabilitätsfunktion reduziert sind und dadurch rudimentären Charakter annehmen.

Besuchen doch einmal Mitglieder des Adels die Kirche, berichtet nicht der Erzähler davon, sondern ‘das Ereignis’ wird durch die Figuren gespiegelt wiedergegeben, entweder durch die innere Wahrnehmung einer Figur oder mittels einer Figurenrede auf der zweiten narrativen Ebene. Diese Distanz des Erzählers zur Kirche und zu kirchlichen Würdenträgern setzt sich fort in der Reduktion der sonntäglichen Kirchgänge Adelliger auf sensorische, ästhetische Eindrücke oder auf ferne Kindheitserinnerungen. Zum Beispiel assoziiert der Ich-Erzähler in *Schützengrabenträume* mit ‘Sonnenflecken’ im Wald die sonntäglichen Kirchenbesuche seiner Kindheit.

‘Das ist wie Sonntag’ [...] ‘Ja, mir ist es so’, erkläre ich, ‘als seien diese Sonnenflecken immer sonntags in der Kirche während der Predigt dagewesen. Man saß im Gestühl, Mutters seidenes Kleid knisterte leise, die Schwestern hatten helle Kleider an und hatten ganz blanke Zöpfe. Mich froh ein wenig, ich weiß nicht, warum, aber wenn man die Sonntagskleider anzieht, dann friert man anfangs immer ein wenig.’⁴⁷⁶

Auch für Achaz in *Feiertagskinder* ist die Sonne wichtiger Feiertagsbestandteil:

‘[...] dieses Licht gehört zum Feiertage. Die Natur sieht aus wie ein Zimmer, das für den Feiertag aufgeräumt worden ist, und wenn ich an die Sonntage meiner Jugend denke, so sehe ich die Zimmer immer gelb von Sonnenschein’.⁴⁷⁷

Beide Zitate machen den auf die ästhetische Qualität beschränkten Blick Keyserlingscher Adelsfiguren offensichtlich. So werden in der Kirche nur die Mutter und die Schwestern als Vertreterinnen des Adelspersonals wahrgenommen, die akustische Qualität des exklusiven Seidenstoffes und ‘Lichteindrücke’ wie ‘hell’ und ‘blank’. In dem zweiten Zitat zeigt sich durch den Vergleich der Natur mit einem ‘aufgeräumten Zimmer’, wie dieses selektive Sehen sogar die Natur in die domestizierte Schlosswelt mit einbindet.

In beiden Zitaten ist den Figuren vor allem die Fülle des natürlichen Sonnenlichts ein Sonntagskennzeichen, was sich sinnfällig aus dem Kontext der lebensphilosophischen Strömung der Jahrhundertwende erschließt. Die christliche Bedeutung des ‘Sonnen-Tages’ als ‘Tag des Herrn’⁴⁷⁸ wird hier von der

Fräulein Würbl hinab, um die Messe in der Universitätskirche zu besuchen, während Frau Pinne, von der Messe in der Paulanerkirche kommend, mühsam die Stiege hinankeuchte“ (*Die dritte Stiege*, S. 105).

⁴⁷⁶ *Schützengrabenträume*, SG, S. 84f.

⁴⁷⁷ *Feiertagskinder*, H, S. 875.

⁴⁷⁸ „Aus dem gräko-römischen Kulturkreis wurde unter anderem die Bezeichnung der Wochentage übernommen, die dort den damals bekannten Planeten zugeordnet worden

Bedeutung der Sonne als Lebensspender überlagert. „‘Ohne Sonnenschein’ versetzte Irma nachdenklich, ‘geht man doch nur wie ein Gespenst herum’“.⁴⁷⁹ Deutlicher als in dieser Aussage könnte der Zusammenhang von Sonne und Leben und die damit einhergehende Bedeutung für Keyserlings ‘Feiertagskinder’ kaum betont werden. Die Distanz, die dagegen zu einem religiösen Glauben an (einen) Gott, besteht, zeigt direkt im Anschluss Achaz’ Programm-entwurf für den Feiertag:

‘Zuerst natürlich die Kirche’, fing Achaz seine Aufzählung an, ‘ich liebe diese Landkirchen, die Leute haben ihre Sonntagskleider an, setzen andächtige Gesichter auf, und das Klappern der Sonntagschuhe hallt in dem hohen Raum wider; man friert ein wenig, das ist der Anfang der Andacht; dann kommt die Orgel und der Gesang; die Leute singen und machen den Mund weit auf und sehen mit ein wenig leeren, tiefberuhigten Augen vor sich hin; sie ruhen aus in dem Unbegreiflichen, das sie anbeten. [...]’⁴⁸⁰

Es sind ‘die Leute’, die sich der ‘Beruhigung des christlichen Glaubens’ hingeben. Mit der dritten Person Plural hält Achaz als erzählende Figur penibel Distanz zu seiner eigenen Befindlichkeit und betont seine rein beobachtende Position. Einzig bei der Empfindung ‘man friert ein wenig, das ist der Anfang der Andacht’ bezieht der Adelige sich selbst mit ein – das Indefinitpronomen ‘man’ indiziert hier ein Klassen übergreifendes Phänomen. Frösteln als Beginn von Andacht, legt daneben nahe, mit der Feier eine Distanzierung vom Leben, das in Keyserlings Erzählungen durchgängig mit Wärme und Hitze korreliert, in Verbindung zu bringen. Stimmig erscheint hier Marquards These: „Sein Leben leben: das ist beim Menschen sein Alltag. Auf Distanz gehen zu seinem Leben: das ist beim Menschen das Fest“.⁴⁸¹ Zugleich bietet sich so eine Erklärung, warum sich die Leben und damit Wärme suchenden Figuren der tieferen, kühlenden Andacht entziehen. Das ‘Ausruhen’ der Leute in dem ‘Unbegreiflichen’ und damit das sich aus Ruhe und Kontemplation zusammen-

waren. Dahinter stand schon damals die Vorstellung, dass das Schicksal des menschlichen Lebens durch die Konstellation der Planeten beeinflusst werde. Der zweite Tag der Planetenwoche war der Sonne gewidmet [...] Viele christliche Missionare übernahmen die Tradition des Sonntages und benannten ihren Herrentag nach der Sonne. Die christlich-theologische Erklärung entnahmen sie einer neutestamentlichen Überlieferung: Jesus Christus hat sich selbst als Licht bezeichnet, das alles Dunkel vertreibt“ (Röder: *Sonntag, christliche Feiertags-traditionen*, S. 21). Vgl. zu der „Identifikation der Sonne mit Gott und Christus“ auch Daemmrich: *Themen und Motive in der Literatur*, Art. „Sonne“, Abschnitt 2, S. 289f.

⁴⁷⁹ *Feiertagskinder*, H, S. 875.

⁴⁸⁰ Ebd., S. 875f.

⁴⁸¹ Marquard: *Moratorium des Alltags*, S. 685.

setzende feierliche Bewusstsein scheint den Adeligen versagt.⁴⁸² Aber auch das feierliche Bewusstsein der Leute bleibt fraglich, da es einzig aus der Perspektive von Achaz geschildert wird, der gerade damit seine Zeit verbringt, seiner Umgebung festliche und feierliche Qualitäten abzugewinnen.

Die Andachten auf den Schlössern sind ebenso wenig als Ausdruck von Frömmigkeit zu verstehen, sondern stehen vielmehr im Kontext von Tradition und Pflicht. Das ritualisierte Lesen einer Predigt dient in der vornehmen Welt vor allem zur Aufrechterhaltung der '(Schloss-)Ordnung'. Bella von Buttlär erinnert beispielsweise nach der Begegnung ihres Mannes mit der verführerischen und gesellschaftlich geächteten Doralice an das Lesen der sonntäglichen Predigt⁴⁸³ und ermahnt damit gleichermaßen zu Pflicht und Ordnung. Ebenso besteht Hamilkar von Wandl-Dux auf „eine ganz gewöhnliche Andacht“, nachdem seine 'flüchtige' Tochter Billy wieder heimgekehrt ist. Es soll alles sein „wie jeden Sonntag“.⁴⁸⁴

Auf dem Schloss dient diese Andacht folglich in erster Linie der Erhaltung der äußeren Ordnung und erfüllt als 'Sonntagsritual' eine Verteidigungsfunktion gegen fremde und unerwünschte Einflüsse. Das Selbstabhalten der Andachten ebenso wie die im Gegensatz zu Fontane besonders auffällige Abwesenheit geistlicher Figuren⁴⁸⁵ verweist darüber hinaus auf die innere 'Abgeschlossenheit' der Kaste, die von den Begriffen 'Haltung' und 'tenue' getragen wird

⁴⁸² Einzig Komtesse Seneïde Sallen, „seelisch und geistig gebrochen“ befasst sich als Adelige in Keyserlings Erzählungen intensiv mit der Religion. „Friedliche Beschäftigungen, die freundliche Narkose der Religion erhielten das Gleichgewicht dieses kranken Geistes“ (*Beate und Mareile*, H, S. 32). In einer auffälligen Verdrehung wird hier die Religion, von der sich die Adeligen im Kontrast zu den 'Leuten' distanzieren, erst für die als 'krank' qualifizierte Figur relevant, aber nicht etwa als Erweiterung des Bewusstseins, sondern als Narkotikum desselben. Was bei den 'Leuten' Kennzeichen einer gesunden Konstitution ist, ist beim Adel das Ergebnis einer kranken. Was bei den Leuten ein 'Ausruhen im Unendlichen' ist, ist beim Adel eine Reduktion des Bewusstseins.

⁴⁸³ Vgl. *Wellen*, H, S. 410.

⁴⁸⁴ Vgl. *Bunte Herzen*, H, S. 357f.

⁴⁸⁵ Der für das 'Innere' sorgende Geistliche ist in Fontanes und Keyserlings Erzählungen in auffällig gegensätzlicher Quantität und Qualität vertreten. Bei Fontane wird nicht nur in jeder Erzählung mindestens ein Geistlicher erwähnt, in der deutlichen Mehrzahl der Texte wird die Handlung sogar kontinuierlich von ihm begleitet oder gar initiiert, wie beispielsweise in *Ellernklipp* wo die Geschichte damit beginnt, dass Pastor Sörgel Hilde in den Haushalt des Heidereiters gibt. Bei Keyserling ist die Rolle des Geistlichen hingegen kaum besetzt (zu den Ausnahmen s. Anm. 474), was auf die Isolation und innere Verslossenheit v.a. der Adelsfiguren hindeutet: „[...] Aussprachen und Offenheiten sind einem später immer unangenehm“ (*Harmonie*, H, S. 140).

und in den verschlossenen Türen⁴⁸⁶ und verhängten Fenstern⁴⁸⁷ auf den Schlössern bildhaften Ausdruck findet. Diese Abgrenzung nach außen wird am Sonntag zugespitzt, wie ‘sonntägliche Abreisen’ aus dem Schloss⁴⁸⁸, die ‘Sonntagsruhe’ ebenso wie die Bemerkung Magnus von Brühlens: „Besuche am Sonntag sind nicht stilvoll“⁴⁸⁹ illustrieren. Weitere Sonntagsrituale der Adelsklasse werden wenig geschildert. Vielmehr herrscht auf dem Schloss eine „sonntägliche Ereignislosigkeit“⁴⁹⁰, die der bei Fontane wahrgenommenen ‘Stille’ entspricht.

Ebenso wie bei Fontane steigt auch bei Keyserling die Bedeutung des Sonntags umgekehrt proportional zu dem gesellschaftlichen Stand. Das heißt: je niedriger der soziale Status, umso wichtiger erscheint der Sonntag als Ausnahmetag im Wochenrhythmus.⁴⁹¹ Als arbeitsfreier und damit

⁴⁸⁶ So erfolgt generell zur Mittagszeit ein Rückzug der Figuren auf das eigene Zimmer. Besonders deutlich tritt diese Metapher für das verborgene Innere der Figuren in *Fürstinnen* hervor: „[...] das ganze Schloß mit seinem feierlichen Leben war voll von solchen verschlossenen Türen, hinter denen die Leute heimlich tanzten [...]“ (*Fürstinnen*, H, S. 742). Auch in *Schwüle Tage* wird hinter verschlossenen Türen getanzt (*Schwüle Tage*, H, S. 164).

⁴⁸⁷ Die abgrenzende Kraft der Fenstervorhänge wird in den Erzählungen selbst verbalisiert, z.B. von Felix von Bassenow: „Die Fensterreihe flimmerte. Er sah, wie von innen Frau von Malten an den Fenstern hinging und die weißen Vorhänge niederließ. Ja, so war es immer, mit Annemarie war man stets in einer Welt für sich – einer Welt für sie, und stets war die Malten da, um die Vorhänge gegen die Außenwelt vorzuziehen. Gut! er war stolz darauf, zu der Welt hinter den Vorhängen zu gehören“ (*Harmonie*, H, S. 122). Die symbolische Funktion der Fenster und ihrer Vorhänge ist in der Forschung vielfach untersucht. Gruenter bspw. bezeichnet die „Fensterblicke der Schloßgeschichten [als] ein Thema für sich“. „Am Fenster entzündet sich die Lyrik der ‘Grenze’ zwischen Drinnen und Draußen“ (Gruenter: *Schloßgeschichten Keyserling*, S. XII). Mit dieser Grenze befasst sich auch Schulz: „Eine ähnliche Symbolfunktion wie den Vorhängen und Festern kommt in Keyserlings Erzählungen den Park- bzw. den Gartengittern zu. Auch sie teilen das ‘Drinnen’ vom ‘Draußen’ ab, ziehen eine Grenzlinie zwischen beidem, stellen eine ‘Barriere’ gegen das Unangenehme der Außenwelt dar, signalisieren die soziale Absonderung“ (vgl. Schulz: *Ästhetische Existenz*, Kap. 2. Abschirmung und Verhüllung, S. 137-151, hier S. 144). Eine neuere Behandlung der „Metapher ‘Fenster-als-Auge’“ findet sich bspw. bei Stefan Henze: „‘Augen, die ihr Handwerk verstehen’ Eduard von Keyserlings Prosa als Paradigma literarischer Phänomenologie“, in: *Études germaniques*, Bd. 56, Nr. 3 (223), Paris: 2001, S. 325-342, hier S. 333.

⁴⁸⁸ In *Harmonie* beenden so die Exzellenz und Thilo ihren Besuch an einem Sonntag (vgl. *Harmonie*, H, S. 142) ebenso wie ‘die Professors’ in *Bunte Herzen* (vgl. *Bunte Herzen*, H, S. 357).

⁴⁸⁹ *Seine Liebeserfahrung*, H, S. 208.

⁴⁹⁰ *Bunte Herzen*, H, S. 359.

⁴⁹¹ Vgl. Walter Bruno Berg: *Der literarische Sonntag, Ein Beitrag zur Kritik der bürgerlichen Ideologie*, Heidelberg: 1976. Berg sieht die Ritualisierung des Sonntags vor allem in den Klassen des Bürgertums angesiedelt. Vgl. z.B.: S. 96 u. 102.

eigenbestimmbarer Zeitraum steht der Sonntag in direktem Gegensatz zu den sechs Werktagen, die durch Arbeit als fremdbestimmte Zeit definiert sind.⁴⁹² So schlägt sich die freie Tageszeit kontrastiv zu der Aktivitätspflicht des Werktages in dem „Behagen der Sonntagsfaulheit“⁴⁹³ nieder.

Den Ausnahmestatus des Sonntags würdigen die ‘Werktagmenschen’⁴⁹⁴ außer durch ‘christliche Rituale’⁴⁹⁵ vor allem durch eine besondere Kleidung: „Die Woche plagt man sich und freut sich auf den Sonntag und zieht sich seine guten Sachen an“.⁴⁹⁶ Der insbesondere auf dem Land obligatorische Kirchenbesuch erfolgt ebenso wie in den anderen Gesellschaftsschichten weniger aus überzeugter Frömmigkeit als aus Gewohnheit. Die Gemeinde in *Dumala* schläft so zum Beispiel während der Predigt oder genießt „die Ruhe des Augenblickes“⁴⁹⁷ – anstatt wie in Achaz’ Schilderung ‘im Unbegreiflichen auszuruhen’ – während in *Harmonie* ein Pärchen zugunsten eines ‘Stelldicheins’ ganz auf die Teilnahme an der Predigt verzichtet.⁴⁹⁸

⁴⁹² Vgl. auch den Lehrer Gröv: „‘Ich tue die Woche über meine Pflicht’, erwiderte Gröv stolz, ‘für den Sonntag verantworte ich – für mich’“ (*Dumala*, H, S. 242). Vgl. auch Kap. 2.3.3 *Der fremdbestimmte Arbeitsalltag ‘einfacher Leute’*.

⁴⁹³ *Seine Liebeserfahrung*, H, S. 211.

⁴⁹⁴ Dieser Terminus ist Keyserlings Erzählungen selbst entnommen und wird dort von dem Hauslehrer Aristides Dorn verwendet, vgl. *Am Südhang*, H, S. 633.

⁴⁹⁵ Julchen z.B. „hielt ein Buch und sang mit näseler Stimme einen Choral“ (*Seine Liebeserfahrung*, H, S. 208) und „Agnes saß am Küchentisch und las in ihrem Gesangbuche. In der Küche herrschte Sonntagsordnung“ (*Fräulein Rosa Herz*, S. 221). Diese Rituale finden sich aber übereinstimmend in allen Gesellschaftsschichten. Im gehobenen Bürgertum z.B. bei der Advokatengattin Frau Zweigeld: „In der goldenen Dämmerung saß Frau Zweigeld. Sie hatte eine Weile in einem dicken Bibelkommentar gelesen, denn es war Sonntag“ (*Die dritte Stiege*, S. 134), beim Adel z.B. in *Wellen*: „Der nächste Tag war ein Sonntag. Die Generalin und Frau von Buttlär saßen in ihren Strandkörben und lasen Andachtsbücher“ (*Wellen*, H, S. 409).

⁴⁹⁶ *Seine Liebeserfahrung*, H, S. 211. Vgl. auch die Formulierungen: „sonntäglich gekleidet“ (*Harmonie*, H, S. 139); „Sonntagsrock“ (*Bunte Herzen*, H, S. 355), „in seinen Sonntagskleidern“ (*Feiertagskinder*, H, S. 890) und Tonis ‘gute Sachen’: „Sie trug eine weiße Seidenbluse, einen goldenen Gürtel und zuviel Rosen auf dem Hut“ (*Seine Liebeserfahrung*, H, S. 210). Schneider schreibt zum ‘Phänomen Sonntagsstaat’: „Am Feiertag trug man das Beste, was man hatte. Es unterschied sich durch besondere Qualität und wurde geschont, denn es hatte oft über Jahre seine Funktion zu erfüllen. Je nach materieller Lage stieg es irgendwann in die Rubrik Werktagkleidung ab und wurde durch ein Neues ersetzt. Unter die religiösen Gründe mischten sich dabei auch Statusfragen. Denn im ‘Sonntagsstaat’ verwischten sich zuweilen soziale Zuordnungen“ (Schneider: *Tag der ‘Guten Sachen’*, S. 76).

⁴⁹⁷ *Dumala*, H, S. 233.

⁴⁹⁸ Vgl. *Harmonie*, H, S. 139f.

Andere typische Sonntags Elemente sind der ‘Sonntagsbraten’⁴⁹⁹ und der ‘Sonntagsspaziergang oder -ausflug’.⁵⁰⁰ Den Ritualcharakter dieser Spaziergänge und Ausflüge betont in *Seine Liebeserfahrung* beispielsweise Magnus von Brühlen, indem er die Erzählung Tonis von ‘anderen Sonntagen’ iterativ zusammenfasst: „Toni plauderte vor sich hin von anderen Sonntagen, an anderen Ausflugsorten mit anderen Herren – wie das so schön gewesen wäre“.⁵⁰¹

Als qualitativ besondere aber immer gleiche Handlungen erzeugen diese Rituale eine programmatische ‘Sonntagsvergnüglichkeit’, die die hohen Erwartungen zu Beginn des Tages⁵⁰² höchstens vorübergehend erfüllen kann. Denn der nächste Tag ist naturgemäß wieder ein Montag und damit ein Werktag, ergo der Feiertag endet. Einen Tag kann man nicht wie ein Fest auf seinem Höhepunkt verlassen und so wird man zwangsläufig mit der Ernüchterung und Desillusionierung einer ausgehenden Festlichkeit konfrontiert, die sich auch hier am Abend in der „Traurigkeit dieses zu Ende gehenden Sonntags“⁵⁰³ niederschlägt. Magnus von Brühlen fasst zusammen: „So muß wohl der Sonntag sein für alle die, welche arbeiten. Es bleibt ihm nichts Erregendes, nur etwas Müdigkeit – einige welke Feldblumen“.⁵⁰⁴ Die ‘großen Erwartungen’ des Sonntagmorgens implizieren einen Tag unendlicher Zeit. Auch Bollnow beschreibt die Sonntagsstimmung vor allem geprägt durch das Gefühl, Zeit zu haben: „*Die Zeit ist stehengeblieben*“.⁵⁰⁵ Am Abend folgt notgedrungen die Einsicht, dass die Zeit nicht stehen geblieben ist, sondern nach wie vor irreversibel vorwärts schreitet. Was bleibt, ist eine „schläfrige Enttäuschung“.⁵⁰⁶

Auf dem Schloss hingegen erscheint der Sonntag – auch in semantischer Hinsicht – als einziger Wochentag.⁵⁰⁷ Dadurch ist die komprimierte Abfolge von

⁴⁹⁹ Vgl. *Seine Liebeserfahrung*, H, S. 208; *Dumala*, H, S. 235.

⁵⁰⁰ Vgl. *Die dritte Stiege*, S. 105ff.

⁵⁰¹ *Seine Liebeserfahrung*, H, S. 211.

⁵⁰² Diese Erwartungen werden durch den Ausnahmestatus des Tages erzeugt. Im Gegensatz zu den mühseligen Arbeitstagen verspricht der Sonntag „Glück und Freude“ (Berg: *Der literarische Sonntag*, S. 35).

⁵⁰³ *Seine Liebeserfahrung*, H, S. 212.

⁵⁰⁴ Ebd., S. 212f.

⁵⁰⁵ Bollnow: *Anthropologie des Festes*, S. 206.

⁵⁰⁶ *Seine Liebeserfahrung*, H, S. 212.

⁵⁰⁷ Der Sonntag ist fast der einzige Wochentag, der in den ‘Schlossgeschichten’ namentlich erwähnt wird. Ausnahmen bilden lediglich die Erwähnung von ‘Sonnabend’ (*Abendliche Häuser*, H, S. 590; *Dumala*, H, S. 229; *Feiertagskinder*, H, S. 867) und ‘Montag’

Erwartung, Erfahrung zeitlicher Irreversibilität und Enttäuschung für „die parasitär im ‘ewigen Sonntag’ von Repräsentation und Amusement lebende Adelsklasse“⁵⁰⁸ von einem Tageskonzept zu einem Lebenskonzept erweitert. Die Adeligen beginnen, zu dem Bewusstsein erzogen, ein Ausnahmeleben vor sich zu haben, ihr Leben mit großen Erwartungen. Anstatt einer Erfüllung dieser Erwartungen sehen sie sich jedoch Jahr um Jahr mit den gleichen (vergnüglichen) Gesellschaftsritualen konfrontiert, bis schließlich die Ausichtslosigkeit des Wartens eine enttäuschte Resignation zur Folge hat.

Die Enttäuschung und Leere des Sonntagabends, die auch die ‘Werktagmenschen’ empfinden, vermögen diese jedoch in der Aussicht auf die Arbeit des nächsten Tages zu kompensieren⁵⁰⁹: „Die Arbeit kann wieder beginnen, und man kann an den nächsten Sonntag glauben“, sinniert Magnus von Brühlen mit Blick auf ‘alle die, welche arbeiten’.⁵¹⁰ Das heißt, die Enttäuschung über die vergangene Festlichkeit schlägt unmittelbar um in die Vorfreude auf die nächste. Und ist der Sonntag gar ein Arbeitstag, ist die ‘Sonntagsstimmung’ gänzlich frei von Enttäuschung, wie beispielsweise bei Pastor Werner: „Sonntäglich! Die Sonntagsstimmung war da, die kam immer, aus alter Gewohnheit, anfangs feierlich, später angenehm schläfrig“.⁵¹¹

Wie bei Fontane zeigt sich der Sonntag bei Keyserling einzig bei den einfachen Leuten aus dem ländlichen Raum ‘funktionsfähig’. Geht man nun wie Bollnow davon aus, „daß ein Mensch ohne Feste ein metaphysisch entwurzelter Mensch ist“ und dass deshalb in

(*Feiertagskinder*, H, S. 919). Allerdings wird der Sonnabend hier mit dem abendlichen Abhalten der Andacht oder dem Vorbereiten der Sonntagspredigt meist auch wieder in Bezug auf den Sonntag geschildert. Ebenso erwähnt Isa in *Feiertagskinder* den Montag nur als auf den Sonntag folgenden Tag (s. Anm. 509).

⁵⁰⁸ Berg: *Der literarische Sonntag*, S. 100.

⁵⁰⁹ Vgl. z.B. Isa von Buchow: „‘Ja’, fuhr Ulrich fort, ‘die Ernte beginnt und damit die Arbeit, und das ist gut. Liebst du auch die Arbeit, meine Tochter?’ Isa dachte eine Weile nach und versetzte dann: ‘Ja, die Arbeit bei Fräulein Christa; wenn der Sonntag kommt, dann ist der Morgen schön; es ist, als wären die Bäume und die Blumen auch feierlich, aber der Sonntagnachmittag ist so traurig und sonntags abends, wenn ich im Bett liege, muß ich zuweilen weinen und ich freue mich, wenn es wieder Montag ist[.]’“ (*Feiertagskinder*, H, S. 919).

⁵¹⁰ *Seine Liebeserfahrung*, H, S. 213.

⁵¹¹ *Dumala*, H, S. 232.

der Bemühung um die Erfahrung des Festes und, wo dies zu hoch gegriffen ist, in der sorgsam Beachtung der Sonntagsruhe [...] ein wesentlicher Ansatz für die Bewältigung des Existentialismus⁵¹²

liegt, stellen sich gesellschaftlicher Aufstieg und städtische Entwicklung als Gegenbilder einer gesunden menschlichen Bewusstseinskonstitution dar.

2.1.3.2 Feiertage

Gänzlich verschieden von der Erzählung der Sonntage erfolgt bei Fontane die Erzählung kirchlicher Feiertage wie Ostern und Weihnachten. Die Osterfeiertage und auch Pfingsten sind in seinen Erzählungen vorrangig als zeitliche Orientierungsmarken und damit als narrative Gliederungselemente zu finden.⁵¹³

Irrungen, Wirrungen setzt beispielsweise zu Pfingsten ein, während die Bootspartie, auf der sich Botho und Lene kennenlernen und ohne die es keine Geschichte gäbe, am Ostermontag stattfindet. Der Umzug Lenes erfolgt wiederum zu Ostern, nur ein Jahr später. So kommt Kribben zu dem Schluss, dass es sich bei der ‘Berliner Alltagsgeschichte’ eher um eine ‘Sonntagsgeschichte’ in den Vororten Berlins handelt:

Auch der Handlungsverlauf der ‘Alltagsgeschichte’ wird nicht von alltäglichen Handlungen beherrscht: Die Handlung von ‘Irrungen, Wirrungen’ nimmt ihren Ausgang von einer ‘sonntäglichen’ Ostermontagsbegegnung und besteht zu einem großen Teil aus abendlichen Spaziergängen, Geselligkeiten, Festessen und Vorortausflügen, die eher als Alltagsunterbrechungen zu werten sind, während die alltägliche Berufstätigkeit der Romanfiguren weitgehend im Hintergrund bleibt und vom Autor gelegentlich sogar gezielt ausgeblendet wird. Zugespitzt läßt sich die ‘Berliner Alltagsgeschichte’ auch als eine ‘Sonntagsgeschichte’ interpretieren, deren wichtigste Schauplätze gerade nicht in Berlin liegen.⁵¹⁴

⁵¹² Bollnow: *Anthropologie des Festes*, S. 238.

⁵¹³ S. z.B. in *Grete Minde*. Trude Minde bekommt zu Ostern ihr Kind. Ihr Konflikt mit ihrer jungen Schwägerin Grete findet seinen Höhepunkt zu Weihnachten und wird in seiner weiteren Entwicklung abermals an nacheinander stattfindenden Feiertagen ‘abzählt’: „Zwischen dieser aber und Greten unterblieb jedes Wort, und als der Fasching kam, den die Stadt diesmal ausnahmsweise prächtig mit Aufzügen und allerlei Mummenschanz feierte, schien der Zwischenfall vergessen. Und auch um Ostern, als sich alles zu dem herkömmlichen großen Kirchgang rüstete, hütete sich Trud wohl, nach dem Buche zu fragen“ (*Grete Minde*, Bd. 1, S. 49). Wie Fasching durch die adverbiale Bestimmung ‘diesmal ausnahmsweise’ ist Ostern hier durch das Adjektiv ‘herkömmlich’ in den Vorgang jährlicher Wiederholung eingebunden und weist dadurch eine Datumsqualität auf, die durch die gleichzeitige Verknüpfung mit feiertäglichen Inhalten poetisch aufgewertet wird.

⁵¹⁴ Kribben: *Großstadt- und Vorstadtschauplätze*, S. 231f.

Kribben sieht als ursächlich für die Ausblendung des Alltäglichen in der als ‘Alltagsgeschichte’ deklarierten Erzählung die Verklärungsabsichten des ‘poetischen Realismus’. Karl Markus Michel verweist darüber hinaus auf eine generelle Nicht-Erzählbarkeit des Alltags, hebt aber zugleich dessen Notwendigkeit als Basis für das Erzählbare hervor: „Er ist der Normalzustand, von dem sich das (erzählenswerte, erzählbare) Außergewöhnliche abhebt, wie das Besondere vom Allgemeinen“.⁵¹⁵ Nach Michel ist die Alltäglichkeit als „Konsensus über das Bekannte“⁵¹⁶ Vorbedingung für die Erzählung des Erzählenswerten, sprich Außergewöhnlichen:

Nehmen wir z.B., weil es hier relativ einfach ist, realistische Romane des 19. Jahrhunderts, etwa von Balzac, Fontane, Gontscharow: was erzählen sie? Natürlich etwas, das zu erzählen sich lohnt. Also etwas Außergewöhnliches, Nicht-Alltägliches. Aber dazu setzen sie - immer wieder - im Alltäglichen an: es ist gleichsam das Sprungbrett, die Startbahn der Erzählung.⁵¹⁷

Vor diesem Hintergrund ist besonders interessant, dass Fontanes ‘Sprungbrett’ in die Erzählung des Besonderen häufig nicht die alltägliche, auch nicht wie Kribben meint die sonntägliche, sondern die Feiertagssituation ist. Ob es schlicht vom Alltag abgehobene gesellschaftliche Anlässe wie das Treibelsche Diner (*Frau Jenny Treibel*), eine Boots- und Landpartie (*L’Adultera*), eine Schlitten- oder Eislaufpartei (*Effi Briest, Unwiederbringlich*), eine abendliche Gesellschaft (*Stine*) oder ein tatsächlich feiertäglicher Ausflug wie in *Irrungen, Wirrungen* sind, erst die Zusammenführungsfunktion von Feier und Fest bewirkt die Möglichkeit der Entwicklung des Besonderen. Dass Fontane den Handlungsverlauf der Erzählungen nicht von alltäglichen Handlungen, sondern im Gegenteil von Alltagsunterbrechungen beherrschen lässt, legt die Annahme nahe, dass für Fontane der ‘Konsensus des Bekannten’ eben nicht im Alltäglichen, sondern im Feiertäglichen liegt. Diese Annahme bestätigt die mehrfach festgestellte schematische Ähnlichkeit gesellschaftlicher Ereignisse wie Diner und Landpartie.⁵¹⁸ Auch dass sich Adel- und Arbeiterklasse, die sich im Alltag nicht begegnen, bei den gleichen Feiertagsaktivitäten treffen, wie die Bootspartien von Botho und Lene zeigen, unterstellt, dass der Feiertag, der hier explizit nicht der Sonntag ist, gesamtgesellschaftlich mehr Konsens aufweist, als der Alltag. Allerdings muss deutlich hervorgehoben werden, dass ‘Feier’ und

⁵¹⁵ Michel: *Unser Alltag*, S. 3.

⁵¹⁶ Ebd., S. 4

⁵¹⁷ Ebd., S. 3f.

⁵¹⁸ Vgl. z.B. Demetz: *Fontane*, S. 139. S. auch Kap. 2.1.1.2 *Souper und Diner*.

‘Feiertag’ bei Fontane keineswegs das Gleiche sind. Im strengeren Sinne umgeht er die Erzählung aller vier Phänomene des einführenden Kennzeichenkatalogs (Fest, Feier, Alltag und Werktag). Sein ‘Feiertag’ ist vielmehr der Konsens von Fest und Feier (vgl. in der Übersicht die mit • gekennzeichneten Aspekte). Damit umgeht er die Extreme und bleibt in der gemäßigten Ausnahme, die im Sinne von Theodor Friedrich Vischers ‘grüner Stelle’ „der idealen Bewegung noch freieren Spielraum“⁵¹⁹ gibt.

Die Feiertage spielen so bei Fontane in allen Gesellschaftsschichten eine bedeutsame Rolle. In der Welt des Adels werden vor allem die Weihnachtsfeiertage beschrieben. Von der ausgedehnten Erzählung der Weihnachtsfestlichkeiten in *Vor dem Sturm*, die sich über 180 Buchseiten und acht Kapitel erstreckt, wandelt sich die Darstellung von Weihnachten zu kurzen Schilderungen in den späteren Erzählungen.

Im Vordergrund dieser Schilderungen steht der Eindruck von Idylle, den zum Beispiel in *Vor dem Sturm* Lewin von Vitzewitz „ergriffen von dem Bilde“⁵²⁰ bei der Beobachtung einer Krügerfamilie wahrnimmt:

Drinne war alles leer und dunkel; hinter dem Schenktisch aber, wo drei Stufen zu einem höher gelegenen Alkoven führten, blitzte der Christbaum von Lichtern und goldenen Ketten. In diesem Weihnachtsbilde, das der enge Türrahmen einfaßte, stand die Krügersfrau in Mieder und rotem Friesrock und hatte einen Blondkopf auf dem Arm, der nach den Lichtern des Baumes langte. Der Krüger selbst stand neben ihr und sah auf das Glück, das ihm das Leben und dieser Tag beschert hatten.⁵²¹

Im Gegensatz zu den am Sonntag noch vollbesetzten Wirtshäusern ruht an diesem Tag die Wirtschaft. Der öffentliche Raum des Geldverdienens, der im Vordergrund des Betrachters liegt, erscheint ‘stillgelegt’. Dafür ist der private Raum in dem ‘Dahinter’ von Licht und Menschen belebt. Über die zweimalige Bezeichnung als ‘Bild’ und auch über die Einrahmung durch den Türrahmen und die Statik der Momentaufnahme, erscheint die Szene der Realität entrückt. So fungiert das idyllische Bild als Übermittler von Werten. Die Familienkonstellation Vater, Mutter und Kind wird mittels des Blicks des Vaters als ein ihm geschenktes Glück bewertet, wobei das Leben an sich und der Weihnachtsfeiertag im Besonderen als bescherende Größen erscheinen. Der Feiertag vermag in diesem Bild also zu bereichern oder durch die feiertägliche Insze-

⁵¹⁹ Friedrich Theodor Vischer: *Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen*, Stuttgart: 1857, S. 1303.

⁵²⁰ *Vor dem Sturm*, Bd. 3, S. 11.

⁵²¹ Ebd., S. 10f.

nierung die Augen für den Reichtum, den man hat, zu öffnen (‘sah auf das Glück’). Die Tracht der Frau indiziert dazu eine Verbindung von lokaler Verhaftung und Tradition, die durch das Kind als Zukunftsträger in einen fortlaufenden zeitlichen Kontext gestellt ist.

In narrativer Hinsicht sind für die Bewertung des ‘Bildes’ vor allem die Figur des Betrachters und dessen Reaktion maßgeblich. „Lewin war ergriffen von dem Bilde, das fast wie eine Erscheinung auf ihn wirkte“.⁵²² Als poetische Figur angelegt, reagiert der träumerische Lewin emotional, ohne sich rational Rechenschaft darüber ablegen zu können. Eine kurz darauf gelesene Grabinschrift bewirkt Ähnliches und nochmals kurz darauf befällt ihn im Traume⁵²³ dieses Gefühl. Im Erzählungsganzen wird dann deutlich, dass an Bild, Spruch und Traum eine vorausweisende Symbolik gebunden ist, die sich auf die Fehlleitung seiner Herzensneigung bezieht.

Die Feiertagssituation erhält damit symbolischen wie wertenden Charakter. Das Weihnachtsbild der Krügerfamilie erscheint als Ausdruck Lewins ureigenster Sehnsüchte, die er mit seinem rationalen Geist nicht zu erfassen mag und ist damit ‘sprechendes’ Bild, an dem sich die Thematik von Selbsttäuschung versus Selbstfindung, Äußerliches versus Innerliches und Schein versus Sein andeutet.

Das idyllische Bild erblickt der in Berlin studierende Lewin zudem auf dem Weg zu den Weihnachtsfestlichkeiten seiner eigenen Familie, wodurch auch diese unter das Zeichen von Familie, Tradition und Lokalpatriotismus gestellt werden⁵²⁴ und als Hintergrund und Kontrastmittel für die politische Situation

⁵²² Ebd., S. 11.

⁵²³ In Lewins Traum wird der weltlich vornehme Raum der von ihm begehrten ‘glänzenden’ Kathinka von Ladalinski, der in hundert sich spiegelnde Lichter gebadet ist, durch eine „schattendurchhuschte Kirche“ (ebd., S. 13) ersetzt und der Teppich, der die Göttin auf ihrem Taubengespann zeigt, weicht einem Grabstein mit den Worten, die Lewin kurz vorher so berührten: „Sie schwingt die Siegesfahne / Auf güldnem Himmelsplane / Und kann auf Sternen gehen“ (ebd.). Lewins Liebe zu Kathinka, in Analogie zu den sich spiegelnden Lichtern mehr Illusion als Realität, wird sterben – so lässt sich vermuten. Mit dem Tod der ‘verblendeten’ Liebe zeigt sich jedoch zugleich ein deutlicher Hinweis auf Marie, die als Kind „in einem kurzen Gazeleid, das mit Sternchen von Goldpapier besetzt war“ (ebd., S. 74) auftrat und später tatsächlich Lewins Ehefrau wird.

⁵²⁴ Vgl. Lewins Ankunft in Hohen-Vietz: „Damit trat unser Held in die Halle seines väterlichen Hauses. Ein paar Scheite, die im Kamin verglühten, warfen ihr Licht auf die alten Bilder an der Wand gegenüber. Lewin sah sich um, nicht ohne einen Anflug freudigen Stolzes, auf der Scholle seiner Väter zu stehen“ (ebd., S. 14).

und Revolutionsstimmung im Land dienen.⁵²⁵ Gleichzeitig fungieren die Feiertage als Vereinigungsanlass für Familie und Freunde und damit als erzählerisches Mittel zur Exposition. So kann in der weitläufigen Schilderung der Feiertage die umfassende Figurenkonstellation der Geschichte in Vergangenheit und Gegenwart vorgestellt werden.

Daneben transportieren gesetzliche oder kirchliche Feiertage stets einen Bedeutungsgehalt, ob historisch politischer oder christlicher Natur, der bei der Gliederung einer Erzählung nach Feiertagen zu berücksichtigen ist.

Der Roman ist zeitlich bedeutungsvoll gegliedert. Er spielt zwischen Weihnachten und Frühjahr, ja nach einem frühen Entwurf 'vom Weihnachtsheilig-Abend bis Osterheiligabend' [...], also im christlichen Sinn zwischen Geburt und Auferstehung. Diesem äußeren Ablauf entspricht im politischen Sinn ein innerer, der die entscheidende Entwicklung des Buches signalisiert.⁵²⁶

Nach Grawe verwendet Fontane also in seinen Erzählungen Feiertage gezielt als Bedeutungsträger sowohl hinsichtlich ihrer gesellschaftlich kulturellen Bedeutungszuordnung sowie in Bezug auf ihren 'christlichen Sinn'. Als gesamtgesellschaftliches Phänomen ist dem Feiertag eine 'Aussage' eigen, die allen Mitgliedern eines Kulturkreises gleichsam zugänglich ist ('Konsensus des Bekannten'). Weihnachten ist dabei vor allem von dem Wert der familiären Liebe geprägt, deren poetische Funktion in der kontrastiven Spiegelung tatsächlich brüchiger Figurenbeziehungen evident wird.⁵²⁷ Als Fest der Geburt Christi steht es dazu für einen Anfang, der die narrative Funktion von Weihnachten als Wendepunkt der Erzählung symbolisch begründet.

Ein Beispiel dafür liefert *Effi Briest*. Die häusliche Weihnachtsidylle, die von Innstetten mit Behagen genossen wird, steht im Gegensatz zu dem schlechten Gewissen Effis, die sich wohl bewusst ist, dass ihre Beziehung zu Crampas nicht so ist, „wie's sein sollte“.⁵²⁸ Noch am Heiligen Abend werden dann die

⁵²⁵ Vgl. z.B. das politische Gespräch zwischen Lewin und seinem Vater Berndt von Vitzewitz am Weihnachtsmorgen „während in der Halle die Weihnachtslichter niederbrannten“ (ebd., S. 28).

⁵²⁶ Christian Grawe: „Vor dem Sturm, Roman aus dem Winter 1812 auf 13“, in: Grawe / Nürnberger (Hrsg.): *Fontane-Handbuch*, S. 488-509, hier S. 498.

⁵²⁷ Vgl. etwa Christian Grawe zur Gegensätzlichkeit von Festspezifik (Weihnachten als Fest der Liebe) und Figurensituation in *Grete Minde* (die ungeliebte Grete): „Im zentralen 10. der 20 Kapitel bilden das Fest der Liebe, Weihnachten, und Gretes lieblose Behandlung durch ihre Familie einen scharfen Gegensatz“ (Christian Grawe: „Grete Minde, Nach einer altmärkischen Chronik“, in: Grawe / Nürnberger (Hrsg.): *Fontane-Handbuch*, S. 510-518, hier S. 513).

⁵²⁸ *Effi Briest*, Bd. 4, S. 148.

Dispositionen für die verhängnisvolle Schlittenpartie getroffen, auf der auch die ‘körperlichen Grenzen’ zwischen Effi und Crampas überschritten werden. Poetischer Kontrast und narrativer Gliederungspunkt klingen hier zusammen. Das Jahr darauf erscheint Effis Gemütszustand abermals nicht zu der ‘Soll-Weihnachtsstimmung’ passend: „Bis Weihnachten ging es vorzüglich; aber der Heiligabend verlief schon recht traurig, und als das neue Jahr herankam, begann Effi ganz schwermütig zu werden.“⁵²⁹ Ähnliches findet sich in *L’Adultera*, wo der fröhliche Weihnachtsabend im Kontrast zu Melanies physischer Konstitution steht, die „blaß und angegriffen“⁵³⁰ am Ende der Festlichkeit gesteht, ein Kind zu erwarten. Dass es nicht das Kind ihres Ehemannes ist, gesteht sie erst an späterer Stelle, doch schwingt das Bewusstsein darüber bereits in dem Geständnis am Weihnachtsabend mit.

Ebenso einen Wendepunkt markiert der Heilige Abend in *Unwiederbringlich*. Helmuth von Holk trennt sich von seiner Frau Christine. Die Wiedertrauung geschieht abermals an einem ‘Feiertag’⁵³¹ mit entsprechendem Bedeutungshintergrund. Der Johannistag, der von der Geburt Christi ausgehend errechnet wird und genau ein halbes Jahr vor Heiligabend am 24. Juni gefeiert wird, ist zugleich Datum der Sommersonnenwende. Der ‘christliche Sinn’, der im Zeichen von Johannes dem Täufer, als Neubeginn erscheint, korreliert so mit der heidnischen Feier des längsten Tages im Jahr. Der Versuch des Neubeginns fällt also mit der Überschreitung eines Höhepunktes zusammen und die fortan kürzer werdenden Tage begleiten das Scheitern des erneuten Eheversuchs bis hin zu Christines Selbstmord.

Ganz anders ist es bei Keyserling, der kirchliche Feiertage kaum erwähnt. Sie sind ihm keine ‘Startbahn der Erzählung’, sondern dienen vielmehr der Darstellung ‘metaphysisch entwurzelter Menschen’. Denn so wie die von Kirchen und geistlichen Würdenträgern unabhängige Ausübung von Religiosität in den Schlössern zum Stabilitätsritual verfremdet ist, gibt der vom religiösen Hintergrund befreite christliche Feiertag den Blick frei auf eine nur künstliche Idylle.

Aber das Fest kam, ein Tannenbaum mit Lichtern stand auf dem Tisch, der Baron ließ sich seinen schwarzen Rock anziehen und saß im Saal erwartungsvoll auf seinem Sessel. Knechte und Mägde sangen mit ihren schweren, lauten Stimmen langsam und feierlich einen Choral. Und als sie fort waren, saß man beisammen und sah zu, wie die

⁵²⁹ Ebd., S. 265.

⁵³⁰ *L’Adultera*, Bd. 2, S. 87.

⁵³¹ Vgl. *Unwiederbringlich*, Bd. 2, S. 776ff. u. 799ff.

Lichter am Baume niederbrannten. Die Baronesse weinte still, der Baron hatte die Hände gefaltet und starrte vor sich hin.⁵³²

In dieser Weihnachtsszene aus *Abendliche Häuser* sind äußere Konstituenten der zeitgemäßen Weihnachtsfestlichkeit durchaus vorhanden: der mit Lichtern geschmückte Baum und der Gesang, der feierlich und in getragener Langsamkeit vorgetragen wird. Doch zeigt bereits das (narrative) Nicht-Statffinden einer Bescherung die fehlende Möglichkeit, aus der Festlichkeit bereichert hervorzugehen. Vielmehr prägen die ‘niederbrennenden Lichter’, das Weinen der Baronesse und das Vor-sich-hin-Starren des Barons die innere Form des Weihnachtsabends und erscheinen analog zu dem niedergehenden Leben in den abendlichen Häusern. Zudem zeigt sich in der passiven Haltung der Adelligen (der Baron ‘ließ sich anziehen’, dann ‘saß man’ und ‘sah zu’) die Lebenshaltung des ‘Über-sich-ergehen-Lassens’. Der Feiertag wird nicht aktiv begangen, sondern passiv ertragen und verweist damit explizit auf einen inneren Sinnverlust als Ausdruck einer erkrankten oder verkehrten Lebenshaltung. So impliziert auch die ‘erwartungsvolle’ Haltung des alten Barons, die üblicherweise eher Kinder kennzeichnet, eine Verkehrung der Lebenschronologie, die Dietz von Egloff als ‘ungerechten Anfang im Lebensabend’ thematisiert.⁵³³

Zugespitzt formuliert, pervertiert die Gemeinschaft und Sinn stiftende Funktion der Feier zu einer Einverleibung der Jugend in den Lebensabend – ein Vorgang, dem sowohl Fastrade als auch Egloff durch das Verlassen des Familienraumes zu entfliehen versuchen.

Als alles vorüber war und Fastrade in ihrem Zimmer stand, fühlte sie sich so wund und hilflos vor Mitleid und Wehmut, daß sie sich sagte: Wenn ich zu Bett gehe, bleibt mir nichts übrig, als den Kopf in die Kissen zu drücken und zu weinen. Das will ich nicht. Dagegen aber gibt es nur ein Mittel, die Winternacht. [...] Auf der Landstraße, die am Parkgitter vorüberführte, kam Schellengeklingel heran [...] Jemand sprang aus dem Schlitten und kam auf das Gitter zu. ‘Ich dachte es mir gleich, daß Sie es sind, die hier

⁵³² *Abendliche Häuser*, H, S. 533.

⁵³³ Dieser Befund rekurriert auf eine Aussage Dietz von Egloffs und zugleich auf das Thema der Erzählung: ‘[...] Sie [die alten Herrschaften] wollen ruhig und melancholisch ihren Lebensabend feiern, gut, aber wir wurden in diesem Lebensabend erzogen, wir müssen ihm dienen, wir müssen in ihm leben, wir fangen sozusagen mit dem Lebensabend an. Das ist ungerecht’ (ebd., S. 519.). Die Beurteilung Egloffs ‘das ist ungerecht’ betont in Zusammenhang mit der zweifachen Verwendung von ‘müssen’ die Zwangssituation des künstlich erzeugten feierlichen Lebensstils. So kulminiert die Dekadenz der Adelsklasse in *Abendliche Häuser* zu einer tödlichen Lebenssuche der im ‘Lebensabend erzogenen’, die alle männlichen Nachkommen des ‘Adelswinkels’ ‘auslöscht’: Der Sohn des Hauses von der Warthe stirbt in einem Duell. Ebenso kommt Fritz von Dachhausen in einem Duell um, zu dem er Egloff, den Liebhaber seiner Frau fordert. Kurz darauf erschießt Egloff sich selbst.

steht', sagte Egloff und lachte. 'Ja, ich bin noch ein wenig herausgekommen', erwiderte Fastrade. – 'Das will ich glauben', meinte Egloff. 'Ich bin auch fortgefahren, um dem Sirowschen Weihnachten zu entgehen.'⁵³⁴

In dieser Szene drückt sich der Konflikt zwischen aufgezwungener Passivität, die als 'Nicht-Leben' empfunden wird, und ansatzweise rebellischer Aktivität deutlich aus.⁵³⁵ Dabei zeigen sich starke Grenzlinien räumlicher (drinnen versus draußen) wie zeitlicher Natur (Tag versus Nacht). Die „nächtliche Natur“⁵³⁶ entspricht dem Vitalisierungsbedürfnis der jungen Figuren und wirkt aktiv aufgesucht als 'Grenzüberschreitung', während der Tag in den Innenräumen (zu dem hier auch der Abend gezählt wird) dem devitalisierenden Machtbereich der alten Figuren und damit einem normierten Verhalten angehört.

Fasst man nun wie Schwan „die fehlende oder vorhandene Disposition einer Familiengemeinschaft zur festlichen Erhöhung des Alltags“ als „das geheime Barometer ihres Existierens“, das „verlässliche Auskunft über den Status ihrer Entwicklung gebe“⁵³⁷, fällt das Urteil über den Padurenschen Weihnachtsabend geradezu vernichtend aus. Schon Fastrades zweifelnde Frage kurz vor der Weihnachtsfestlichkeit: „können wir hier auch Feste feiern?“⁵³⁸, spricht dem Padurenschen Adelswinkel jede 'Disposition zur festlichen Erhöhung' ab. Damit verkehrt sich Weihnachten als Feier der Geburt Christi (= Anfang) hier zum Ausdruck des Niedergangs einer Familie (= Ende), die durch ihre 'Vorbildlichkeit' stellvertretend für die ganze gesellschaftliche Klasse steht.

Fast gegensätzlich präsentiert der Erzähler die fröhliche Weihnachtsfestlichkeit in *Feiertagskinder*. Duft, Helligkeit und Lachen bestimmen die Atmosphäre, die erst durch den jüngeren Bruder des ernstesten Schlossherrn initiiert, dann verbalisiert und damit ästhetisch erlebbar gemacht wird:

Es war in den Weihnachtsfeiertagen, als Achaz, Ulrichs Bruder, nach Lalaiken kam. [...] Mit klingenden Schellen fuhr sein Schlitten vor das Haus. Schon im Flur hörte man seine helle Stimme zu dem Diener Klaus sagen: 'Guten Tag, Klaus, hier riecht es ja nach Familienweihnacht.' Als er in das Zimmer trat, erwartete ihn die ganze Familie und lachte ihm entgegen, lachte, nur weil sein Erscheinen so jugendlich und

⁵³⁴ Ebd., S. 534.

⁵³⁵ Vor allem bei Schwalb wird dieser Konflikt immer wieder thematisiert. Den Weihnachtsabend bezeichnet sie etwa als „Tiefpunkt ihrer [Fastrades] Defizienzerfahrung“, „wogegen sie sich mit ihrem Gegenmittel zur Wehr setzt, dem Gang in die nächtliche Natur“ (Schwalb: *Keyserling, Konstanten und Varianten*, S. 218). Zu dem Oppositionspaar Vitalisierung versus Devitalisierung vgl. bei Schwalb v.a. Kap. 6.422-6.433.

⁵³⁶ Ebd., S. 218.

⁵³⁷ Schwan: *Festlichkeit und Spiel im Romanwerk Thomas Manns*, S. 8f.

⁵³⁸ *Abendliche Häuser*, H, S. 533.

heiter war. ‘Ah, die ganze Familie’, rief er, ‘wie hübsch ihr alle seid [...] und wie hell es hier ist und wie gut es nach Tannen und Lebkuchen riecht! Ich bin froh, bei euch zu sein. Irma ist noch immer schön wie die ewige Seligkeit.’ Irma lachte. ‘Wie er die Komplimente austreut, wie Weihnachtszuckerwerk.’⁵³⁹

Weihnachten als Familienfestlichkeit erfüllt hier die Funktion, die Familie zusammenzuführen und ermöglicht damit in narrativer Hinsicht die Einführung von Achaz. Dieser tritt als eine Figur von außen in den inneren Familienkreis ein. Dabei wird seine Abgrenzung von der auf Lalaiken lebenden Familie durch das zweimalige ‘die ganze Familie’, das ihn zunächst nicht mit einbezieht, hervorgehoben. Doch ergibt sich fast unmittelbar nach seiner Ankunft eine Verschiebung des Kreises. Ulrich, bei Achaz Ankunft noch Teil der ‘ganzen Familie’, wird schon kurz darauf von Achaz ersetzt oder gar verdrängt.

Als Ulrich das Wohnzimmer verlässt und das Arbeitszimmer betritt, folgt ihm Achaz, um ihn um Begleichung seiner Spielschulden zu bitten. Mit der Zustimmung dem Bruder zu helfen, erfolgt zugleich eine Übertragung der Schuld, Sorge und Verantwortung von Achaz auf Ulrich. In der Folge scheint die Rückkehr in den Familienraum alleine dem entlasteten Achaz möglich, während Ulrich mit den Sorgen im Arbeitszimmer verbleibt.

Drüben vom Saal her hörte er [Ulrich] Irmas und Achaz’ Lachen, Uli’s Jubel, der Großvater spielte seinen Walzer. Ein bitteres Gefühl der Einsamkeit ergriff Buchow. Ja, die konnten heiter sein, die Sorgen waren auf ihn abgeladen, und er hatte sich mit ihnen zurechtzufinden. Es wurde an die Tür geklopft und der Inspektor trat ein, um über die Arbeit des Tages zu sprechen.⁵⁴⁰

Über den hier räumlich stattfindenden Wechsel des Mannes an Irmas Seite wird die Familienweihnacht zur symbolischen Kulisse für den sich später ereignenden Wechsel in der Beziehung Irmas. Zudem wird zwischen der Figurengruppe Achaz, Irma, Uli und dem Großvater (Isa wird als ‘Kind ihres Vaters’ akustisch ausgeblendet) und der Einzelfigur Ulrich von Buchow eine Grenze gezogen, die räumlich in der geschlossenen Arbeitszimmertür evident wird. Gekennzeichnet sind die dadurch entstehenden Subräume durch die Gegensatzpaare heiter versus sorgenvoll, laut versus leise, gemeinsam versus einsam, Spiel versus Arbeit und Feiertag versus Werktag. Die sich im Wohnzimmer aufhaltende Figurengruppe entspricht als Verkörperung des jeweils ersten Attributs dem Titel der Erzählung *Feiertagskinder* und erfährt in dieser kontrastiven Gegenüberstellung zu Ulrich ihre erste Präzisierung als Typuskonzept.

⁵³⁹ *Feiertagskinder*, H, S. 872.

⁵⁴⁰ Ebd., S. 875.

Nachdem die Feiertage vorbei sind, verlassen mit der Abfahrt Achaz' auch die Heiterkeit und die gute Stimmung das Schloss. Dabei ist die enge Verbindung, die zwischen Feiertag und Figur hergestellt wird besonders auffällig:

Als Uli am Fenster stand und weinend dem davonfahrenden Schlitten nachschaute, sagte er kläglich: 'Jetzt fahren die Festtage fort!' – 'Ja, die Festtage fahren fort', wiederholte Irma. [...] Die Zimmermädchen trugen die Tannenbäume hinaus und fegten den Goldschaum vom Fußboden. Der Alltag, dachte Irma, nimmt unerbittlich vom Hause wieder Besitz.⁵⁴¹

Das Kommen und Gehen der Feiertage wird hier mit der An- und Abreise von Achaz gleichgesetzt und damit die Zeit- mit der Figuren- und Raumbene verschmolzen. Dabei verliert der Feiertag in der Figurenrede Ulis und Irmas seine Bedeutung als kalendarisches Ereignis. Vielmehr erscheint Festlichkeit als von einer Figur abhängige Qualität. So könnte man meinen, Achaz reist nicht ab weil die Feiertage vorbei sind, sondern als wären die Feiertage vorbei, weil Achaz abreist.

Der Alltag, der dagegen als 'unerbittlicher Inbesitznehmer' personifiziert wird, kehrt zurück. Doch anders als bei den Sonntagen, bei denen die Irreversibilität der Zeit immer wieder zum Alltag zurückführt, ist es hier die Abwesenheit einer Figur. Durch diese Personifizierung scheint der Irreversibilität der Zeit ein 'Schnippchen' geschlagen werden zu können. Denn während man vergangenen Zeiten nicht nachfahren kann und dem Fortgang der Zeit daher in passiver Hilflosigkeit gegenüber steht, kann man der Abreise von Figuren aktiv begegnen und ihnen nachreisen. Und so verlässt Irma am Ende der Erzählung auch den Werktagmenschen Ulrich, um dem Feiertagskind Achaz zu folgen: „'ich wollte sagen, daß ich auch fortfahre, daß ich Achaz nachfahre, daß ich ohne Achaz nicht leben kann [...]'“⁵⁴²

Wieder eine gänzlich andere Perspektive auf die Weihnachtsfeiertage gibt die kurze Erzählung *Geschlossene Weihnachtstüren*. Helmar von Alderkaß, ein Meister 'großer, hoher' Worte, macht sich am Weihnachtsabend auf, um nacheinander zwei von ihm betörte Frauen aufzusuchen. Doch wird er seine Geschenke (Opal und Saphir an Goldketten) nicht überreichen können. Denn wie schon sein Diener, der sich „freigebeten“⁵⁴³ hatte, um den Weihnachtsabend mit seiner Verlobten zu verbringen, wird auch in der Folge vor ihm jede Weihnachtstür zugunsten 'familiärer Traulichkeit' geschlossen. Die erste Dame,

⁵⁴¹ Ebd., S. 880.

⁵⁴² Ebd., S. 915.

⁵⁴³ *Geschlossene Weihnachtstüren*, FG, S. 33.

die er besucht, kündigt ihm den weiteren Kontakt auf, weil ihr Ehemann eifersüchtig sei. Auch die zweite Dame beendet das vergeistigte Verhältnis, weil sie sich verlobt habe:

‘Ja, gehen Sie, mein Freund’, erwiderte Verena herzlich, ‘ich höre, Alfred ist gekommen, und so Familienereignisse und Verlobung und Weihnachtsbaum, das paßt nicht zu Ihnen. Das ist zu eng, glaube ich.’⁵⁴⁴

Schließlich läßt ihn auch die blonde Marie in der Weinstube alleine sitzen, um mit ‘ihrem Oskar’ Weihnachten zu feiern. Doch vom Herrn Baron wolle sie heute Abend noch viel sprechen, er sei ihr ‘Ideal’.

Helmar war wieder allein. Irgendwo hinter den verschlossenen Türen hörte er Kinderstimmen. Dort mochten sie wohl ihre Weihnachten feiern. Auf einem Stuhl am Ofen lag eine große, gelbe Katze und schnurrte gleichgültig vor sich hin. Ihr ging es vielleicht wie ihm, sie paßte wohl auch nicht zu Familienereignissen und Weihnachtsfeiern. Trübselig goß er den Wein in sein Glas. ‘Ideal! Ideal! Von dem ›ein Ideal sein‹ kann kein Mensch leben.’⁵⁴⁵

Der „Weltraumluft“⁵⁴⁶ atmende Helmar von Alderkaß, der immer wieder mit den Adjektiven ‘hoch’ und ‘groß’ beschrieben wird, erscheint als ‘Ideal’. Das steht jedoch in Opposition zu dem Wert der Familie, zum gewöhnlichen Menschsein, zum engen Alltag und – das ist die entscheidende Aussage – zum Leben. Das wäre auch ein Erklärungsansatz für Keyserlings weitgehenden Verzicht auf die Schilderung feiertäglicher Zeremonien. Sie sind Ausdruck eines gewöhnlichen Lebens und damit höchstens als Kontrastfolie für die ‘ideale’, gespensterhafte Adelschicht geeignet.

Eine letzte Weihnachtsstimmung findet sich in Keyserlings Erzählung *Dumala*. „Die Adventszeit war da“.⁵⁴⁷ Die Erzählung geschieht mit interner Fokalisierung von Pastor Werner:

Werner hatte diese Zeit stets geliebt, in der die großen Mysterien eine familienhafte Traulichkeit annahmen, in der Frauen, Mädchen und Kinder sich in den ewigen Dingen gemütlich zu Hause fühlten, wie in ihren Stuben. Überall war etwas Wunderluft. Auch jetzt ging Pastor Werner seinen Amtsgeschäften ruhig nach. Er konnte andächtig und heiter sein. Aber neben dem Pastor Werner ging ein anderer her. Er versteckte sich, er war jedoch da – fremd – unheimlich – unentrinnbar.⁵⁴⁸

Die Weihnachtsfeiertage finden sich hier zu dem Zeitraum der ‘Adventszeit’ erweitert, die in der Wahrnehmung des Pastors ausgezeichnet ist durch die

⁵⁴⁴ Ebd., S. 41.

⁵⁴⁵ Ebd., S. 43.

⁵⁴⁶ Ebd., S. 35.

⁵⁴⁷ *Dumala*, H, S. 276.

⁵⁴⁸ Ebd., S. 277.

gegenseitige Durchdringung von Großem und Kleinem. Der Alltag, der sich in der 'familienhaften Traulichkeit', der 'Gemütlichkeit der guten Stuben' und dem Lokaladverb 'überall' wieder findet und im deutlichen Kontrast zur Adelsgesellschaft das bürgerliche oder bäuerliche Milieu beschreibt, verschmilzt in regelrechter Weise mit dem Außergewöhnlichen, das sich hier auf der Grenzlinie zwischen Fest und Feier befindet und über Wendungen wie 'die großen Mysterien', die 'ewigen Dinge' und 'Wunderluft' assoziierbar ist.

Auffällig ist jedoch die geschlechts- und altersspezifische Eingrenzung, die Pastor Werner vornimmt. Es sind einzig 'Frauen, Mädchen und Kinder', die sich in den 'ewigen Dingen gemütlich zu Hause fühlen'.⁵⁴⁹ Die Ausgrenzung von Jungen und Männern erklärt sich dabei aus der triebhaften Gespaltenheit des Pastors, der in die Baronin Karola verliebt, Nacht für Nacht den Weg des Barons Rast – ihres Geliebten – belauert. Dieser passiert auf dem Weg zu Karola eine morsche Brücke und der Pastor, eifersüchtig auf den Nebenbuhler, erwartet oder sogar ersehnt jede Nacht ein tödliches Unglück: „Um das zu sehen, dieses Schweben über dem Abgrund, kam er Nacht für Nacht“.⁵⁵⁰

Die Weihnachtszeit fungiert in der Erzählung damit als Kontrast zu der Gespaltenheit Werners, der inneren, die sich in der Personifikation des 'Anderen' darstellt und der äußeren, die sich in der Zweiteilung seiner Handlungen zwischen 'ruhigen und andächtigen' Tagesbeschäftigungen und den 'nächtlichen „Raubtier“⁵⁵¹-Ausflügen präsentiert. Während also die Weihnachtsfestlichkeit vereint, ist Pastor Werner in sich geteilt.

Weihnachten als einziger christlicher Feiertag, der bei Keyserling nicht nur seiner jahreszeitlichen Einordnung wegen erwähnt wird⁵⁵², zeigt als 'geheimen Barometer des Existierens' damit eine Gesellschaftsschicht, die um den Preis des 'Idealseins' nur noch den Lebensabend zelebrieren kann. Lebensnähe findet

⁵⁴⁹ Vgl. hierzu z.B. auch den Unterschied in der Darstellung von Lehrer und Kindern: „Gröv, hektisch-rote Flecken auf den mageren Wangen, die Augen entzündet, stand an dem Pult und sprach mit hoher, erregter Stimme auf die Kinderschar ein. Die Wintersonne schien hell über die blonden Kinderköpfe. Die Kinderstimmen, die sich draußen heiser geschrien hatten, sagten eintönig und taktmäßig Sprüche her, in denen von großen Wundern und großen Geheimnissen die Rede war – die Augen klar und voll verständnisloser Andacht“ (ebd., S. 276f.). An anderer Stelle findet sich Gröv im 'Moorkrug': „Und Sie, Gröv, kommen wegen der roten Marri her. Das ist für einen Lehrer unpassend“ (ebd., S. 242). Auch die anderen Männer der Erzählung trinken, verführen Frauen oder begehren sie aus der Ferne.

⁵⁵⁰ Ebd., S 278.

⁵⁵¹ Ebd.

⁵⁵² Wie etwa in den Erzählungen *Pfingsttrausch im Krieg* und *Osterwetter*.

sich hingegen in der 'engen' Familienstube, deren Gewöhnlichkeit in der Außergewöhnlichkeit des Feiertags aufzugehen vermag.

Fontanes Feiertagsbehandlung steht in einem deutlich 'größeren' Zusammenhang. Die fast soziologisch-philosophisch anmutende Grundannahme scheint zu sein, dass der Feiertag durch die gesellschaftlichen Schichten hindurch nicht nur zusammenführt, sondern auch vergleichbar ist. Nicht der Alltag ist das ewig Gleiche – das ist er nur für den Einzelnen auf einer quasi horizontalen Linie – gesamtgesellschaftlich und damit im vertikalen Durchschnitt existiert Gleichheit und damit 'Konsensus des Bekannten' einzig im Feiertag oder, was bei Fontane nicht etwas viel anderes meinen mag, in der 'Alltagsunterbrechung', die der Sonntag nicht wirklich ist. Aus diesem Konsens des Feiertags schöpft Fontane für seine Kompositionen einen 'christlichen Sinn' und symbolischen Wert, der gegenwärtige Situationen spiegelt und zukünftige Entwicklungen andeutet.

2.1.4 Volksfeste – zwischen ‘urtümlicher Ventilsitte’ und ‘moderner Festindustrie’

Festlichkeiten des ‘Volkes’, die nicht unter Hochzeiten und Beerdigungen fallen und ebenso wenig dem Sonntag oder kalendarischen Feiertagen zuzuordnen sind, sind bei beiden Autoren nur wenig vertreten.⁵⁵³ Meist bleibt es bei Andeutungen auf der zweiten narrativen Ebene, wie Pauline Pittelkows als Aufmunterung gemeinte Worte: „[...] Un nächsten Sonntag is Sedan, da machen wir auf nach’n Finkenkrug un fahren Karussell un würfeln [...]“⁵⁵⁴ oder die Ausführungen der Geheimrätin Zwicker in *Effi Briest* „[...] Landpartien, die sich das Volksgemüt als eine Kremserpartie mit ›Ich bin ein Preuße‹ vorstellt [...]“⁵⁵⁵ oder in *Irrungen, Wirrungen*, wenn der Wirt von Hankels Ablage von den ‘Partien’ der Berliner und Dörfler berichtet. Eine ausführliche (!) Schilderung einer ‘Volksfestlichkeit’ mit Teilnahme einer Haupt- oder Nebenfigur findet sich auf der ersten narrativen Ebene bei Fontane gar nicht.⁵⁵⁶

Auch bei Keyserling sind Schilderungen von Festlichkeiten des Volkes Mangelware und erfahren nur dann vermehrt Beachtung, wenn ein Adelige partizipiert. Lothar von Brückmann besucht beispielsweise mit der Hausmeistertochter Tini den Prater (*Die dritte Stiege*), Günther und Beate von Tarniff geben ein Fest für ihre Gutsleute (*Beate und Mareile*) und Enrico Fanoni und Nicky von Reichel kehren auf einem Ausflug in ein Wirtshaus ein (*Nicky*).

In dieser Ausblendung der Festlichkeiten des Volks spiegelt sich – so erscheint zunächst naheliegend – der Fokus der Erzählungen auf die Oberschicht der Gesellschaft. Umso interessanter gestaltet sich der Blick auf die wenigen Erwähnungen, die sich trotzdem in den Erzählungen finden lassen.

⁵⁵³ So kommt auch Hauschild zu dem Ergebnis: „Fontane stellt [...] alle wichtigen gesellschaftlichen Gruppen seiner Zeit – bis auf den eigentlichen ‘vierten Stand’, das städtische Industrieproletariat – in der für sie repräsentativen Umgebung dar“ (Hauschild: *Geselligkeitsformen und Erzählstruktur*, S. 116).

⁵⁵⁴ *Stine*, Bd. 2, S. 565. Auch hier ist die ‘Volks-Vergnügung’ nicht losgelöst vom Sonntag zu finden. Vgl. Kap. 2.1.3.1 *Sonntage*.

⁵⁵⁵ *Effi Briest*, Bd. 4, S. 252.

⁵⁵⁶ Vgl. auch die narrative Ausblendung der Bocholtschen Hochzeitsfeier in *Ellernklipp*, die obzwar als „lustigste Hochzeit seit Menschengedenken“ (S. 190) bezeichnet, vom Erzähler gemieden wird und so keinen Eingang in die Basisgeschichte erhält. Vgl. Kap. 2.1.2.1 *Hochzeiten*.

Bei Fontane erscheinen ‘Lustbarkeiten des Volkes’ beispielsweise in der Darstellung von Jahrmärkten als der „untersten Stufe des städtischen Festes“.⁵⁵⁷ Bei einer Bergpartie in *Graf Petöfy* etwa passiert eine kleine Gruppe, bestehend aus den Grafen Egon von Asperg und Pejevics, der Gräfin von Gundolskirchen und den beiden Schauspielerinnen Franziska und Phemi, ein „Fest- und Jahrmakttreiben“.⁵⁵⁸ Das veranlasst Graf Egon zu der Frage, ob Franziska sich denken könne, dass er „ein wirkliches Vergnügen an diesen Dingen habe“.⁵⁵⁹ Damit drückt der Graf aus, wie wenig selbstverständlich die Vorliebe des Adligen für derartige Veranstaltungen ist. Auch Franziskas Reaktion – sie ist „[...] geniert und empfindet leicht eine Verwandtschaft heraus, die schließlich bedenklich ist“⁵⁶⁰ – bestätigt die soziale Deklassierung des Jahrmakts und verweist „das bunte Treiben auf dem Schützenplatz“⁵⁶¹ auf die untersten Ränge der Gesellschaft. Zugleich zeigt sich die soziale Kluft zwischen dem sich aus distanzierter Position heraus vergnügenden Adligen und der sich zu nahe fühlenden und deshalb beschämten Schauspielerin.

Der Jahrmakkt wird von der kleinen Gesellschaft zweimal passiert. Auf dem Hinweg überqueren sie den Jahrmakkt als das „Budentreiben [...] eigentlich kein Treiben war“.⁵⁶² Die als ‘Führerin’ auserkorene Phemi schlägt dabei zielstrebig den „hinter der Budenreihe hinlaufenden Seitenweg“ ein, um einen Einblick ‘hinter die Kulissen’ zu erhalten. Dort präsentiert sich das Jahrmakktvolk

in schöner Menschlichkeit [...] am menschlichsten aber, wie selbstverständlich, die Frauen, die sich, während sie wuschen und plätteten oder ein Kleidungsstück mit einem neuen Flitter besetzten, zu gleicher Zeit ihren zum Teil weitgehendsten Mutterpflichten unterzogen.⁵⁶³

Der sich bietende Blick zeigt durch den Erzähler betont die menschliche und authentische Seite des von ‘Flitter’ und Schein lebenden Schaustellervolkes. Alltägliche Tätigkeiten beherrschen die Welt ‘hinter den Kulissen’ und zeigen sich als ‘selbstverständlich’ und unversteckt. Das gilt sowohl im Kontrast zu der in höheren Gesellschaftsschichten bereits üblichen „[...] Intimisierung aller

⁵⁵⁷ Silke Leopold: „Trauerflor und Feuerwerk Londoner Festmusiken zwischen *Restoration* und *Aufklärung*“, in: Hugger (Hrsg.): *Stadt und Fest*, S. 181-197, hier S. 186.

⁵⁵⁸ *Graf Petöfy*, Bd. 1, S. 728.

⁵⁵⁹ Ebd., S. 727.

⁵⁶⁰ Ebd.

⁵⁶¹ Ebd., S. 726.

⁵⁶² Ebd., S. 722.

⁵⁶³ Ebd., S. 723.

körperlichen Funktionen“ und „ihre[r] Verlegung ‘hinter verschlossene Türen’ [...]“⁵⁶⁴, wie auch zu der am Abend – im Festtreiben – stattfindenden Mystifizierung über Schein und Schauspiel. So ist der Jahrmarkt auch ein Bild für den Blick auf den Menschen hinter dem äußeren Schein.⁵⁶⁵

Auf dem Rückweg hat „das bunte Treiben [...] mittlerweile begonnen“.⁵⁶⁶ Doch zeigt die in nur wenigen Sätzen erfolgende Beschreibung des Jahrmarkts dessen Funktionalisierung zum bloßen Hintergrund, zum Stimmungskolorit und Gesprächsauslöser. Der Jahrmarkt selbst steht nicht im Fokus, sondern die Personen, die ihn überqueren. Als ‘Volks-Vergnügen’ dient der Jahrmarkt zudem der Hervorhebung der Klassenunterschiede zwischen den Schauspielerinnen und den Adeligen.

Gekennzeichnet ist die Festlichkeit in der kurzen Beschreibung durch Farben, Licht, Musik, Menschenmengen und Gelächter. Im Gegensatz zu den Festlichkeiten des Adels gibt es hier keinen Gastgeber und keine geladenen Gäste. Es kann jeder teilnehmen, sofern er in der Lage ist, für die Attraktionen, für Getränke und Speisen ein entsprechendes Entgelt aufzubringen. Dadurch erhält der Jahrmarkt Öffentlichkeits- wie Erwerbscharakter. Der privaten, repräsentierenden Atmosphäre der Festlichkeiten in der gehobenen Gesellschaft entspricht hier somit eine öffentliche, wirtschaftliche Grundlage, die an die moderne Festmaschinerie und -industrie vom ‘Hamburger Dom’ bis zum ‘Münchener Oktoberfest’ denken lässt. Der im historischen und primitiven Fest übliche Brauch, die Gäste reich zu beschenken⁵⁶⁷, zeigt sich dabei in direkter

⁵⁶⁴ Norbert Elias: *Über den Prozeß der Zivilisation*, Bd. 1, Bern / München: 1936, S. 261, zit. nach Michel: *Unser Alltag*, S. 21.

⁵⁶⁵ Der Konflikt von Schein und Sein durchzieht die gesamte Erzählung und kennzeichnet insbesondere die ‘Schauspielerin’ Franziska Franz. Vgl. z.B.: „Egon, während sie [Franziska] so sprach, hatte sie von der Seite her scharf beobachtet und hielt sich von dem Augenblick an mehr noch als vorher überzeugt, daß die Kühle, die sie zeigte, nur Täuschung sei“ (*Graf Petöfy*, Bd. 1, S. 824).

⁵⁶⁶ Ebd., S. 726.

⁵⁶⁷ Z.B. Neros Theaterfeste: „jeden Tag wurden auch alle möglichen Geschenke unter das Volk geworfen: täglich tausend verschiedenartige Vögel, allerlei Eßwaren, Gutscheine für den Bezug von Getreide, Kleider, Gold, Silber, Edelsteine, Perlen, Gemälde, Gutscheine für Sklaven, Vieh und auch für gezähmte Wildtiere, zuletzt sogar für Schiffe, Miethäuser und Grundstücke“ (Gaius Suetonius Tranquillus: *Leben der Cäsaren*, Nero 11-12, „Neros Theaterfeste“, übers. u. hrsg. v. André Lambert, München: 1977, S. 237-239, zit. nach Simm: *Lesebuch vom Feiern*, S. 46f.) und das „Geschenkfest“ der Völker des nordwestlichen Nordamerikas (Potlach) (<http://www.indianer-web.de/nordwest/potlach.htm>, Zugriff am 23.9.2010), das so ausufernd betrieben wurde, dass es in Kanada von 1884 an verboten war (bis Mitte des 20. Jhd.).

Verkehrung. Heute ist es durchaus üblich, Eintritte zu bezahlen und Gaben (auch Speisen und Getränke) mitzubringen. Von diesem Standpunkt aus ist das Fest käuflich und anonym geworden und Fontanes Jahrmarktschilderungen markieren einen fortgeschrittenen Punkt in dieser Entwicklung.

Ähnlich einer Jahrmarktsituation ist auch das ‘Freischießen’ in Fontanes *Ellernklipp* durch Buden, Menschenmengen und Musik gekennzeichnet. „In allen Straßen war Lust und Leben, und Baltzer freute sich von Herzen, mal unter Menschen zu sein und etwas anderes zu sehen als eine weinende Frau.“⁵⁶⁸ Emotionale Hochgestimmtheit, Lebensfülle und Musik klingen hier zu festlichen Grundkonstituenten zusammen, fallen aber auch in dieser Erzählung Fontanes dadurch auf, dass sie deutlich von den fokussierten Figuren abgegrenzt sind. So freut sich Baltzer zwar auf das Freischießen, die eigentliche Intention der Fahrt ist aber der Besuch des Ilseburger Doktors, der das (tod)kranke Kind von Baltzer und Hilde untersuchen soll. Die Erzählzeit, die der Arztbesuch und das ‘Festtreiben’ in Anspruch nehmen (jeweils ungefähr zweieinhalb Buchseiten), ist annähernd ausgeglichen. Beide Situationen stehen sich damit gleichwertig, inhaltlich jedoch kontrastierend gegenüber – die eine durch Todesbotschaft, die andere durch ‘Lust und Leben’ gekennzeichnet. Zudem zeichnen sich sowohl der Arzt- als auch der Festbesuch dadurch aus, dass sie der Figurenerwartung zuwiderlaufen. Von dem Arzt erwartet Baltzer sich „einen guten Trost“⁵⁶⁹ und erhält stattdessen die Vorhersage des baldigen Todes seines Kindes, worauf er mit „sichtlicher Verstimmung“⁵⁷⁰ reagiert. Dem Freischießen wiederum sieht er mit Freude entgegen, wird aber auch hier enttäuscht. Zunächst noch wird die Situation im positiv festlichen Sinne eingeleitet:

er freute sich, als er von der angeheiterten Gesellschaft mit einem Hoch empfangen wurde [...] und von allen Seiten her schmetterte Musik und klang aus den Bergen wieder.⁵⁷¹

Alkoholischer Rausch und laute Musik kennzeichnen die Situation, die akustische Komponente zudem als Raum bestimmendes und Raum vereinnehmendes Phänomen. Die Omnipräsenz der Musik, die durch das Echo der Berge noch gedoppelt wird, erweckt den Eindruck von emotionaler Entfes-

⁵⁶⁸ *Ellernklipp*, Bd. 1, S. 196.

⁵⁶⁹ Ebd., S. 196.

⁵⁷⁰ Ebd., S. 197f.

⁵⁷¹ Ebd., S. 199.

selung⁵⁷² und evoziert – ganz gemäß der einleitenden Kennzeichenübersicht – festliche Stimmung.

Zwei Fehlschüsse und die darauf folgenden Sticheleien verdrießen Baltzer jedoch. Ebenso gelingt es ihm nicht, Spielzeug für sein Kind zu gewinnen, sondern er muss es stattdessen kaufen. Die äußere, festliche Situation kontrastiert so mit seinem persönlichen Versagen, was seine männliche Kraft als Erzeuger, seine beruflich notwendigen Fähigkeiten als Schütze und sein ‘Glück’ angeht.

Auf das Schießen folgen Essen, Trinken, Geselligkeit und „weil das gute Bier allen die Zunge löste“⁵⁷³ auch Gespräche, abermals Hinweise auf das Phänomen Fest. Hier spitzt sich nun die Situation zu, als Baltzer nach dem Spuk auf dem Ellernklipp befragt wird, wo er – wie nur der Erzähler und die Leser wissen – seinen eigenen Sohn ermordet hat: „›Vader‹, röppt et. Ümmer man dat een“⁵⁷⁴. Rekurrierend auf die Aussage des Arztes erscheint so fast ein ‘psychosomatischer Wahrheits- und Lebensbegriff’ als ursächlich für das Scheitern von Baltzers Festlichkeitsambitionen:

‘[...] auf das Herz kommt es an; das Herz entscheidet. Und wo Freude wohnt, da gibt es Leben, und wo Leid wohnt, da gibt es Tod. Und das Leid hat eine große Gevatterschaft: Angst und Not und Kummer und Reu’ [...]⁵⁷⁵

Das Festtreiben und Baltzer Bocholt zeigen sich demgemäß in direkter Gegenüberstellung, verbunden mit den semantischen Gegensatzpaaren Leben versus Tod, Gesundheit versus Krankheit, Freud versus Leid, Gemeinschaft versus Isolation. Die fast explizite Konfrontation der unbefangenen Festfreude mit der Schuldbeladenheit Baltzer Bocholts wirkt wie ein übergeordnetes Gericht, das Baltzer nicht nur die Teilnahme am gesteigerten Leben des Volksfestes verweigert, sondern die Fortführung seines Lebens überhaupt. Den Rückweg nach Hause überlebt der Heidereiter nicht.

Wie die Jahrmärkte haben auch die Veranstaltungen in Gast- und Wirtshäusern eine öffentliche und wirtschaftliche Basis. In *Irrungen, Wirrungen* lässt der Erzähler den Wirt von ‘Hankels Ablage’ über die extreme

⁵⁷² Vgl. auch: „Soll ein Fest gelingen, gehört Musik ganz einfach dazu. Denn ihre Magie vermag – über sprachliche und soziale Barrieren hinweg – die Herzen der Menschen zu verbinden“ (Sommer: *Feste, Mythen, Rituale*, S. 176).

⁵⁷³ *Ellernklipp*, Bd. 1, S. 200.

⁵⁷⁴ Ebd.

⁵⁷⁵ Ebd., S. 198.

Inanspruchnahme dieser institutionalisierten Feiermöglichkeiten berichten. Dabei bedient die Schilderung in kompositorischer Hinsicht vor allem eine Kontrastfunktion, die der Idyllensehnsucht von Botho und Lene, die nur mal „in Gottes freier Natur, möglichst fern von dem großstädtischen Getriebe“⁵⁷⁶ zusammen sein möchten, „deutliche Zeichen von Massentourismus und organisiertem Vergnügungsbetrieb“⁵⁷⁷ entgegensetzt,

‘... Dann trifft jeden Abend ein Telegramm ein. ›Morgen früh neun Uhr Ankunft auf Spreadampfer Alsen. Tagespartie. 240 Personen.‹ Und dann folgen die Namen derer, die’s arrangiert haben. Einmal geht das. Aber die Länge hat die Qual. Denn wie verläuft eine solche Partie? Bis Dunkelwerden sind sie draußen in Wald und Wiese, dann aber kommt das Abendbrot, und dann tanzen sie bis um elf. Nun werden Sie sagen, ›das ist nichts Großes‹, und wär’ auch nichts Großes, wenn der andre Tag ein Ruhetag wär’. Aber der zweite Tag ist wie der erste, und der dritte ist wie der zweite. Jeden Abend um elf dampft ein Dampfer mit 240 Personen ab, und jeden Morgen um neun ist ein Dampfer mit ebensoviel Personen wieder da [...]’⁵⁷⁸

Die konstitutiven Grundelemente der Vergnügungen ‘des Berliners’, nicht zuletzt, weil sie günstig und jedermann möglich sind, sind in dem Bericht des Wirts auf Natur (‘Wald und Wiese’), Bewegung (‘Tanz’), und Essen (‘Abendbrot’) abstrahierbar. Dabei wird ‘der Berliner’ über den bestimmten Artikel, den auch der Wirt benutzt, vom Individuum zum Typus verallgemeinert, der den ganzen Raum Berlin umfasst. Dieser Aspekt bildet mit der mehrfachen Nennung der Menge an Personen einen Kontrapunkt zu den betrachteten Feiern der ‘guten Gesellschaft’, bei denen meist ein kleiner, überschaubarer Kreis zusammenkommt.⁵⁷⁹ Die Rolle des einen Gastgebers löst sich in mehrere Organisatoren auf. Der Erzähler als ‘Sozialbeobachter’ illustriert hier – so möchte man meinen – an dem Phänomen Festlichkeit die Gesellschaftspyramide.

Die Erzählung dieser Festlichkeiten erfolgt jedoch nicht etwa aus dem Blickwinkel einer der feiernden Figuren, die unter Umständen auf ein ‘Ausnahmebewusstsein’ hinweisen könnte, sondern aus der Sicht des Wirts, der die schematische Ähnlichkeit aller dieser Partien mit einem Höchstmaß an sum-

⁵⁷⁶ *Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 374.

⁵⁷⁷ Hauschild: *Geselligkeitsformen und Erzählstruktur*, S. 124.

⁵⁷⁸ *Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 383.

⁵⁷⁹ Eine Ausnahme bildet hier die Ladalinskische Soiree in *Vor dem Sturm*, die durch eine besonders große Gästezahl auffällt. Ebenso lassen sich bei den Silvesterbällen große Menschenmengen vermuten. Durch den Umstand, dass jeweils unbekannte Figuren über die zentralen Figuren der Geschichte sprechen, erscheint der Figurenkreis jedoch wieder überschaubar, die Figuren untereinander bekannt.

marischer Abstraktion (= narrativer Alltag⁵⁸⁰) herausstellt. Die tägliche Wiederholung in Verbindung mit dem Verb ‘dampfen’ wiederum erzeugt eine assoziative Verbindung zu maschineller Fabrikarbeit. Wie angesichts der Jahrmärkte deuten hier die ‘Vergnügungsgewohnheiten’ des Städters also abermals auf die Entwicklung einer Festindustrie hin, die jedoch nichts über das Gelingen festlicher Funktionen – etwa das ‘Lösen von Spannungen’ – für den Einzelnen verrät.

Etwas anders erscheint die Beschreibung der in Hankels Ablage feiernden Dörfler in (Un-)Abhängigkeit von kalendarischen Feiertagen:

‘Ja, wenn nicht gerade Silvester oder Dreikönigstag oder Fastnacht ist. Und die sind öfter, als der Kalender angibt. Da sollten Sie das Leben hier sehen, wenn sie, von zehn Dörfern her, zu Schlitten oder Schlittschuh, in dem großen Saal, den ich angebaut habe, zusammenkommen. Dann sieht man kein großstädtisch Gesicht mehr, und die Berliner lassen einen in Ruh, aber der Großknecht und die Jungemagd, die haben dann ihren Tag. [...] Und alles ist eifersüchtig und streitlustig, und man weiß nicht, was ihnen lieber ist, das Tanzen oder das Krakeelen, und bei dem kleinsten Anlaß stehen die Dörfer gegeneinander und liefern sich ihre Bataillen. Und so toben sie und lärmen sie die ganze Nacht durch, und ganze Pfannkuchenberge verschwinden, und erst bei Morgengrauen geht es über das Stromeis oder den Schnee hin wieder nach Hause.’⁵⁸¹

Im Gegensatz zu den Städtern, die durch die Fahrtzeiten der Spreedampfer in ihrer Feierzeit eingeschränkt sind, ‘toben und lärmen’ die Dörfler die ganze Nacht hindurch. In der Beschreibung des Wirts wird über die Elemente Liebe (‘alles ist eifersüchtig’), Krieg (‘streitlustig’), Bewegung (‘tanzen und toben’) und Hunger (‘ganze Pfannkuchenberge verschwinden’) der Eindruck von instinkthaftem und damit naturnahem Leben transportiert. Physische Stärkung geht einher mit psychischer Entlastung, die sich in dem ‘Krakeelen’ einerseits und der Verausgabung von Aggression andererseits widerspiegelt. Während also die Tagespartien der Städter in der Zusammenfassung des Wirts keine konkreten Hinweise auf festliches Erleben geben, wird den Leuten vom Land durchaus geglückte Festlichkeit in Form von ‘Ventilsitten’ attestiert.

Festlichkeiten erscheinen in diesem Zusammenhang Fontanes Figuren der unteren Gesellschaftsschichten als eine Möglichkeit, der Belastung des Alltags auf Augenblicke zu entfliehen und Sorgen und Ärger zu kompensieren. So zielt auch Baltzer Bocholts erste Intention auf Alltagsflucht und Lehnert Menz (*Quitt*) plant einen Tanzabend gezielt zum Abbau von innerer Anspannung ein:

⁵⁸⁰ Vgl. dazu die Ausführungen zum iterativen Erzählen im *Exkurs: Alltag im transdisziplinären Diskurs*.

⁵⁸¹ *Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 384.

Am Abend wollt er dann in den Querseiffner Kretscham gehen, wo heute Tanz war. ‘Ich sitze jetzt zu viel an der Schnitzelbank und lebe ... nun, wie leb ich? Ja, wie wenn ich nur noch Botenfrau wär, Botenfrau für Opitz. Ich will es mir heute raustanzen aus dem Geblüt.’⁵⁸²

Deutlich zugespitzt findet sich dieser Aspekt bei dem Wiener Proletariat in Keyserlings *Die dritte Stiege*. Einblicke in diese Gesellschaftsschicht erhält man nur darüber, dass Stimme und Blick bei der zentralen Adelsfigur Lothar von Brückmann bleiben, der sich in seinen Bemühungen um einen Lebensinhalt dem Sozialismus zugewandt hat.⁵⁸³ Als er eines Abends das „Café Zapp“ aufsucht, um sich, wie sein Genosse Rotter bemerkt, unter „[...] echtes Volk [...]“ zu mischen, finden sich folgende Beurteilungen der Wirtshaussituation:

‘Das ist das Empörende’, philosophierte Rotter, ‘daß diese armen Leute, die sich die Woche über unmenschlich geplagt haben, kein anderes Vergnügen haben als dieses hier – sage – dieses! Diese Armseligkeit!’ ‘Armseligkeit ist nicht richtig’, erwiderte Lothar, ‘nein: sieh – wie sie die Karten in den Fingern biegen, wie sie sie auf den Tisch hauen; was sich in ihnen an Lebenslust und Leidenschaft aufgespeichert hat, muß alles in einer Nacht heraus. Schau den dort! Wie er tobt! Das ist seine Armseligkeit!...’ [...] ‘Freilich!’ meinte Rotter und lachte, ‘daß sie aber nichts anderes haben.’ ‘Nein’, sagte Lothar, ‘weil diese Lebenslust in diese eine Nacht zusammengedrängt wird, darum wird das Vergnügen gewaltsam – tierisch, wenn du willst. Sie haben keine Zeit, Phrasen zu machen. Daß diese Kraft und Lust in ihnen wohnt, das bewundere ich, darum beneide ich sie [...]’.⁵⁸⁴

Der durch die werktägliche Arbeitsverpflichtung entstehende Mangel an Zeit für Vergnügungen wird hier für ein ‘gewaltsames’ Ausleben innerer Kräfte verantwortlich gemacht, die von den Gesprächspartnern in fast gegensätzlicher Weise bewertet werden. Die Bezeichnung als ‘tierisch’ hebt zugleich einen naturhaften, primitiven Charakter des Vergnügens hervor und stellt ‘das Volk’ mit seiner ‘Kraft und Lust’, die einer der Adeligen an ihm beneidet, nicht nur in zivilisatorischer Hinsicht auf eine untere Stufe, sondern bindet sie auch topographisch an den Boden, die Mutter Erde an. In auffälliger Deutlichkeit greifen hier die Festtheorien, die den Exzess betonen, wie beispielsweise die von Caillois:

Offenbar erfüllen die Feste, so verschieden man sie sich ausmalt und so verschieden sie in der Tat sind, überall eine analoge Funktion, ob sie sich nun auf eine einzige Jahreszeit konzentrieren oder über ein ganzes Jahr hinweg verstreut sind. Sie unterbrechen die Verpflichtung zu arbeiten und befreien von den Einschränkungen und

⁵⁸² *Quitt*, Bd. 1, S. 268.

⁵⁸³ Vgl.: „Solch ein Programm war es gerade, dessen Lothar jetzt bedurft hätte, da er nicht wußte, was er mit seinem Leben anfangen sollte. Eine eiserne Disziplin, ein Kreis von Genossen, der in Gefahr und Drangsal eng zusammenhielt, große Dinge, die im Werk waren, das reizte Lothar“ (*Die dritte Stiege*, S. 22).

⁵⁸⁴ Ebd., S. 94f.

Zwängen des menschlichen Daseins: Sie sind der Augenblick, wo man den Mythos, den Traum lebt. Man existiert in einer Zeit, in einem Zustand, wo man einzig gehalten ist, auszugeben und sich zu verausgaben. Die Antriebe zum Erwerb sind unwirksam; die Verschwendung ist Trumpf, und jeder vergeudet um die Wette seinen Besitz, seine Lebensmittel, seine Sexual- oder Muskelkraft.⁵⁸⁵

Diese ‘analoge Funktion’ zeigt sich in den untersuchten Erzählungen bislang jedoch deutlich schichtspezifisch und kann lediglich dem Dörfner wie dem Proletarier zugesprochen werden. So zeigt der Abend im ‘Café Zapp’ volltrunkene und ihr letztes Geld verspielende Männer, sexuelle Reize und Annäherungen und schließlich eine Schlägerei, bei der zu befürchten ist, dass ein Streik brechender ‘Bäckerbursche’ totgeschlagen wird. Fritz Martini fasst in seinem Nachwort zusammen:

Ihre Flucht aus der grauen Arbeitsfron des Alltags in einen nur wenige Stunden dauernden Lebensgenuß sind Kartenspiel, Alkohol, Sexualität, Schlägerei bis aufs Blut – es sind die verwahrlosten Erholungen, welche die Gesellschaft ihnen übrig läßt[.]⁵⁸⁶

Martini schließt sich mit dieser Aussage an die Reden des sozialistischen Rotters an, der die spezifische Art der (‘verwahrlosten’) Vergnügungen als gesellschaftlich determiniert versteht.⁵⁸⁷ Die unterste Schicht müsse nehmen, was verfügbar sei. Dass man diese Art von Festlichkeit aber auch mit einer anderen Wertigkeit versehen kann, demonstriert Lothar von Brückmann. Er sieht in den überbordenden Reaktionen zugleich einen beneidenswerten Ausdruck von Lebenskraft, wodurch in Zusammenhang mit der konträren körperlichen Erscheinung von Adel und Volk soziale und rassische Phänomene miteinander verknüpft werden.

Eine größere Lebensnähe, als sie den Adeligen eigen ist, wird auch den ‘Leuten’ in Keyserlings *Beate und Mareile* zugesprochen. Dort wird zur „Feier der Ankunft der jungen Herrschaft“ ein „Fest für die Gutsleute“⁵⁸⁸ gegeben. Als

⁵⁸⁵ Caillois: *Der Mensch und das Heilige*, S. 164f.

⁵⁸⁶ Fritz Martini: „Nachwort“, zu: E. v. Keyserling: *Die dritte Stiege*, Heidelberg: 1985, S. 295-336, hier S. 321.

⁵⁸⁷ Vgl. auch: „[...] Sie saufen hier und spielen eine Nacht: das ist das einzige, was die Gesellschaft ihnen bietet! Wenn man das bedenkt...“ [...]

Der Mann nebenan nahm seine Pfeife aus dem Munde, beugte sich zu Rotter vor und bemerkte: ‘Ja, lieber Herr, einmal in der Woche muß der Mensch sich was zu gut tun. Nicht? Nun und da kommt’s auf einen Rausch, auf eine Rauferei – auf so was nicht an.’ [...] ‘Aber wenn ich sehe, wie es hier zugeht; findet der Arbeiter denn hier Erholung, hier – in diesem Loch?’ [...] ‘Ist nichts besseres da – so nimmt man vorlieb’, meinte der Arbeiter ruhig“ (*Die dritte Stiege*, S. 95f.).

⁵⁸⁸ *Beate und Mareile*, H, S. 37.

sich die ‘Herrschaften’ zur Betrachtung eines Feuerwerks auf den „Kahn im Teiche“⁵⁸⁹ zurückziehen, thematisiert Günther von Tarniff die verlorene Fähigkeit, ‘lustig zu sein’:

Die Leute am Ufer riefen: Hurra! ‘Ja, die!’ meinte Günther, ‘die verstehen noch zu schreien, wenn sie lustig sind.’ ‘Möchtest du denn auch schreien?’ fragte Beate. ‘Gott! Schreien! Nein. Ich sag’ nur, die können’s noch, wir nicht, wir sind zu – zu – stilisiert – um lustig zu sein.’⁵⁹⁰

‘Lustigsein’ erscheint in obiger Formulierung als eine Fähigkeit, die in Abhängigkeit von dem Zivilisationsstatus steht. Gleichzeitig verweist das ‘Schreien’ auf einen ungehemmten Ausdruck. Sprache als Kennzeichen zivilisatorischer und kultureller Errungenschaften tritt hinter den rein akustischen Ausdruck von Lauten zurück, wodurch eine Natur- und Lebensnähe bezeugt wird, deren Verlust auch Lothar von Brückmann in *Die dritte Stiege* bedauert:

Er wäre so gern mit seinem Mädchen lustig gewesen. Doch fühlte er wohl, er verstand das nicht mehr. Die Fähigkeit, einfach das Leben zu genießen, schien verloren, und das dünkte ihn jetzt ein sehr ernster und wichtiger Verlust.⁵⁹¹

In *Die dritte Stiege* findet sich das Jahrmarkttreiben des Praters als zentraler Anziehungspunkt für ‘das Volk’. Über die berufliche Zuordnung der Besucher⁵⁹² wird das Jahrmarktvergnügen gesellschaftlich fixiert und erscheint durch die ‘gelangweilte’ Reaktion des Adligen⁵⁹³ zu einem Vergnügen für das ästhetisch unsensible Volk degradiert. So steht auch die Schilderung des Festraums in direktem Kontrast zu den Beschreibungen der Adelsfeste:

Jetzt lag die Reihe der hellerleuchteten Schaubuden vor ihnen, viele kleine flimmernde Häuschen mitten in dem Dunkel des umgebenden Landes. In dem Glanz der Gasflammen, der Glas- und Spiegelscheiben bewegten sich wunderliche Gestalten – Wachsfiguren mit zartrosa Wangen, ein Äffchen neben einem Kakadu, ein Mann mit mehlweißem Gesicht, zu roten Lippen und einer Zipfelmütze. Unablässig und schimmernd drehten sich die Ringelspiele – all das wie fremdes, abenteuerliches Spielzeug in die Sommernacht geworfen, die ringsum schwarz und still dalag.⁵⁹⁴

Das für Festlichkeiten des Adels konstitutive ‘Gold’ fehlt ganz, das vornehme ‘Weiß’ wird hier durch den Zusatz ‘Mehl’ trivialisiert und Licht und Glanz von

⁵⁸⁹ Ebd., S. 38.

⁵⁹⁰ Ebd.

⁵⁹¹ *Die dritte Stiege*, S. 153.

⁵⁹² Angesichts der ‘Verlassenheit des Werktages’ bieten die erwähnten Praterbesucher („stellenlose Dienstmägde, einige Straßendirnen, Soldaten und Ladendiener“, ebd., S. 152) jedoch kein repräsentatives Bild.

⁵⁹³ Vgl. „Ein Gefühl der Langeweile und des Überdrusses stieg in Lothar auf. All dieser Flitterstaat sah in der Verlassenheit eines Werktages zu sinnlos und schal aus“ (ebd., S. 153).

⁵⁹⁴ Ebd., S. 152.

‘Gasflamme, Glas- und Spiegelscheiben’ wirken im Vergleich mit Kristallkronleuchtern, Kerzenlicht und Edelsteinen billig und nachgemacht. Dennoch – oder vielleicht gerade deswegen, wenn man an den anstrengenden Charakter höfischer Festlichkeiten denkt⁵⁹⁵ – bieten sich hier reale und rauschhafte Festerlebnisse. Die Hausmeistertochter Tini fährt auf dem Karussell mit:

Jetzt sauste sie wieder heran. Die Zügel hatte sie fahren lassen und die Arme über der Brust gekreuzt. Das Gesicht war leicht gerötet. Die Lippen öffneten sich halb, und die Augen sahen blank und wild vor sich hin. Es war, als horchte das Mädchen in sich hinein auf eine starke, süße Leidenschaft, die es innerlich erschütterte.⁵⁹⁶

Die geröteten Wangen belegen eine physische Lebenssteigerung, so wie der geöffnete Mund im Kontext der Lebensphilosophie auf Lebensdurst und ein damit einhergehendes Trinken von Leben verweist.⁵⁹⁷ Der ziellose Blick der Augen macht ein starkes inneres Erleben deutlich⁵⁹⁸ und spricht für einen physisch-psychischen Rausch, der sie in den Augen Lothars zu einem begehrten Besitz macht: „Dieses Starke, Heiße und Wilde, das in diesen schwarzen Augen zuweilen aufblitzte, begehrte er für sich; zu ihm sollte es gehören“.⁵⁹⁹

Doch noch einmal zurück zu dem ‘Fest für die Gutsleute’ in *Beate und Mareile*. Die Dekoration des Raums weist mit den ‘bunten Lampen in den Bäumen’ zunächst eine Parallele zu den ‘Naturfestlichkeiten’ des Adels auf, doch ist die Wirkung nahezu gegensätzlich.

Die Buchen und Kastanien am Teiche steckten voll bunter Lampen; farbige Lichtpünktchen, verloren in all dem Schwarz ringsum. Auf dem Rasenplatze wurde getanzt. Auf einem Tische brannte eine Petroleumlampe ruhig und schläfrig, wie in einer Familienstube. Dort saßen Inspektor Ziepe und der Schulze beim Bier. Die Musi-

⁵⁹⁵ „Die höfischen Feste waren keineswegs ein ungetrübtes Vergnügen. Sie stellten allein an die physische Leistungsfähigkeit ganz erhebliche Anforderungen. War schon das höfische Leben überhaupt wenig mehr als eine permanente Unbequemlichkeit, so bedeutete das Fest darin den Gipfel. Die Mlle DE SCUDÉRY bestätigt in ihren ‘Conversations’, die großen Feste dienten nicht so sehr dem Vergnügen der Teilnehmer als der Demonstration der Größe – der grandeur – ihrer Veranstalter. Und es war vielmehr das Volk, das nichts als zuzuschauen brauchte, das sich am besten dabei unterhielt“ (Alewyn / Sälzle: *Das große Welttheater*, S. 14).

⁵⁹⁶ *Die dritte Stiege*, S. 153.

⁵⁹⁷ Vgl. hierzu v. a. Sendlinger, die die Signifikanz der ‘Lebensdurst-Bilder’ in Keyserlings Werk schlüssig belegt: Sendlinger: *Lebenspathos und Decadence*, v.a. Kap. 7.2.4 *Der Durst nach Leben: Das Einheitsstreben bei Keyserling*, S. 231-260.

⁵⁹⁸ Vgl. auch Caillois, der von auf „Rotations- und auf Schockwirkung bedachten Apparate[n]“ schreibt, „die eigens dazu erfunden sind, den Rausch in der geschlossenen und geschützten Welt des Spiels hervorzurufen“ (Caillois: *Die Spiele und die Menschen*, S. 60).

⁵⁹⁹ *Die dritte Stiege*, S. 153.

kanten fiedelten einen Schleifer; dünne, schnurrende Töne, die, wie verirrt, in die große Nachtstille hinaushüpften; und über dem Ganzen lag der melancholische Ernst, wie er über den Lustbarkeiten des Volkes zu liegen pflegt.⁶⁰⁰

Während die Lichter bei der Geburtstagsfeier der Baronin Üchtlitz im Dunkel der Nacht ‘blühen’ und damit eine exotische Atmosphäre evozieren⁶⁰¹, verlieren sich hier die Lichter in all dem Schwarz, wodurch die Beleuchtungsfunktion ebenso aufgehoben wird wie ein etwaiger Dekorationseffekt. Gesteigert wird diese ‘unfestliche’ Wirkung mit dem ‘ruhigen, schläfrigen’ Licht der Petroleumlampe⁶⁰², das ebenso wie der Begriff ‘Familienstube’ in der einführenden Kennzeichenübersicht auf ‘Alltag’ hinweist.

Daneben ist vor allem der ‘melancholische Ernst’ bezeichnend, der – hier für Festlichkeiten des Volks generalisiert – in direktem Gegensatz zu den Rauschambitionen ‘nervöser Figuren’ steht und auch mit der kurz danach thematisierten Lustigkeit der Leute kontrastiert. Weiterhin auffällig ist die Sprachwahl bei der Schilderung der Festinszenierung, die sich in Verben wie ‘fiedeln’ und ‘hinaushüpfen’ von der ästhetisch geschulten Sprache der Adelligen absetzt, wie auch das derbe ‘Bier’ als Getränk im Kontrast zu den feinen Weinen steht, die bei Festen des Adels serviert werden und einen wichtigen Bestandteil der ‘Rundum-Inszenierung’ bilden, durch ihre Exklusivität sogar Festlichkeit herstellen können.⁶⁰³

Festliche Kennzeichen sind bei dem ‘Fest für die Gutsleute’ also durchaus gegeben: Dekoration, Musik, (alkoholische) Getränke, Begegnung der Geschlechter, sogar Tanz. Auf diesem abstrakten Niveau sind sie mit den Festlichkeiten des Adels vergleichbar, die Unterschiede betreffen erst die konkrete Ausgestaltung der festlichen Elemente, dann aber sind sie gravierend.

Inszenierte Festlichkeiten im Stile der Adelligen, bei denen eine Reihe von Gästen geladen, bewirtet und unterhalten wird, sind im einfachen Volke nicht üblich. Die Einfachheit der Verhältnisse, in denen sie leben, schließt derartige Veranstaltungen zu bloßem Vergnügen aus. Daher sind die einzigen Anlässe zu

⁶⁰⁰ *Beate und Mareile*, H, S. 37.

⁶⁰¹ Vgl. Kap. 2.2.2 *Ausflüge und Geburtstagsfeiern bei Keyserling*.

⁶⁰² Vgl. zu der Wirkung der Petroleumlampe auch: „In dem kleinen Wohnzimmer brannte eine Petroleumlampe auf dem Tisch, und es fiel Doralice auf, wie häßlich unrein dieses Licht war, mit welcher schläfriger Alltäglichkeit es den weißgetünchten Raum füllte“ (*Wellen*, H, S. 378).

⁶⁰³ Vgl. z.B.: „Dein Vater gibt eine Flasche Château Pape Clément und eine Flasche Roederer. Wir haben einen Fisch, Hühner und eine Charlotte, ich denke, so wird es gehen.’ ‘Also ein Fest’, sagte Fastrade spöttisch“ (*Abendliche Häuser*, H, S. 539).

denen sich solche Festlichkeiten auch in den untersten Gesellschaftsschichten finden lassen Hochzeiten und Beerdigungen. Ansonsten übernimmt das 'Wirtshaus' die Funktion des Gastgebers und ermöglicht den einfachen Leuten im Wochenrhythmus bei Alkohol, Kartenspiel, Sexualität und Tanz ein festliches Erleben.⁶⁰⁴

Ein abschließender Blick gilt bei Keyserlings Erzählungen nun noch einmal dem Tanz, dem nach Bollnow 'reinsten Ausdruck des Festlichen'⁶⁰⁵, an dem sich die Ähnlichkeiten und Unterschiede der klassenspezifischen Festlichkeitsvarianten besonders deutlich zeigen.

In *Nicky* etwa pausieren Baronin Nicky von Reichel und der Klaviervirtuose Enrico Fanoni auf einem Ausflug in einem Wirtshaus: „Im Garten saßen die Männer und tranken, in einer offenen Halle wurde getanzt“.⁶⁰⁶ Nachdem Fanoni sich zuvor über die „[...] Traurigkeit in der Welt [...]“ geäußert hat, qualifiziert er das sich ihnen bietende Bild folgendermaßen: „Sie tun hier, was sie können; aber was hilft es, heute abend werden sie doch enttäuscht sein“.⁶⁰⁷ Fanonis Aussage zeigt die Möglichkeiten der einfachen Leute als begrenzt an. Die Aktivitäten trinken und tanzen sind demnach nicht aus einem Fundus von Maßnahmen ausgewählt, sondern zeigen sich schlicht als im Rahmen der Möglichkeiten liegend. Beides sind Aktivitäten, die ein hohes Maß an Rauschpotenzial bieten. Alkohol als Rauschmittel ist hier an das männliche Geschlecht gebunden, während sich die Frauen über die Bewegung des Tanzes stimulieren. Der Tanz selbst gerät in der Darstellung des Erzählers zu einem Bild von Leben und Stärke: „Ernst und emsig drehten die großen, schweren Gestalten umeinander“.⁶⁰⁸ Während die Aktivitäts-Adjektive 'ernst' und 'emsig' der alltäglichen Arbeitswelt entlehnt sind, verweisen die die körperliche Konstitution beschreibenden Adjektive 'groß' und 'schwer' auf Lebensfülle und

⁶⁰⁴ Vgl. auch den Landarbeiter Ulrich von Buchows: „Andre zuckte die Achseln. 'Wenn man am Sonnabend nicht in den Krug gehen soll, was hat man dann, das ist doch noch das einzige'“ und die verständnisvolle Reaktion Ulrichs: „Wenn dieser Knecht in seine dunkle Häuslichkeit zurückkehrte, waren die Kleider naß, die Glieder steif, die Frau weinte, die Kinder schrien, nun, dann ging er zu seinen kleinen Freuden“ (*Feiertagskinder*, H, S. 867). Das Wirtshaus als Inbegriff der 'kleinen Freuden' taucht als Gegenpol zu der Traurigkeit und Pflicht des Alltags bei Keyserling immer wieder auf.

⁶⁰⁵ Vgl. Bollnow: *Anthropologie des Festes*, S. 226f.

⁶⁰⁶ *Nicky*, H, S. 710.

⁶⁰⁷ Ebd.

⁶⁰⁸ Ebd., S. 711.

Widerstandsfähigkeit. „Nicky und Fanoni sahen neben ihnen seltsam schmal und zerbrechlich aus“.⁶⁰⁹ Die ‘Zerbrechlichkeit’ der Adelligen wird durch das Adjektiv ‘seltsam’ als von der Normalität auffällig abweichend qualifiziert. In dieser direkten Gegenüberstellung wird die Kontrastfunktion des Wirtshausaufenthaltes deutlich, die die dekadente Lebensschwäche der Adelligen gegenüber der robusten Kraft der Leute aus dem Volk hervorhebt. Unterstrichen und in eine Beziehung zur Natur gebracht wird diese Opposition durch die Beschreibung des Tanzes. Die ‘schweren Gestalten’ drehen sich, während Fanoni es versteht, „sich und seine Tänzerin leicht und sanft von dem Takte der Musik wiegen zu lassen“.⁶¹⁰ Die naturhafte Kreisbewegung der Dörfler steht der Wiege-Bewegung der Adelligen gegenüber. Bezeichnend bemerkt Bollnow zu der Kreisbewegung des Tanzes:

Im Tanz tritt der Mensch zurück in die Natur und nimmt wieder teil an deren Gesetzmäßigkeit. Gerade die Kreisbewegung ist als solche Symbol dieses Untertauchens in die Naturhaftigkeit des Daseins.⁶¹¹

Das ‘Wiegen’ der Adelligen steht demgegenüber in Korrespondenz mit Verben wie beruhigen, schlafen und träumen und zeigt eher ein ‘Auf-der-Stelle-Treten’ als ein Vorankommen an. Die reale, naturhafte Existenz ist hier der traumhaften, zerbrechlichen und stillstehenden Scheinwelt des Adels gegenübergestellt, was in dem physischen Zusammenbruch Fanonis endet: „Dann blieb er stehn und begann zu husten, ein furchtbarer Anfall schüttelte ihn, seine Augen füllten sich mit Tränen, und er rang nach Luft“.⁶¹² Der Kommentar eines ‘Burschen’: „‘Der gehört ins Spital, was sucht er hier’“⁶¹³ ordnet die Adelswelt vollends der Krankheit und Lebensuntüchtigkeit zu. Fanoni leitet daraus soziale Durchmischung als existenzielle Gefahr ab: „[...] Und das in der Tanzhalle, nun, so geht es immer, wenn wir uns unter die andern mischen wollen. Das dürfen wir nie mehr tun [...]“.⁶¹⁴

Auch in *Die dritte Stiege* wird über den Tanz eine Gegenüberstellung der sozialen Schichten gegeben.

Allerdings tanzte Tini nicht gut. Sie lag mit dem ganzen Gewicht ihres mächtigen Körpers ihrem Tänzer im Arm, und beim Drehen einmal in Schwung gebracht, riß sie

⁶⁰⁹ Ebd.

⁶¹⁰ Ebd.

⁶¹¹ Bollnow: *Anthropologie des Festes*, S. 229.

⁶¹² *Nicky*, H, S. 711.

⁶¹³ Ebd.

⁶¹⁴ Ebd., S. 713.

alles mit sich fort. Den Kopf ein wenig zurückgebogen, richtete sie ihre Augen voll auf ihren Tänzer [...] Diese Art des Tanzes strengte ihn an. Tini trocknete sich mit ihrem Taschentuche die Stirn und machte ein böses, gelangweiltes Gesicht. Es verdroß sie, daß es schon zu Ende sein sollte.⁶¹⁵

Die Art und Weise des Tanzes ist bei der Hausmeistertochter Tini durch Gewicht, Gewalt und intensiven Körper- und Blickkontakt geprägt, für den Adligen Lothar von Brückmann eine ‘anstrengende Art’ zu tanzen. Dass Tinis Bestreben auf den Rausch durch Entgrenzung zielt, zeigt sich in ihrem direkten Augenkontakt, wie sich auch aus den Ausführungen Striedters herleitet:

Die intensive Ausrichtung auf den Partner, die bereits eine Grenzüberschreitung des Selbst impliziert, greift auch über den Partner hinaus und ermöglicht das beglückende Erleben des Selbst und des anderen als gemeinsame Teilhabe an einer ausgreifenden und doch gestalteten, kollisionsfreien und doch dynamischen Bewegung.⁶¹⁶

Als der Arbeiter Chawar ‘abklatscht’, bietet sich ein anderes Bild:

Chawar tanzte mit krummen Knien, schlug stark mit den Absätzen seiner zerrissenen Stiefel auf, aber er hatte seine Tänzerin in seiner Gewalt. Mit Leichtigkeit warf er das große Mädchen hin und her, und Tini überließ sich dieser Kraft, die sie rücksichtslos drehte und zerrte, mit sichtlichem Behagen. Ihr Gesicht nahm einen ernsten, fast schmerzlichen Ausdruck an; es war wieder jenes stillerregte In-sich-hineinhorchen von vorhin.⁶¹⁷

Chawars Art zu tanzen ist das Gegenbild von Eleganz. Krumme Knie, Lärm und mangelhafte Kleidung kennzeichnen ihn. Durch die Konjunktion ‘aber’ hervorgehoben, beschreibt der Erzähler jedoch die Wirksamkeit sein Tanzes, der geprägt ist von Gewalt, Kraft und Rücksichtslosigkeit. Wenig ästhetisch, aber effektiv, ermöglicht sich Tini durch den Tanz das Empfinden von Behagen und still erregter Versenkung.

Doch bei aller Verschiedenheit besteht zwischen Lothars und Chawars Tanzstil ein Zusammenhang, der sich in einer Entwicklungslinie darstellt. Der Tanz bleibt, nur der Stil verändert sich. Der ursprüngliche und kraftvolle ‘Volkstanz’, den Tini und Chawar demonstrieren, wandelt sich in der Welt des Adels zu einem ‘Gesellschaftstanz’, der, seiner Kraft entledigt und durch Eleganz domestiziert, keinerlei physische Stärke mehr erforderlich macht.

Das Schönste aber, was aus den ländlichen Festen in die höfischen überging, waren die Tänze. Freilich, ein Abgrund scheint den Volkstanz von dem Gesellschaftstanz zu trennen. Die groben Paare, die in den Schenken oder auf den Dorfstraßen der OSTADE und TENIERS sich umfassen, um fidel im Kreis herumzuhopsen, haben nichts mehr gemein mit jenen eleganten Tänzern, die im Lichterglanz von Versailles

⁶¹⁵ *Die dritte Stiege*, S. 154f.

⁶¹⁶ Striedter: *Feste des Friedens und Feste des Krieges*, S. 412f.

⁶¹⁷ *Die dritte Stiege*, S. 155.

zum Menuett antreten. Und doch ist der Volkstanz das Reservoir, aus dem der Tanz der Gesellschaft sich immer wieder im Verlauf der abendländischen Geschichte erneuert hat. Es scheint geradezu, als ob die Gesellschaft niemals Tänze zu erfinden, sondern immer nur sich anzueignen und anzupassen fähig gewesen sei. Alle Kulturbewegungen, mit denen wir es bisher zu tun hatten, verliefen in horizontaler Richtung, sie breiteten sich aus der sozialen Ebene, auf der sie entstanden waren, über alle nationalen Grenzen hinweg. Der Tanz allein scheint diese Regel zu brechen. Er steigt aus der Tiefe auf vom Dorf zum Hof, aus der Provinz in die Hauptstadt.⁶¹⁸

Am Tanz zeigt sich anschaulich, was durch die gesellschaftlichen Schichten hindurch auch mit dem Fest geschieht: Es wird von einem Ausdruck der Lebenskraft, des inneren Erlebens und physisch-psychischen Rausches zu einer veräußerlichten Erscheinung, die unter dem Zeichen der körperlichen Beherrschung seiner ursprünglichen Kraft und Funktion entkleidet ist.

Abermals zeigen sich demnach zwei Richtungen, die dem Fest seinen ursprünglichen Sinn entziehen: von unten nach oben in sozialer Hinsicht (vertikal) und vom Land in die Stadt in topographischer Hinsicht (horizontal). Demnach ist das Volk die Klasse und die Natur / das Land der Raum des geglückten Festes. Ob sich diese Hypothese nachhaltig bestätigen lässt, sollte das nächste Kapitel, das sich mit Festlichkeiten in der Natur befasst, zumindest hinsichtlich der 'horizontalen Richtung', zeigen können.

⁶¹⁸ Alewyn / Sälzle: *Das große Welttheater*, S. 26.

2.2 ‘Festraum Natur’ – Gesellschaftsrituale ‘natürlich’ unterwandert

Im Rahmen von geselligen und unalltäglichen Zusammenkünften in der Natur, die mit festlichen Attributen gekennzeichnet sind, wird die Natur selbst zu einem ‘Festraum’. Sie fungiert dabei als Gegenbild zu Zivilisation und Kultur, zu Stadt und Schloss und bedient in dieser Gegensätzlichkeit das Bedürfnis nach Alltagsflucht:

Ein anderes Remedium, ein anderes Gegenmittel gegen die Apotheose des Ausnahmezustandes - gegen den Hang zu jenem Ausbruch aus dem Alltag, der Krieg und Bürgerkrieg sind, ist die Kultur jener Feste, die – in einer sachlich, künstlich, technisch gewordenen Welt, wie es die moderne Welt ist – die Naturverhältnisse sind: die Entdeckung der Landschaft, die Konjektur des Parks und des Gartens vom botanischen und zoologischen über den englischen Garten bis zum Schrebergarten, die Sehnsucht nach den Wäldern, die Lust am Wandern und am Reisen und an Expeditionen in die unberührte Natur. Auch das alles - diese Naturverhältnisse – sind Feste; und wiederum gerade die moderne Welt – je sachlicher, künstlicher, technischer sie wurde, hat die Kultur gerade dieser Naturfeste auf den Weg gebracht, bestärkt und intensiviert.⁶¹⁹

Das heißt, mit zunehmendem, den Alltag der städtischen Massen maßgeblich prägenden, kulturellen und technischen Fortschritt, verstärkt sich die Distanz zu der Natur, die dadurch in ansteigendem Maße zur (festlichen) Ausnahme wird. Für das Ende des 19. Jahrhunderts bedeutet das, dass ‘Alltag’ unter anderem der Ort der Uhren, des elektrischen Lichtes, des Werktags und des ‘Gebauten’ ist. Demgegenüber steht der vom Wandel der Jahreszeiten bestimmte Naturraum mit dem natürlichen Wechsel von Tag und Nacht, seinen ‘Ausflugszielen’ und seiner ‘gewachsenen’ Architektur.

Diese inhaltlichen Oppositionen betont Fontane, indem er Natur stets in Verbindung mit einer Fahrt oder Reise als Überwindung räumlicher Grenzen schildert. Wasser-, Land- und Schlittenpartien als gemeinsam initiierte Ausflüge sind daher typisch für seine Erzählungen⁶²⁰ und unterstreichen die Entfernung vom und zum Alltag. Mitunter wird die Landpartie sogar in ironischer Übertreibung mit einem poetischen Aufenthalt im Süden verglichen wie etwa in *Frau Jenny Treibel*:

⁶¹⁹ Marquard: *Moratorium des Alltags*, S. 688.

⁶²⁰ Vgl. z.B.: die Land- und Wasserpartien in *L’Adultera* und *Der Stechlin*, die Schlitten- und Eislaufpartien in *Effi Briest*, *Vor dem Sturm*, *Mathilde Möhring* und *Unwiederbringlich* und die Landpartien in *Frau Jenny Treibel*, *Schach von Wuthenow* und *Cécile*.

Auch Schmidts hatten zugesagt, Corinna mit besonderer Freudigkeit, weil sie sich seit dem Dinertage bei Treibels in ihrer häuslichen Einsamkeit herzlich gelangweilt hatte; die großen Sätze des Alten kannte sie längst auswendig, und von den Erzählungen der guten Schmolke galt dasselbe. So klang denn 'ein Nachmittag in Halensee' fast so poetisch wie 'vier Wochen auf Capri'⁶²¹

Die ironische Wertsteigerung der Landpartie zur 'poetischen Reise' geschieht hier mit interner Fokalisierung Corinnas vor allem durch eine überbetonte Wahrnehmung des reizarmen Gewohnten von Alltags-Raum, Alltags-Figuren und Alltags-Sprache. Die positive Bewertung der Landpartie erfolgt also zunächst und insbesondere durch die Qualifizierung zum Nicht-Alltag.

Bei Keyserling hingegen ist – vielleicht anders als erwartet – die Natur nicht per se festlich. Sie kann auch als „[...] so traurig wie in einer Schulstube“⁶²² empfunden werden. Zudem ist ebenso die Opposition zum Schloss nicht zwangsläufig gegeben. Gruenter beispielsweise sieht die das Schloss umgebende Landschaft als Erweiterung des Wohnraumes und damit als einen weiteren Raum 'formalisierten Lebens', in dem die verschiedenen gesellschaftlichen Anlässe das ritualisierte Leben des Innenraumes fortsetzen.⁶²³ Erst wenn mit der räumlichen Grenze auch die Grenze zwischen Tag und Nacht überschritten wird, zeigt sich, dass das gesellschaftliche Ritual in der Natur als schlichte Verlagerung der 'Schloss-Sitte' in den Naturraum, nicht ohne Weiteres möglich ist. Auf der Geburtstagsfeier, die, wie die Landpartie, ein herkömmlicher Anlass für eine Festlichkeit in der Natur⁶²⁴ ist, belegen so mit bezeichnender Regelmäßigkeit die physischen Symptome einer Reizüberflutung, wie etwa Ohnmacht und Übelkeit, den Einfluss der Natur, der die alltägliche Vertrautheit des 'Gesellschaftsrituals' 'unterwandert'.

2.2.1 Die Landpartie bei Fontane

Die kompositorische Funktion der Landpartie ist der Fontane-Forschung unlängst bekannt. Als „betonte Höhe- und Wendepunkte im Verlaufe der

⁶²¹ *Frau Jenny Treibel*, Bd. 4, S. 401.

⁶²² *Landpartie*, H, S. 859.

⁶²³ Gruenter: *Schloßgeschichten Keyserlings*, S. VII.

⁶²⁴ Vgl. die Geburtstagsfeier der Baronin Üchtlitz in *Fürstinnen* und die des Geheimrats Knospelius in *Wellen*.

Handlung“⁶²⁵ bezeichnet sie bereits 1912 Gottfried Krickler, Max Tau „fällt auf, daß in den meisten Romanen der Höhepunkt der Handlung sich in einer neuen Naturumgebung abspielt“ und „sich die wichtigsten Geschehnisse auf einem Ausflug“⁶²⁶ ereignen und Demetz spricht angesichts von Landpartie und Diner bei Fontane von den „Kernphasen seiner epischen Organisation“.⁶²⁷ Dem entsprechen die vielen Landpartien, die in Fontanes Werk zu finden sind und die in diesem Kapitel nicht sämtlich Erwähnung finden können. Vielmehr wird die Betrachtung der Fontaneschen Landpartie auf einen ‘Nachmittag in Halensee’ (*Frau Jenny Treibel*) konzentriert.

Als ‘Strukturelement’ der Erzählung ist die Landpartie von einem ähnlichen Ablauf geprägt wie das Diner⁶²⁸ und in dieser Schematisierung eher geplant und ritualisiert (Feier) als spontan und rauschhaft (Fest). Diese Abfolge zeigt sich in mehr oder weniger strenger Form als typisch für Fontanes Landpartien.

An den ersten Programmpunkt, die Vorbereitung und das Eintreffen der Gäste, knüpft sich eine bedeutsame Anordnung und Vorstellung der Figuren. So wird in *Frau Jenny Treibel* „auf gemeinschaftliche Fahrt verzichte[t]“.⁶²⁹ Das ermöglicht erstens den Hinweis auf den zivilisatorischen Fortschritt, der sich in der Wahlmöglichkeit des Transportmittels niederschlägt und zugleich die Reglementierung des ‘Ausbruchs’ durch Verkehrsmittel anzeigt. Zweitens wird über Gruppierungen und Transportmittelwahl eine Gruppensoziologie entfaltet, die auf die Handlung der Geschichte rekurriert. Die betuchten Bourgeois reisen in eigenen Equipagen, die gleichsam als Statussymbole fungieren. Der Künstler

⁶²⁵ Gottfried Krickler: *Theodor Fontane, Von seiner Art und epischen Technik*, Berlin: 1912, S. 62.

⁶²⁶ Max Tau: *Landschafts- und Ortsdarstellung Theodor Fontanes*, Oldenburg: 1928, S. 32f.

⁶²⁷ Demetz: *Fontane*, S. 140. Vgl. auch Liesenhoff, Müller-Seidel oder etwa Dieter Mayer, aus dessen Aufsatz jedoch keine fruchtbaren Ansätze für diese Arbeit gewonnen werden konnten: „Die Landpartie als literarisch-gesellschaftlicher Topos bei Fontane und nach der Jahrhundertwende“, in: Michael Krejci / Karl Schuster (Hrsg.): *Literatur, Sprache, Unterricht: Festschr. f. Jakob Lehmann z. 65. Geburtstag*, Bamberg: 1984, S. 63-70.

⁶²⁸ „Auch der Ablauf der Landpartien weist, vergleichbar dem der Dinerdarstellungen, eine der Konvention abgenommene Ordnung auf:

I. Vorbereitungen und Eintreffen der Teilnehmer

II. Spaziergang und ländliches Mahl

III. Gesprächsgruppen, Heimfahrt

IV. Rückblickendes Kommentargespräch“ (Hauschild: *Geselligkeitsformen und Erzählstruktur*, S. 122). Vgl. auch Demetz: *Fontane*, S. 141.

⁶²⁹ *Frau Jenny Treibel*, Bd. 4, S. 401.

der Runde nebst Gefolge nutzt hingegen die „neue Dampfbahn“⁶³⁰, was auf seine Fortschrittlichkeit hinweist, auch hinsichtlich seiner gesellschaftlichen Orientierung zu den oberflächlichen, aber im bequemen Luxus lebenden Bourgeois.⁶³¹ Corinna schließlich, betont separiert von der restlichen Gesellschaft, fährt „mutterwindallein“⁶³² mit der Stadtbahn. Darin drückt sich nicht nur ihre Autonomie aus, sondern auch die Loslösung ihrer Heiratsabsichten aus den Gruppeninteressen. Corinnas Vater kommt ebenso alleine und zudem später. Wie bei Corinna wird hierin seine Individualität betont und in dem Zuspätkommen zugleich eine Ignoranz oder Gleichgültigkeit gegenüber gesellschaftlichen Verbindlichkeiten umgesetzt. Als letzter Landpartierer trifft schließlich Leopold Treibel in einer „langsam herantrottenden Droschke“⁶³³ ein, sinnbildlich für seine auffällig häufige Charakterisierung als ‘armer Junge’.⁶³⁴

Das Bild, das Leopold mit seinem Eintreffen bietet, veranlasst seinen Vater zu einem kritischen Kommentar, in dem – allerdings ohne erkennbare Sprecherintention – zwei der zentralen übergeordneten Themen der Erzählung aufgenommen werden: Natur versus Zivilisation und Schein versus Sein. Zugespitzt wird der Kommentar in der rethorischen Frage „[...] Kommt er nicht an, als ob er hingerichtet werden sollte? [...]“⁶³⁵. In spitzer Ironie mag damit auf die folgende Verlobung Leopolds mit Corinna angespielt werden, durch die seine schwache Charakteranlage offenbart und also (hin)gerichtet wird. Denn einerseits stellt er den Antrag lediglich als Opfer von Corinnas Manipulationskünsten und andererseits ist er gegen den Widerstand seiner Mutter unfähig, auf den Antrag weitere Schritte folgen zu lassen. So behält

⁶³⁰ Ebd.

⁶³¹ Vgl. hierzu die Charakterisierung Krolas: ebd., S. 337.

⁶³² Ebd., S. 401.

⁶³³ Ebd., S. 403.

⁶³⁴ Vgl. z.B. ebd., S. 340, S. 370, S. 376 (2x), S. 431, S. 444, S. 446 (2x), S. 470.

⁶³⁵ Davor heißt es: „,sonderbar; es heißt immer, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Aber mitunter tut er’s doch. Alle Naturgesetze schwanken heutzutage. Die Wissenschaft setzt ihnen zu arg zu. [...] wenn *ich* Leopold Treibel wäre [...] so hätte mich doch kein Deubel davon abgehalten, hier heute hoch zu Roß vorzureiten [...] und wäre hier, schlecht gerechnet, wie ein junger Gott erschienen, mit einer roten Nelke im Knopfloch, ganz wie Ehrenlegion oder ein ähnlicher Unsinn. Und nun sehen Sie sich den Jungen an [...]“ (ebd., S. 403f.). Vgl. auch Hauschild: „Aus einer Beobachtung und Beurteilung der umgebenden Landschaft erstet ein Anlaß zum Sprechen, und das Gesprochene verweist, hier ohne Absicht der redenden Figur, auf umfassendere Relationen des Gesamttextes. Eine Assoziationskette, in die der Leser mit eingeschlossen ist, bildet das verbindende strukturelle Gerüst“ (Hauschild: *Geselligkeitsformen und Erzählstrukturen*, S. 134).

Jenny schließlich Recht mit ihrer Ansicht: „Leopold ist ein Kind und darf sich überhaupt nicht nach eigenem Willen verheiraten [...]“⁶³⁶

Bereits mit dem Eintreffen der Gäste stellt Fontane damit die grundlegende Figuration in ihrem sozialen Gefüge sowie die Themen der Erzählung dar. Ähnlich werden bei dem ‘ländlichen Mahl’ als dem zweiten Programmpunkt⁶³⁷ allgemeine und persönliche Themen der Erzählung aufgegriffen und über die Tischgespräche indirekt pointiert. So verweist etwa Treibels Bemerkung über Schwäne unversehens auf die Gegensätze von äußerem Schein und innerem Sein, Geld versus Geist:

‘[...] Das ist immer so; wo Schwäne sind, sind keine Schwanenhäuser, und wo Schwanenhäuser sind, sind keine Schwäne. Der eine hat den Beutel, der andre hat das Geld [...].’⁶³⁸

Das gesellige Gespräch wird dadurch aus dem direkten Festlichkeitsbezug gelöst und auf einer Meta-Ebene zur Reflexion und Spiegelung handlungsspezifischer und gesamtgesellschaftlicher ‘Konflikte’ genutzt. Zu diesem Zwecke instrumentalisiert der Erzähler auch Musik, indem er nicht etwa Klänge und auditive Eindrücke beschreibt, sondern Musik im Wortlaut der Liedtexte oder -titel wiedergibt.

‘Aber jetzt müssen wir schweigen. Ihr Quartett hebt eben an. Was ist es denn?’ ‘Es ist das bekannte: ›Ich weiß nicht, was soll es bedeuten?‹’ ‘Ah, das ist recht. Eine jederzeit wohl aufzuwerfende Frage, besonders auf Landpartien.’⁶³⁹

In *Frau Jenny Treibel* wird mit Heinrich Heines *Loreleylied* die ‘Bezauberung’ Leopolds durch Corinna reflektiert, die später in einer heimlichen Verlobung

⁶³⁶ *Frau Jenny Treibel*, Bd. 4, S. 412.

⁶³⁷ Der ‘Spaziergang’ als Teil des zweiten Programmpunktes nach Hauschild wird hier nicht gesondert untersucht, da ein Spaziergang vor dem Mahl zwar vorkommt, aber nicht zwangsläufig an diese Programmposition gebunden ist. Speziell bei der Partie zum Halensee fällt der Spaziergang mit der Gruppenbildung nach dem Mahl zusammen.

⁶³⁸ *Frau Jenny Treibel*, Bd. 4, S. 405. Vgl. auch *L’Adultera*, wo sich van der Straaten über Unschuld und Untreue auslässt. Z.B.: „auf welche Mitteilung hin van der Straaten nicht nur die fallenden Sterne zu zählen anfing, sondern sich schließlich auch bis zu dem Satze steigerte: ‘daß alles auf der Welt eigentlich nur des Fallens da sei: die Sterne, die Engel, und nur die Frauen nicht’“ und „[...] Aber sei weiß wie Schnee und weißer noch. Ach, die Verleumdung trifft dich doch’“ (*L’Adultera*, Bd. 2, S. 61 und 62). Ein anderes Beispiel bietet *Effi Briest*, wo das kokettierende Benehmen der Förstertochter Cora eine Auseinandersetzung über Pflicht, ‘Schwäche des Fleisches’ und der „[...] Hauptschuld der Eltern und Erzieher’“ (*Effi Briest*, Bd. 4, S. 153) eröffnet, Aussagen, die sich unübersehbar auf die Eheschließung zwischen Effi und Innstetten und das nur wenige Stunden später beginnende Verhältnis von Effi und Crampas, beziehen.

⁶³⁹ *Frau Jenny Treibel*, Bd. 4, S. 409.

kulminieren wird.⁶⁴⁰ ‘Besonders auf Landpartien’ ist daher die grenzwertige Sprache, die Bedeutungsfragen aufwirft, bezeichnend. Die Natur – so lässt sich schließen – bedient nicht nur die Begegnungsfunktion der Geschlechter, sondern befördert darüber hinaus deren Annäherung. Damit thematisiert die Landpartie hier neben der Überschreitung räumlicher Grenzen zwischen Stadt und Land vor allem die Grenzen zwischen Mann und Frau, Ehe und Verhältnis und Familie und Individuum.

Diese Grenzkonflikte werden auf der Landpartie in literaturhistorischer Tradition meist mittels einer Wassermetaphorik zugespitzt.⁶⁴¹

Von Homers *Ilias* und *Odyssee* bis zu Theodore Dreisers *An American Tragedy* (1925) charakterisieren die Schifffahrt, das Rudern und das Dahingleiten im Boot das Schwankende und Bodenlose der leidenschaftlichen Bindung. [...] Auf dem Wasser löst sich die Leidenschaft aus den Fesseln der sittlichen Begrenzung[.]⁶⁴²

Auch in *Frau Jenny Treibel* fehlen das feuchte Element und sein Einfluss nicht: erst der Spaziergang um den Halensee erlaubt schließlich das verhängnisvolle, vertrauliche Gespräch zwischen Corinna und Leopold. Damit fällt das ‘Begrenzungen lösende’ Wassermotiv – wie auch in anderen Erzählungen – mit dem dritten Punkt des Landpartieschemas ‘Gesprächsgruppen und Heimfahrt’ zusammen, auf dem sich in auffälliger Regelmäßigkeit ein ‘emotionaler Grenzgang’ oder sogar ein festlicher Grenzübertritt entfaltet.⁶⁴³ Die sich daran knüpfende kompositorische Funktion der Landpartie als Wendepunkt im Verlauf

⁶⁴⁰ Noch deutlicher werden in *L’Adultera* Liedtext und Figurenempfindung kombiniert. Eduard Mörikes *Schön-Rothtraut* wird für die individuelle Situation genutzt und zum Sprachrohr der eigenen verborgenen Empfindungen: „Aber es war ein andres Lied, und über das Wasser hin klang es ‘Rothtraut, Schön-Rothtraut’, erst laut und jubelnd, bis es schwermütig in die Worte verklang: ‘Schweig stille, mein Herze.’ ‘Schweig stille, mein Herze’, wiederholte Rubehn und sagte leise: ‘soll es?’“ (*L’Adultera*, Bd. 2, S. 68).

⁶⁴¹ Vgl. v.a. die Rückfahrt der Schlittenpartie in *Effi Briest*. Zunächst „hart am Wasser hin“, dann über den Schloon, der den Sand ‘unterirdisch’ unterspült (*Effi Briest*, Bd. 4, S. 157) und über eine Brücke in den Wald. Betont wird die Wassermetaphorik in einem Dialog zwischen Sidonie und Effi, in dem Effis Sehnsucht nach Entgrenzung in der Natur, ergo einem festlichen Einheitserleben u.a. in den vermeintlich gehörten Meerjungfrauengesängen evident wird (ebd.). In *Irrungen, Wirrungen* findet sich wie im *Stechlin* und in *L’Adultera* die Spree und auch der Schnee bei den Schlittenpartien ist nichts anderes als gefrorenes Wasser.

⁶⁴² Daemmrich: *Themen und Motive der Literatur*, Art. „Ehebruch“, S. 108.

⁶⁴³ Auch Lewins Liebesgeständnis und sein Kuss auf den Nacken Kathinkas erfolgen auf dem Rückweg von Lehnin (*Vor dem Sturm*). Ebenso werden die ersten unmissverständlichen Worte zwischen Rubehn und Melanie auf der Rückfahrt über die Spree gesprochen (*L’Adultera*) und erst auf dem Heimweg überdeckt Crampas Effis Hand „mit heißen Küssen“ (*Effi Briest*, Bd. 4, S. 162).

der Geschichte verleiht dem dritten Programmpunkt der Landpartie daher eine herausgehobene Bedeutung in der Erzählung.

Dieses Keimen einer ‘moralischen Revolution’ als potenzielle Gefahr jeder Landpartie wird in *Effi Briest* eigens durch eine Nebenfigur thematisiert. Geheimrätin Zwickler, als eine Art Tugendwächterin angelegt, erklärt – wenngleich in unbeabsichtigt komischen Übertreibungen – ihren ‘Hass’ auf die Moralgrenzen gefährdenden Landpartien:

‘[...] Ich hasse diese Landpartien, die sich das Volksgemüt als eine Kremserpartie mit ‘Ich bin ein Preuße’ vorstellt, in Wahrheit aber schlummern hier die Keime einer sozialen Revolution. Wenn ich sage ‘soziale Revolution’, so meine ich natürlich moralische Revolution [...]’⁶⁴⁴

Das Gespräch zwischen Effi und der Geheimrätin, das sich aus Effis ‘Begeisterung’ für das schöne Haar ihres Hausmädchens und den ‘Befürchtungen’ der Geheimrätin über die Unvereinbarkeit von Attraktivität ‘der Mädchen’ und ‘guter Sitte’ herleitet, unterstellt – vornehmlich in Effis Redebeiträgen – das ‘eigene Haus’ der ‘Macht der guten Sitte’.⁶⁴⁵ Die Geheimrätin, die „[...] offen gestanden, auch nach dieser Seite hin voller Mißtrauen [...]“⁶⁴⁶ ist, verweist daraufhin auf die

‘[...] Außengebiete. Haben Sie von Landpartien gehört? [...] schon die bloßen Namen der dabei in Frage kommenden Ortschaften umschließen eine Welt von Angst und Sorge [...]’⁶⁴⁷

Die ‘Außengebiete’ meinen hier freilich nicht die ursprüngliche, freie Natur, sondern fast im Gegenteil so genannte „[...] Vergnügungsorter [...]“⁶⁴⁸, zeigen aber dennoch deutlich die Wahrnehmung des eigenen Hauses als Zentrum moralischer Kontrolle. Die ‘Macht der guten Sitte’, von der Effi spricht, erscheint damit eingehegt in die Grenzen des Alltagsraums. Eine entsprechende Grenzüberschreitung entspräche damit auch einer moralischen Lockerung, insbesondere wenn nicht nur der Alltagsraum, sondern ebenso die alltäglichen Beziehungskonstellationen verlassen werden. Krickler bestätigt:

⁶⁴⁴ Ebd., S. 252.

⁶⁴⁵ Vgl. ebd., S. 250f. Effi, die sich angesichts ihrer Vergangenheit mit Crampas in diesem Gespräch auf ‘dünnem Eis’ bewegt, insistiert nicht umsonst auf den Raum – ihr Verhältnis mit Crampas hat sich ausschließlich in ‘Außengebieten’ abgespielt.

⁶⁴⁶ Ebd., S. 251f.

⁶⁴⁷ Ebd., S. 252.

⁶⁴⁸ Ebd.

unter freiem Himmel fallen die Schranken, die zu Hause, unter den Augen der Umgebung alles umfassen, hier spricht und handelt jeder nach seinem Herzen und Willen, hier erfüllt sich darum das Verhängnis.⁶⁴⁹

Der Ausnahmestatus von Landpartien wird also nicht nur durch die Herauslösung aus dem Alltäglichen erreicht, sondern auch über die Möglichkeit der unbeobachteten Gespräche und Handlungen mittels der räumlichen Separierung von Zweiergruppierungen. Dabei heißt es in *L'Adultera* über den Vorgang der Gruppenbildung bezeichnend: „eine Verteilung, die sich wie von selber machte“.⁶⁵⁰ So erscheint das Zusammenkommen bestimmter Figuren aus einer – im doppelten Wortsinne zu verstehenden – ‘natürlichen’ Entwicklung heraus zu entstehen, die im narrativen Schema umgesetzt ist.

Die Möglichkeit der großzügigeren Verteilung der Gruppen und die Sichtschutzangebote der natürlichen Vegetation befördern ‘Vertraulichkeiten’ und ‘Mehrdeutigkeiten’, die sich bis zu eindeutigen „Confessions“⁶⁵¹ und versteckten Zärtlichkeiten steigern können, wie im Falle der heimlichen Verlobung zwischen Corinna und Leopold: „Und unter diesen Worten nahm er ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen. Denn sie gingen im Schutz einer Haselnusshecke.“⁶⁵² Auch bei der bedeutungsvollen Verabschiedung wird die Natur als Schutz vor fremden Blicken genutzt:

Auch Leopold und Corinna trennten sich, aber doch nicht eher, als bis sie sich im Schatten des hochstehenden Schilfes noch einmal fest und verschwiegen die Hände gedrückt hatten.⁶⁵³

Die Natur fördert nicht nur, sondern ermöglicht hier erst die Verlobung, die unter dem strengen Blick der für ihren Sohn ‘Höheres’ erstrebenden Jenny Treibel nicht möglich gewesen wäre. In diesem Kontext erscheint eine besondere „Vertraulichkeit“ als Verhaltensweise der „beiden Felgentreus, die sich vorgesetzt zu haben schienen, à tout prix für das ‘Landpartieliche’ zu sorgen“⁶⁵⁴ als folgerichtig.

⁶⁴⁹ Krickler: *Theodor Fontane*, S. 62.

⁶⁵⁰ *L'Adultera*, Bd. 2, S. 65.

⁶⁵¹ *Frau Jenny Treibel*, Bd. 4, S. 417.

⁶⁵² Ebd.

⁶⁵³ Ebd., S. 418.

⁶⁵⁴ Ebd., S. 404.

Professor Schmidt sieht daher die Verlobung seiner Tochter mit Leopold Treibel, die Jenny Treibel empört als ‚[...] wohlüberlegten Überfall [...]‘⁶⁵⁵ Corinnas bezeichnet, schlicht als Ergebnis des Ausflugs in die ‚Natur‘:

‘Ein Überfall, meine gnädigste Frau. Sie haben vielleicht nicht ganz unrecht, es so zu nennen. Und daß es gerade auf diesem Terrain sein mußte. Sonderbar genug, daß Dinge der Art ganz bestimmten Lokalitäten unveräußerlich anzuhaften scheinen. Alle Bemühungen, durch Schwanenhäuser und Kegelbahnen im stillen zu reformieren, der Sache friedlich beizukommen, erweisen sich als nutzlos, und der frühere Charakter dieser Gegenden, insonderheit unseres alten übelbeaumdeten Grunewalds, bricht immer wieder durch. Immer wieder aus dem Stegreif [...]’⁶⁵⁶

Die Replik des Professors während des vierten Programmpunktes ‚Rückblickendes Kommentargespräch‘ enthält trotz aller Ironie zwei ernst zu nehmende Überlegungen. Zum einen über die Einflussnahme des Raumes auf das Verhalten der Figur, zum anderen über die Beziehung zwischen Natur und Zivilisation, Archaischem und Neuem.

Professor Schmidt bindet die Verantwortlichkeit für ‚Dinge der Art‘ ganz an den Raum und befreit damit die Figur von jeder Verantwortung. Die Natur erscheint als autonome Größe, die von den ‚stillen Reformationsbemühungen‘ (‚Schwanenhäuser‘, ‚Kegelbahnen‘) des Menschen gänzlich unbetroffen ist. Zugleich wird der Natur instinkthafte, triebhaftes und auch gewaltsames Verhalten anheimgestellt, das in Opposition zu den Kulturambitionen des ‚Gesellschaftsrituals‘ steht. Darüber hinaus verweist die Beeinflussung der Figur durch die Natur im Kontext des Festes auf eine Erweiterung des Bewusstseins über die Grenzen des individuellen Bewusstseins hinaus und schafft eine Verbindung zwischen Figur, Natur und Geschichte.

Die Verhaftung im Historischen, das Professor Schmidt an die ‚Lokalität‘ knüpft, entspricht nach den definitorischen Ansätzen dieser Arbeit⁶⁵⁷ eher Kennzeichnungen der Feier, während die Erweiterung des Bewusstseins über die eigene Person hinaus auf das Fest verweist. Doch reicht die Bewusstseins-erweiterung nicht bis ins Unendliche oder Rauschhafte und das Feierliche bleibt auf das Äußerliche beschränkt, wodurch die Landpartie als ein ‚Mittelding‘ erscheint. Nicht ganz Fest, nicht ganz Feier und ganz weit weg vom Alltag entspricht der Ausflug in die Natur einem domestizierten Rausch und die ‚stillen Reformationsbemühungen‘ erweisen sich schließlich doch als geglückt, nicht

⁶⁵⁵ Ebd., S. 445.

⁶⁵⁶ Ebd., S. 445f.

⁶⁵⁷ Vgl. Kap. 1.2 *Fest und Alltag – eine tabellarische Übersicht*.

was die Kontrolle über die Natur betrifft, sondern vielmehr hinsichtlich der Rauschdisposition der Figuren.

Dieser Einfluss der Zivilisation zeichnet sich bei fast allen Landpartien in der Beschreibung des Raumes ab und erscheint als kontinuierliches Thema.⁶⁵⁸ So verwehrt etwa der Ausflug nach Halensee in ironischer Zuspitzung den Blick auf den Halensee und enthebt damit die Landpartie jeder landschaftlichen Bedeutung. Stattdessen ertönen die Geräusche einer „etablierten Schießbude“ und „das Kugelrollen einer am diesseitigen Ufer sich hinziehenden Doppelkegelbahn“. Für den Blick auf den See müssen zwei Stühle zusammen geschoben werden. Doch der sich bietende Ausblick enttäuscht abermals: „Ach, da ist er. Etwas klein“.⁶⁵⁹ Tatsächlich bleibt das Ziel der Landpartie häufig hinter den Erwartungen der ‘Landpartierer’ zurück.⁶⁶⁰

Der ‘Ausflug ins Grüne’ als Suche nach Einsamkeit und Idyll erweist sich damit als trügerisch und unrealisierbar. Der Einfluss von Zivilisation und sogenannter Kultur ist stets präsent und während die Natur dessen ungeachtet ihre unterschwellige Autonomie bewahrt, bleibt die Figur dem zivilisatorischen Prinzip ‘Gesellschaft’ unterworfen. Man könnte auch sagen, die Natur hat sich

⁶⁵⁸ Vgl. z.B. den „wunderlich gemischte[n] Anblick“ auf der Schlittenpartie zur Klosterkirche in Lehnin, in dem poetisches Bild und „Kegelbahn“ mit „Lattenrinne“ aufeinandertreffen (*Vor dem Sturm*, Bd. 3, S. 463). Die Kegelbahn ist bei Fontane ein verbreitetes Motiv, sowohl in akustischer wie in visueller Hinsicht. Der Spaziergang auf den Wilmersdorfer Feldwegen ist so bspw. von den Geräuschen der Kegelbahn begleitet (*Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 366), Mathilde Möhrings Selbsteinschätzung rührt von dem Wort eines „Halenseer Kegelschützen“ her: „Sie hat ein Gemmengesicht“ (*Mathilde Möhring*, Bd. 4, S. 579) und in Tempelhof wird überlegt, „unter einem halboffenen Kegelbahnhäuschen“ Platz zu nehmen (*Schach von Wuthenow*, Bd. 1, S. 581). Zu der Verwendung immer gleicher Motive, die symbolischen und vorausdeutenden Charakter erhalten, vgl. auch Tau: *Landschafts- und Ortsdarstellungen Fontanes*, S. 25ff.

⁶⁵⁹ *Frau Jenny Treibel*, Bd. 4, S. 405.

⁶⁶⁰ Vgl. z.B.: „Nichtsdestoweniger konnte keinem Beobachter entgehen, daß alles enttäuscht war, besonders die Damen. Sie hatten eben mehr erwartet“ (*Vor dem Sturm*, Bd. 3, S. 460), „Ja, der Ausflug nach Hankels Ablage, von dem man sich so viel versprochen und der auch wirklich so schön und glücklich begonnen hatte, war in seinem Ausgange nichts als eine Mischung von Verstimmung, Müdigkeit und Abspannung gewesen“ (*Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 399), „O weh! Ein Palazzo“, sagte die Baronin und war auf dem Punkt, ihrer Mißstimmung einen Ausdruck zu geben“ (*Der Stechlin*, Bd. 5, S. 141) oder bei der Besichtigung des winterlichen Stechlins: „das ist nun also der große Moment. Orientiert bin ich. Aber wie das mit allem Großen geht, ich empfinde doch auch etwas von Enttäuschung“ (ebd., S. 266).

ihre Festlichkeit auch jenseits der Romantik bewahrt, doch mangelt es nun an dem festlichen Bewusstsein der Figuren.⁶⁶¹

Schon Demetz hat auf diese Macht des ‘gesellschaftlichen Rituals’ hingewiesen, die auch die Landpartie nicht zu durchbrechen vermag:

Die Landpartie mag Anlaß zu mancher Verlobung geben; sie mag insgeheim Liebenden die Möglichkeit zu innigen Gesprächen eröffnen; politische Frondeure mögen gegen Bismarck wettern – dennoch, die Fährnisse menschlicher Existenz, die Krise, die im romanesken Roman so autonom hervortrat, wird hier in gesellschaftlichem Dekor diszipliniert, und das Ungebändigte, das frenetisch Subjektive, kann das Wiederholbare des gesellschaftlichen Rituals nicht entscheidend durchbrechen oder gar zerstören. Im Grunde wird die Erzählstruktur zum Ausdruck einer mächtigen Ordnung menschlichen Beisammenseins[.]⁶⁶²

Diese enge Beziehung zwischen der Ebene der Erzählung und der Ebene der Geschichte zeigte sich bereits angesichts der ‘emotionalen Grenzgänge’ auf der Heimkehr als erzähltem ‘drittem Programmpunkt’. Die Heimkehr als Teil der narrativen Organisation der Landpartie entspricht in der Geschichte einer Rückführung in die Grenzen des Alltags auf die die Figuren – so scheint es – mit einem letzten Protest reagieren.

Die von Max Tau als Mangel erfasste Darstellung der Natur-Figur-Beziehung in Fontanes Erzählungen wäre in diesem Kontext eine ausnehmend feine und zu Unrecht kritisierte Umsetzung der zu ‘Naturfesten’ nur noch oberflächlich fähigen Figuren:

auch in den anderen Werken dient eine bestimmte Landschaftsszenerie zur Untermauerung und Charakterisierung der inneren Vorgänge. Und doch wird diese Landschaftsszenerie niemals Handlungsraum, der das Menschengeschehen umschließt. Denn die Landschaftsbilder werden hinter verschiedene Situationen und Ereignisse gestellt, um diese besonders effektiv zur Geltung zu bringen. Nur selten wird die innere Beziehung oder das Bewusstwerden und Empfinden des Zusammenhangs zwischen Landschaft und Mensch gestaltet.⁶⁶³

Der ‘Zusammenhang zwischen Landschaft und Mensch’ – so wird in Fontanes Erzählungen immer wieder deutlich – ist beeinträchtigt und damit zwangsläufig auch ein etwaiges festliches ‘Einheitserleben’. Diese Aussage bezieht sich maßgeblich auf die sogenannten ‘Berliner Romane’, in denen die zivilisatorische Kultivierung der Landschaft durch Architektur und (Land-)Wirtschaft erst den eigentlichen ‘Naturgenuss’ der Figuren herstellt. So gilt beispielsweise in

⁶⁶¹ Vgl. bspw. Hillmann: *Bildlichkeit der deutschen Romantik*, v.a. hinsichtlich des Begriffs ‘Landschaftsgefühle’, etwa S. 59ff. u. 207ff.

⁶⁶² Demetz: *Fontane*, S. 141f.

⁶⁶³ Tau: *Landschafts- und Ortsdarstellung Fontanes*, S. 33.

L'Adultera der Blick auf die Stadt als qualitative Auszeichnung bei der Platzwahl:

Rubehn erhielt ohne weiteres den besten Platz angewiesen, um als Fremder den Blick auf die Stadt freizuhaben, die flußabwärts im rot- und golddurchglühten Dunst eines heißen Sommertages dalag.⁶⁶⁴

Wie der Blick fließt auch der Fluss zur Stadt hin, die aber durch Licht, Temperatur und Jahreszeitenstimmung nicht in Opposition zur Natur erscheint, sondern im Gegenteil in den Naturraum eingliedert wird. Hauschild bemerkt, dass die

Wahrnehmung von Natur und Landschaft als Bild und Bildausschnitt der wenige, charakteristische Details umfaßt und sie aus der Perspektive des Beobachters wiedergibt, [...] neben dem ständigen Bezug zum menschlichen Bereich als Eigenart Fontanescher Darstellungsmethode angesehen werden⁶⁶⁵

kann. In diesem 'Bild' nun zeigt sich das spezifische Verhältnis zwischen Natur und Mensch bei Fontane. Die Natur ist zwar das Ganze und Umgebende, der Mensch aber hat sich einen eigenen Raum darin geschaffen. Auf diesen eigenen Raum, der Stadt, Haus, Gesellschaft oder Alltag heißen mag, bleibt der Mensch stets bezogen und orientiert. Ein 'Sichhingeben' im Sinne von Einswerdung mit Natur und Universum ist in dieser Verhaltensstruktur nicht vorgesehen und nahezu ausgeschlossen.

Die Natur erscheint in den Erzählungen Fontanes als ein Raum der Entwicklungen und Wendungen befördert. Ebenso hat ein Ausflug in die Natur stets den Charakter des Außergewöhnlichen und Unalltäglichen. (Moralische) 'Grenzüberschreitungen' in der Natur verweisen auf die Opposition zwischen Natur und Zivilisation, an die sich die semantischen Gegensatzpaare Freiheit versus Zwang, versteckt versus offen, Nähe versus Distanz und Emotion versus Verstand binden. Dazu zeigt sich eine Verknüpfung zwischen Raum und Figur, bei der die Natur als Raum die Natur der Figur zutage fördert.

Verborgene Empfindungen und Wünsche werden auf der Fahrt in die Natur offen gelegt, wodurch dem Raum, ob als Zentrum der 'guten Sitte' oder als Vergnügungsort mit Keimen 'moralischer Revolution', eine starke Einflussnahme zugesprochen wird. Der Reise von der Zivilisation in die Natur entspricht damit auf figürlicher Ebene eine Wandlung von der angepassten Gesellschaftsfigur zu dem natürlichen Menschen. Doch steht diese Wandlung stets im Kon-

⁶⁶⁴ *L'Adultera*, Bd. 2, S. 57.

⁶⁶⁵ Hauschild: *Gesellschaftsformen und Erzählstruktur*, S. 130.

flikt zu der gesellschaftlichen Ordnung, die den Alltag repräsentiert und den ‘natürlichen Menschen’ auf eine zeitlich begrenzte Festlichkeitserscheinung reduziert. Selbst der ‘natürliche Mensch’ ist sich so stets der gesellschaftlichen Pflichten, sprich des Alltags, gegenwärtig, der festliche Rausch damit von vornherein domestiziert, das festliche Empfinden auf ein gesellschaftlich akzeptables Maß beschränkt.

2.2.2 Ausflüge und Geburtstagsfeiern bei Keyserling

Durch den Wohnsitz ‘Land’ folgt die Landpartie bei Keyserling nicht der Opposition Stadt versus Land wie bei Fontane, sondern ist vielmehr durch einen Abstand vom Schloss als dem Zentrum zivilisatorischer Kontrolle gekennzeichnet. Je mehr die Figuren sich nun von dieser Kontrollinstanz entfernen, umso freier, auch freizügiger wird – wie Gruenter bemerkt – ihr Verhalten:

Schon am Terrassengeländer wurden die Gespräche kühner, und Park und Garten, nicht nur in der Nacht, sondern auch in der Mittagsschwüle und -stille, waren die Schauplätze der Werbungen und Geständnisse, der Küsse, Schwüre und Hingaben. Park und Garten waren auch die Orte der Einsamkeit, des Meditierens und Träumens, wo sich die Wohnreize eines idealen Zimmers mit Wänden aus Gebüsch und Decken aus Laub mit dem Faszinosum eines Verstecks, der Verborgenheit und Unauffindbarkeit mischten. Der Park mit Weiher und Uferweiden, mit Bänken im Schatten großer Rotbuchen war gleichsam der große Saal der Leidenschaften. Der Park grenzte meist an den Wald, hier begannen die Abenteuer, die Irrungen und Wirrungen.⁶⁶⁶

Gruenter stellt eine Veränderung des gebotenen Verhaltens, ebenso das Bewusstsein der Figuren hierüber fest. Doch ist damit noch nichts über den Einfluss der Natur auf festliche Grenzüberschreitungen ausgesagt. Zunächst bezieht sich alles auf das Schloss und die Entfernung zum Schloss. So muss auch Sturies, der die ‘freie Natur’ im Gegensatz zu der Welt des Schlosses als gesellschaftlich nicht beschriebenen Raum potentieller Freiheit sieht⁶⁶⁷, einschränkend bemerken:

⁶⁶⁶ Gruenter: *Schloßgeschichten Keyserlings*, S. VIII.

⁶⁶⁷ Sturies: *Intimität und Öffentlichkeit*, S. 63. Vgl. auch Sabine Buchlaub / Claudia Wefel: „Die Landschaftsdarstellung in Eduard von Keyserlings Erzählwerk, Impressionismus – Romantik – Dekadenz“, in: Dieter Kafitz (Hrsg.): *Dekadenz in Deutschland, Beiträge zur Erforschung der Romanliteratur um die Jahrhundertwende*, Frankfurt a.M. u.a.: 1987, S. 243-257, die den „Waldbezirk“ als „Schauplatz von Abenteuern und unvorhergesehener Ereignisse“ verstehen. „Alles Kultivierte verschwindet zugunsten einer ungezügelter, wilden und ursprünglichen Natur, in der der adlige Mensch sich zurechtfinden und behaupten muß“

Sofern es sich hierbei um größere Gesellschaften handelt, bleiben die Einzelnen aber durchaus an die unter ihnen üblichen konventionellen Formen gebunden, und es gelingt ihnen keineswegs, sich hier von dem gesellschaftlichen Druck zu befreien.⁶⁶⁸

Bereits die Einladung zur Landpartie kann daher als unbequeme gesellschaftliche Pflicht empfunden werden. Der Fürstin Adelheid in *Fürstinnen* beispielsweise kommt eine Einladung „besonders ungelegen, denn sie behauptete in letzter Zeit fanatisch verliebt in ihre Ruhe zu sein. Allein die Üchtlitzens durften nicht verletzt werden“⁶⁶⁹ und der Aufbruch der Familie von Ramm zur Landpartie der Prinzessin Adelheid ist gänzlich von Missmut und Unlust gekennzeichnet. Hannelore Gutmann spricht hier von der „‘Pflichtveranstaltung Landpartie’“ und nennt sie nach Analyse der Figurenreaktionen eine „lästige Unternehmung“.⁶⁷⁰

Doch findet sich auch die direkt gegensätzliche Reaktion und zwar bei den jungen Figuren, deren Alltag sich besonders reizarm gestaltet. Fastrade beispielsweise „hatte sich kindisch auf diese Ausfahrt gefreut“⁶⁷¹ und Rosa

errötete vor Freude. In letzter Zeit daran gewöhnt, von jeder Fröhlichkeit der Jugend ausgeschlossen zu werden, erschien es ihr jetzt wie ein großes Glück, mittun zu dürfen.⁶⁷²

Keyserling greift anhand derartiger Ausflüge abermals das Lebensalter der Figuren als Thema auf und stellt im Rahmen eines Generationenkonflikts Abenteuerlust versus Ruhebedürfnis, Geselligkeitsverlangen versus Einsamkeitsstreben und hoffnungsvolle Erwartungshaltung versus resignative Lebensabendmelancholie.

Die Anlässe für Gesellschaften in der Natur variieren von der Neugierde auf eine Schauspielerin (*Landpartie*)⁶⁷³ über kalendarisch fixierte „Sitte[n]“⁶⁷⁴ und

(S. 256f.). Anderer Ansicht ist hier bspw. Schulz, die auch den Wald als „Extrapolation des Schlosses“ versteht, „versehen mit denselben ästhetischen Attributen und Reizen, die das Intérieur der feudalen Räumlichkeiten kennzeichnen, mutet auch der Wald in Keyserlings Erzählwerk wie ein ‘Vorzimmer’ der Schlösser an und wird von den Figuren wie ein solches empfunden“ (Schulz: *Ästhetische Existenz*, S. 21).

⁶⁶⁸ Sturges: *Intimität und Öffentlichkeit*, S. 64.

⁶⁶⁹ *Fürstinnen*, H, S. 751.

⁶⁷⁰ Hannelore Gutmann: *Die erzählte Welt Eduard von Keyserlings, Untersuchung zum ironischen Erzählverfahren*, Frankfurt a.M., u.a.: 1995, S. 55.

⁶⁷¹ *Abendliche Häuser*, H, S. 522.

⁶⁷² *Fräulein Rosa Herz*, S. 321.

⁶⁷³ „[...] es ist ja nur, weil Olga Landen ihre Freundin, die Sängerin, diese Ria Riviera, bei sich hat. Auf die ist die Prinzessin neugierig, die will sie sehen [...]“ (*Landpartie*, H, S. 858). Die Landpartie bietet einen zwanglosen, inoffiziellen Rahmen, der aufgrund der ‘größeren Freiheit’ die private Begegnung zwischen Fürstenhaus und Schauspielbühne ermöglicht, ohne

repräsentative Gastlichkeiten (*Fürstinnen*, *Beate und Mareile*) bis zu relativ spontanen Reaktionen auf gesellschaftliche Gegebenheiten (*Wellen*, *Fürstinnen*). In narrativer Sicht – so erklärt Gutmann – ist die Landpartie „ein traditionelles Motiv des Gesellschaftsromans“ und „ein typisches Handlungselement, dessen Reiz in der Darstellung der Gesellschaft in einer ihr ungewohnten Umgebung liegt“.⁶⁷⁵ Der Ablauf dieser ‘Pflichttermine’ ähnelt sich dabei auffällig: Auf das Zusammentreffen der Gäste folgt zunächst das ‘Ausbleiben der angestrebten Heiterkeit’⁶⁷⁶, was auch bei den Adeligen auf eine Differenz zwischen individueller Befindlichkeit und gesellschaftlichen Forderungen hindeutet. Darauf folgt erst Gesang⁶⁷⁷ und dann der Sonnenuntergang⁶⁷⁸, bei dem die

dass sich daraus etwaige Verbindlichkeiten ableiten ließen. Der zwanglose Rahmen zeigt sich auch in dem kurzen Gespräch über die Repräsentativität der Kleidung zwischen Oswald von Ramm und seinem Sohn Kurt: „Ich weiß nicht“, sagte er [Oswald von Ramm], ‘warum du heute die kurze Hose angezogen hast. Übrigens sieht man auch, daß der rechte Strumpf ausgebessert ist.’ Kurt zuckte die Achseln. ‘Die Mama sagt, für so’ne Landpartie ist das gut genug‘ (ebd., S. 857).

⁶⁷⁴ *Fürstinnen*, H, S. 786.

⁶⁷⁵ Gutmann: *Die erzählte Welt Keyserlings*, S. 53.

⁶⁷⁶ Vgl. z.B.: „Die Unterhaltung wollte nicht recht in Gang kommen“ (*Wellen*, H, S. 420), „Es wollte nicht recht heiter werden in der Gesellschaft“ (*Beate und Mareile*, H, S. 51), „Allein die Heiterkeit wollte nicht kommen“ (*Landpartie*, H, S. 859), „Entschlossen sprachen alle vom Wetter“ (*Fürstinnen*, H, S. 752).

⁶⁷⁷ Franziska Ehinger differenziert in ihrer Arbeit zu Gesang und Stimme zwischen dem Kunstgesang und dem volkstümlich unreflektierten Gesang. Keyserlings Geburtstagsfeiern und Landpartien unterstreichen die von Ehinger festgestellten Kennzeichnungen der „Beziehungslosigkeit zu einem Subjekt“ beim Kunstgesang und der „gefühlsmäßige[n] Vereinigung untereinander“ beim volkstümlichen Gesang. (Franziska Ehinger: *Gesang und Stimme im Erzählwerk von Gottfried Keller, Eduard von Keyserling und Thomas Mann*, Würzburg: 2004, S. 90). So ist das gemeinsame Singen der Landpartierer in *Beate und Mareile* eine Maßnahme gegen die versagende Konversation: „Wollen wir wenigstens singen, wenn wir uns nichts zu sagen haben’ [...] Das war das Rechte. Alle sangen mit. Diese Klage tat ihnen wohl“ (*Beate und Mareile*, H, S. 51f.). Auch in *Wellen* führt das gemeinsame Singen zum Wohlbefinden, wofür die durch den Gesang erzeugte Gedankenlosigkeit als ursächlich angegeben wird (vgl. *Wellen*, H, S. 423). Ganz anders wirkt der Gesangsvortrag. In *Fürstinnen* empfindet Marie den Gesang als „unerträglich traurig“ und fürchtet „weinen zu müssen“ (*Fürstinnen*, H, S. 754).

⁶⁷⁸ Vgl. auch Buchlaub / Wefel, die die Bedeutung von ‘Licht’ bei Keyserling als eines der Kennzeichen seines ‘literarischen Impressionismus’ hervorheben: „Die Keyserling’schen Landschaftsbilder sind gekennzeichnet durch das von Jahres- und Tageszeiten abhängige Licht; vertraute Landschaften und Gärten werden so zu variationsreichen Stimmungsfaktoren des Augenblicks“ (Buchlaub / Wefel: *Landschaftsdarstellung in Keyserlings Erzählwerk*, S. 243).

Gesellschaft entweder in Stille⁶⁷⁹ oder in Aktivität verfällt.⁶⁸⁰ Nach dem Sonnenuntergang teilt sich die Gesellschaft zum Spaziergang in kleine Gesprächsgruppen auf, bis durch eine physische Beeinträchtigung wie Ohnmacht, Übelkeit oder Herzattacke ein plötzlicher Abbruch der Gesellschaft erfolgt. Stimmig zu diesen heftigen Reaktionen bemerkt Gutmann – ergänzend zu Gruenters Feststellung, dass mit der Distanzierung vom Schloss eine Lockerung des ‘sittlichen’ Verhaltens verbunden sei – eine mit der Entfernung vom Tag zunehmende Wirkung der Natureindrücke:

Mit dem Sonnenuntergang und dem Anbruch der Nacht wird der Natureindruck auf die Gesellschaft überwältigend. Der Erzähler zeigt in der minutiösen Abstufung von Naturschilderung und ihrer festgestellten Auswirkung auf die Menschen, wie die Kontrolle über die Gefühle allmählich entgleitet und das Naturschauspiel die Stimmung steuert.⁶⁸¹

Die Entsprechung von Erzählung und Geschichte im Ablauf der ‘Naturfestlichkeiten’ verweist auf die Wechselbeziehung zwischen äußerer Struktur (Gesellschaftsritual) und figurativem Handeln, das damit weder einem festlichen noch einem feierlichen, sondern einem ‘rituellen Bewusstsein’ entspringt. Man denke hier an Ritualhandlungen, die – wie die schematische Ähnlichkeit der Landpartien – als traditional eingefahrene, spontane und unreflektierte Reaktionen⁶⁸² auf den Alltag rekurren. Diese Alltäglichkeit des Natur-Ausflugs wird jedoch durch die Unalltäglichkeit der Natur, die spätestens mit Einbruch der Nacht als autonome Größe erscheint, durchbrochen.⁶⁸³

In *Abendliche Häuser* findet sich mit einer Ausfahrt in den winterlichen Wald, deren Anlass die Kontrolle der Besitzungsgrenzen ist, eine Verkehrung der ‘üblichen Naturfestlichkeiten’. Hier ist nicht die Festlichkeit eine verdeckte

⁶⁷⁹ Vgl. z.B.: „In der Gesellschaft schwiegen plötzlich alle, hoben die Gesichter, lächelten mit halbgeöffneten Lippen, als wollten sie das farbige Leuchten in sich hineintrinken“ (*Landpartie*, H, S. 861) oder: „Alle hielten sich in dem Lichtbade still, das über sie hinfloß“ (*Fräulein Rosa Herz*, S. 322).

⁶⁸⁰ Vgl. z.B.: die Geburtstagsfeier der Gräfin Üchtlitz, die durch einen hohen Anteil junger Figuren bestimmt wird: „Pfarrers Johanna streckte die Arme aus und sprang mit beiden Füßen in die Höhe, sie nannte das ein Sonnenuntergangsbad nehmen. Die Frau Staatsanwalt aber trieb es zu laufen, ein rotes Figürchen im roten Lichte“ (*Fürstinnen*, H, S. 754). Auch in *Wellen* führt das Programm – es wird getanzt – zu einer aktiven Sonnenuntergangsstimmung (vgl. *Wellen*, H, S. 421f.).

⁶⁸¹ Gutmann: *Die erzählte Welt Keyserlings*, S. 63.

⁶⁸² Hillmann: *Wörterbuch der Soziologie*, Art. „Ritual“, S. 741.

⁶⁸³ Vgl. z.B.: Gutmann: *Die erzählte Welt Keyserlings*, S. 63: „Mit dem folgenden Satz ‘Das Land wurde sentimental’ hat sich die abendliche Stimmung von der Wahrnehmung der Menschen emanzipiert und ist der Natur selbst zugeordnet“.

Pflichtveranstaltung, sondern die Pflichtveranstaltung entwickelt sich zu einer spontanen (!) ‘Festlichkeit’ der jungen Adeligen.

Der Wald erscheint dabei in Opposition zu dem alltäglichen Zuhause, das der Dominanz der alten Generation unterworfen ist. Die dortige Ereignislosigkeit verknüpft Fastrade mit der Qualität ‘Nicht-Leben’, die sie den sensorischen Eindrücken des Waldes gegenüberstellt und die das Wald-Erlebnis als ein Davor und Danach gewissermaßen einrahmt⁶⁸⁴.

die Tage zu Hause waren ja so ereignislos, daß man kaum merkte, daß man lebte. Hier mitten in diesem Blitzen und Wehen war es einfach unmöglich, daran zu glauben, daß es so etwas gab wie die Couchon an ihrem Kartentisch.⁶⁸⁵

Die ‘Alten’ äußern sich entsprechend gegen diese Ausfahrt⁶⁸⁶, Gertrud wartet sogar ab, bis ihr Vater „[...] zum Mittagsschlaf verschwunden war, sonst hätte es natürlich Fragen und Einwendungen gegeben [...]“⁶⁸⁷.

Auffällig an der Geselligkeit im Wald ist vor allem die Umkehrung ursprünglicher Motivationen. Ursprünglich treffen sich Fastrade und Dietz zwecks Wahrung der Besitztumsgrenzen. Doch aus der geschäftlichen ‘Mission’ wird ein privates Treffen, bei dem die Gesellschaft schließlich gemeinschaftlich die Grenzen zwischen den Wäldern überschreitet. Gertrud, die aus ‘Anstandsgründen’ hinzukommt, fällt – anstatt durch die nüchterne Haltung einer Tugendwächterin – durch gefühlvolle Schwäche auf. Und Lydia, die ihren Mann überredet, sich dieser Zusammenkunft anzuschließen, weil sie Egloff nahe sein möchte, erfährt bei einer Quadrille auf der Waldwiese statt der Annäherung an

⁶⁸⁴ Am Abend findet die Vitalitätserfahrung, die im Wald gemacht wird, mit der Rückkehr in das alltägliche Zuhause wieder ein Ende und der gewonnene ‘Lebensmut’ wird erneut der Lebensabendstimmung der ‘abendlichen Häuser’ einverleibt: „Fastrade ließ die Arme sinken, ach ja, sie hatte einen Augenblick vergessen, daß man hier gedämpft wie in einer Krankenkammer zu sprechen pflegte, und daß es hier im Hause die Aufgabe eines jeden war, stillzusitzen, bis man abgerufen wurde. [...] Als Gertrud vor der Witzowschen Haustür hielt, war ihr Lebensmut wieder gänzlich gesunken, und als sie im Hausflur stand und der wohlbekannte feuchte Kalkgeruch ihr entgegenschlug, da fühlte sie sich nur noch als das junge Mädchen, dessen Lebenspläne gescheitert waren und das sich vor ihrem Vater fürchtete“ (*Abendliche Häuser*, H, S. 528).

⁶⁸⁵ Ebd., S. 522.

⁶⁸⁶ Vgl. z.B. die Reaktion der Baronesse Arabella, die: „die greisen Augenbrauen besorgt in die Höhe zog und zu Fastrade sagte: ‘Ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können, der Gedanke, daß du heute nachmittag in den Wald fahren wirst dieser Grenze wegen, ließ mir keine Ruhe. So geht das nicht. Früher hätte dein Vater das nie gestattet [...]’“ (ebd., S. 521).

⁶⁸⁷ Ebd., S. 523.

Dietz eine explizite Ausgrenzung (sie muss im Schlitten warten, ihr Pelz sei zu schwer).⁶⁸⁸

Aus einer Alltags-Unternehmung, für die die Werte der alten Adelsgeneration maßgeblich sind, entwickelt sich so ein spontanes Fest der adeligen Jugend: Egloff etwa bemerkt: „So allmählich fühlt man sich hier zugehörig“ und deutet damit ein Einheitserleben an. Die ‘Mädchen’ wiederum stoßen bei der Mondscheinquadrille „kleine Schreie“ aus „wie in einem kalten Bade, und als sei das Mondlicht eine Welle, die über sie hinrieselte“.⁶⁸⁹ Lebenssteigerung verheißende Wassermetaphorik, Mondlicht, Tanz und Verzicht auf Sprache zugunsten unmittelbarer Gefühlsäußerung durch ‘Schreie’ verweisen auf gelungene Festlichkeit, die in dem atemlosen Lachen am Ende des Tanzes als beglückende Verausgabung evident wird.

Zugleich demonstriert diese kleine Festgesellschaft aber, obwohl sie „[...] keinen historischen Sinn [...]“⁶⁹⁰ mehr hat, an der bürgerlichen Lydia ihr elitäres Standesbewusstsein. Diese Abgrenzung gegen den neuen Adel des Geldes verweist – wie zahlreiche weitere Belege – gemeinsam mit einem fehlenden ‘Vererbungsinteresse’ auf den Untergang des Adelsstandes und isoliert das Fest von seiner Umgebung. Ebenso ist in dieser Identitätsbestimmung des kleinen Kreises, die eher der Feier entspricht, eine Rücknahme des festlichen Bewusstseins enthalten. Soziale Grenzen bleiben bestehen, werden sogar explizit betont und beschränken so auch das Einheitserleben mit Kosmos oder Natur. Dementsprechend ist das Echo der Tannen, „die ernst um den Platz herumstanden“ ‘geisterhaft’ und ein Rehbock beginnt angesichts der ‘Drehung’ der Paare „entrüstet“ zu schmälen.⁶⁹¹ Es ist, als spräche die Natur der Festlichkeit eine Teilhabe am zyklischen Leben ab, nur dass die Figuren das in ihrer Ich-Bezogenheit nicht wahrnehmen.

Gleichzeitig zeigt sich, dass eine ‘festliche Rebellion’ nur als Rebellion gegen den reizarmen Alltag, nicht aber gegen die grundsätzlichen Werte und Normen funktioniert. Dietz von Egloff drückt es bei anderer Gelegenheit treffend aus:

⁶⁸⁸ Bereits zuvor qualifiziert Dietz die Industriellentochter Lydia verbal ab: „[...] Man wird immer eleganter, wenn man Karriere macht“ (ebd., S. 526).

⁶⁸⁹ Ebd.

⁶⁹⁰ Ebd., S. 525.

⁶⁹¹ Ebd.

‘Man tut, was man kann, nur das Sirowsche ist stärker. Gewiß, ich locke zuweilen Menschen hierher, oder ich gehe auf Reisen, oder ich fahre in das Städtchen in den Klub und trinke, oder ich spiele Karten, gewiß, gewiß, aber das Sirowsche wohnt bei mir zu Hause und gehört zu mir [...]’,⁶⁹²

So ist es auch bezeichnend, dass sich bei dieser spontanen Geselligkeit – obwohl sie sich gegen die Konventionen des gesellschaftlichen Rituals richtet – die Vergleiche zwischen Natur und Schlosswelt häufen:

es ging unter schwer verschneiten Tannen hin, lange weiße Korridore entlang [...] und überall funkelte und knisterte es, als ging die Fahrt durch eine Welt von weißem Brokat [...] ‘[...] Ach, und der Wald, das reine Ballkleid [...]’ [...] ‘es ist, als ob wir über den Zuckerguß einer Torte gingen’ [...] ‘was ist ein Ballsaal dagegen.’⁶⁹³

Die Wahrnehmung der Natur über Assoziationen der Schlosswelt („kostbare Dinge wie Seide, Kristall, Gold, Brokat, Alabaster“⁶⁹⁴) zeigt in einer personalen Erzählhaltung⁶⁹⁵ das Bestreben der Figuren, sich einen fremden Raum vertraut zu machen. Als ein Verfahren, das Vertrautheit und Sicherheit vermittelt, begleitet die sprachliche Kultivierung des Naturraums so stimmig die von gesellschaftlichen Anlässen gelöste Konfrontation der Figur mit der Natur, während im Einflussbereich des Gesellschaftsrituals der Erzähler den Blick auf die Natur übernimmt. Sturies sieht in diesem Wechsel von der personalen Perspektive zu einem weitgehend unfokalisiertem Erzählerblick die Schaffung eines Hintergrunds für die ironische Darstellung der Gesellschaft:

In ihrer Eigenschaft als ‘objektiver’ Hintergrund entsteht ein Gefälle zu der im Vordergrund stattfindenden gesellschaftlichen Tätigkeit, das eine besondere Quelle der Keyserlingschen Ironie darstellt.⁶⁹⁶

⁶⁹² Ebd., S. 519. S. auch Fastrades Erwiderung auf Egloffs Frage, ob sie an die Gesetze des Adelswinkels glaube: „Ich glaube nicht an sie, aber ich gehorche ihnen“ (ebd., S. 535).

⁶⁹³ Ebd., S. 522, S. 523, S. 526 u. S. 527.

⁶⁹⁴ Schulz: *Ästhetische Existenz*, S. 18. Vgl. auch „Wunderhübsch, werter Graf“, sagte der Prinz, ‘was sind all unsere Eßsäle gegen solch einen Platz im Walde. Diese Dekoration, dieses Parfüm und dieses Oberlicht“ (*Fürstinnen*, H, S. 759).

⁶⁹⁵ Besonders deutlich hebt Richard Brinkmann die personale Erzählhaltung bei Keyserling hervor. Vgl. Richard Brinkmann: „Eduard von Keyserling: ‘Beate und Mareile’, Die Objektivierung des Subjektiven“, in: *Wirklichkeit und Illusion, Studien über Gehalt und Grenzen des Begriffs Realismus für die erzählende Dichtung des 19. Jahrhunderts*, Tübingen: 1966, S. 216-290. Aber auch sonst herrscht über diesen Punkt Konsens in der Keyserling-Forschung.

⁶⁹⁶ Sturies: *Intimität und Öffentlichkeit*, S. 65. Vgl. auch Gutmann: „Insofern, als die Naturdarstellung in ‘Landpartie’ zwischen subjektiven, innerperspektivischen Vorstellungen der Person und der objektiven ‘Wahrheit’ des distanzierten Erzählerstandortes vermittelt, wird sie zur funktionalen Komponente des ironischen Erzählverfahrens“ (Gutmann: *Die erzählte Welt Keyserlings*, S. 70).

Wie bei Fontane wird die Natur damit in ihrer Autonomie betont und die Narration wird zum Ausdruck innerer Beziehungen.

Bei dem Geburtstagsfest⁶⁹⁷ des Geheimrats Knospelius in *Wellen* schildert der Erzähler die Natur mit festlichen und personifizierenden Attributen:

Der Sonnenschein vergoldete die weißen Birkenstämmchen, die vom Seewinde alle landeinwärts gebogen dastanden wie Jungfrauen, die nach vorn geneigt ihre grünen Schleier über das Gesicht wallen lassen. Der Geheimrat empfing seine Gäste, für die Generalin und die Baronin waren Korbstühle da, für die anderen lagen Polster auf der Erde und ein weißes Tischtuch war über das Heidekraut gebreitet worden.⁶⁹⁸

Neben den für Keyserlings Festlichkeitsdarstellungen konstitutivem Licht und der goldenen Farbe, ist vor allem das Bild der Birken bemerkenswert. Als ‘Jungfrauen’ stehen sie in Analogie zu den jungen Adelsfrauen Lolo und Nini, die in unverkennbarer Ähnlichkeit zu den Birken „weiße Kleider und meergrüne Bänder“⁶⁹⁹ tragen. So werden die weißen Birkenstämmchen zu einer Metapher für die ‘reinen Mädchen’ der Adelsgesellschaft, die der adeligen Erziehung gemäß dem unsicher Formlosen (Meer, Leben) ab und der sicheren Form (Land, Kultur) zugewandt sind (‘landeinwärts’). Das Gesicht als Symbol für Individualität wird verhangen und die Haltung ist nach vorne gebeugt, angepasst, untertänig. Von dieser metaphorischen Auslegung abgesehen, sind die

⁶⁹⁷ Die (semantische) Qualität als Fest spricht Geheimrat Knospelius der Veranstaltung zunächst einfach zu. Vgl. z.B.: „Er wollte morgen ein kleines ländliches Fest feiern [...] ‘Die Veranlassung dieses Festes’“ (*Wellen*, H, S. 418), „[...] Aber ich komme auf mein Fest zurück [...]“ (ebd., S. 419), „[...] Also mein Fest ist gesichert [...]“ (ebd.), „Ich bitte, mit dem Tanz zu beginnen. Baron Buttlär, ich bitte, den Ball, die fête champêtre zu eröffnen [...]“ (ebd., S. 421), „ich muß eben die Stimmung meiner Gäste studieren. Auf einem Feste darf nie der Augenblick kommen, in dem die Gäste fühlen: bei allem, was wir hier tun, ist doch nichts dahinter“ (ebd., S. 426f.), „[...] Sie waren die Königin des Festes [...]“ (ebd., S. 427). Die Ursachen für die später tatsächlich festliche Qualität des Abends sind auffällig mit dem ‘großen Ball’ in *Beate und Mareile* parallelisierbar. Wie Günther von Tarniff erscheint Geheimrat Knospelius auf seiner Geburtstagsfeier als Gastgeber, der sich auf ‘die Gesellschaftsnerven versteht’. „‘Er kandierte uns nach allen Regeln’“ stellt Hilmar fest (ebd., S. 425). Doch im Unterschied zu Günther, der in *Beate und Mareile* als ‘unermüdlicher Tanzleiter’ selbst aktiv in die Festlichkeit involviert ist, bleibt Knospelius außen vor und studiert mit ‘wissenschaftlichem’ Interesse seine Gäste. Als zweite Parallelfigur erscheint Doralice, die wie Mareile als eine ‘Außenseiterin’ wahrgenommen wird. „‘Und dann’, fuhr der Geheimrat sinnend fort, ‘ich habe bemerkt, wenn in unsere Gesellschaft mal ein fremdes Element kommt, ein outsider, das wirkt erregend wie Zitronensäure auf Soda. Ein jeder sieht im Fremden ein Publikum’“ (ebd., S. 421). Erst mit Doralices Erscheinen belebt sich so die Unterhaltung und die Stimmung erhält eine festliche Qualität.

⁶⁹⁸ Ebd., S. 420.

⁶⁹⁹ Ebd.

personifizierten Birken gleichsam Erweiterung der Gesellschaft, angepasst an das adelige Personal.

Sabine Buchlaub und Claudia Wefel schreiben dazu stimmig von „Keyserling’scher Landschaftsbeschreibung [...] romantischen Ursprungs“ und meinen damit die Angleichung von Mensch und Natur, die sich in der „Mythisierung und Personifizierung der Natur“ zeige. „Die Naturähnlichkeit der Menschen geht dabei mit einer Menschenähnlichkeit der Natur einher“.⁷⁰⁰

In der Dekoration schließlich mit dem über das Heidekraut gebreiteten, weißen (!) Tischtuch als Utensil der feinen Sitte wird der Naturraum überdeckt und das Bemühen der Figuren gezeigt, sich selbst in dem sie umgebenden Raum zu spiegeln oder wie Keyserling in seinem Aufsatz *Zur Psychologie des Komforts* schreibt, ‘eine Art Erweiterung des Körpers’ zu schaffen.⁷⁰¹ Die Ausschmückung und Einrichtung des Naturraumes entspricht damit einer Ausgestaltung und Funktionalisierung der Natur zum gesellschaftlichen Raum. Dabei zeigt die Möblierung, die explizit für die Baronin und die Generalin vorgenommen wird, eine mit steigendem Alter und Kultiviertheitsanspruch wachsende Entfernung zur Natur. Die Analyse anderer Landpartien bestätigt: je höher das Alter oder der gesellschaftliche Status, desto weiter ist die Figur von einer etwaigen Integration in den Naturraum entfernt.⁷⁰²

Diese Feststellung spiegelt sich sinnfällig darin, den Naturraum für die Feier der Geburt⁷⁰³ als Rückbesinnung auf den urtümlichen, naturhaften Menschen auszuwählen. Die mit jedem Jahr höher werdende Anzahl der Wiederholungen verweist daher nicht nur auf die Irreversibilität der Zeit, sondern auch auf die mit zunehmender Kultivierung einhergehende Distanzierung von Natur und Instinkt.

⁷⁰⁰ Buchlaub / Wefel: *Landschaftsdarstellung in Keyserlings Erzählwerk*, S. 252.

⁷⁰¹ „Die Welt um uns ist unsicher und gefährvoll genug, überall machen fremde Egoisten uns den Platz streitig, oder Naturdinge umgeben uns feindlich oder gleichgültig. Da gilt es, uns eine Außenwelt zu schaffen, die für uns da ist, wie unser Körper, eine Art Erweiterung unseres Körpers [...] – Wir wollen Sachen, Menschen, eine Natur, die mit uns Freundschaft schließen, aber eine Freundschaft, die wunderbar eigennützig unsererseits, ganz dienend von seiten des Anderen ist“ (Keyserling: *Zur Psychologie des Komforts*, FG, S. 110).

⁷⁰² Nicht von ungefähr verwendet Prinzessin Marie für sich den Vergleich mit ‘langweiligen Kranken’: „Natürlich, dachte Marie, wir sind wie langweilige Kranke, bei denen man ungern dejouriert“ (*Fürstinnen*, H, S. 753).

⁷⁰³ Vgl. hierzu die Aussage Knospelius’: „[...] Na ja, das Älterwerden mag ja seine guten Seiten haben, aber zum Feiern wäre ja schließlich keine Veranlassung [...] Nein, ich feiere das Datum meiner Geburt, denn das Geborenwerden ist doch der merkwürdigste Augenblick unseres Lebens und von unübersehbaren Folgen [...]“ (*Wellen*, H, S. 418f.).

Wie die ästhetische Verfremdung des Naturraums kann auch die ‘musikalische Untermalung des Festes’ als (akustische) Erweiterung der skurrilen Gastgeberpersönlichkeit⁷⁰⁴ gewertet werden: „Hinter den Birken erscholl eine dünne, hüpfende Musik. Der Strandwächter spielte Harmonika und der lahme Schneider des Dorfes die Geige“.⁷⁰⁵

Mit der Musik wird zum Tanz gebeten. Dieser wird begleitet von dem Licht der untergehenden Sonne, das Knospelius als „[...] richtige Beleuchtung [...]“⁷⁰⁶ qualifiziert und damit in den Dienst seiner Festlichkeit stellt. Versehen mit Attributen der Elemente Feuer und Wasser wie ‘überfluten’ und ‘brennen’, gerät der Tanz im roten Sonnenuntergangslicht „allerdings sehr lebhaft“ und ist passend mit dem Untergang der Sonne beendet. Mit dem Verschwinden des Sonnenlichts macht sich zugleich die Natur sensorisch bemerkbar: „von der See-seite kam ein Wehen, fuhr in die Birken und ließ sie erregt flüstern. Unten aber rauschte das Meer jetzt lauter“⁷⁰⁷ und es kündigt sich eine verstärkte Einflussnahme der Natur auf die Gesellschaft an, umso mehr wenn man die Birken als Metapher für die adeligen Mädchen im Gedächtnis behält.

Der Mond wird als ‘Feuerwerk’ des Geheimrats zu einem weiteren Programmpunkt des Festes funktionalisiert und erscheint durch die mehrfache Verwendung des Personalpronomens ‘mein’ zunächst seiner Autonomie beraubt. Dieses Verfahren der Inbesitznahme erweist sich jedoch als nutzlos, denn angesichts des Mondes versagt alle Eloquenz der Gesellschaft. Bei der Gegenüberstellung von Mond und Gesellschaft zeigt sich die adelige Versammlung als unterlegen und tritt sprachlos den Rückzug an: „Als man dort eine Weile gestanden hatte und über den Mond doch nichts Besonderes zu sagen wusste, trat man den Heimweg an“.⁷⁰⁸

⁷⁰⁴ Vgl. z.B.: „So ein Kleiner mit einem Buckel. Recht unheimlich“ (ebd., S. 372); „[...] Solche kleinen Ungetüme sind gewöhnlich ein wenig verrückt [...]“ (ebd., 377), „[...] Er ist doch nur eine groteske Nippfigur“ (ebd., S. 403). Diese Fixierung auf das Äußerliche ist typisch für die Schlossfiguren, die vom äußeren Erscheinungsbild gleichsam auf das ‘Innere’ schließen.

⁷⁰⁵ Ebd., S. 421.

⁷⁰⁶ Ebd.

⁷⁰⁷ Ebd., S. 422.

⁷⁰⁸ Ebd., S. 423. Steinhilber sieht das ‘Verstummen’ als generelles Indiz für den Niedergang der ‘guten Gesellschaft’. Das Versagen der Konversation, des „Miteinanderreden[s] überhaupt“ führt er auf die „ästhetischen Normen“ zurück, „denen im Prinzip jede innerhalb des gesellschaftlichen Zirkels erfolgende Äußerung unterworfen ist. Sie bedeuten eine permanente Überforderung der Mitglieder der ‘guten Gesellschaft’; der Zwang, ständig ‘etwas

Im Birkenwäldchen werden unterdessen ‘bunte Papierlaternen’ installiert, deren Licht der Erzähler in direkter Gegenüberstellung zum Licht des Mondes als ‘unsicher’ beschreibt. Der Übergang von dem künstlichen Lampionlicht zu dem hellen Mondlicht geschieht dabei durch einen Schatten, der die Figuren in einer auffällig drastischen Formulierung vorübergehend ‘auslöscht’:

Die hellen Frauengestalten aus dem unsicheren Lichte der bunten Laternen in einen Streifen hellen Mondscheins hinein wurden plötzlich durch einen tiefen Schatten ausgelöscht, um dann wieder aufzutauchen.⁷⁰⁹

Das gesellschaftliche Leben und das Leben (in) der Natur erscheinen damit als zwei voneinander getrennte Existenzen, zwischen denen eine deutliche Grenze der Nicht-Existenz liegt. Diese Grenze markiert gleichsam den Übergang ins Fest, ins Einheitserleben mit der Welt, der Natur, dem Universum.

Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang Lolos Ohnmacht während der ‘Mondscheinquadrille’ („und am Boden, hell vom Monde beschienen, lag Lolo bleich mit geschlossenen Augen“⁷¹⁰), die auf eine Unfähigkeit zum festlichen Erleben hinweist. Der symbolische Tod im hellen Mondlicht zeigt auf einer abstrakten Ebene – ähnlich dem Souper in *Abendliche Häuser*⁷¹¹ – Festlichkeit nicht mehr als adäquaten Vitalausdruck der Adelsgesellschaft wie das höfische Fest des Barock, sondern ganz im Gegenteil als deren Tod.

Gleichzeitig kann man die Ohnmacht als Reaktion einer ‘Figur ohne Macht’ lesen. Hilflos und tatenlos ist Lolo einer Situation ausgesetzt, in der ihr Verlobter Hilmar unverhohlen die Femme fatale Doralice⁷¹² hofiert. Dabei ist Lolo insbesondere durch ihre Rolle in der Adelsfamilie zu einer ‘Figur ohne Macht’ bestimmt. Entsprechend reflektiert Knospelius kurz nach dem ‘Ohnmachts-Ereignis’:

[...] Eine Familienverlobung ist immer etwas Gewaltames. Ein streng behütetes Mädchen, das nicht einmal einen Roman lesen darf, wird eines schönen Tages einem Leutnant ausgeliefert. [...],⁷¹³

In kompositorischer Hinsicht fällt dem ‘Fest’ damit die Funktion der Konfrontation und Zuspitzung zu, was in der Aufregung über Lolos Ohnmacht evident

Hübsches’ sagen zu müssen, treibt sie immer wieder ins Verstummen“ (Steinhilber: *Keyserling, Sprachskepsis und Zeitkritik*, S. 149).

⁷⁰⁹ *Wellen*, H, S. 426.

⁷¹⁰ Ebd., S. 427.

⁷¹¹ Vgl. Kap. 2.1.1.2 *Souper und Diner*.

⁷¹² Vgl. zu der Einordnung als Femme fatale auch Anm. 443.

⁷¹³ *Wellen*, H, S. 427.

wird. Erst im ‘organisierten Rückzug’ findet die Gesellschaft schließlich zu ihrer ‘Form’ zurück.

Diese ‘Form’ bestimmt zunächst auch die Geburtstagsfeier in Fürstinnen, zumindest für die Prinzessin Marie, die durch ihren gesellschaftlichen Rang von den Unterhaltungen der Jugend ausgeschlossen ist.⁷¹⁴ Die gesellschaftlich niedriger stehenden, fröhlich gestimmten Gäste erfahren dagegen eine Einbindung in den Naturraum: „weiße Blüten“ regnen auf sie nieder und hängen sich „in die Haare der Damen und Bärte der Herren, und ein schwüler, süßer Duft senkte sich da nieder“.⁷¹⁵ Die Natur vereinnahmt die Gesellschaft taktil wie olfaktorisch und schafft durch diese Überschreitung körperlicher Grenzen – der Duft wird ja eingeatmet – die Basis für eine festliche Bewusstseinslage, von der der Erzähler in seiner Anbindung an Maries Perspektive allerdings distanziert ist (‘schien heiter’):

die Gesellschaft auf den Polstern und Decken schien heiter, überall war gedämpftes Lachen vernehmbar, zuweilen wagte eine der Pfarrerstöchter einen schrillen, kleinen Schrei[.]⁷¹⁶

Der Einfluss der Natur zeigt sich deutlich in der Ersetzung von Sprache durch Lachen und Schreien und damit in der Verdrängung von ‘Form’ durch das „Leben in seiner Formlosigkeit“.⁷¹⁷

Erst als die Prinzessin im ‘Schutz’ der einbrechenden Nacht ihrer Repräsentationspflicht „[...] entschlüpfen“ und sich von der Gesellschaft separieren kann, bietet sich auch ihr die Möglichkeit, Festlichkeit zu erleben: „ein angenehmes Gefühl ängstlicher Spannung machte ihr Herz schneller schlagen“.⁷¹⁸ Im dunklen Park schließt sie mit der emanzipierten Hilda Freundschaft, die ihr

⁷¹⁴ „Nach dem Liede zerstreute sich die Gesellschaft im Gehölz. Es schienen dort Spiele gespielt zu werden, denn Lachen und Rufe wurden laut [...] ‘Die Jugend unterhält sich’, sagte die Gräfin Dühnen. ‘Ja’, erwiderte Marie und versuchte es, auch so nachsichtig zu lächeln wie die Gräfin, ihr war aber recht bitter zumute“ (*Fürstinnen*, H, S. 754).

⁷¹⁵ Ebd., S. 753.

⁷¹⁶ Ebd. „Lachen und Rufen“ bestätigt die Lebenssteigerung, die die Figuren durch diese Integration erfahren. „Hilda, die Wangen gerötet, das Haar voller Lindenblüten“ (ebd., S. 754) belegt eine lebenssteigernde Erfahrung. Ihre Einsicht „bisher war es langweilig“ bezieht sich im Gegensatz zu der Meinung von Schulz (vgl. Schulz: *Ästhetische Existenz*, S. 105) nicht auf Hildas eigene Erfahrung, sondern auf die Maries, die bisher keine Möglichkeit hatte, der Konvention zu entfliehen. Das wird erst nach Einbruch der Dunkelheit möglich. So verspricht Hilda: „wir treiben uns im dunklen Park umher, da erlebt man manches“ (*Fürstinnen*, H, S. 754).

⁷¹⁷ Sendlinger: *Lebenspathos und Décadence*, S. 210.

⁷¹⁸ *Fürstinnen*, H, S. 755.

daraufhin offeriert, ihr bei Unternehmungen zu helfen, die Maries „[...] dummes Prinzessinnenleben verbietet [...]“⁷¹⁹ Der daraufhin geäußerte Wunsch Maries „[e]inmal zu schaukeln“⁷²⁰ wird sofort in die Tat umgesetzt und findet sich als eindeutig festliches Erlebnis beschrieben:

Marie flog hoch hinauf bis in die schwarzen, feuchten Zweige der Bäume, unter ihr begann der dunkle Garten mit seinen winzigen farbigen Lichtpünktchen, über ihr der dunkle Himmel mit seinen Sternen mitzuschwingen und mitzuschaukeln, und ein Gefühl des Losgelöstseins von aller Wirklichkeit, ganz traumhaft, machte ihr Herz schneller schlagen, benahm ihr ein wenig den Atem. Und dennoch war es unendlich ruhevoll, sich so von der großen Dunkelheit im freien Raume wiegen zu lassen[.]⁷²⁰

Das individuelle, begrenzte Bewusstsein Maries erweitert sich zu einem ‘Gefühl des Losgelöstseins von aller Wirklichkeit’ und geht in einer vertikalen Linie (mit dem Garten unter und dem Himmel über ihr) eine Gemeinschaft mit dem sie umgebenden Naturraum ein. Die Grenzen zwischen Figur und Raum verschwimmen in einer Bewegungserfahrung und zwischen oben und unten wird über ‘Lichtpünktchen’ und ‘Sterne’ eine Vereinheitlichung erzielt, die räumliche Fixpunkte auflöst und damit der Erfahrung von Unendlichkeit entspricht. Körperliche Reaktionen der Erregung korrespondieren mit einer ‘unendlichen’ Ruhe und zeugen so von der gleichzeitigen Lebenssteigerung, die einhergeht mit einer Geborgenheit⁷²¹, die die isolierte Individualität zu überwinden vermag.

Ein ähnlich festliches Erlebnis findet sich in *Landpartie*. Gutmann nennt es den

‘mystische[n]’ Augenblick der Verschmelzung zwischen Mensch und Natur, in dem Ria die Entfremdung von ihrer Umgebung und damit das Gefühl der menschlichen Einsamkeit überwindet[.]⁷²²

Das, was bei Marie die Bewegung der Schaukel bewirkt, wird bei Ria durch ihren Gesang ausgelöst. Zuvor empfindet sie schmerzhaft das Ausgeschlossenensein von der Natur.⁷²³ Als sie aufgefordert wird zu singen, sieht

⁷¹⁹ Ebd., S. 756.

⁷²⁰ Ebd., S. 757.

⁷²¹ Das Motiv des Schaukelns erinnert an *Effi Briest*. Doch zeigen sich im direkten Vergleich mehr Unterschiede als Ähnlichkeiten. Effis Schaukellust wird bestimmt durch die „[...] Furcht, daß es irgendwo reißen oder brechen und [sie] niederstürzen könnte [...]“ (*Effi Briest*, Bd. 4, S. 34). Bei Marie ist das Schaukeln hingegen eher ein Fliegen nach oben in den Himmel. Effis Schaukelerlebnis ist im Riskieren der eigenen Existenz mehr ichbezogen, Maries Schaukeln aber löst sich ganz vom persönlichen Leben und geht auf Distanz zum eigenen Leben zugunsten eines Eingehens in das kosmische Gesamtleben.

⁷²² Gutmann: *Die erzählte Welt Keyserlings*, S. 64.

⁷²³ „Ihr war wunderbar zumute, sie hätte weinen mögen, die Sommernacht erschütterte sie so stark, sie wollte auch zu dieser großen, flüsternden Geborgenheit gehören, in der ein jedes

sie selbst es als erlösende Möglichkeit ‚Ja, singen‘, dachte Ria, ‚das könnte befreien‘⁷²⁴.

Ria begann zu singen, irgendeine Opernarie, die erste beste, die ihr einfiel; anfangs flatterten die Töne wie mühsam und unsicher in die Dunkelheit hinein, als fürchteten sie sich vor der Weite, in die sie hinaus sollten, unendlich einsam und schmerzlich klangen sie, dann aber erstarkten sie, wurden sicher und voll. Es tat Ria unendlich wohl, die Qual ihrer Seele, all das Dumpfe und Schwüle, all das Wunde und Gebrochene, ihre Begehrlichkeit und ihre Hoffnung in die Nacht hinauszurufen, in die Töne hineinzulegen und sie als Boten ihrer Sehnsucht durch die kühle duftende Ferne hinauszusenden, damit sie sich im Nebel, in dem Wehen rein badeten und Kinder der Sommernacht würden.⁷²⁵

Der Gesang oder vielmehr die ausgesendeten Töne sind als ‚Boten von Rias Sehnsucht‘ Träger ihres seelischen Befindens, fast schon ihrer Seele selbst. Mittels ihrer Stimme, die keine Wörter, sondern Töne intoniert, tritt sie in Kontakt zur Natur oder – wenn man die Formulierung ‚Kinder der Sommernacht‘ berücksichtigt – noch weiter gefasst zur ‚Mutter Erde‘. Diesen Kontakt empfindet Ria als reinigend und wohltuend, was als „eine Art von sozialem Ventil-Charakter“⁷²⁶ erscheint, den Henecka festlichen Exzessen attestiert. Wie in Maries Schaukelerlebnis wird die Wirkung mit dem Adjektiv ‚unendlich‘ positiv entgrenzt. Gutmann spricht so stimmig von dem „Einheitserlebnis, das Ria im gesteigerten Augenblick der künstlerischen Betätigung zuteil wird“⁷²⁷ und bewertet die auf den Kunstgesang erfolgende ‚Flucht‘ der Adelsgesellschaft („Der Prinzessin ist schlecht geworden.“ Da fuhr alles auf“⁷²⁸) als „konsequente Reaktion auf einen Gesang, der die Grenzen der Konventionen überschritten hat“⁷²⁹.

Die begrenzte Zeitspanne des Gesangsvortrags gestattet also nicht nur Ver-
ausgabung angestauter Spannung, Einheitserleben und Überwindung subjektiver
Einsamkeit in kollektiver Vereinigung mit einem „jener langgezogenen weichen
Töne, wie sie auf dem Lande durch die Nacht irren“⁷³⁰, sondern bricht auch mit

ruhig, sicher und glücklich sein Liebeslied vor sich hinsingt, sie wollte dazugehören und fühlte sich doch so ausgeschlossen, so weit davon, mit der Unruhe ihres gequälten und unklaren Lebens“ (*Landpartie*, H, S. 863).

⁷²⁴ Ebd.

⁷²⁵ Ebd.

⁷²⁶ Henecka: *Soziale Bedingungen von Festen*, S. 22.

⁷²⁷ Gutmann: *Die erzählte Welt Keyserlings*, S. 66.

⁷²⁸ *Landpartie*, H, S. 863.

⁷²⁹ Gutmann: *Die erzählte Welt Keyserlings*, S. 66.

⁷³⁰ *Landpartie*, H, S. 863.

den Konventionen der Gesellschaft, indem sie ‘Liebe singt’.⁷³¹ Im Sinne der einführenden Kennzeichenübersicht dieser Arbeit ist ein festliches Erlebnis so nicht von der Hand zu weisen.

Wie in der Konzentration Rias auf den Ton und nicht das Wort ist eine ‘wohltuende’ Wirkung der Natur an vielen Belegstellen mit dem Wegfall eines Sprachzwangs verbunden, zum Teil sogar mit der Entlastung von einer Denknotwendigkeit. Sprache als Inbegriff von Kultur und Zivilisation erweist sich damit geradezu als festfeindlich.

Momente der Einheitserfahrung mit der Natur sind daher nur in der gedankenlosen Hingabe möglich – jedoch nur den Figuren, die der Schlossordnung entgegenstehen und dies auch dadurch zeigen, dass sie noch einer anderen Größe als der Schlossgesellschaft Autonomie zubilligen.⁷³²

‘Während wir im Bett liegen, bereitet jeden Morgen die Natur solch ein raffiniertes Fest mit Gold und Purpur und Düften und Geschmächen, ganz raffiniert; was sind unsere großstädtischen Diners dagegen mit ihren hohen Weinen und Sorbets; der Natur ist es ganz gleich, ob wir kommen oder nicht; sie feiert eben ihre Feste. [...]’⁷³³

⁷³¹ „‘Warum weinen Sie? Weinen Sie, weil ich gesungen habe?’ Über das bleiche Gesicht des Knaben zuckte eine wunderliche Erregung: ‘Ja – ich weiß nicht – was war es, was Sie sangen? Gräfin Reichenau sagte, sie singt Liebe, und Mama sagte, so singt man überhaupt nicht’“ (ebd., S. 864).

⁷³² Vgl. Gutmann zu der subjektiven Weltsicht der Décadents: „die Anerkennung der Außenwelt als autonomer Objektbereich findet nicht statt. Die Überlagerung der objektiven Realität durch die subjektive Weltsicht, deren Ausschnittcharakter sich in der ästhetizistischen und stilisierten Lebensform manifestiert, hat den für die Dekadenz symptomatischen Realitätsverlust zur Folge“ (Gutmann: *Die erzählte Welt Keyserlings*, S. 69).

⁷³³ *Feiertagskinder*, H, S. 984.

EXKURS: ALLTAG IM TRANSDISZIPLINÄREN DISKURS

Alles kann alltäglich werden oder sein; latent ist nichts vor dem Gestaltungszugriff der Alltäglichkeit sicher, kein Gegenstand, weder Tier noch Pflanze, kein Mensch, keine Verrichtung, keine soziale Beziehung.⁷³⁴

Obwohl der Alltag alles scheint erfassen zu können, hat er seine Grenzen. Sie liegen da, wo plötzlich etwas Unerwartetes geschieht, wo ein Ausnahmezustand eintritt, ein Abenteuer, ein Erlebnis besonderer Art, ein Fest oder eine Katastrophe.⁷³⁵

Was ist Alltag? Bis heute ist die Forschung zum Thema Alltag durch eine undurchsichtige, begriffliche Vielfalt gekennzeichnet. Statt schlicht von Alltag, wird weitaus häufiger von Alltäglichkeit gesprochen oder aber 'Alltag' als Bestimmungswort in zahlreichen Wortzusammensetzungen genutzt. In der Soziologie und Philosophie sind Begriffe wie 'Alltagswelt', 'alltägliche Lebenswelt', 'Alltagsbewusstsein' oder 'Alltagskultur' üblich, an der Schnittstelle zur Sprachwissenschaft die 'Alltagskommunikation' und 'Alltagssprache'. Eine eindeutige Definition von 'nur Alltag' findet sich kaum. Das *Wörterbuch der Soziologie* etwa, in dem Fest und Feier deutlich differenziert werden, weist gar keinen Eintrag 'Alltag' auf, dafür Begriffe wie 'Alltagsbewusstsein', 'Alltagsethik', 'Alltagssoziologie', 'Alltagswelt' und 'Alltagswissen',⁷³⁶ und die Wörterbücher aus der Zeit Fontanes und Keyserlings, die das Substantiv Alltag überhaupt erstmals aufnehmen, berufen sich zur Klärung des Begriffs meist einzig auf den Werktag. „Alltag=Werkeltag“⁷³⁷ heißt es da wiederholt. Doch gibt es Alltag – darüber dürfte Einigkeit herrschen – auch jenseits von Arbeit und die schlichte Gleichsetzung mit dem Arbeitstag ist daher unzureichend.

Diese Uneindeutigkeit der 'modischen' Verwendung des Alltagsbegriffs kritisiert auch der Soziologe Norbert Elias:

⁷³⁴ Thurn: *Mensch im Alltag*, S. 27f.

⁷³⁵ Klaus Laermann: „Alltags-Zeit, Über die unauffälligste Form sozialen Zwangs“, in: *Kursbuch 41*, 1975, S. 87-105, hier S. 101.

⁷³⁶ Hillmann: *Wörterbuch der Soziologie*, vgl. S. 17ff.

⁷³⁷ Sanders: *Handwörterbuch der deutschen Sprache*, Art. „All“, S. 19. S. auch Heyne: *Deutsches Wörterbuch*, Art. „All“, 1. Bd., Sp. 64: „**Alltag**, m. Werkeltag“.

Der modische Begriff des Alltags wird in der Regel mit einer Spitze gegen etwas oder auch mit einer Parteinahme für etwas gebraucht, was nicht Alltag ist. Aber man muß das gewöhnlich erraten; von wenigen Ausnahmen abgesehen, wird nicht klar und deutlich gesagt, was dieser Nicht-Alltag eigentlich ist, der je nachdem als Gegenbild abgewertet oder höher bewertet, bekämpft oder gepriesen werden soll durch das, was man über den Alltag sagt.⁷³⁸

Die schlichte Verneinung des Substantivs Alltag ist als Definitionshilfe also nur so weit sinnvoll, wie man in der Lage ist, den dann so genannten ‘Nicht-Alltag’ zu bestimmen, da man ohne den „jeweils implizierten Nicht-Alltag [...] im Grunde nie recht verstehen [kann], worauf sich die Darstellungen über ‘Alltag’ [...] beziehen“.⁷³⁹ Um die Bandbreite dieser Bestimmungen abzubilden, hat Elias eine ‘Liste’ der ‘zeitgenössischen Alltagsbegriffe’ erstellt. Sie verweist zum einem auf die erstaunliche Vielfalt in der Verwendung des Alltagsbegriffs, zum anderen zeigt sie die unterschiedlichen Ebenen der Wahrnehmung von Alltag, die vor allem auch für die Textanalysen dieser Arbeit von Nutzen sind.

Typen zeitgenössischer Alltagsbegriffe mit den implizierten Gegenbegriffen

– Eine Auslese –

- | | | |
|---|---|---|
| 1. Alltag | ↔ | Festtag (Feiertag) |
| 2. Alltag = Routine | ↔ | außergewöhnliche, nicht-routinisierte Gesellschaftsbereiche |
| 3. Alltag = Arbeitstag (besonders der Arbeiter) | ↔ | bürgerliche Lebensbereiche, d.h. der Menschen, die von Profiten, die im Luxus, also eigentlich ohne zu arbeiten leben |
| 4. Alltag = Leben der Masse der Völker | ↔ | Leben der Hochgestellten und Mächtigen [...] |
| 5. Alltag = Ereignisbereich des täglichen Lebens | ↔ | alles das, was die traditionelle politische Geschichtsschreibung als [...] ‘große’ Ereignisse begreift [...] |
| 6. Alltag = Privatleben (Familie, Liebe, Kinder) | ↔ | öffentliches oder berufliches Leben |
| 7. Alltag = Sphäre des natürlichen, spontanen, unreflektierten, wahren Erlebens und Denkens | ↔ | Sphäre des reflektierten, künstlichen, unspontanen, besonders auch des wissenschaftlichen Erlebens und Denkens richtiges, echtes, wahres Bewußtsein |
| 8. Alltag (Alltagsbewußtsein) = Inbegriff des, ideologischen, naiven, undurchdachten und falschen Erlebens und Denkens ⁷⁴⁰ | ↔ | |

⁷³⁸ Norbert Elias: „Zum Begriff des Alltags“, in: Hammerich / Klein (Hrsg.): *Soziologie des Alltags*, S. 22-29, hier S. 25.

⁷³⁹ Ebd.

⁷⁴⁰ Ebd., S. 26.

‘Nichts ist vor dem Gestaltungszugriff der Alltäglichkeit sicher’, so heißt es eingangs des Exkurses und auch an Elias Liste zeigt sich, dass das Phänomen Alltag die verschiedensten Aspekte und Ebenen erfasst: den Werktag und ‘täglichen Ereignisbereich’, sozial bedingte Lebensarten, Erlebens- und Denkweisen, ja selbst den großen historischen Wandel der Gesellschaften, der sich im Kleinen des Alltags vollzieht. Doch so verschieden diese Blickwinkel sind, sie lassen sich dennoch stets auf die zwei ‘Grundpfeiler des Alltags’ abstrahieren: das Gewohnte und das Gewöhnliche. Für die Bestimmung von Alltag im literarischen Text ist diese abstrakte und wenig differenzierte, aber grundsätzliche Definition besonders hilfreich. Denn der Alltag ist schwer zu untersuchen. Zum einen weil er schon fast gegensätzlich zu der Definition als gewohnt und gewöhnlich unendlich facettenreich ist und sich nicht wie Fest und Feier an konkrete Ereignisse binden lässt. Zum anderen entzieht jede bewusste Betrachtung des Alltags ihn zugleich – wie Michel es nennt – dem „spontanen Automatismus“⁷⁴¹ als seiner Wesensart. Für die literarische Analyse heißt das, dass man den Alltagsbegriff zwangsläufig einengen muss.

Dabei ist dem stark eingegrenzten Alltagsbegriff aber auch die Chance immanent, bei der Arbeit mit den unbegrenzten Möglichkeiten poetischer Welten Brüche und Widersprüche der engen Definition besser erkennen und damit wiederum den weiten Horizont von Alltäglichkeit offen legen zu können und so nicht in einer zweiwertigen Logik haften zu bleiben, die Fest und Feier stets mit einer positiven und Alltag mit einer negativen Wertigkeit versieht.⁷⁴²

Für die hier notwendige Eingrenzung des Alltagsbegriffs ist – wie bei der transdisziplinären Bestimmung von Alltag – der Aspekt der Wiederholung essenziell. Borscheid etwa betont in seinem *Plädoyer für eine Geschichte des Alltäglichen*: „Das wohl wesentliche, übergreifende Kennzeichen der alltäglichen Tätigkeiten ist das Repetitive“⁷⁴³ und Fernand Braudel meint: „das

⁷⁴¹ Michel: *Unser Alltag*, S. 4.

⁷⁴² So führt bspw. auch die Vernachlässigung des Alltags als Produktionsphänomen und die ausschließliche Betrachtung des Alltags als Bewusstseinsphänomen vielfach zu einer eindimensionalen Bewertung von Alltag.

⁷⁴³ Peter Borscheid: „Plädoyer für eine Geschichte des Alltäglichen“, in: Ders. / Hans J. Teuteberg (Hrsg.): *Ehe, Liebe, Tod, Zum Wandel der Familie, der Geschlechts- und Generationsbeziehungen in der Neuzeit*, Münster: 1983, S. 1-14, hier S. 8. Vgl. auch Klaus Hübner, der den Alltag als „ausgezeichnete[n] infinite[n] Sinnbezirk biographisch internalisierter und sich in tagtäglich Routine intensivierender Erfahrungsmuster“ beschreibt (Klaus Hübner: *Alltag im literarischen Werk, Eine literatursoziologische Studie zu Goethes Werther*, Heidelberg: 1982, S. 24f.). Jan Szczepański stellt fest: „So ist also das Tagtägliche als System

Alltägliche wiederholt sich und wird durch die Wiederholung zum Allgemeingültigen oder, richtiger, zur Struktur“.⁷⁴⁴ Alltag ist zunächst ein Tag wie alle Tage, ‘All-Tag’ eben, das Gewohnte und das Gewöhnliche. Die Empfindung dieses Gewohnten oder Gewöhnlichen konstruiert sich in einer Hinsicht aus dem quantitativen Aspekt der (regelhaften) Wiederholung, in anderer Hinsicht aus der Qualifizierung des viel Vorhandenen als wenig wertvoll. Thurn erschließt aus der Geschichte des Wortfeldes ‘Alltag’ diesen „Doppelsinn des Alltäglichen“⁷⁴⁵ und leitet ihn aus der, dem Substantiv ‘Alltag’ lange vorausgehenden, Verwendung der Adjektive ‘alltäglich’ und ‘alltägig’ ab. Wie Thurn ausführlich darstellt, hob alltägig den temporalen Aspekt hervor, während alltäglich „vornehmlich von einem qualitativen Tenor durchsetzt“⁷⁴⁶ war. Entsprechendes findet sich in Johann Christoph Adelungs *Wörterbuch der hochdeutschen Mundart*:

Alltäglich oder alltäglich, adj, et adv. 1) Eigentlich, was alle Tage kommt, oder geschieht, für täglich [...] 2) In eingeschränkter Bedeutung, was den Wochentagen zukommt, oder gehöret, im Gegensatze des festtäglich [...] 3) Figürlich, gewöhnlich, gemein, niedrig., Im Gegensatze dessen, was selten, ausgesucht, vortrefflich ist [...] Alltägig ist nach der Analogie von eintägig, zweytätig u. s. f. und alltäglich nach täglich, festtäglich u. s. f. gebildet.⁷⁴⁷

Das Substantiv Alltag ist hingegen erst Ende des 19. Jahrhunderts in den allgemeinen Sprachgebrauch eingegangen. Noch in Grimms deutschem Wörterbuch aus dem Jahre 1854 heißt es beispielsweise: „wie tags könnte auch alltags gesagt werden, doch ist es nicht üblich, noch weniger ein subst. alltag“.⁷⁴⁸ Dabei kommt der Jahrhundertwende, die auch Fontanes und Keyserlings Hauptschaffensphasen trennt, bei der Etablierung des Begriffs ‘Alltag’ im Sprachgebrauch eine signifikante Bedeutung zu. Weigands *Deutsches Wörterbuch* etwa weist in

meiner Verhaltensweisen und Handlungen, die ständig oder sehr oft ausgeführt werden oder aber zum notwendigen Lebensablauf dazugehören, der eigentliche Wirklichkeitsbereich des Alltags“ (Jan Szczepański: „Reflexionen über das Alltägliche“, in: Hammerich / Klein (Hrsg.): *Soziologie des Alltags*, S. 314-324, hier S. 316). Und Jung resümiert: „Alltag wird bei Kosik, wie schon bei Heidegger und Lefebvre, durch die Wiederkehr des Gleichen charakterisiert“ (Jung: *Schauderhaft Banales*, S. 54).

⁷⁴⁴ Fernand Braudel: *Sozialgeschichte des 15. - 18. Jahrhunderts, Der Alltag*, München: 1985, S. 14.

⁷⁴⁵ Thurn: *Mensch im Alltag*, S. 4.

⁷⁴⁶ Ebd., S. 5.

⁷⁴⁷ Johann Christoph Adelung: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber des Oberdeutschen*, Erster Theil, von A-E, Art. „Alltäglich oder alltäglich“, Leipzig: 1793, S. 218.

⁷⁴⁸ Grimm: *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 1, Art. „Alltags“, Leipzig: 1854, Sp. 239f.

der dritten Auflage von 1878 noch keinen Eintrag des Substantivs ‘Alltag’ auf. Die fünfte Auflage aus dem Jahre 1909 verzeichnet dafür folgenden Artikel:

Alltag, m. (-s, Pl. -e): der gewöhnliche Werktag, den Feiertagen entgegengesetzt. In der ältern Sprache nur das Adv. *alltag*, *alltags* ‘täglich’ (vgl. mnd. *aldages*) aus den aneinandergerückten Akk. Pl. *alle tage* mit angetretenem adv. -s entstanden, das dann in Zusammensetzungen wie *Alltagskleider* (Stieler 1691) erscheint, daraus erst das Subst. Alltag.⁷⁴⁹

Ebenso wird in Heynes Wörterbuch von 1905 auf die Neubildung des Substantivs verwiesen: „erst jetzt alltag = Werkeltag gebildet“.⁷⁵⁰

Etwas wie ‘Alltag’ muss es jenseits einer sprachlichen Fixierung aber schon immer gegeben haben. Borscheid begreift Alltag gar als „das Fundament der gesamten weltgeschichtlichen Entwicklung“.⁷⁵¹ Und Braudel zeigt eindringlich die Relevanz, die dem Alltag als dem „materielle[n] Dasein“ zukommt, in dem alles, was der Mensch zum Leben braucht und wünscht produziert wird.⁷⁵² Die Nicht-Existenz eines eigenständigen Substantivs ‘Alltag’ in der deutschen Sprache, die sich nicht nur in den Wörterbüchern⁷⁵³, sondern auch in den theoretischen Schriften des 19. Jahrhunderts zeigt⁷⁵⁴, ist daher durchaus aufsehenerregend. Die Existenz des Alltags – so legt dieser Befund nahe – ist von der Wahrnehmung des Alltags getrennt.

Dass sich nun zum Ende des 19. Jahrhunderts das Wort ‘Alltag’ in den deutschen Wörterbüchern etablieren kann, verweist auf eine „radikal geänderte Zeitwahrnehmung“⁷⁵⁵, die Klaus Laermann vor allem auf drei Gründe zurückführt: den „allgemeine[n] Gebrauch von Uhren“, „die Durchsetzung des Weltbildes der klassischen Mechanik“ und die ‘systematische Substitution’ von „Zeit

⁷⁴⁹ Weigand: *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 1, Art. „Alltag“, Gießen: 1909, Sp. 43.

⁷⁵⁰ Heyne: *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 1, Art. „All“, Sp. 64.

⁷⁵¹ Borscheid: *Plädoyer für eine Geschichte des Alltäglichen*, S. 1. Vgl. zu dieser Aussage auch Braudel, der den Alltag als „materielle Kultur“ dezidiert untersucht hat: „das Alltägliche [...] erfasst die Gesellschaft auf allen Ebenen, kennzeichnet allgemein übliche Lebensformen und Handlungsweisen. [...] Spürt man kleinen Begebenheiten oder Reise-notizen nach, erhält man Aufschluß über eine ganze Gesellschaft“ (Braudel: *Der Alltag*, S. 12 u. 14).

⁷⁵² Ebd., S. 12.

⁷⁵³ Eine Ausnahme bildet hier z.B. Campes *Wörterbuch der Deutschen Sprache* aus dem Jahr 1807, das einen eigenständigen, wenn auch sehr knappen Art. „Der Alltag“ aufweist. Vgl. 1. Teil, S. 105.

⁷⁵⁴ Vgl. bspw. die Nicht-Verwendung des Alltags-Begriffs bei Marx und Engels, auf die u.a. Jung hinweist (Jung: *Schauderhaft Banales*, S. 34f.).

⁷⁵⁵ Ebd., S. 28.

durch Geld“.⁷⁵⁶ Wie Laermann ausführt, bewirkte die Verwendung von Taschenuhren eine allgemeine ‘Synchronisation’ der Zeit, die ehemals „aufgabenorientierte Zeiten“⁷⁵⁷ ersetzte. Eine zyklische wich einer linearen Zeiterfahrung und die vormals an (Arbeits-) Inhalte, Jahres- und Tageszeiten geknüpfte Wahrnehmung von Zeit war nun von dem vorrückenden Sekundenzeiger geprägt.

Die Zeit der Uhren ist vielmehr eine entqualifizierte Zeit. Sie muß sich durchsetzen, damit so etwas wie Alltag überhaupt erfahrbar wird. Erst mit ihr wird der Tag jedes Einzelnen dem aller anderen synchronisiert.⁷⁵⁸

Mit dem Fortschritt zum mechanisch geprägten Industriezeitalter erfuh die Zeit zunehmend eine Gleichsetzung mit Geld und die Maßeinheit, an der fortan Leistung und Verdienst gemessen wurden, war durch die Uhr vorgegeben. Die Uhr war damit zu einem Machtinstrument geworden, das Leistungen in ein objektives Vergleichsraster einfügte und so entindividualisierte. Da aber weder Fontane noch Keyserling Industrialisierungserscheinungen wie etwa Fabrikarbeit, noch Figuren des arbeitenden Proletariats in ihrem entfremdenden Arbeitsprozess thematisch behandeln, kann dieser Aspekt hier vernachlässigt werden.

Bedeutsamer für die Untersuchung von Fontanes und Keyserlings Erzählungen ist die durch die Entwicklung der Mechanik beförderte lineare Zeitwahrnehmung des Alltags, deren Bedeutung Agnes Heller signifikant zusammenfasst: „Auf ihren philosophischen Begriff gebracht, bedeutet Zeit nichts anderes als die Irreversibilität der Ereignisse und des Geschehens“.⁷⁵⁹

In dieser linearen Zeitwahrnehmung ist der Alltag der sich in seinen Grundeinheiten wiederholende Tag, semantisch von Begriffen wie Routine, Gewohnheit und Notwendigkeit umgeben. Dabei hat jede Wiederholung die Qualität einer Übung. Sie erhöht die Fertigkeit der betreffenden Aktion und erlaubt, die so eingeübte Handlung immer weniger reflektiert auszuüben.

Alltag ist danach der Raum, in dem wir uns unreflektiert bewegen, dessen Wege wir wie im Schlaf gehen, ohne Aufwand, dessen Bedeutungen und Konstellationen uns unmittelbar zugänglich sind, wo man tut, was man eben tut, wo das Handeln den

⁷⁵⁶ Laermann: Alltags-Zeit, S. 91 u.93.

⁷⁵⁷ Ebd., S. 90.

⁷⁵⁸ Ebd.

⁷⁵⁹ Agnes Heller: *Das Alltagsleben, Versuch einer Erklärung der individuellen Reproduktion*, Frankfurt a.M.: 1978, S. 301.

Charakter des Natürlichen hat, wo wir die Vorstellung vom Sinn unseres Tuns selbstverständlich mit anderen teilen.⁷⁶⁰

Das Alltagsleben ist das System derjenigen Handlungsweisen, Denk- und Tätigkeitsformen, die – zur selbstverständlichen Gewohnheit und Routine geworden – unserem Leben eine gleichsam ‘bewußtlose’ und zugleich feste Struktur geben.⁷⁶¹

Demnach knüpft sich an die Routine des Alltags ein ‘bewusstloses’ oder nicht weiter bewusstes Handeln. Vereinfacht und abstrahiert man das Alltagsdenken derart – wie es für die literaturwissenschaftliche Analyse auch unabdingbar ist – lässt es sich auf der Distanzskala, die bereits im Exkurs in die Festforschung entworfen wurde, in der Mitte zwischen Fest und Feier verorten. Das Bewusstsein des Alltags kommt den Dingen weder besonders nahe (wie das feierliche Bewusstsein), noch ist es ihnen vollkommen entrückt (wie das festliche Bewusstsein). Vielmehr ist es von einer Pragmatik geprägt⁷⁶², die sich mit den Alltagshandlungen auf einer reflexionsarmen, mittleren Ebene befasst. Dem entspricht die Zuordnung ‘klein’. Denn gerade dadurch, dass der Alltag das Gewöhnliche meint, also das, was es am meisten gibt, umfasst er große Mengen an Zeit, Menschen und Räumen, in denen wiederum die Bedeutung des einzelnen Elements zusammenschrumpft.⁷⁶³

Dieses ‘kleine’ Alltagsbewusstsein und das reflexionsarme Alltagshandeln haben, darüber besteht in der Forschung grundlegende Einigkeit, vornehmlich zwei verschiedene Funktionen oder Wirkungen.

Der Alltag mit seiner entlastenden Funktion und der Alltag als entfremdeter Lebensbereich sind das gleiche Phänomen in unterschiedlichen Momenten: Entlastend ist er, solange er nicht als Enge erfahren wird, entfremdet bleibt er nach dieser Erfahrung⁷⁶⁴

⁷⁶⁰ Hermann Bausinger: „Alltag und Utopie“, in: Wolfgang Kaschuba (Hrsg.): *Alltagskultur im Umbruch*, Weimar, Köln, Wien: 1996, S. 31-48, hier S. 33.

⁷⁶¹ Rainer Paris: „Befreiung vom Alltag?“, in: *Kursbuch 41*, 1975, S. 107-114, hier S. 108.

⁷⁶² Vgl.: „Das Alltagsdenken und Alltagsverhalten ist primär *pragmatisch*“ (Heller: *Das Alltagsleben*, S. 217).

⁷⁶³ Vgl. auch Borscheid, der von der ‘kleinen Welt’ als „der ‘trägen’, relativ unbeweglichen Welt des Alltäglichen und der sprunghaften, ‘kurzatmigen’ Welt der einmaligen Ereignisse“ als der ‘großen Welt’ spricht (Borscheid: *Plädoyer für eine Geschichte des Alltäglichen*, S. 11).

⁷⁶⁴ Bozena Choluj: *Alltag als Enge in deutschen Prosawerken vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart*, Warszawa: 1999, S. 63. Vgl. auch bei Jung: „Alltag bezeichnet weiterhin vor allem eine Erfahrungsweise. In der vorgefundenen Alltäglichkeit bilden sich spezifische Denkhaltungen, bestimmte Grundprinzipien des Bewußtseins heraus, eine Bewußtseinschicht, [...] Es funktioniert nach dem Prinzip der Entlastung, der Denkökonomie, die die Bewußtseinsprozesse strikt an die Leine der vorgefundenen Verhältnisse gelegt hat. Wo das wiederum zu Bewußtsein kommt, wo die Begrenztheit reflektiert wird, kann das Gefühl der Entfremdung entstehen – hier ein Sammelname für alle Formen und Erscheinungen von

Das sogenannte Alltagsbewusstsein bewegt sich demnach zwischen den Polen Entlastung und Entfremdung. Das heißt, die dem Alltag immanente Ordnungsstruktur und der durch Wiederholungen eingeübte Automatismus von Alltagshandlungen kann sowohl als entlastend wahrgenommen werden und etwa bei der Bewältigung von Trauer geradezu heilsam sein, als auch durch das reflektierte Empfinden dieser eng begrenzten Alltagsroutine zu einem regelrecht krankmachenden Gefühl der Entfremdung führen.

Ein abschließender Blick auf die deutsche Literaturwissenschaft zeigt, dass der Alltag erst mit der Realismus-Strömung, parallel zu dem Einzug des Substantivs in die Wörterbücher, zu einem Thema der Literatur wurde, dabei aber – wie auch in den theoretischen Schriften bis heute – mehr als Bewusstseinsphänomen, denn als Produktionsphänomen. Jung etwa spricht von einem „Paradigmenwechsel in der Kunst und Literatur“:

An die Stelle der großen Erzählung rücken die vielen kleinen Erzählungen (Romane, Novellen, Erzählungen), die private, häusliche Schicksale – unweigerlich: bürgerliche Alltäglichkeiten – illustrieren.⁷⁶⁵

Literaturwissenschaftliche Arbeiten zum Thema Alltag⁷⁶⁶ sind in der Folge dieser und ähnlicher Bewertungen eher mit dem ‘Realisten’ Fontane⁷⁶⁷ befasst

Krankheiten, Leiden und Unbehauheiten. Entlastung und Entfremdung sind konstitutiv für das Alltagsbewußtsein; Entlastung ist überlebensnotwendig, Entfremdung dagegen schärft das Bewußtsein für notwendige Ausbruchsversuche“ (Jung: *Schauerhaft Banales*, S. 10).

⁷⁶⁵ Ebd., S. 88.

⁷⁶⁶ Ein großes Volumen von Arbeiten über Alltag und Literatur, das gesichtet wurde, erwies sich wegen zu verschiedener Schwerpunktsetzung einerseits und einer zu ‘freien’ Begriffsverwendung hinsichtlich des Alltags andererseits als wenig erkenntnisfördernd für diese Arbeit. Als Beispiele wären da u.a. zu nennen: Irene Ferchl: *Die Rolle des Alltäglichen in der Kurzprosa von Gabriele Wohmann*, Bonn: 1980; Helmut Rudolf: „Alltagsproblematik und Literaturwürdigkeit in den Erzählungen des ungarndeutschen Schriftstellers Ludwig Fischer“, in: *Arbeiten zur Deutschen Philologie XVI*, Debrecen: 1985, S. 145-153; Egon Freitag: „‘Das poetische Talent ist dem Bauern so gut gegeben als dem Ritter’, Alltagsbegriff und Kreativität zur Goethezeit“, in: Kaschuba (Hrsg.): *Alltagskultur im Umbruch*, S. 49-70; Hermann Bausinger: „Strukturen des alltäglichen Erzählens“, in: *Fabula*, 1. Bd., Berlin: 1958, S. 239-254. Borscheid weist so sehr richtig darauf hin, dass unter der unklaren Verwendung des Alltagsbegriffs, vielfach ‘Alltagsgeschichte’ verkauft wird, die „oft nicht mehr als eine Sammlung bunter Anekdoten und eine willkürliche Mischung vielfach ungeprüfter Fakten“ ist (Borscheid: *Plädoyer für eine Geschichte des Alltäglichen*, S. 4). Das gilt auch für die einschlägig betitelte Zeitschrift *Der Alltag, Sensationsblatt des Gewöhnlichen*, Berlin: 1978-1997.

⁷⁶⁷ Zu der Bestimmung von Fontane als Realisten schreibt etwa Hugo Aust im *Fontane-Handbuch*: „Der Schlüssel zu Fontanes Kunstverständnis liegt im Realismus-Begriff. [...] Als Realist prägt Fontane nicht nur das literaturgeschichtliche Bild des 19. Jahrhunderts, sondern nimmt auch an den internationalen kulturellen Strömungen teil“ (Hugo Aust: „Realismus“, in:

als mit dem Impressionismus- und Décadence-Autoren Keyserling⁷⁶⁸ und noch häufiger mit Erzählungen der Gegenwartsliteratur.

Jürgen Grimm beispielsweise untersucht mit empirischer Methodik das Verhältnis zwischen Alltagsschilderungen und der Darstellung von Nicht-Alltäglichem in zeitgenössischen Kriminalheftromanen und stellt fest, dass der Wechsel von Alltäglichem und Außergewöhnlichem funktional verknüpft ist mit Entspannung und Spannung, Identifikation und Admiration oder Aversion. Die Erzählung von Alltagssituationen, die Grimm unter anderem über Lokal- und Zeitdetails erfolgen sieht, bewirke ein Wirklichkeitsempfinden des Lesers, dass auch Außergewöhnliches mit einem Rahmen des Möglichen umspanne.⁷⁶⁹

Mit dem *Alltag als Enge in deutschen Prosawerken vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart* befasst sich Bozena Choluj und interessiert sich dafür, wie „die Umbrüche, die uns den Alltag als Problem vor Augen führen,

Grawe / Nürnberger (Hrsg.): *Fontane-Handbuch*, S. 412-427, hier S. 412). Helmut Koopmann bezeichnet Fontane als „wichtigste[n] Vertreter des Gesellschafts- und Familienromans“, der seine „Kunst“ darin zeige, „an Zufälligkeiten und Alltäglichkeiten einer Existenz zu demonstrieren, daß die Gesellschaft erkrankt ist“ (Helmut Koopmann: „Gesellschafts- und Familienromane der frühen Moderne“, in: York-Gothart Mix (Hrsg.): *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Bd. 7, München, Wien: 2000, S. 323-38, hier S. 329 u. S. 331). Auch Peter Demetz verweist vielfach auf Fontanes ‘Sympathie’ für „das Einfache und Alltägliche“, u.a. in seinem Aufsatz: „Über die Fiktionen des Realismus“, in: *Neue Rundschau*, Bd. 88, Frankfurt a.M.: 1977, S. 554-567. Allgemein zur Verbindung zwischen Realismus und Alltag formuliert Victor Žmegač: „Mit Vorliebe betten die Realisten unter Einbeziehung zahlreicher Details, welche ihre Beobachtungsgabe erkennen lassen, den Handlungsablauf in den bürgerlichen Alltag ein. In seiner Sphäre wird das Gewöhnliche zum Substantiellen“ (Victor Žmegač (Hrsg.): *Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Bd. II/1, Königstein i. Ts.: 1980, S. 19). Weitere literaturwissenschaftliche Arbeiten, die sich mit Fontane und Alltag befassen, sind z.B. Choluj: *Alltag als Enge*; Karlheinz Gärtner: *Theodor Fontane, Literatur als Alternative, Eine Studie zum ‘poetischen Realismus’ in seinem Werk*, Bonn: 1978; Wolfgang Jung: *Das "Menschliche" im "Alltäglichen", Theodor Fontanes Literaturtheorie in ihrer Beziehung zur klassischen Ästhetik und seine Rezeption der Dichtungen Goethes und Schillers*, Frankfurt a.M., u.a.: 1985, insbes. das Kap. 4: *Das ‘Kleine’, das ‘Alltägliche’ und das ‘Individuelle’*; Kribben: *Großstadt- und Vorstadtschauplätze*.

⁷⁶⁸ Vgl. zu dieser literaturgeschichtlichen Verortung etwa Fritz Martini: „Die Romane des baltischen Grafen Eduard Keyserling (1855-1918) mit ihrer Eleganz des Dialogs, Urbanität eines aristokratischen Milieus und ihrer schwermütigen Endstimmung und Überreife aus sterbendem, dem Leben entfremdetem Adel gehören dieser Kultur [von europäischem Zuschnitt] zu. [...] In ihnen fand der skeptisch verfeinerte Stil des Impressionismus eine reife Entwicklung“. (Fritz Martini: *Deutsche Literaturgeschichte, Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Stuttgart: 1991, S. 516).

⁷⁶⁹ Jürgen Grimm: *Unterhaltung – zwischen Utopie und Alltag, Methode und praktische Anwendung der Inhaltsanalyse am Beispiel von Kriminalheftromanen*, Frankfurt a.M.: 1986.

literarisch organisiert werden“.⁷⁷⁰ Sie behandelt unter anderem auch drei Erzählungen von Fontane, dem sie in der Literaturgeschichte die ‘erstmalige Thematisierung’⁷⁷¹ einer Alltagsstruktur anrechnet. Durch die enge Verbindung von Alltag und der Kunstform des Romans sieht sie darüber hinaus dem „Alltag einen besonderen Stellenwert in Fontanes ästhetischem Programm“⁷⁷² verliehen.⁷⁷³

Ebenfalls den *Alltag in der Literatur* untersucht Klaus Hübner in seiner literatursoziologischen Studie. Er legt dabei seiner Arbeit die These von einer Rekonstruierbarkeit der „alltagsweltlichen Bedingungsgrundlagen“ aus dem literarischen Werk heraus zugrunde.⁷⁷⁴ Ähnlich schlägt Michel vor „nach dem [zu] forschen, wovon diese (zumeist fiktiven) Gebilde sich abheben, also *die jeweilige Alltäglichkeit [zu] rekonstruieren*“.⁷⁷⁵

Von solch einem Zugriff, der statt der extraliterarischen Forschung die literarischen Werke – die doch den historischen Alltag viel weniger rekonstruieren als nur irgendwie projizieren – für wirklichkeitsrelevant erklärt, distanziert sich diese Arbeit. Diese Untersuchung bleibt der poetischen Welt verpflichtet, verortet innerhalb dieser den Stellenwert des Alltags und vergleicht diesen zwischen den Oeuvres Fontanes und Keyserlings. Die Ergebnisse mögen in

⁷⁷⁰ Choluj: *Alltag als Enge*, S. 5.

⁷⁷¹ Vgl. Ebd., S. 85.

⁷⁷² Ebd., S. 88.

⁷⁷³ Wie Choluj, doch mit einer gänzlich anderen Schwerpunktsetzung, orientiert sich Stefanie Seeliger-Würtz in ihrer sprachwissenschaftlichen Untersuchung an dem Schützchen Begriff der ‘Alltagswelt’, der v. a. geprägt sei durch „praktisches Interesse“ und „pragmatisches Motiv“ und eine Weiterführung von Husserls ‘Lebenswelt-Begriff’ darstellt. (Stefanie Seeliger-Würtz: *Die literarische Darstellung der Alltagswelt, Eine Untersuchung zu Prosatexten von Günther Grass, Peter Handke, Hans Erich Nossack und Klaus Schlesinger*, Freiburg i. Br.: 1992, S. 28).

⁷⁷⁴ Vgl.: „Aus der immanenten Untersuchung des vom Werk repräsentierten gesellschaftlichen Wissens – von seinen ‘alltäglichen’ bis zu seinen ‘höchsten’ Erscheinungsformen – kann in Rückbezug auf die durch den Autor ‘hindurchgegangenen’ alltagsweltlichen Bedingungsgrundlagen des Werkes die vom Autor erreichte Ebene der Problematisierung seiner gesellschaftlichen Gegenwart herausgearbeitet werden, ohne daß die ‘Gesinnung’ des Autors oder die allgemeineren ‘historisch-gesellschaftlichen Umstände’ des Werkes extensiv bemüht werden müssen. Anders und allgemeiner formuliert: Aus dem Werk selbst heraus ist es in theoretisch geleiteter soziologischer Annäherung möglich, das ästhetisch gestaltete Bild des in das Werk eingegangenen Alltags so weit freizulegen, daß ein gesellschaftstheoretisch begründbares kritisch-wertendes Gesamtverständnis des Werkes gewonnen werden kann“ (Hübner: *Alltag im literarischen Werk*, S. 9).

⁷⁷⁵ Michel: *Unser Alltag*, S. 3.

einen realweltlichen, historischen Kontext gestellt werden, geben jedoch keine verlässliche Auskunft über die historische Alltagswelt.

Bedeutsamer für diese Arbeit ist so vielmehr Michels Feststellung:

Vom Alltag kann man nicht erzählen. Aber *ohne* Alltag gäbe es gar nichts zu erzählen. Er ist der Normalzustand, von dem sich das (erzählenswerte, erzählbare) Außergewöhnliche abhebt wie das Besondere vom Allgemeinen. Beide sind aufeinander angewiesen, denn erst durch die Bestimmung des Besonderen bekommt das Allgemeine seine Konturen, die jenes wieder zu orten erlauben.⁷⁷⁶

Dieser „Konsensus über das Bekannte“ oder auch der „Modus ‘Ich ging im Walde so vor mich hin’“ wie Michel es in der Folge nennt, qualifiziert Alltag im literarischen Text zu einem Strukturelement der Erzählung. Michel nennt es „das Sprungbrett, die Startbahn der Erzählung“⁷⁷⁷ und stellt es dem Außergewöhnlichen als dem Erzählenswerten gegenüber. Diese Sicht ergänzt sich mit der von Festen als „Höhepunkten individuellen und gesellschaftlichen Lebens“ und als „Schlüsselszenen des Romans“⁷⁷⁸, wie sie unter anderem Striedter vertritt.

Vergleichbares konstatiert der Narratologe Gérard Genette. In seiner Analyse der narrativen Frequenz, also der „Wiederholungsbeziehungen zwischen Erzählung und Diegese“⁷⁷⁹, stellt er fest, dass „die iterativen Segmente fast immer den singulativen Szenen funktionell untergeordnet“ sind. Sie gäben ihnen „eine Art Rahmen oder informativen Hintergrund“.⁷⁸⁰ Das singulativ Erzählte („Einmal erzählen, was einmal passiert ist“⁷⁸¹) lässt sich übertragen auf die ‘unerhörte Begebenheit’ oder die Festlichkeit als Ausnahmeereignis. Das iterativ Erzählte hingegen, „wo eine einzige narrative Aussage mehrere Fälle desselben Ereignisses zusammenfasst“, ist dann narrativer Alltag oder, wie Genette

⁷⁷⁶ Ebd., S. 2.

⁷⁷⁷ Ebd., S. 4. Michel spezifiziert die ‘Nicht-Erzählbarkeit’ von Alltag als dass man „nicht die Hundert- oder Tausendmaligkeit, den Charakter der Wiederholung, der diesem Akt anhaftet; nicht den gleichsam spontanen Automatismus, aus dem er lebt“ erzählen könne (ebd.). Ähnlich meint Paris: „Die Thematisierung des uns Selbstverständlichen reißt es aus seiner Selbstverständlichkeit heraus“ (Paris: *Befreiung vom Alltag?*, S. 108). An Michels Formulierung ‘spontaner Automatismus’ schließt sich die Feststellung Borscheids an, „der Ereignisbereich des alltäglichen Lebens“ sei geprägt von „immerwährenden Kräfte[n]“, „die über den menschlichen Willen regieren, die auf ihm lasten und die ihn lenken, ohne daß er sich darüber Rechenschaft gibt“ (Borscheid: *Plädoyer für eine Geschichte des Alltäglichen*, S. 13).

⁷⁷⁸ Striedter: *Feste des Friedens und Feste des Krieges*, S. 379.

⁷⁷⁹ Genette: *Die Erzählung*, S. 81.

⁷⁸⁰ Ebd., S. 83.

⁷⁸¹ Ebd., S. 82.

formuliert, „Wiederholungsphänomen[]“, das sich in „sytleptische[n] Formulierungen“ wie „‘täglich’, ‘die ganze Woche lang’ oder ‘an allen Tagen der Woche bin ich früh schlafen gegangen’“ zeigt.⁷⁸² Iterativ Erzähltes verweist also auf den Alltag im Text und singulativ Erzähltes deutet auf die erzählenswerte Ausnahme, das subjektive oder objektive Fest.

Abgesehen von dem Alltag als strukturellem Element der Erzählung wird für die folgenden Analysen der literarischen Texte besonders die „Palette möglicher Reaktionsweisen“ auf den Alltag interessieren, denn:

man kann sich dagegen auflehnen oder nicht, kann verzweifeln und sich umbringen, man kann sich nicht damit abfinden, kann ihn ändern wollen, um am Ende wieder in einem anderen Alltag steckenzubleiben, man kann sich resigniert zufrieden geben oder auch wirklich zufrieden sein, kann ihn also verneinen, ihm positiv begegnen oder ihn einfach akzeptieren – nur abschaffen kann man ihn nie.⁷⁸³

Es sei denn, ‘man’ ist der Erzähler einer poetisch konstruierten Welt, in der ja schließlich (fast) alles möglich ist?!

⁷⁸² Ebd., S. 83. Genette weist im Weiteren auf die lange Tradition der iterativen Erzählung hin, die bereits im Homerischen Epos vorzufinden wäre. Allerdings stünde die Iteration stets „im Dienst der ‘eigentlichen’, d.h. der singulativen Erzählung“. Als ersten Erzähler, der versucht hätte, die iterative Erzählung aus „dieser funktionellen Abhängigkeit zu befreien“ nennt er Gustave Flaubert mit *Emma Bovary* (ebd., S. 84), ein Roman, den wiederum Jung als ein „Buch über den Alltag“ bezeichnet (Jung: *Schauerhaft Banales*, S. 155), wodurch der narrative Zusammenhang von Alltag und Iteration weiter gestützt wird.

⁷⁸³ Jung: *Schauerhaft Banales*, S. 20.

2.3 „Alltag = Werkeltag“ (?) – Arbeitsphänomene des Alltagslebens

Entgegen der Definition in Sanders *Handwörterbuch der deutschen Sprache* „Alltag = Werkeltag“⁷⁸⁴ wird in den untersuchten Texten Fontanes und Keyserlings deutlich zwischen Alltag und Arbeit unterschieden. Diese Unterscheidung ist auch von der Forschung bereits bemerkt worden. Demetz beispielsweise spricht den Erzählungen Fontanes einerseits eine Vorliebe für das ‘Kleine’ und ‘Alltägliche’ zu⁷⁸⁵, konstatiert aber andererseits eine Abneigung „gegen die alltägliche Arbeitswelt“:

Schöne Menschlichkeit entfaltet sich in Fontanes Welt immer noch jenseits täglich plagender Pflichten; Beruf, geregelte Tätigkeiten, alltägliche Verpflichtungen führen notwendig in die Enge, in eine bedauernswerte Verengung, in die häßliche Verbildung des menschlichen Charakters.⁷⁸⁶

Arbeit wird in Fontanes Erzählungen weitgehend ausgeblendet. Insbesondere gilt das für die berufliche Tätigkeit der Protagonisten, die – auf die Berufsbezeichnung reduziert – eher als Anzeiger der gesellschaftlichen Stellung fungiert. Peter Uwe Hohendahl bestätigt dieses „von der Fontane-Forschung mehrfach beobachtete Verdrängen von produktiver Arbeit“⁷⁸⁷ und führt es auf die gewollte Ausblendung etwaiger Entfremdungsprozesse zurück, die zum Ziel habe, den Selbstverwirklichungsaspekt von Arbeit zu bewahren: „Die Negation von Arbeit ist die Negation von Entfremdung durch Arbeit“.⁷⁸⁸ Demetz hingegen sieht die Vermeidung des Themas ‘Arbeit’ als abhängig von der Figuration. Fontanes ‘Romane der guten Gesellschaft’ fokussierten demnach vor allem eine (!) Schicht der Gesellschaft, die ‘gute’, die sich durch „schöne Arbeitslosigkeit“ „frei für Stil, Heiterkeit und spielerische Eleganz“⁷⁸⁹ halte.

⁷⁸⁴ Sanders: *Handwörterbuch der deutschen Sprache*, Art. „All“, S. 19.

⁷⁸⁵ „Der Realist sucht in vielerlei Gestalt das Alltägliche, das sich allein auf das Wiederkehrende gründet, und flieht das Romantische, das sich im Unwiederholbaren erschöpft“ (Demetz: *Fontane*, S. 149).

⁷⁸⁶ Ebd., S. 126.

⁷⁸⁷ Peter Uwe Hohendahl: „Soziale Rolle und individuelle Freiheit, Zur Kritik des bürgerlichen Arbeitsbegriffs in Fontanes Gesellschaftsromanen“, in: Reinhold Grimm / Jost Hermand (Hrsg.): *Arbeit als Thema in der deutschen Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Königstein/Ts.: 1979, S. 74-101, hier S. 80.

⁷⁸⁸ Ebd., S. 97.

⁷⁸⁹ Demetz: *Fontane*, S. 123.

Dementsprechend erklärt Demetz „Ritual und Etikette“ zu den „Grundlagen der Erzählphasen und Kapiteleinteilung“⁷⁹⁰ in Fontanes epischer Welt.

Dieselbe ‘arbeitslose’ Gesellschaftsklasse steht auch im Fokus von Keyserlings Erzählungen. Dabei wird die Nicht-Arbeit des Adels nicht nur über erzählerische Leerstellen umgesetzt, sondern auch in der Figurenrede deutlich. In *Abendliche Häuser* etwa bezeichnet der alte Aristokrat Siegwart von der Warthe schon allein die soziale und familiäre Existenz als Beruf: „[...] Tochter eines adligen Hauses zu sein ist ein Beruf, der ebenso wichtig ist, wie jeder andere Beruf“.⁷⁹¹ Kaum deutlicher könnte die Distanzierung zur ‘Vita activa’, einem in christlicher Ethik begründeten tätigen Schaffen, sein.

Das heißt: Seine [des Adels] besondere Stellung innerhalb der Gesellschaft wird nicht durch Aktivität und Leistung legitimiert, sondern allein durch Herkunft, Besitz und Tradition.⁷⁹²

Der gewollten Abkehr von Produktivität und Leistung steht ein Spektrum täglicher ‘Pflichten’ gegenüber, durch die sich die Adelskultur hält und definiert. So meint Steinhilber, die „Beschäftigungen“ des Keyserlingschen Adels seien „weitgehend Selbstzweck, ursprünglich Vergnügungen, die aber so streng ritualisiert worden sind, daß sie den Charakter von Pflichtübungen angenommen haben“.⁷⁹³ Ähnliches stellt Liesenhoff für Fontanes ‘gute Gesellschaft’ fest:

[Es] sind auch die alltäglichen Handlungsabläufe der aristokratischen Gesellschaft immer dieselben. Die Fontaneschen Grafen und Barone verkörpern in extenso die ‘leisure class’, deren tägliche Pflichterfüllung mit Freizeitvergnügen identisch ist[.]⁷⁹⁴

Die Verdrängung von Arbeit entspricht damit keiner Verdrängung alltäglicher Wiederholungen. Vielmehr ist der Alltag – wie Demetz konstatiert – durch ‘verräterische Formeln der rhythmischen Repetition’ wie etwa ‘auch heute wieder’ durchaus präsent.⁷⁹⁵ Nur entspringen diese Wendungen nicht einem Werktag wie er für die ‘einfachen Leute’ kennzeichnend ist, sondern dem „täglichen Stundenplan der ‘gens du bon ton’“.⁷⁹⁶

Wie der Alltag in den untersuchten Texten nicht identisch mit dem Werktag ist, so ist auch zwischen täglicher Pflicht und Arbeit zu unterscheiden. Arbeit,

⁷⁹⁰ Ebd., S. 139.

⁷⁹¹ *Abendliche Häuser*, H, S. 491.

⁷⁹² Steinhilber: *Keyserling, Sprachskepsis und Zeitkritik*, S. 87.

⁷⁹³ Ebd.

⁷⁹⁴ Liesenhoff: *Fontane und das literarische Leben*, S. 79.

⁷⁹⁵ Vgl. Demetz: *Fiktionen des Realismus*, S. 564.

⁷⁹⁶ Demetz: *Fontane*, S. 139.

vor allem manuelle und produktive Arbeit, dient primär der Existenzsicherung der ‘einfachen Leute’, während der ‘Pflichtenkreis’ – ein Begriff der Aristokraten Keyserlings – eher dem ‘demonstrativen Müßiggang’ zufällt:

Proprium dieser Kaste sind alle Tätigkeiten, die sich unter den Begriffen sei’s der Ehre, sei’s der Muße zusammenfassen lassen. Tabuisiert sind dagegen alle Handlungen, die irgend auf Nützlichkeit oder Brauchbarkeit hin angelegt sind. Von allem, was die alltägliche Subsistenz sichert, ist diese Kaste befreit. Ihre Verhaltensnorm schreibt vor, daß sie lieber ihr Blut im ehrenvollen Gefecht vergießt als einen Tropfen Schweiß bei ehrlicher Arbeit.⁷⁹⁷

Die Bandbreite von Pflicht und Arbeit im Bannkreis täglicher Wiederholung ist facettenreich: Der Werktag als „Chance zur Daseins- und vor allem Schmerzbewältigung“⁷⁹⁸ steht dem freudlosen und fremdbestimmten Arbeitstag gegenüber, vorgebliche, gesuchte Pflichten als Stützen des Alltags kontrastieren mit der expliziten Verweigerung der Übernahme von Pflichten und Verantwortlichkeiten und die Befriedigung über ein „[...] greifbares Resultat der Arbeit [...]“⁷⁹⁹ steht neben der Langeweile des unausgefüllten Alltags.

2.3.1 Arbeit ‘ins Auge gefasst’ – Arbeitsbilder und Arbeiterblicke

Ein Großteil der Figuren bei Fontane und bei Keyserling entstammt der sogenannten ‘guten Gesellschaft’, die sich unter anderem durch eine Distanzierung von manueller und produktiver Arbeit auszeichnet. Daher erscheint es nur folgerichtig, dass in den Erzählungen über die durch „schöne Arbeitslosigkeit“⁸⁰⁰ gekennzeichnete ‘Klasse’ etwaige Arbeitsprozesse nicht im Fokus stehen. Dennoch finden sich ‘Bilder von Arbeit’, schon um des Eindrucks „[...] ‘Ja, das ist Leben’“⁸⁰¹ willen. Diese Arbeitsbilder erscheinen dabei als anschauliche Manifestationen von Alltagstätigkeiten in den Erzählungen und zeigen sich in ihrer spezifischen Gestaltung als eine Art von ‘Warenzeichen der Künstler’.⁸⁰²

⁷⁹⁷ Assmann: *Festen und Fasten*, S. 230.

⁷⁹⁸ Schulz: *Ästhetische Existenz*, S. 187.

⁷⁹⁹ *Wellen*, H, S. 417.

⁸⁰⁰ Demetz: *Fontane*, S. 123.

⁸⁰¹ Fontane an Emil Schiff, 15.2.1888, in: Fontane: *Briefe*, Bd. 3, S. 586.

⁸⁰² „Es sind nicht die Akteure, die ihr Sehen zu bildmäßigen Mustern organisieren. Die Muster organisieren sich vielmehr selbst, nach überindividuellen, kollektiv verbindlichen Programmen, deren jedes wie ein Warenzeichen den Namen eines Künstlers trägt.“ (Moritz Wullen: „Über das Sehen bei Fontane“, in: Claude Kesch / Peter-Klaus Schuster / Moritz Wullen (Hrsg.): *Fontane und die bildende Kunst*, Berlin: 1998, S. 257-261, hier S. 260).

Bei Fontane werden Arbeitende von dem Erzähler wie von den Figuren als „hübsches Bild“ wahrgenommen und damit zunächst von der Grundbedeutung des Wortes ‘Arbeit’ getrennt. ‘Arbeit’, „von lateinisch ‘arvum, arva‘ bedeutet soviel wie „gepflügter Acker““ und ist – so heißt es im *Historischen Wörterbuch der Philosophie* – „synonym mit ‘Mühsal’, ‘Not’, ‘Beschwerde’“.⁸⁰³ In Fontanes Erzählungen hingegen „erfreuten“⁸⁰⁴ sich Zuschauende wie etwa Botho und Lene in *Irrungen, Wirrungen* an derart ‘hübschen Bildern’.

Dabei kommen die ‘Schausteller’ der ‘Arbeitsbilder’ selbst bezeichnenderweise nicht zu Wort.⁸⁰⁵ Vielmehr erfolgt die Schilderung der Arbeitssituation in einer rein externen Fokalisierung und das ‘Verhältnis’ zwischen Arbeiter und Arbeit wird nur in der Wahrnehmung der Zuschauenden oder des Erzählers gespiegelt, deren objektive Richtigkeit im Unklaren bleibt.⁸⁰⁶ In *Irrungen, Wirrungen* etwa ist die Rede von einer „herzlichen Arbeitslust, die sich in jeder Bewegung ihrer Arme ausdrückte“⁸⁰⁷, in *Frau Jenny Treibel* mag Jenny ihren Blick „von dem anmutigen Bilde nicht lassen“, das sich ihr – „wie ein Schattenriß“ – von einer „Plätterin, die mit sicherer Hand über das Plättbrett hinfuhr“ bietet⁸⁰⁸ und Gräfin Gundolskirchen in *Graf Petöfy* ist angesichts der Arbeit eines Schmiedes „entzückt“⁸⁰⁹:

‘Sieh, Franziska, das hab ich nun seit fünfzig Jahren nicht mehr gesehen, seit meinen Mädchentagen nicht. Wo hat man nur immer seine Augen? Nie da, wo man sie haben sollte. Man achtet so viel auf Schlechtes und Häßliches im Leben und auf das Gute

⁸⁰³ Joachim Ritter: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 1, Art. „Arbeit“, Darmstadt: 1971, S. 481. Auch Barbara Osterkamp spricht von „einer jahrhundertelangen Gleichsetzung von Arbeit mit Mühe, Last und Qual“. Diese habe sich jedoch im 18. und 19. Jahrhundert einschneidend verändert und „in den radikalen arbeitsethischen Vorstellungen der Calvinisten und Pietisten ihren Höhepunkt“ gefunden. Deren „Hochschätzung von Arbeit“ änderte sich „durch das Scheitern der revolutionären Bewegungen von 1848“ abermals. Die „immer stärker werdende Technisierung und Zerstückelung von Arbeit“ bewirke „deren zunehmende Sinnentleerung“ und erfahre nach Osterkamp in der Folge eine Anknüpfung an Begriffe wie „Entfremdung“, „soziale[] Ungleichheit und Ungerechtigkeit“ (Barbara Osterkamp: *Arbeit und Identität, Studien zur Erzählkunst des bürgerlichen Realismus*, Würzburg: 1982, S. 5ff.).

⁸⁰⁴ *Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 389.

⁸⁰⁵ Vgl. Kap. 2.3.3 *Der fremdbestimmte Arbeitsalltag ‘einfacher Leute’*.

⁸⁰⁶ Vgl. z.B. Müller-Seidels Ansicht: „Der Erzähler läßt uns im Unklaren, wie objektiv richtig das zu verstehen ist, was Botho wahrnimmt. Ob die von ihm wahrgenommene Einfachheit und Natürlichkeit von den Arbeitern in derselben Idealität aufgefasst wird, erfahren wir nicht“ (Müller-Seidel: *Fontane, Soziale Romankunst*, S. 263).

⁸⁰⁷ *Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 389.

⁸⁰⁸ *Frau Jenny Treibel*, Bd. 4, S. 430.

⁸⁰⁹ *Graf Petöfy*, Bd. 1, S. 826.

nicht. Sieh doch nur das Eisen, womit er den Huf abstößt, und das Sprühfeuer auf dem Herd.⁸¹⁰

Die Betonung der visuellen Wahrnehmung (‘Sieh’, ‘gesehen’, ‘Augen’, ‘achtet’, ‘Sieh doch’) hebt den bildhaften Charakter der Schmiedearbeit deutlich hervor. Dabei bezeugt die begeisterte Reaktion der Gräfin nicht nur eine Ästhetisierung des Arbeitsprozesses, sondern versieht das Bild zugleich mit einem regelrechten ‘Ereignischarakter’, der in dem Vergleich „[...] als ob wir Feuerwerk hätten [...]“⁸¹¹ evident wird. Die Arbeit wird in dieser Wahrnehmung damit von einem Alltagsbezug gelöst und stattdessen in die Nähe eines festlichen Erlebens gerückt. So wird die bereits mehrfach thematisierte Verbindung zwischen Arbeit und Fest auch in diesem Arbeitsbild deutlich. Dazu bewirkt das ‘Betrachten des Arbeitsbildes’ als eine Art von Kunstrezeption eine Unterbrechung des alltäglichen Dahingangs der Zeit, wodurch der aktive Blick auf die Arbeitshandlung selbst zu einem annähernd festlichen Akt wird. Wie die Arbeit als Bild erhält also auch der Blick auf das Arbeitsbild durch die betrachtende Figur ansatzweise eine festliche Qualität.

Inhaltlich erfährt die Arbeit des Schmieds durch die betonte Fokussierung (‘Sieh doch’) und den überindividuellen Aufmerksamkeitsauftrag (‘wo man seine Augen haben sollte’) eine Aufwertung, die in der Qualifizierung als ‘das Gute’ semantisch umgesetzt wird. Damit werden etwaige Sozialbezüge des Bildes zugunsten kunstphilosophischer Ansätze verdrängt. Denn in der Aufforderung, seine Augen auf die positiven Aspekte der Arbeit zu richten, klingt Fontanes Realismuskonzept durch, das die Berechtigung des Pessimismus in der Kunst bestreitet.⁸¹² Unter Realismus versteht er „*nicht* [...] das nackte Wiedergeben alltäglichen Lebens, am wenigsten seines Elends und seiner Schattenseiten“. ⁸¹³ Vielmehr sei es Aufgabe der Kunst, die Wirklichkeit in ihrer ganzen Fülle verklärt zu geben.⁸¹⁴

⁸¹⁰ Ebd.

⁸¹¹ Ebd.

⁸¹² „Ich glaube nicht, daß der Pessimismus überhaupt eine besondere Berechtigung hat. Aber ich habe schließlich nichts dagegen, daß er sich dem einzelnen als Lebenserfahrung und Lebensweisheit aufdrängt, nur das bestreite ich, daß diese Trostlosigkeitsapostel irgendein Recht haben, sich im sonnigen Reiche der Kunst hören zu lassen“ (Theodor Fontane: *Schriften zur Literatur*, hrsg. v. Hans-Heinrich Reuter, Berlin: 1960, S. 113).

⁸¹³ Ebd. S. 7.

⁸¹⁴ Vgl. hinsichtlich Fontanes Ablehnung eines künstlerischen Pessimismus auch seine Äußerungen über die Werke Turgenjews: Fontane an Emilie Fontane, 24.6.1881 u. 9.7.1881, in: Fontane: *Briefe*, Bd. 3, S. 147f. u. 153.

Demetz spricht in diesem Sinne von „Verteidigungsmechanismen“⁸¹⁵ eines Künstlers, der „das Literarische über das Soziologische“⁸¹⁶ stelle. Das „Eindringen von stilfremde[n] Elementen“ – als welche die ‘hässlich verbildende’ Welt ‘täglich plagender Pflichten’ zu werten sei – verhindere Fontane über „Kunstgriffe“ wie etwa die „Bild- oder Tableau-Methode“, die darauf zielten, „gesellschaftlich problematische Phänomene als Werke der bildenden Kunst, oder besser, als Genrebilder unschädlich zu machen“.⁸¹⁷

Der poetisierenden ‘Bild- und Tableau-Methode’ entspricht auch die Darstellung von Arbeitern und Arbeit aus der Ferne, denn „[...] verkleinern is fast ebensogut wie verhübschen [...]“.⁸¹⁸ So etwa jubelt Lene in *Irrungen, Wirrungen*: „Dahin müssen wir“⁸¹⁹ als sie in „einiger Entfernung“ Zimmermannsleute auf einer „zugleich als Schiffswerft dienende[n] Wiese“ wahrnimmt.⁸¹⁹ Ist schon der Raum durch das für Fontanes poetischen Realismus typische ‘Zugleich’ weder ganz Arbeitsraum, noch ganz Natur- und Freizeitraum, wird auch die Geräuschkulisse erst durch „das Hämmern der Zimmermannsaxt“ (= Arbeit) und dann durch das „Läuten der Glocke“ (= Feierabend) bestimmt. So ist „ehe beide bis an die Schiffsbaustelle heran waren“⁸²⁰, der Feierabend eingeläutet und der Wunsch, die Arbeitssituation zu erreichen, bleibt unerfüllt. Alternativ erfolgt ein Spaziergang in einem poetisch angelegten Naturraum, der zudem in ein symbolisches Sonnenuntergangslicht getaucht ist.⁸²¹ Betrachtet man nun die manuelle Arbeit als Chiffre für Realität⁸²², deutet Lenes Wahl des Verbs ‘müssen’ auf die Unvermeidlichkeit, sich realen Gegebenheiten zu stellen. Gleichzeitig zeigt der Wunsch, die Arbeitsstätte als Paar aufzusuchen, die Sehnsucht nach einer Überführung der Beziehung in die Sphäre von Alltag und Arbeit und damit in das normale, wirkliche Leben. Das

⁸¹⁵ Demetz: *Fontane*, S. 151.

⁸¹⁶ Ebd., S. 152.

⁸¹⁷ Ebd., S. 150f.

⁸¹⁸ *Stine*, Bd. 2, S. 483.

⁸¹⁹ *Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 377.

⁸²⁰ Ebd.

⁸²¹ „So bogen sie denn hundert Schritt vor der Werft in einen Pfad ein, der, schräg über die Wiese hin, auf einen Kiefernwald zuführte. Die roten Stämme desselben glühten prächtig im Widerschein der schon tief stehenden Sonne, während über den Kronen ein bläulicher Nebel lag“ (ebd.). Auffällig ist hier auch die Verwendung des Adjektivs ‘schräg’, das nach Wu bei Fontane auf ein ‘Missverhältnis’ hindeutet. Vgl. Wu: *Zur Mesalliance in Irrungen, Wirrungen*, S. 78.

⁸²² Vgl. hierzu das folgende Kapitel 2.3.2. *Arbeit als Kraftquelle im Alltag*.

gelingt jedoch nicht. Das Unvermögen die Arbeitssituation rechtzeitig zu erreichen wie der ersatzweise Feierabend-Spaziergang verdeutlichen, dass die Verbindung zwischen dem Adeligen und der Plätterin sich in der Realität nicht bewähren kann, sondern als zeitlich begrenzte Ausnahme in einer poetischen Gegen-Welt angelegt ist.

An anderer Stelle thematisieren die Figuren selbst die Zeichenhaftigkeit der Arbeitsbilder. Lene ist „wie benommen von dem Bild“ einer Kupfergeschirrscheuernden Magd. Es sei ihr ein ‘Zeichen’, eine ‘Fügung’ und Botho mutmaßt angesichts der ‘erblassten’ Lene: „[...] Es ist ja fast, als ob du das Mädchen beneidetest, daß sie da kniet und arbeitet wie für drei“.⁸²³ Diese in der Forschung vielfach beachtete Szene⁸²⁴ spiegelt die soziale Stellung Lenes, als einer ‘Existenz der (all-)täglichen Arbeit’, die zudem auch als Hinderungsgrund für ein gemeinsames Leben mit Botho erscheint. Dieses verhinderte Leben mit Botho wird in Lenes Blässe als wahrgenommener ‘Lebensverlust’ evident, wodurch Leben und Liebe in einen engen Zusammenhang gebracht werden. Nicht Liebe, sondern Arbeit wird Lenes zukünftigen Lebensinhalt bilden. Darauf deutet die von Lene konstatierte Zeichenhaftigkeit des Bildes. Arbeit und Liebe erscheinen hier somit als oppositionelle Sinngerber oder anders ausgedrückt als gegensätzliche ‘Alltagsfüller’⁸²⁵ und der konstatierte Neid bezieht sich – so scheint es – auf den Zustand des In-Arbeit-versunken-Seins, der jenseits

⁸²³ *Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 389.

⁸²⁴ Z.B. meint Grawe, Lene begreife „die Arbeit ihres Standes als Zeichen von Bestimmung“ (Christian Grawe: „Irrungen, Wirrungen, Roman“, in: Grawe / Nürnberger (Hrsg.): *Fontane-Handbuch*, S. 575-584, hier S. 582). Hohendahl sieht Lenes Reaktion als „Trauer und Schmerz über die Versagungen, die aus ihrem konkreten Lebenszusammenhang notwendig hervorgehen“ (Hohendahl: *Soziale Rolle und individuelle Freiheit*, S. 95) und Cordula Kahrmann interpretiert den „Anblick einer arbeitenden Magd als ‘Zeichen’ nicht aufhebbarer sozialer Unterschiede“ (Cordula Kahrmann: *Idyll im Roman, Theodor Fontane*, München: 1973, S. 153).

⁸²⁵ Bei beiden Autoren tauchen Arbeit und Liebe in der Regel als ein ‘entweder ... oder’ in den Erzählungen auf. Fontanes Lene und Stine beispielsweise haben zwar einen Beruf und Arbeit, aber keine dauerhaft lebbare Liebe. Innstetten und ebenso van der Straaten erreichen ihre beruflichen Ziele, werden aber von ihren Frauen betrogen und Schach wird zur Ehe genötigt und dadurch um seine berufliche Laufbahn gebracht. Bei Keyserling bündeln die jungen Frauen der erfolgreich arbeitenden Adelsmänner Ulrich von Buchow, Oskar von Reichel, Bruno von der Ost allesamt mit anderen, zur Arbeitswelt ablehnend eingestellten, Männern an, die berufstätige Mareile vermag Günther nicht dauerhaft an sich zu binden und die Pastorenfrau Lene hat ‘rote Hände’ von der Arbeit (*Dumala*, H, S. 251), aber nicht die Liebe ihres Mannes. Bezeichnend ist, dass gerade die arbeitenden, ‘ordentlichen’ Figuren in ihren Beziehungen betrogen oder verlassen werden.

von Trennung und Schmerz und den Komplikationen gesellschaftlicher Verhältnisse steht.

Auch auf Botho übt der Blick auf eine Gruppe von Arbeitern eine spezifische Wirkung aus, die – so scheint es – sogar den entscheidenden Impuls für einen Wendepunkt in der Geschichte gibt. Zunächst fällt an diesem ‘Bild’ auf – abgesehen davon, dass es zwar Arbeiter, aber keine Arbeit zeigt –, dass der Erzähler den Begriff ‘Fabrik’ gezielt vermeidet. Stattdessen ist die Arbeitsstätte, die der „querfeldein“ reitende Botho erreicht, „ein großes Etablissement, ein Walzwerk oder eine Maschinenwerkstatt [...] draus, aus zahlreichen Essen, Qualm und Feuersäulen in die Luft stiegen“.⁸²⁶ Die verwendeten Begriffe sind dabei auffällig unbestimmt. Zwar lässt sich die Bezeichnung ‘Etablissement’ durchaus für Betriebe oder Fabriken nutzen, sie wird aber auch für Vergnügungsstätten gebraucht und ‘Walzwerk’ und ‘Maschinenwerkstatt’ können sicher ohne weiteres als Benennung für eine größere Fabrik mit industrieller Fertigung gelten, ‘Werk’ und ‘Werkstatt’ enthalten aber unverkennbar einen Bezug zum Handwerk. Ebenso ist ‘Esse’ ein Begriff, der sowohl für Fabrik-schornsteine wie für die Feuerstelle des Schmiedes gilt.⁸²⁷ Derart poetisch relativiert, ist der Raum grundlegend vorbereitet für ein Arbeiteridyll. Zusätzlich forciert die zeitliche Verortung in der Mittagspause eine idyllisch verklärte Wahrnehmung der Arbeiter:

Es war Mittag, und ein Teil der Arbeiter saß draußen im Schatten, um die Mahlzeit einzunehmen. Die Frauen, die das Essen gebracht hatten, standen plaudernd daneben, einige mit einem Säugling auf dem Arm, und lachten sich untereinander an, wenn ein schelmisches oder anzügliches Wort gesprochen wurde. Rienäcker, der sich den Sinn für das Natürliche mit nur zu gutem Rechte zugeschrieben, war entzückt vom dem Bilde, das sich ihm bot, und mit einem Anfluge von Neid sah er auf die Gruppe glücklicher Menschen. ‘Arbeit und täglich Brot und Ordnung. Wenn unsre märkischen Leute sich verheiraten, so reden sie nicht von Leidenschaft und Liebe, sie sagen nur: >Ich muss doch meine Ordnung haben.< Und das ist ein schöner Zug im Leben unsres Volks und nicht einmal prosaisch. [...]’⁸²⁸

Das sich Botho bietende ‘Bild’ zeigt eine Unterbrechung des Arbeitstages, die durch die Anwesenheit der Familie, durch Essen, Lachen und (anzügliche) Sprache bereichert wird. Dadurch erhält das (Nicht-)Arbeitsbild mehr festliche als arbeitsspezifische Qualitäten. Botho jedenfalls ist ‘entzückt von dem Bilde’

⁸²⁶ *Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 405.

⁸²⁷ Der Begriff ‘Etablissement’ ist in den Wörterbüchern zur Zeit Fontanes noch nicht präsent und Fontanes bekannter Neigung zum Französischen geschuldet. Zu ‘Esse’ vgl. z.B. Sanders: *Handwörterbuch der deutschen Sprache*, Art. „Esse“, S. 193.

⁸²⁸ *Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 405.

und man könnte meinen, der Erzähler auch. Denn statt wie üblich beim Vornamen nennt er Botho bei der Beschreibung dieser Bildwahrnehmung mit dem weniger intimen Nachnamen ‘Rienäcker’. So entsteht der Eindruck, dass sich der Erzähler ein Stück weit von der Perspektive Bothos distanziert und die Wahrnehmung der Arbeiter als ‘Gruppe glücklicher Menschen’ keine subjektive Figurenwertung, sondern die im Einklang mit der erzählten Welt stehende Bewertung des Erzählers ist. Darüber hinaus werden die mit dem Adjektiv ‘glücklich’ versehenen Arbeiter noch mit dem Wert des ‘Natürlichen’ belegt.⁸²⁹ So erscheint das Bild als ein Indiz für eine poetisch konstruierte Welt, in der ‘der Arbeiter’ und seine Lebensweise als Exempel unverfälschten und deshalb glücklichen Menschseins gelten.

Das Bild von der ‘Gruppe glücklicher Menschen’ initiiert schließlich einen Monolog Bothos, in dem er für sich aus der verklärten Wahrnehmung der Arbeitswelt eine Poetisierung von ‘Arbeit und täglich Brot und Ordnung’ gewinnt. So vermag er in Folge der Bildwirkung seine bevorstehende Heirat mit der reichen Cousine aufgrund von wirtschaftlichen, familiären und gesellschaftlichen Repressalien auch vor sich als ‘nicht einmal prosaische’ Form der ‘Ordnung’ zu rechtfertigen. Damit wiederum wird ihm die für die ordnungskonforme Eheschließung notwendige Trennung von Lene möglich gemacht.⁸³⁰ Das Arbeitsbild, das eigentlich gar keine Arbeit darstellt, erhält durch den poetischen Bildaufbau und die aus der Betrachtung erfolgenden Reflexionen so eine Schlüsselstellung im Entscheidungsprozess Bothos. Damit nutzt Fontane ‘Arbeit’ in ähnlicher ‘kompositorischer Funktion’, wie sie etwa Kirchhoff für Feste in der Literatur konstatiert.⁸³¹

Der Neid der Nicht-Arbeitenden auf die Arbeitenden innerhalb eines poetisch stilisierten Bildes, wie er bei Botho und bei Lene Erwähnung findet, ist dabei regelmäßig wiederkehrendes Motiv bei Fontane. Müller-Seidel meint, es sei ein

⁸²⁹ Vgl. auch den Hinweis Kahrmanns, dass der Begriff ‘Natürlichkeit’ als „Kategorie der Umwelterfassung vornehmlich Botho zugeordnet [ist]. Sie funktioniert bei ihm als Bedingung der Möglichkeit des Idylls, als welches er nicht nur Lene samt ihrem Milieu, sondern die Lebenssphäre des arbeitenden Volkes überhaupt erlebt“ (Kahrmann: *Idyll im Roman*, S. 155).

⁸³⁰ Vgl. auch Kahrmann, die darauf hinweist, dass „die Arbeiter und schließlich auch Lene [...] ihm als Vorbild bei der Überwindung seiner eigenen ‘Unordnung’“ erscheinen (ebd.).

⁸³¹ Vgl. Kirchhoff: *Darstellung des Festes im Roman um 1900*, Vorwort, o.S. und in dieser Arbeit den *Exkurs: Fest und Feier im transdisziplinären Diskurs*, insbes. S. 28f.

Neid auf ‘einfache Lebenskreise’.⁸³² Doch erfolgt dieser Neid gerade bei Mitgliedern der ‘guten Gesellschaft’ aus einer trügerischen Perspektive heraus. Über Botho heißt es etwa bei Hohendahl:

Die feudale Perspektive trägt noch in der Selbstkritik. Botho muß die Arbeitswelt ästhetisieren und idyllisch umgestalten, um das Gegenbild des humanen Glücks zu gewinnen.⁸³³

Die Ästhetisierung zum ‘hübschen Bild’ erscheint in diesem Zusammenhang als eine Art von ‘Selbstbetrug’. Diese Selbsttäuschung allerdings zeigt sich als Maßnahme, um mit dem Bewusstsein über die immerhin mögliche Existenz der Poesie die eigene Prosa besser ertragen zu können. Auf die eigene Poesie zu verzichten, erscheint – anders als der Poesie im Allgemeinen jede Existenz abzusprechen – ‘erträglich’. Mit anderen Worten: Manchmal reicht schon der Blick auf anderer Leute Feste – oder dessen was man dafür hält – für die Bewältigung des eigenen Alltags. „Das Auge, Zugang zum Herzen und Fenster zur Welt“⁸³⁴ wird hier zum Medium der Alltagsunterbrechung und gestattet ein gewissermaßen beruhigendes Partizipieren an dem unterstellten Glück der Anderen.

Dass nun gerade die ‘einfachen Lebenskreise’ zum Sinnbild poetischer Existenz werden, sieht Müller-Seidel als „verständlich“ an. Das „Verlangen nach Simplizität und Totalität“ steige „je weiter sich die theoretische Kultur von ihren Ursprüngen entfernt“.⁸³⁵ So findet sich in dem ‘Neid’ auf diese Kreise abermals die Opposition Kultur versus Natur thematisiert, die schon im Kapitel zur Landpartie bei Fontane eingehend behandelt wurde.⁸³⁶

Auch bei Keyserling ist das Betrachten von Arbeit eine häufige Handlung. Idyllische Bilder, wie „die Schnitter bei der Arbeit, weiße Gestalten, die in

⁸³² Vgl. hierzu bei Müller-Seidel das Kapitel *Einfache Lebenskreise*, in dem er die Bedeutsamkeit der „Wendung von den einfachen Lebenskreisen [...] im Romanschaffen Fontanes“ belegt (Müller-Seidel: *Fontane, Soziale Romankunst*, S. 248).

⁸³³ Hohendahl: *Soziale Rolle und individuelle Freiheit*, S. 93.

⁸³⁴ Daemmrich: *Themen und Motive in der Literatur*, Art. „Augen“, S. 55.

⁸³⁵ Müller-Seidel: *Fontane, Soziale Romankunst*, S. 244. So sind in bezeichnender Weise auch gerade Industrialisierungserscheinungen wie Nacharbeit zu einem märchenhaften Bild verklärt: „Aber in den Dörfern herrschte doch noch Leben, und die Erdmannsdorfer Fabrik, in der auch die Nacht hindurch gearbeitet wird, leuchtete durch den Nebel, der zog. Es sah mittelalterlich-romantisch aus, als ob eine uralte Piastenfamilie darin wohnte“ (*Die Poggenpuhls*, Bd. 4, S. 539).

⁸³⁶ Vgl. Kap. 2.2.1. *Die Landpartie bei Fontane*.

lauter Glanz zu waten scheinen⁸³⁷ oder ein Fischer im Wasser („wenn er die nackten Arme emporhob, rann es silbern an ihnen nieder“⁸³⁸) gibt es jedoch nur selten. Entscheidend ist vielmehr, dass sich an den Blick der nicht arbeitenden Figur auf die arbeitenden Figuren eine regelrecht psychisch-physische Reaktion knüpft. So etwa in *Wellen* als die aufgeregte Doralice einem Fischer zuschaut: „alle Angst und Erregung waren fort, sie fühlte sich sicher und behaglich“.⁸³⁹ Über das ‘Auge’ als Schnittstelle zwischen Innen und Außen erfolgt im Blick auf Arbeitende vor allem ein beruhigender Effekt⁸⁴⁰, der als positive Ermüdung an ein kindliches Geborgenheitsgefühl anschließt:

Eine leichte Müdigkeit macht ihr die Augenlider schwer, und wenn sie die Augen schloß, war es ihr fast wie als Kind, wenn sie in ihrem Bette lag und im Halbschlaf noch die Erwachsenen um sich her hantieren oder sprechen hörte, was dem Kinde stets ein wohliges Gefühl der Geborgenheit gegeben hatte.⁸⁴¹

Mit dieser Empfindung Doralices wird das aktive Schaffen an den Zustand des ‘Erwachsenseins’ gebunden, die passive Untätigkeit hingegen an die Kindheit. In diesem Zusammenhang erscheint es, als verhindere die Feiertagskultur der von Thorstein Veblen so genannten ‘leisure class’ durch die Abkehr von

⁸³⁷ *Am Südhang*, H, S. 621.

⁸³⁸ *Wellen*, H, S. 414.

⁸³⁹ Ebd.

⁸⁴⁰ Neben dem beruhigendem Effekt führt die Anwesenheit in Arbeitsräumen in seltenen Fällen auch zu einer ‘seltsamen’ Vitalisierung bei Keyserlings Figuren. Felix von Bassenow etwa, eine zwiespältige, aber nicht unbedingt nervöse Figur, dessen väterliches Erbteil „von jeher mehr für das Ländliche“ (*Harmonie*, H, S. 122) war, fühlt sich ‘mitten’ im Wirtschafts-trakt des Schlosses ‘auch stark’: „Seltsam! Aber hier mitten in all dieser ruhenden Kraft fühlte er sich auch stark. Er spürte die Breite seiner Brust, das Schwellen seiner Muskeln. Als sie wieder in den Sonnenschein hinaustraten, stampfte Felix schwerer und breitbeiniger durch die Pfützen. Er fühlte das Gewicht seines Körpers“ (ebd., S. 123). Das aktive Fühlen des Körpers wird von Felix mit einer gewissen Verwunderung registriert. Es entspricht in seiner mütterlich geprägten Affinität für das Vornehme nicht seinem Erwartungshorizont. Dennoch nimmt der Arbeitsraum als ‘Kraftquelle’ Einfluss auf Felix’ Körpergefühl wie auf sein Verhalten. Das feierliche ‘Schreiten’ der vornehmen Adelskaste – Bollnow unterscheidet das festliche Schweben und Tanzen von dem feierlichen Schreiten und dem alltäglichen Gehen (vgl. Bollnow: *Anthropologie des Festes*, S. 222f.) – wird gegen ein ‘breitbeiniges Stampfen’ eingetauscht. Sturies meint dazu stimmig, in dieser „Sphäre der Wirtschaftsgebäude“ werde „der durch die ästhetische Kultur unbefriedigte vitale Seelenanteil der männlichen Protagonisten erlebbar“ (Sturies: *Intimität und Öffentlichkeit*, S. 59). Das setzt allerdings einen ‘vitalen Seelenanteil’ voraus, wie etwa bei Felix, dessen väterliches Erbteil auf eine ländlich robuste Gesundheit hindeutet.

⁸⁴¹ *Wellen*, H, S. 414.

produktiver Arbeit⁸⁴² ein Erwachsenwerden und schaffe dafür ewige ‘Kinder’ oder in Keyserlings Formulierung ‘Feiertagskinder’, die – so mag man zugespitzt folgern – außerhalb der ‘Spielsituation’ (= Feier / Fest) nur durch den Blick auf und das Hören von ‘Erwachsenenhantierungen’ (= Arbeit) das Gefühl von Geborgenheit erlangen können.

Die positiv beruhigende Wirkung des Arbeitsbildes ist jedoch nicht alleine durch die visuelle und akustische Aufnahme des Arbeitsgeschehens gegeben. Vielmehr scheint ein ‘Mitten-drin-Sein’ dafür unerlässlich zu sein. Rosa Herz beispielsweise sitzt mit nähenden Dorfmadchen an einem Tisch:

Rosa war müde und schläfrig, ein süßes Behagen breitete sich über sie unter diesen derben, gesunden Menschen, die nach Wolle und frischer Winterluft rochen. Sie fühlte sich unter ihnen sicher geborgen, und das Leben erschien ihr wieder wie ein einfaches, selbstverständliches Ding, das man ruhig hinnimmt und trägt, bis es einem wieder genommen wird. Nichts weiter.⁸⁴³

Die zweimalige Wendung ‘unter ihnen’ zeigt an, dass Rosa trotz Passivität ein Dazugehörigkeitsgefühl entwickelt hat. Zugleich wecken die olfaktorischen Reize von ‘Wolle’ und ‘Winterluft’ die Assoziation ‘Herde’ und heben einmal mehr in Keyserlings Erzählungen den kreatürlichen Charakter der einfachen Landleute hervor. Der psychische Effekt zeigt sich dabei in einer ‘natürlichen’ Wahrnehmung des Lebens, in einer Reduktion ‘komplizierter Appetite’⁸⁴⁴ zu

⁸⁴² Wie Thorstein Veblen ausführlich darlegt, ist den ‘feinen Leuten’ vor allem an der Demonstration ihres Müßigganges gelegen, der als Sinnbild einer vornehmen Lebensführung und eines hohen Sozialstatus verstanden wird. Vgl. zu der „nicht produktive[n] Verwendung der Zeit“: Thorstein Veblen: *Theorie der feinen Leute*, Frankfurt a. M.: 1986, S. 58. Nach Veblen geschehe diese nicht produktive Zeitverwendung aus zwei Gründen: „1. auf Grund der Auffassung, daß produktive Arbeit unwürdig sei, und 2. um zu beweisen, daß man reich genug ist, um ein untätiges Leben zu führen“. Als Beweise für diese Unproduktivität, die als „Schauspiel ehrenvoller Muße – Ideal und Ziel des vornehmen Lebens – beeindrucken soll[en]“, gelten u. a. Manieren, guter Geschmack, u. ä.: „Die Kenntnis und Beherrschung feiner Lebensformen ist eine Frage langer Gewöhnung. Guter Geschmack, Manieren und kultivierte Lebensgewohnheiten sind wertvolle Beweise der Vornehmheit, denn eine gute Erziehung verlangt Zeit, Hingabe und Geld und kann deshalb nicht von jenen Leuten bewerkstelligt werden, die ihre Zeit und Energie für die Arbeit brauchen“ (ebd., S. 62).

⁸⁴³ *Fräulein Rosa Herz*, S. 294.

⁸⁴⁴ Vgl. *Beate und Mareile*, H, S. 32: „neue Gedanken und Appetite komplizierten ihr Seelenleben“. Wolfdietrich Rasch spricht dem Décadent – und Rosa kann gewiss als eine frühe Form der dekadenten Verfassung gesehen werden – „ein hochgesteigertes Bedürfnis nach ungewöhnlichen und seltenen Eindrücken, nach Überraschungen und Sensationen“ zu (Wolfdietrich Rasch: *Die literarische Décadence um 1900*, München: 1986, S. 64). Diese Sucht nach Reizen und Außergewöhnlichem lässt im Kreis der arbeitenden Menschen nach. Der Reizsucht steht die Ruhe entgegen, den ‘komplizierten’ Bedürfnissen das Leben als ‘einfaches, selbstverständliches Ding’.

einer 'einfachen und selbstverständlichen' Lebenshaltung. Das heißt, die ruhige Akzeptanz des Gegebenen, eine Einstellung, die Gabriele Büchler-Hauschild mit dem Begriff „'Alltags-Positivismus'“⁸⁴⁵ fasst, steht einem nervösen Suchen nach immer neuen Reizen entgegen und wird mit dem Gefühl des 'süßen Behagens' eindeutig positiv bewertet.

Auch Günther von Tarniff ist ein typischer Vertreter von Keyserlings nervösen Figuren auf der Suche nach immer neuen Reizen. Und auch er wird durch das gezielte Aufsuchen von 'Arbeitsplätzen' beruhigt: „Das gab dann für den Abend eine angenehme Müdigkeit“.⁸⁴⁶ Zugleich ist es ihm eine Maßnahme zur Einrichtung eines Alltags, der seinem ästhetisch komponierten Bild von einem ländlichen Schlossleben entspricht.⁸⁴⁷ Doch während sich die Anwesenheit in den Räumen der Arbeit als funktional erweist, scheitert Günther an eigenen Arbeitsversuchen:

Günther saß noch in seinem Zimmer auf. Er las ein landwirtschaftliches Buch und warf es bald fort. Dann begann er eine Liste landwirtschaftlicher Reformen zu entwerfen. Auch das wollte nicht recht gehen. Endlich begann er die Andacht für seine Leute zu schreiben, allein es fiel ihm nichts Erbauliches ein. An den Fenstern klagte der Wind; im Hause war es still. Wie einsam das war! Es war Günther plötzlich, als fühlte er in dieser Nachtstunde, wie kostbare Augenblicke seines Lebens leer und ereignislos verrannen. Nein! Das war nicht zu ertragen! Er mußte sprechen hören. Er rief Peter, der sollte ihm zuhören, ihn bewundern, ihn unterhalten.⁸⁴⁸

Es ist offensichtlich nur das In-Arbeitsräumen-Sein, das Keyserlings Feiertagskinder beruhigt, nicht etwa das Selber-Arbeiten. Denn während sie in Gegenwart arbeitender Leute an deren Kraftüberfluss partizipieren und visuelle, akustische und sensuelle Reize aufnehmen können, sind sie bei selbständiger Arbeit mit dem eigenen Mangel konfrontiert.

Ebenso bewirkt der ausschließliche 'Blick' auf die Arbeit nur vorübergehende oder gar keine Beruhigungs- oder Belebungs-effekte.

Streith hörte ihm nicht zu, er interessierte sich für die großen, blonden Burschen, die sich da mit den großen, gelben Balken zu schaffen machten. Die Sonne setzte ihnen hart zu, sie hatten die Mützen in den Nacken geschoben, die Gesichter waren gerötet, und auf den Rücken der Kittel zeigten sich nasse Flecken. Es war jedoch hübsch, wie

⁸⁴⁵ Gabriele Büchler-Hauschild: *Erzählte Arbeit, Gustav Freytag und die soziale Prosa des Vor- und Nachmärz*, Paderborn: 1987, S. 126.

⁸⁴⁶ „Am Vormittage ging er auf die lebhaftesten Arbeitsplätze, dort, wo es nach feuchtem Stroh, nach Teer und Fettstiefeln roch, wo er das Brummen der Maschine überschreien mußte und Augen, Nase und Haar voller Staub bekam.“ (*Beate und Mareile*, H, S. 56).

⁸⁴⁷ „Eifrig machte er sich nun an das Familienleben. Er wußte genau, wie er sein wollte“ (ebd.).

⁸⁴⁸ Ebd.

sie die schweren, heißen Glieder als Werkzeuge benutzten, mit ihnen hoben, stützten und stemmten, wie die Muskeln sich spannten und die jugendliche Kraft die Körper schwellte. Streith wurde es ganz warm bei diesem Anblicke[.]⁸⁴⁹

Die Mühsal der Arbeit wird durchaus wahrgenommen, so etwa, dass die Sonne den Arbeitern ‘hart zusetzt’, das Gesicht gerötet und die Kleidung durchnässt ist. Fontanes Verdrängung von Arbeitsmühsal findet sich also nicht auf ähnliche Weise gestaltet. Eingeleitet durch die Konjunktion ‘jedoch’ wird dann aber auch hier diese ‘Mühsal-Wahrnehmung’ zugunsten des ästhetischen Reizes des Bildes verdrängt. ‘Hübsch’ sei der zur Arbeit funktionalisierte Körper. Die Wortwahl bei der Beschreibung der Arbeiter (‘schwer’, ‘heiß’, ‘Muskeln’, ‘Kraft’) unterstreicht mit der Leiblichkeit auch die Lebendigkeit. Der ‘interessierte’ Blick stellt dabei eine Verbindung zwischen Streith und den Arbeitern her und bewirkt so eine ‘Erwärmung’ und damit ‘Belebung’. Doch vermag die nur visuelle Partizipation nicht die räumlich-körperliche Anteilnahme an der Arbeitssituation zu ersetzen. Streith wendet sich ‘plötzlich’ ab und ist „verstimmt, denn er fühlte sich heute als ältlichen Herrn, der langsam auf und ab geht, um sich in der Sonne zu erwärmen“.⁸⁵⁰ Auffällig ist hier, dass der Anblick der arbeitenden Männer und die Sonne als alternative Wärmespender erscheinen. Dabei lässt das plötzliche Abwenden Streiths, das vom Erzähler nicht erläutert wird, auf einen inneren Konflikt im Betrachten des Arbeitsbildes schließen. Horst Thomé begründet es einleuchtend damit, dass Streith „vergleichbare Ausbrüche von Vitalität versagt“ seien.⁸⁵¹ Man mag in den zwei Situationen aber auch die an Lebensalter und Gesellschaftsklasse geknüpfte Gegenüberstellung von Werk- und Feiertag lesen, die sich in den folgenden semantischen Gegensatzpaaren abbildet: ‘Burschen’ versus ‘Herr’, ‘Plural’ versus ‘Singular’, ‘jugendlich’ versus ‘ältlich’, ‘hoben, stützten und stemmten’ (= arbeiten) versus ‘langsam schreiten’. Und während die Sonne den Burschen ‘hart zusetzt’, so dass die

⁸⁴⁹ *Fürstinnen*, H, S. 782.

⁸⁵⁰ Ebd. Horst Thomé interpretiert diese Szene als „Sexualisierung von Körperkraft“. „Die Deskription ist weder an den individuellen Merkmalen der Arbeiter noch an den technischen Aspekten des Vorgangs interessiert. Dadurch fokussiert sich der Blick auf die arbeitenden Leiber. Wo aber nur noch vom Schweiß, von der Rötung und von den schwellenden Muskeln die Rede ist, kaum aber mehr von der ausgeführten Tätigkeit, da können sich die schwere körperliche Arbeit und der Coitus als einander ähnlich erweisen. Streith fühlt sich denn auch zunächst ‘erwärmt’, dann aber verstimmt, weil ihm vergleichbare Ausbrüche von Vitalität versagt sind“ (Horst Thomé: *Autonomes Ich und ‘Inneres Ausland’, Studien über Realismus, Tiefenpsychologie und Psychiatrie in deutschen Erzähltexten (1848-1914)*, Tübingen: 1993, S. 585 u. Anm. 261 ebd.)

⁸⁵¹ Ebd.

Gesichter gerötet und die Rücken nass werden, sorgt die Sonne bei dem Grafen Streith lediglich für eine Erwärmung. Die Sonnenwirkung wird so zum Indiz für eine grundsätzlich verschiedene Energiedisposition bei den arbeitenden Burschen und dem zuschauenden Grafen. Der feierlich kühle Graf bedarf der äußeren Energieeinwirkung wie der Sonne oder dem Anblick der Arbeiter, um die in der Lebensphilosophie mit Leben korrelierende Wärme zu erfahren. Die arbeitenden Burschen erhalten dagegen durch die Sonnenhitze ein Übermaß an Lebensenergie, was in der nach außen tretenden Flüssigkeit und Röte evident wird. In diesem Zusammenhang sei daran erinnert, dass Wasser in der Lebensphilosophie eine entscheidende Chiffre für Leben ist, ähnlich wie die Farbe ‘Rot’ in Keyserlings Werk.

Diese Gegenüberstellung der gesellschaftlichen Klassen erfolgt auch in *Am Südhang*. Dabei werden in auffälliger Weise die Arbeiterblicke in dem Arbeits(pausen)bild thematisiert:

Unter einer Eiche waren Schnitter versammelt, die ihre Mahlzeit einnahmen. Die Männer hatten sich auf den Erdboden hingestreckt und schnitten sich große Stücke vom schwarzen Brote ab, um sie langsam in den Mund zu schieben und träge zu kauen, während die Augen starr und ruhig über das Land hinschauten. Vor ihnen hockten ihre Frauen, die Hände um die Knie geschlungen, und sahen regungslos zu, wie ihre Männer aßen. Die tun so, dachte Karl Erdmann, als würde dieser Tag ewig dauern. Mitten in einem Kornfelde, fast bis zur Brust in dem blonden Glanz der Halme, standen ein Bursch und ein Mädchen, sie standen da und blickten sich mit blauen, ausdruckslosen Augen unverwandt an. Auch das machte Karl Erdmann ungeduldig. Warum standen sie da? Warum nahmen sie sich, warum faßten sie sich nicht? Gott, hatten alle diese Menschen Zeit!⁸⁵²

Der ‘starre und ruhige’ Schauen der Arbeiter erweckt bei Karl Erdmann vor allem den Eindruck von einem ‘Ewig-Zeit-Haben’, das er im Widerspruch zu der zwangsläufigen Begrenzung des Tages fasst. ‘So tun, als würde der Tag ewig dauern’ erscheint in seiner Wahrnehmung als Verkennung der Realität oder vielmehr – in bezeichnender Nähe zum Spiel⁸⁵³ – als von seiner Wirklichkeit aus gesehen unverständliches Verhalten (‘warum fassten sie sich nicht?’).

Die als ‘starr’ und ‘ausdruckslos’ beschriebenen Augen der Landarbeiter verweisen aber, indem sie ein inneres Defizit an geistiger Flexibilität, an Ausdrucksbedürfnis und Ausdrucksmöglichkeit und zuletzt auch spielerischer

⁸⁵² *Am Südhang*, H, S. 617.

⁸⁵³ „Die Voraussetzung für jedes Spiel ist die zeitweilige Annahme wenn nicht einer Illusion (obwohl dieses Wort nichts anderes besagt, als Eintritt ins Spiel: in-lusio), so doch zumindest eines geschlossenen, konventionellen und in gewisser Hinsicht fiktiven Universums“ (Caillois: *Die Spiele und die Menschen*, S. 27).

Phantasie nahelegen, eher auf prosaische Realitätsnähe als auf eine Spielwirklichkeit. Mit anderen Worten: Sie sind gar nicht in der Lage, 'so zu tun'. Vielmehr lässt sich im Umkehrschluss Karl Erdmanns Blick einem 'fiktiven Universum' (Feiertagsrealität) zuordnen, in dem die Wahrnehmung nach den Spielregeln einer Feiertagswelt organisiert ist. Wertet man Karl Erdmann dementsprechend als eine ins Spiel vertiefte Figur, ist seine Interpretation des Alltagsverhaltens arbeitender Menschen als verkehrt und illusionsgeleitet durchaus schlüssig.

Das bloße 'Zuschauen' erfüllt Karl Erdmann mit Ungeduld. Doch von der Nachahmung des Landarbeiterverhaltens verspricht er sich eine Erfahrung, die er mit der positiven Qualität 'gemütlich' versieht. Als eine nur schwer zu beherrschende Kunst führt Karl Erdmann das Pausenverhalten der Landarbeiter in die Welt der Ästheteten ein.⁸⁵⁴ Dass diese 'Kunst' semantisch als 'Erfindung' Karl Erdmanns gehandelt wird, verweist im Zusammenhang von Plagiat und Selbstbetrug auf die 'falsche' Welt des Adels. Daran zeigt sich erneut, dass die Mitglieder der Feiertagskultur nur mit dabei sein oder nachahmen können. Ein schöpferischer Arbeitsakt scheint der gesellschaftlichen Spitze verwehrt. Demgegenüber steht die Ruhe, Wortkargheit und Gedankenlosigkeit der Arbeiter.⁸⁵⁵ Sie deutet zum einen im Kontext der Lebensphilosophie auf eine besondere Lebensnähe⁸⁵⁶ und zum anderen als 'Vorlage' zu Karl Erdmanns 'Erfindung' auf Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit hin.

⁸⁵⁴ „Ja“, sagte Karl Erdmann, 'zusammen eine Arbeit tun und dann zusammen müde sein, das ist sehr gemütlich, das verstehen die Wenigsten.'

'Wie muß man das machen?' fragte Daniela.

'So', Karl Erdmann legte beide Hände mit gespreizten Fingern auf seine Knie, 'und dann starrt man einander an mit ganz leeren friedlichen Augen. Das habe ich bei den Bauern gesehen [...]'" (*Am Südhang*, H, S. 624).

⁸⁵⁵ Wie Steinhilber meint, ist das Arbeiten für diese Unterscheidung von ursächlicher Bedeutung: „nicht trotz, sondern wegen ihrer Arbeit besitzen nach Keyserlings Ansicht die einfachen Leute ihre Ruhe und Stetigkeit, ihre gleichbleibende und ungefährdete Identität“. Umgekehrt schließt er, dass es „vor allem der Mangel an 'Arbeit' ist, der die Adelligen zu der für sie typischen 'Lebensunruhe', der ständigen Furcht, 'etwas zu versäumen' mit allen Konsequenzen für das praktische Verhalten treibt“ (Steinhilber: *Keyserling, Sprachskepsis und Zeitkritik*, S. 168).

⁸⁵⁶ Wie Sendlinger erläutert, stehen Denken und Sprechen dem Leben entgegen: „Kein Denken, keine Reflexion hindert das unmittelbare Erleben, auf das es entscheidend ankommt, will man im Sinn der Lebensphilosophie zu einer Einheit mit dem Leben gelangen. Denn das Denken als Form steht dem Leben in seiner Formlosigkeit entgegen. Dasselbe gilt für die Sprache, die ein direkter Ausdruck des Denkens ist“ (Sendlinger: *Lebenspathos und Décadence*, S. 210).

Ein weiteres und letztes Beispiel für Arbeiterblicke in Keyserlings Erzählungen soll anhand von *Wellen* gegeben werden. Dort reflektiert Geheimrat Knospelius über die Blicke der Fischerfrauen:

‘[...] Haben Sie die Augen dieser Frauen beobachtet? Das sind Blicke, die nicht so planlos an den Dingen herumwischen, das sind Blicke, die ohne Umweg gerade auf den Punkt treffen, der ihnen wichtig ist, wie der Hammer in der Hand eines guten Handwerkers gerade und hart immer auf den richtigen Fleck schlägt. [...]’⁸⁵⁷

Die von Knospelius beschriebene ‘Sehweise’ setzt voraus, sich über persönlich oder hier treffender ‘existenziell’ Wichtiges bewusst zu sein und damit einen Zielpunkt für den Blick zu haben, der als ‘richtig’ qualifiziert wird. Dem entgegen stellt Knospelius einen ‘planlos an den Dingen herumwischenden’ Blick, der den Ästhetefiguren Keyserlings zuzusprechen ist. Von ihnen wird die Umgebung auf gefällige, ästhetische Reize hin mit den Augen überflogen – ein Ausdruck der passiven und ziellosen Existenz. Man rezipiert und nimmt auf, ist an den unmittelbaren Eindruck gebunden und ohne (Orientierungs-)‘Plan’. Steinhilber spricht hier von der

‘impressionistischen’ Weltsicht, die eben durch das ‘Herumwischen’ an den Dingen, die bewußte Relativierung der traditionellen Grenzen zwischen den Objekten gekennzeichnet ist[.]’⁸⁵⁸

Knospelius’ Beschreibung der Blicke der Frauen mit Verben wie ‘treffen’ und ‘schlagen’, die einem eher kämpferischen Vokabular entstammen – hier in die Welt der manuellen Produktion überführt – zeugt gemeinsam mit den Adjektiven ‘gerade’ und ‘hart’ von einem urtümlich anmutenden Kampf. Keyserlings wiederkehrendes Bild vom Leben, „das bezwungen werden muß[,], damit es uns nicht in den Rücken fällt“⁸⁵⁹, scheint hier angebracht.

‘[...] So zu stehen und auf den Mann oder Sohn zu warten, das spannt an [...] Und sie sollten mal diese Augen sehen, wenn so’n Mann oder Sohn nicht zurückgekehrt ist und die Frau dann tagelang am Strande hin und her läuft und jeden dunklen Punkt auf dem Wasser oder auf dem Strande erspäht und mit furchtbarer Aufmerksamkeit beobachtet. Das sind Augen, die ihr Handwerk verstehen [...]’⁸⁶⁰

Mit dem Beruf des Fischers ist hier ein Arbeitsbild gewählt, in dem das ‘tägliche Brot’ unter Einsatz der leiblichen Existenz der Natur abgetrotzt werden muss. ‘Anspannung’ und ‘furchtbare Aufmerksamkeit’ gemeinsam mit den Verben ‘erspähen’ und ‘beobachten’ unterstützen den Eindruck von dem Leben der

⁸⁵⁷ *Wellen*, H, S. 390.

⁸⁵⁸ Steinhilber: *Keyserling, Sprachskepsis und Zeitkritik*, S. 173.

⁸⁵⁹ *Feiertagskinder*, H, S. 866.

⁸⁶⁰ *Wellen*, H, S. 390.

‘einfachen Leute’ als unmittelbaren Überlebenskampf. Steinhilber konstatiert, diese Sehweise sei Ausdruck einer „relativ große[n] Vertrautheit mit der Wirklichkeit, die ein sicheres und ruhiges Verhalten in dieser Wirklichkeit zur Folge“⁸⁶¹ habe. Doch spiegelt sich darin auch die Härte einer nicht beschönigenden Wahrnehmung des Daseins und des natürlichen Kreislaufs von fressen und gefressen werden. Das ‘Handwerk’ der ‘Augen’ mit dem Blick als Werkzeug ist dabei das ‘Treffen auf den richtigen Fleck’, also das Fokussieren von Mann und Sohn als Familienmitgliedern und Familienernährern. Dergestalt wird das Sehen selbst ein Teil der Arbeit. Während der Pause ruht folgerichtig auch der Blick aus.

Resümierend lässt sich feststellen, dass bei Fontane die Arbeit im Bild und der Blick auf das Bild aus der Wahrnehmung der Figuren heraus eine eher poetisch festliche Qualität erhalten. Negative Arbeitsaspekte werden aus der Geschichte oder der Figurenwahrnehmung ausgeblendet. Dieses Verfahren folgt zum einen Fontanes Auffassung von der Verklärungsaufgabe der Kunst und erlaubt zum anderen den Figuren der Geschichte, sich einen Glauben an ein Glück (oder Fest) im Alltag zu bewahren. Über den als ‘nicht einmal prosaisch’ bewerteten Zug nach ‘Arbeit, täglich Brot und Ordnung’ gelingt eine Poetisierung alltäglicher Lebenswirklichkeiten und die Impulsgewinnung zu rein rationalen Entscheidungen.

Besonders hervorzuheben ist aber die interessante Verknüpfung von Fest und Arbeit, die in der Stilisierung zum Bild und in dem rezeptiven Innehalten der Figuren durchklingt. Gerade angesichts des historischen Hintergrunds von Industrialisierung und Arbeiterelend geht diese Verknüpfung über eine bloße Verklärung der Verhältnisse hinaus. Historische Realitäten werden regelrecht umgekehrt. Dieses Verfahren erweckt den Anschein einer poetischen Rettungsmaßnahme für die Arbeit und die ‘einfachen Lebenskreise’. Eine exemplarische Vertreterin dieser einfachen, arbeitenden Lebenskreise ist Lene, deren ‘Stolz’ „[...] von ihrer Hände Arbeit leben zu wollen [...]“⁸⁶² damit zusammenklingt „[...] nach ihren eigenen Entschlüssen zu handeln, ohne viel Rücksicht auf die Menschen und jedenfalls ohne Furcht vor ihrem Urteil“⁸⁶³. Im diesem Kontext

⁸⁶¹ Steinhilber: *Keyserling, Sprachskepsis und Zeitkritik*, S. 173.

⁸⁶² *Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 443.

⁸⁶³ Ebd., S. 442.

erscheint Arbeit als Chiffre für Selbstbestimmtheit und die sich den existenziellen Zwängen stellenden arbeitenden Figuren werden durch den Gewinn privater Unabhängigkeit gegenüber den sich quasi freiwillig gesellschaftlichen Zwängen unterwerfenden Figuren der 'guten Gesellschaft' poetisch aufgewertet. Stimmig interpretiert Hohendahl Fontanes bildhafte Arbeitsdarstellungen als 'Ästhetisierung manueller Arbeit', mit dem Zweck,

den Zusammenhang von Selbstverwirklichung und Arbeit zu retten [...] Sie wird aus dem Zusammenhang des pragmatischen Erfolgshandelns herausgelöst und erhält auf diese Weise die Qualität eines Bildes.⁸⁶⁴

Anders als Fontane gestattet Keyserling seinen fokalisierten Figuren einen Aufenthalt mitten unter arbeitenden Figuren, was sich ihnen je nach Veranlagung als Quelle der Ruhe oder Kraft erschließt. Dafür bleibt der reine Blick auf ein Arbeitsbild bei Keyserling unbefriedigend, ja, macht ungeduldig oder verstimmt. Denn der Blick auf Arbeit konfrontiert die Feiertagsfiguren, ebenso wie der Versuch, selbst schöpferisch zu arbeiten, mit der eigenen Unzulänglichkeit oder vielleicht auch der Ahnung von der Unwirklichkeit der eigenen Welt.

Mittels der Arbeitsbilder und Arbeiterblicke werden die stetig und fest blickenden 'Werktagmenschen' so als starke und ruhige Gegenfiguren zu den ungedulden und leicht erregbaren Ästhetenfiguren angelegt. Zugleich haftet den 'starr' blickenden Arbeitern aber auch etwas mechanisch Dumpfes, gefühllos Funktionierendes an, das das Arbeitsbild als 'Gegenbild' zur Feiertagskultur einer uneingeschränkt positiven Wertung entzieht.

In einem direkten Kontrast zu Fontane, bei dem der Blick auf Arbeit festliche Bezüge erhält, ist bei Keyserling der Blick als 'Handwerk' selbst zur Arbeit qualifiziert. Fontanes Arbeitsbild als eine Art verklärtes Kunstobjekt tritt bei Keyserling daher nicht in Erscheinung. Vielmehr sind Blicke bei ihm ein direkter Ausdruck des Innenlebens der Figur und machen die Verknüpfung von Arbeit mit dem Hauptwert Ruhe evident. Das wiederum schafft trotz aller Gegensätzlichkeit eine Nähe zu Fontanes Arbeitsbildern, die neben Idylle vor allem Einfachheit und Ordnung vermitteln.

⁸⁶⁴ Hohendahl: *Soziale Rolle und individuelle Freiheit*, S. 96.

2.3.2 Arbeit als ‘Kraftquelle’ im Alltag

Im *Wörterbuch der Soziologie* wird Arbeit definiert als eine „zielbewusste u. brauchvermittelte Tätigkeit des Menschen zur Lösung oder Linderung seiner Überlebensprobleme“. Dabei seien Arbeitsprozesse auch immer soziale Prozesse, die die gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen „untereinander u. widereinander“ gestalteten.⁸⁶⁵

Demnach betrifft ‘Arbeit’ nicht nur die existenziellen Bedürfnisse des Menschen nach Nahrung, Kleidung, Wohnraum und Sicherheit, sondern auch seine soziale und gesellschaftliche Sphäre. In Fontanes und Keyserlings Erzählungen spiegelt sich diese Bedeutsamkeit von Arbeit. Arbeit oder auch Nicht-Arbeit zeigen Auswirkungen auf die Figuren, auf ihre Zeitgestaltung, auf ihre physische und psychische Gesundheit, auf ihr Wertesystem und insbesondere auch auf ihre Wahrnehmung der Welt.

Schon in Hegels *Phänomenologie des Geistes* aus dem Jahr 1807 heißt es dazu aufschlussreich, erst durch das Bearbeiten der Welt erfolge die Wahrnehmung ihrer Eigenständigkeit, „weil eben dem Arbeitenden der Gegenstand Selbständigkeit hat“. Daraus resultiere das Bewusstsein der eigenen Selbständigkeit, ergo die Entwicklung von Selbstbewusstsein: „das arbeitende Bewußtsein kommt also hierdurch zur Anschauung des selbständigen Seins *als seiner selbst*“.⁸⁶⁶

Arbeit und Werktag sind also für eine Gesellschaft wie für den Einzelnen von maßgeblicher Bedeutung. Dabei ist die Bewertung von Arbeit sowohl historisch als auch textimmanent durchaus ambivalent. An Begriffen wie ‘Entfremdung’ und ‘soziale Ungerechtigkeit’ aus dem historischen Kontext der Industrialisierung und dem poetischen Kontext der Arbeiterliteratur⁸⁶⁷ zeigt sich eine

⁸⁶⁵ Hillmann: *Wörterbuch der Soziologie*, Art. „Arbeit“, S. 35.

⁸⁶⁶ Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Phänomenologie des Geistes*, Frankfurt a.M.: 1973, S. 154. Diese Aussage deckt sich mit der Interpretation Steinhilbers, der Keyserlings müßigen Ästheten durchweg Wirklichkeitsverlust attestiert, den arbeitenden ‘Leuten’ hingegen ein ‘sicheres Ruhen in der Wirklichkeit’ zuspricht, Wirklichkeitswahrnehmung also in Abhängigkeit von Werktagserfahrung stellt. Vgl. Steinhilber: *Keyserling, Sprachskepsis und Zeitkritik*, insbes. das Kap. *Die positiven Alternativen: Arbeit und Verantwortung*, S. 168-174.

⁸⁶⁷ Die um 1850 entstandene Literatur als stofflich-thematische Behandlung des Arbeiters, seiner Welt, seines Schicksals, verstehe sich als „poet.-ästhet. Bewältigung der Arbeitswelt und ist meist eng mit soz. Mitleid und soz. Tendenzen verknüpft, die eine Besserung für den Arbeiterstand erstreben“ (Gero von Wilpert: *Sachwörterbuch der Literatur*, Stuttgart: 2001, S. 42f.).

negative Wahrnehmung und Erfahrung von Arbeit. Zugleich zählen aber Fleiß und Pflichterfüllung (= Arbeit) zu den preußischen Tugenden und gelten als moralische Richtwerte der ‘protestantischen Ethik’: „Der Sinn des Lebens und Wege der Erlösung werden in der Arbeit und dem Arbeitserfolg erlebt“.⁸⁶⁸

Vielleicht aus diesem Zusammenhang heraus findet sich auch in den untersuchten Erzählungen eine positive Bewertung von Arbeit, die abgesehen von der Verklärung zum poetischen Bild vor allem über begriffliche Zuordnungen wie ‘Ordnung’ und ‘Verantwortung’ erfolgt. In Fontanes Erzählungen wird das tätige Schaffen vielfach durch die Figuren selbst an eine positive Wertung geknüpft. Besonders in kleinbürgerlichen und ländlichen Verhältnissen sind Aussagen wie „[...] fleißige Tage sind gute Tage [...]“⁸⁶⁹ oder „[...] Ich habe von Kind auf Schwielen an meinen Händen gehabt, und wenn ich sie hatte, war mir immer am wohlsten [...]“⁸⁷⁰ oder das generelle ‘Für-Arbeit-und-Ordnungs-Sein’⁸⁷¹ Fontanesche Allgemeinplätze.

Auch in Keyserlings Texten findet sich eine positive Wirkung und Darstellung von Arbeit. „Eine wilde Lust [...] zu arbeiten“⁸⁷² und „[s]tarke Leute, die das Leben und die Arbeit lieben“⁸⁷³ verweisen deutlich auf eine affirmative Einstellung zur Arbeit. Steinhilber meint daher: „Die Begriffe ‘Arbeit’ und ‘arbeiten’ sind die zentralen, positiv besetzten Gegenbegriffe zur ästhetischen Kultur der Oberschicht“.⁸⁷⁴ Demgegenüber stehen bei Keyserling aber auch explizit negative Wertungen von Arbeit, wie etwa ein „gedrücktes, freudloses Hinkriechen über das alltägliche Tagwerk“⁸⁷⁵ oder eine „Kellnerin“, die als „verkümmertes kleines Wesen, mit geröteten übernächtigten Augenlidern“ beschrieben wird.⁸⁷⁶

⁸⁶⁸ Heinemann / Ludes: *Zeitbewusstsein*, S. 229. Ähnlich führt Manfred Füllsack die Wertschätzung von Arbeit auf die Reformation zurück. Luthers „Kritik an der monastisch-klerikalen *vita contemplativa*“ habe zugleich der „*vita activa*, der weltzugewandten und schaffenden Betätigung“ zu neuem Ansehen verholfen. „Arbeit konnte damit nun zur sittlichen Pflichterfüllung im Christenleben werden, eingebettet in eine ständische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung“ (Manfred Füllsack: *Arbeit*, Wien: 2009, S. 56).

⁸⁶⁹ *Grete Minde*, Bd. 1, S. 76.

⁸⁷⁰ *Quitt*, Bd. 1, S. 328.

⁸⁷¹ Wie z.B.: Lene von Botho attestiert wird (*Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 406).

⁸⁷² *Fräulein Rosa Herz*, S. 297.

⁸⁷³ *Beate und Mareile*, H, S. 32.

⁸⁷⁴ Steinhilber: *Keyserling, Sprachskepsis und Zeitkritik*, S. 169.

⁸⁷⁵ *Fräulein Rosa Herz*, S. 272.

⁸⁷⁶ *Seine Liebeserfahrung*, H, S. 194.

Dieses zwischen positiver und negativer Bewertung befangene ‘Zwiespältige’, das auch Daemmrichs in dem „Wesen und der Wirkung der Arbeit“ feststellen⁸⁷⁷, erfasst Bächler-Hauschild in ihrer Untersuchung zum Motiv der Arbeit in dem Roman *Soll und Haben* mit drei verschiedenen Ausprägungen des ‘Arbeitsbewusstseins’: Zunächst bestimmt sie die „gemütsbetonte Arbeit als ‘Kraftquelle’“⁸⁷⁸, die von der Poetisierung und Idealisierung des Arbeitsalltags lebt. Für die Wahrnehmung von Arbeit „als persönlichen Gewinn“ und die Bewertung mit dem Prädikat „wertvoll“, führt sie die „Fähigkeit zu idealisieren“ an, was sie dem Prinzip des „‘Alltags-Positivismus’“, dem „Akzeptieren des Gegebenen“ zuordnet.⁸⁷⁹ Demgegenüber stellt sie die „technisierte Arbeit als ‘Kraftverlust’“⁸⁸⁰. Die Arbeit „in enger Verbindung zur Technik“ sei demnach „als mühselige Quälerei beschrieben“. Schließlich führt Bächler-Hauschild die „Arbeitsverachtung als ‘Kraftlosigkeit’“⁸⁸¹ an, eine Formulierung, an die sich Fontanes Figurenkonzeption des wollenden aber nicht könnenden jungen Mannes⁸⁸² ebenso anschließt wie die arbeitsablehnende Figurenanlage von Keyserlings Ästheten.

Da die technisierte Arbeit in den ‘Romanen der guten Gesellschaft’ jedoch weitgehend ausgeblendet ist, kann sie entsprechend vernachlässigt werden. Die Begriffe Kraftquelle und Kraftverlust bilden hingegen eine ideale Basis, um die Verbindung zwischen Stärke und Schwäche der Figuren im Kontext von Arbeit und Arbeitsverachtung näher zu beleuchten.

Und es ist zu vermuten, daß nur sinnvolle Arbeit der Boden zu sein vermag, auf dem der Festtag gedeiht. [...] Mitgemeint ist, daß der Mensch die Arbeit verstehe und ‘annehme’ als das, was sie wirklich ist - als die ‘Bestellung des Ackers’ nämlich, die immer beides in sich schließt: Glück *und* Mühsal, Befriedigung *und* Schweiß des Angesichts, Freude *und* Aufzehrung der Lebenskraft. Wird eins davon unterschlagen und also die Realität der Arbeit gefälscht, dann ist zugleich das Fest unmöglich geworden.⁸⁸³

⁸⁷⁷ Vgl. Daemmrich: *Themen und Motive in der Literatur*, Art. „Arbeit“, S. 46.

⁸⁷⁸ Bächler-Hauschild: *Erzählte Arbeit*, S. 122.

⁸⁷⁹ Ebd., S. 126.

⁸⁸⁰ Ebd., S. 129.

⁸⁸¹ Ebd., S. 134.

⁸⁸² Vgl. die ‘schönen Männer’ Fontanes, wie Botho, Waldemar oder Hugo, die sämtlich durch eine ‘Unfähigkeit’ gekennzeichnet sind, das ‘täglich Brot’ aus eigener Kraft zu bestreiten.

⁸⁸³ Pieper: *Zustimmung zur Welt*, S. 17.

2.3.2.1 *Strukturierte Zeit und gestaltete Welt*

Der Alltag kann in seiner Reizarmut, seiner Zusammensetzung aus Gewöhnlichem und Gewohntem in geistiger wie in zeitlicher Hinsicht durchaus problematisch sein. Jung etwa meint, „der pure Alltag ohne jegliche Abwechslung“ lasse sich um „den Preis des Stumpfsinns, der völligen Verrohung“ ‘nicht aushalten’⁸⁸⁴, während Heinemann und Ludes eine etwaige Problematik des Alltags in Abhängigkeit von seiner zeitlichen Strukturierung sehen: „dort, wo gesellschaftliche Tagesordnung und individuelle Programme fehlen oder nicht mehr gelten [...] wird Zeitgestaltung zu einem zentralen Problem“.⁸⁸⁵ Das ‘unstrukturierte Leben’ führe zum Verlust einer „durch Differenzierung gewonnene[n] Tiefenschärfe in die Vergangenheit und in die Zukunft“.⁸⁸⁶ Dagegen sei das Moment der Entlastung als positiver Aspekt des Alltags an Struktur und Rhythmus gebunden.

Als ein erstes Mittel, den Alltag zu differenzieren und sich damit die entlastende Funktion des Alltags zu sichern, präsentiert sich nun die Strukturierung über den Werktag. So stellen auch Heinemann und Ludes die herausragende Rolle fest, die Arbeit für das strukturierte Zeitbewusstsein einnimmt:

durch Arbeit erhält Zeit und damit auch das Zeitbewußtsein in besonderem Maße eine Struktur. [...] Durch die Arbeit entsteht ein Spannungsverhältnis und Kontrastreichtum zwischen verschiedenen Lebensbereichen[.]⁸⁸⁷

Bei Fontane finden sich wiederholt konkrete Hinweise auf diese psychisch entlastende Wirkung von Arbeit. Grete Minde etwa verspricht sich von körperlicher Betätigung eine Verbesserung ihres seelischen Befindens:

‘Laß uns gehen, Valtin. Ich weiß nicht, was es ist. Aber das fühl ich, daß ich hier auch stehen und die Hände fleißig rühren möchte. Sieh nur, wie die Spreu von der Tenne fliegt. Es ist alles so frei und lustig hier, und wenn ich hier mitstünd, ich glaube, da verwehte manches, was mich quält und drückt.’⁸⁸⁸

Gretes Streben nach Arbeit erscheint zunächst als unmittelbare Gefühlsäußerung ohne rationale Erkenntnis (‘ich weiß nicht, was es ist’). Ihr Bestreben, sich in den Arbeitsprozess einzureihen, ist eine direkte und emotionale Reaktion auf

⁸⁸⁴ Jung: *Schauderhaft Banales*, S. 10.

⁸⁸⁵ Heinemann / Ludes: *Zeitbewusstsein*, S. 229.

⁸⁸⁶ Ebd., S. 230.

⁸⁸⁷ Ebd., S. 228.

⁸⁸⁸ *Grete Minde*, Bd. 1, S. 44.

den visuellen Eindruck und die Qualifikation der Arbeit als ‘frei’ und ‘lustig’ schließt an die poetisch verklärten Arbeitsbilder Fontanes an. Doch geht Grete über das bloße Ansehen hinaus und verbindet ihr hypothetisches ‘Mitarbeiten’ intuitiv mit einer innerlich befreienden, entlastenden Wirkung. Arbeit erscheint in diesem Kontext als ein Mittel, um Sorgen und unangenehme Gedanken zu verdrängen.⁸⁸⁹

Diese Funktion kann Arbeit zunächst schlicht als Folge der Aufmerksamkeitsverlagerung auf den Arbeitsgegenstand und die körperlich notwendigen Arbeitshandlungen erfüllen. Innere Aktivität wird gegen äußere Aktivität vertauscht, was eine quasi ‘umgekehrte psychosomatische Wirkung’ mit sich bringt. Nicht der Geist wirkt sich auf das Befinden des Körpers aus, sondern körperliche Arbeit erzeugt inneres ‘Wohlgefühl’. Pauline Pittelkow bestätigt: „[...] Gewiß, arbeiten is gut, un wenn ich mir so die Ärmel aufkremple, is mir eigentlich immer am wohlsten [...]”⁸⁹⁰

Die Konzentration auf eine zu bewältigende Arbeit entlastet von Sorgen, indem sie von ihnen ablenkt. Denn während des konkreten Arbeitsvorgangs wird der Geist durch die Aufmerksamkeit für die Tätigkeit ‘geleert’ und das Zeitempfinden anhand der Aufgaben strukturiert. Hier liegt eine der wichtigsten Differenzen zwischen Werktag und Alltag begründet. Die Zeit des Werktags ist ‘aufgabenorientiert’, die des Alltags linear durch Uhren synchronisiert.

Denn zum Werktag gehört bis heute, trotz aller Entfremdung, [...] die Erinnerung an das Tagewerk, von dem er sein Zeitmaß bezieht oder wenigstens bezogen hat. Er bleibt eine aufgabenorientierte Zeitangabe, die das konkret faßbare Ergebnis der Mühen eines Arbeitstages auch da noch im Blick behält, wo der Arbeitende nicht mehr konkret, sondern nur auf dem Umweg über eine Identifizierung sich des Produkts seiner Arbeit vergewissern darf. Der Alltag hingegen, der durch die entqualifizierte Zeit der Uhren konstituiert wird, läßt hinter deren Zeitangaben die konkreten Tätigkeiten der Menschen und ihre unterschiedlichen Ergebnisse verschwinden, indem er sie alle in eine Zeit zusammenbringt. Das hat ihm die Sprache, die seit dem 18. Jahrhundert wegwerfend von ihm redet, bis heute nicht verziehen.⁸⁹¹

Das Bewusstsein über die linear verstreichende Zeit löst in den Erzählungen in den meisten Fällen negative Gefühle wie Angst, Wut, Verdross und Langeweile aus. Von „langen langen Stunden“⁸⁹² oder gar „gefürchteten Stunden“⁸⁹³ ist da

⁸⁸⁹ Vgl. auch Lehnert Menz: „Als er wieder wach war, war er zunächst willens, doppelt fleißig zu sein und bei der Arbeit alles zu vergessen“ (*Quitt*, Bd. 1, S. 268).

⁸⁹⁰ *Stine*, Bd. 2, S. 484. Vgl. auch die Kaulbars in *Quitt*: „In Wirtschaft und Küche war ihnen am wohlsten, weil sie sich hier am nützlichsten machen konnten“ (*Quitt*, Bd. 1, S. 403).

⁸⁹¹ Laermann: *Alltags-Zeit*, S. 91.

⁸⁹² *Schach von Wuthenow*, Bd. 1, S. 658.

bei Fontane die Rede, Keyserlings Figuren hören die Zeit „ordentlich an sich vorübersausen“⁸⁹⁴, fühlen eine „ungeduldige Wut gegen die Zeit“⁸⁹⁵ oder können das ‘Verrinnen kostbarer Lebensaugenblicke nicht ertragen’.⁸⁹⁶ Dem lässt sich durch einen Wechsel in ein anderes Zeitbewusstsein entgehen, dem des Werktags. Dieser Wechsel gelingt jedoch nur den Figuren, die die Möglichkeit zu manueller Arbeit haben, wie beispielsweise Lene in *Irrungen, Wirrungen*:

‘[...] Ach, es ist so lange bis morgen. Ein Glück, daß ich Arbeit habe; je mehr Arbeit, desto besser. Und ich werde heut’ nachmittag in Ihren Garten kommen und graben helfen. ...’⁸⁹⁷

In einen größeren Zusammenhang eingebettet, erscheint Arbeit in Fontanes *L’Adultera*. Es ist hier nicht der konkrete Arbeitsakt, sondern die Zuwendung von einem Festlichkeits- zu einem Werktagsleben, das ‘befreit’ und ‘entlastet’.⁸⁹⁸

Begleitet von zahlreichen Märchenanalogien⁸⁹⁹ ist Melanies Leben zunächst von der Erfüllung jeden Wunsches, von Müßiggang und Wohlstand gekennzeichnet. Durch den ‘Bruch ihrer Ehe’ und den Eintritt in eine neue Verbindung ändert sich an diesem Lebensstil vorerst nichts. Doch als Rubehn, ihr neuer

⁸⁹³ *Vor dem Sturm*, Bd. 3, S. 627.

⁸⁹⁴ *Fürstinnen*, H, S. 780.

⁸⁹⁵ *Prinzessin Gundas Erfahrungen*, SG, S. 66.

⁸⁹⁶ Vgl. *Beate und Mareile*, H, S. 56: „Es war Günther plötzlich, als fühlte er in dieser Nachtstunde, wie kostbare Augenblicke seines Lebens leer und ereignislos verrannen. Nein! Das war nicht zu ertragen!“

⁸⁹⁷ *Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 333.

⁸⁹⁸ Gänzlich anders als in oben folgenden Ausführungen bezieht Kolk Melanies erfolgreiche „Umstrukturierung subjektiver Alltagsorganisation“ einzig auf die Trennung von van der Straaten (Kolk: *Beschädigte Individualität*, S. 106). Er meint, Melanies „Konflikte“ seien „durch personale Antipathien entstanden“. Der „resultierende[] Ausbruchversuch[] konnte[] durch Umstrukturierungen auf der Ebene zwischenmenschlicher Beziehungen realisiert werden“ (ebd., S. 111), d.h. mit der „selbstbewußt geplanten und ausgeführten Auflösung einer unerträglichen Ehe“ (ebd., S. 106). Damit verkennt Kolk aber sowohl die vielleicht liebesfreie, aber durchaus nicht unerträgliche Ehe zwischen Melanie und van der Straaten als auch die Liebesmotivation für Melanies ‘Eheausbruch’, wie den Grund für das Glücken des neu organisierten Alltags, der oben weiter ausgeführt wird.

⁸⁹⁹ Nicht nur Melanies Mädchenname ‘Caparoux’, den eine andere Figur mit ‘Rotkäppchen’ übersetzt „[...] ein Märchenname, aber kein Adelsname [...]“, auch Charakterisierungen Melanies als „Prinzeß im Märchen“ und ihres Lebens als „[...] Märchen von ›Tischlein, decke dich‹ [...]“ (*L’Adultera*, Bd. 2, S. 40, 9 u. 133) zeigen ihre märchenhaft irrealen Feiertagsexistenz an. Vgl. weiter bei Gerhard Friedrich: „Das Glück der Melanie van der Straaten, Zur Interpretation von Theodor Fontanes ‘L’Adultera’“, in: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft*, Bd. 12, Göttingen: 1968, S. 359-382, insbes. S. 380f.

Ehemann, dem finanziellen Ruin entgegen sieht, erkennt Melanie für sich eine Chance zur Bewährung. Der Umzug in eine bescheidenere Wohnung wird von ihrem Eintritt in Stellungen als Sprach- und Musiklehrerin begleitet. Hier wird nun in interessanter Weise eine Verkehrung von Alltäglichkeit und Festlichkeit erreicht. Der Wechsel zu einem ‘Werktag’, der als ein ‘Opfer der Bequemlichkeit’ Beweis ihrer Liebe zu Rubehn sein soll, vor allem auch vor der Gesellschaft, beschert „idyllische Wochen“⁹⁰⁰, es ist gar von der „Poetenweisheit von der ‘kleinsten Hütte’“⁹⁰¹ die Rede. Äußere Entsagung klingt mit innerer Fülle, Arbeit mit Idylle zusammen. „‘Ein neues Leben [...]’“⁹⁰² der Arbeit schließt mit dem alten Leben des spielerischen Daseins ab.⁹⁰³ So fungiert für Melanie die Arbeit auch als Mittel, um in ihrer Liebe zu Rubehn ernst genommen zu werden und für den Ehebruch gesellschaftliche Rehabilitation zu erlangen.⁹⁰⁴ Durch den Werktag wird Melanie also in die Lage versetzt, ihre Position in der Gesellschaft zu verändern, ergo ‘die Welt zu gestalten’ und damit ein Selbstbewusstsein zu entwickeln.⁹⁰⁵

Im Anblick „der eleganten Mansarde“, die sie vormals bewohnten, gedenken sie „der zurückliegenden schweren und sorgenreichen Tage“. In dem ‘neuen Leben’ „atmeten sie freier“.⁹⁰⁶ Die Attribuierung des ‘Werktagelbens’ mit Begriffen wie Freiheit, Idylle und Frische⁹⁰⁷ wirkt einigermaßen überraschend und übertrifft bei Weitem das Fontane unterstellte Bestreben, ‘poesiefremde und daher problematische Arbeitsphänomene’ über eine ‘Bild- und Tableaumethode’

⁹⁰⁰ *L’Adultera*, Bd. 2, S. 136.

⁹⁰¹ Ebd.

⁹⁰² Ebd., S. 134.

⁹⁰³ Vgl. zu der ‘Spielmetaphorik’ in *L’Adultera*: Friedrich: *Das Glück der Melanie van der Straaten*, insbes. 374f.

⁹⁰⁴ Ähnlich sieht Grawe „die durch Armut erzwungene berufliche Tätigkeit“, die Melanie „dankbar“ ergreife, als „Chance[] zur Charakterbildung“ und den finanziellen Ruin Rubehns als „Voraussetzung einer menschlich reifen und dauerhaften Beziehung“ (Christian Grawe: „L’Adultera, Novelle“, in: Grawe / Nürnberger (Hrsg.): *Fontane-Handbuch*, S. 524-533, hier S. 528f.).

⁹⁰⁵ Vgl. dazu Füllsacks Bestimmung von Arbeit als „Weltgestaltung“. „Wir arbeiten, so ließe sich sagen, um unsere Welt und unser Dasein so zu gestalten, wie wir es für sinnvoll erachten. Wir gestalten arbeitend unsere Welt“ (Füllsack: *Arbeit*, S. 8). Vgl. auch die knappe Darstellung zu Arbeit im philosophischen Diskurs ebd., S. 62f. und in dieser Arbeit die kurzen Ausführungen eingangs des Kap. 2.3.2 *Arbeit als ‘Kraftquelle’ im Alltag*.

⁹⁰⁶ *L’Adultera*, Bd. 2, S. 136.

⁹⁰⁷ Melanie „hatte dabei ganz ihre Frische wieder“ (ebd., S. 135).

in den literarischen Text einzugliedern.⁹⁰⁸ Die Arbeit, insbesondere die arbeitenden Figuren, werden regelrecht zum Sinnbild der idyllischen Existenz erhoben.⁹⁰⁹ In der Formulierung Büchler-Hauschilds erfährt Melanie hier durch die Poetisierung und Idealisierung des Arbeitsalltags so die „gemütsbetonte Arbeit als ‘Kraftquelle’“.⁹¹⁰

Das ‘Neue’ des Lebens verhindert dabei eine Wahrnehmung des ‘Gewohnten’ und damit des ‘Gewöhnlichen’ des Alltags. So gehen Melanie und Rubehn nicht jeden Morgen, sondern „jeden neuen Morgen“ den gemeinsamen Weg zur Arbeit. ‘Feldmark’, ‘Tiergarten’, ‘Park’ und eine „schrägliegende[] Hängeweide“ idyllisieren diesen Arbeitsweg, der durch die Hängeweide als „Zoll- und Schlagbaum“ aus einem eingegrenzten Bereich der Idylle hinausführt.

Die räumlich-zeitliche Isolation bewirkt für die idyllisch erlebende Figur die Aufhebung von Fremdorientierung und Fremdprägung, so daß es zu einem glückhaften Beisich-Sein kommt.⁹¹¹

Aus diesem Idyllenglück der ‘kleinsten Hütte’ ohne ‘Fremdorientierung und Fremdprägung’, tritt das Paar in die Welt des preußischen Alltags, sinnbildlich dargestellt in einem Versehrten mit Militärmütze und Leierkasten, dem Melanie und Rubehn unter „devotem Gruße“⁹¹² einen täglichen Wegezoll entrichten. Nicht nur der ‘Leierkasten’ mit den sich immerfort wiederholenden Melodien, auch die Formulierung „dem sie Tag um Tag ihren Wegezoll entrichten mußten“⁹¹³ verweist deutlich auf das Phänomen Alltag. Wieder findet sich also nach typisch Fontanescher Manier die gesellschaftliche Ordnung als übergeordnete Macht, die von den der Ordnung zuwiderlaufenden Figuren dennoch anerkannt wird. Ihre Gesellschaftsopposition besteht nicht prinzipiell, sondern nur um ihres privaten Glückes willen. Die angestrebte Idylle, der Ort außerhalb der Gesellschaft ohne Trennung von der Gesellschaft, wird von Melanie und Rubehn erreicht, anders als von Botho (*Irrungen, Wirrungen*) oder Waldemar

⁹⁰⁸ Vgl. Demetz: *Fontane*, S. 150f.

⁹⁰⁹ Auch Kahrman sieht die Idyllisierung des sozialen Abstiegs: „Rubehns Bankrott führt zum sozialen Abstieg in die Klasse der Lohnabhängigen. Dieser Weg wird buchstäblich als Verwirklichung des Idylls der literarischen Tradition dargestellt“. Die Bewährung im Werktag beschreibt sie als „Verabsolutierung des Idylls als extreme Konsequenz des Privaten“ (Kahrman: *Idyll im Roman*, S. 108).

⁹¹⁰ Büchler-Hauschild: *Erzählte Arbeit*, S. 122.

⁹¹¹ Kahrman: *Idyll im Roman*, S. 10.

⁹¹² *L'Adultera*, Bd. 2, S. 137.

⁹¹³ Ebd., S. 136.

(Stine). Einer der Gründe dafür mag sein, dass für das Erreichen und Sichern solch einer Idylle das „Einsetzen ihrer Existenz, dies rückhaltlose Bekenntnis ihrer Neigung“⁹¹⁴ notwendig ist. Dies gelingt in Fontanes Erzählungen nur in einem einzigen Fall und zwar in dem, in dem die Frau die für das gemeinsame Idyll notwendige Aktion leisten muss. Dies stimmt zu den arbeitenden und (deshalb?) starken Frauen Fontanes wie z.B. Lene oder Pauline und den nicht (manuell) arbeitenden schwachen Männern wie Botho oder Waldemar.

Als Voraussetzung für das dauerhafte (!) Glück Rubehns und Melanies zeigt sich in der Erzählung daher Melanies Entschluss zum werktätigen Leben. Die *vita activa* wird damit zur Basis auf der alleine ein ‘glückliches Bei-sich-Sein’ erreicht werden kann, ganz im Sinne von Piepers Mutmaßung: „daß nur sinnvolle Arbeit der Boden zu sein vermag, auf dem der Festtag gedeiht“.⁹¹⁵ Das ‘glückhafte Bei-sich-Sein’ in Kahrmanns Ausführungen erinnert schließlich an den Zustand der feierlichen Versenkung und damit an einen ‘Festtag’. Auch in anderen Erzählungen ist das ‘verschwiegene Liebesglück’ als Idylle und über die Idylle als Form der Feier etabliert.⁹¹⁶ Doch gelingt einzig Melanie und Rubehn der dauerhafte Erhalt dieser idyllischen ‘Raum- und Zeitinsel’ (= Feier), indem sie sie nicht zum Universalkonzept erheben, sondern ihr, in ‘gesunder’ Abwechslung mit dem werktätigen Alltag, ihre zyklische Natur lassen, „um somit in außergewöhnlichen und wiederkehrenden Augenblicken den eigentlichen Sinn des Lebens ins Bewußtsein zu heben“.⁹¹⁷

Auch bei Keyserling findet sich ein Beispiel erfolgreicher adeliger ‘Weltgestaltung’ mit dem ‘tätigen’ Ulrich von Buchow in *Feiertagskinder*.

Ulrich ging langsam die Landstraße entlang an seinen Feldern hin. Der Roggen war schon in die Halme geschossen, jetzt wogten die grünen Halme ganz sachte, ganz wohligh, und es war, als flössen beständig dunkelgrüne und hellgrüne Schatten über sie hin. Ihnen muß wohl sein, dachte Ulrich. Es waren seine Geschöpfe, er hatte ihnen das Land bereitet, damit sie es gut haben; jetzt wogten sie lustvoll und freuten sich des Lebens, [...]. Dieses Wiegen der grünen Halme tat ihm wohl, nahm ihm das menschliche Zerren, die menschliche Qual. [...] und er fühlte das Leben so selbstverständlich, wie die Halme und Blumen um ihn her es fühlen mochten.⁹¹⁸

⁹¹⁴ Ebd., S. 100.

⁹¹⁵ Pieper: *Zustimmung zur Welt*, S. 17.

⁹¹⁶ Vgl. Kap. 2.4.1.1 *Unstandesgemäße oder nicht-eheliche Verhältnisse*.

⁹¹⁷ Henecka: *Soziale Bedingungen von Festen*, S. 14.

⁹¹⁸ *Feiertagskinder*, H, S. 901.

Beim Anblick seiner Felder klingt in Ulrichs Reaktion ein deutlicher ‘Schöpfungsstolz’ durch. Sein Blick auf die Natur präsentiert sich dabei zunächst nicht sehr verschieden von dem der dekadenten Ästhetenfiguren Keyserlings, für die Ulrike Weinhold konstatiert: „Die Außenwelt erscheint als synästhetische Vision des Ich“.⁹¹⁹ Auch Ulrich bezieht alles, was er sieht, erst einmal auf sich selbst (‘seine Geschöpfe’, ‘er hatte’) und unterstellt ihm eine Stimmung, in der er seine Arbeitsbemühungen honoriert finden kann. Im Unterschied zu den Décadents überlässt er sich aber vertrauensvoll dem ‘Resultat seiner Arbeit’ und die ‘Vermenschlichung’, die er anfangs an den Roggenhalmen praktiziert, schlägt schließlich um in eine ‘Entmenschlichung’ seiner selbst (‘nahm ihm das menschliche Zerren, die menschliche Qual’). Die Grenze zwischen Mensch und Natur verwischt und Ulrich wird ‘wie die Halme und die Blumen um ihn her’ zu einem Teil des ‘selbstverständlichen’ Lebens.

Die Besonderheit des landwirtschaftlichen Berufs zeigt sich hier in dem Arbeitsobjekt, das durch sein vegetatives ‘Leben’ zu einem Arbeitssubjekt wird. Das werktätige Schaffen als ‘Schöpfungsprozess’ wird so in besondere Weise zur ‘Gestaltung der Welt’. Anders als zivilisatorische Kulturbemühungen ist diese Weltgestaltung kein Gegen-den-natürlichen-Kreislauf-Arbeiten, sondern ein In-und-mit-ihm-Arbeiten. Gerade dadurch wird eine Teilhabe am Leben und eine ‘erfüllende, selbstbestätigende Arbeitserfahrung’⁹²⁰ möglich.

Die Personifikation des Roggens belegt dabei Ulrichs persönlichen, schon fast emotionalen Bezug zu seiner Arbeit, die mit dem Wachstum der Halme greifbares Resultat aufweist. Seine Fürsorge hat sich in einem sichtbaren Ergebnis niedergeschlagen, das als ‘Dank für seine Mühen’ einen Belohnungseffekt in sich birgt. Als eine etwas andere Art von ‘Erntedankfest’ steht hier für Ulrich am Ende seiner Arbeitsleistung die Lösung von Spannungen durch die Aufhebung aller individuellen Grenzen.

⁹¹⁹ Ulrike Weinhold: *Künstlichkeit und Kunst in der deutschsprachigen Dekadenz-Literatur*, Frankfurt a.M. u.a.: 1977, S. 77.

⁹²⁰ Vgl. hierzu bspw.: Hillmann: *Wörterbuch der Soziologie*, Art. „Entfremdung“, S. 183f. Dort weist insbesondere die Zusammenfassung der ‘Entfremdungsdimensionen’ der amerikanischen Soziologie im Umkehrschluss auf die ‘Erfüllungsdimension’ von Ulrichs Arbeit hin: „1) die mangelhaften Verfügungsmöglichkeiten des Arbeiters über seinen Arbeitsprozeß (powerlessness), (2) fehlende Sinnbezüge im Arbeitsgeschehen (meaninglessness), (3) unzureichende soziale Identifikation während der Arbeit (isolation), (4) mangelhafte Selbstverwirklichungschancen im eigenen Tun (self-estrangement) u. (5) den situationell provozierten Zwang zum abweichenden Verhalten (normlessness)“.

Für diese Befriedigungsfunktion von Arbeit stellt sich das ‘greifbare Resultat’ als elementar dar. So heißt es in *Wellen*:

‘Und doch’, fuhr Hans fort, ‘ich fühle eine seltsame Befriedigung, und warum? Weil wir so viele Fische gefangen haben. Das ist doch ein greifbares Resultat der Arbeit. Wenn ich einen fetten Dorsch halte, so weiß ich, was ich habe. Wenn ich ein Bild habe, weiß ich denn, ob es etwas ist, oder nicht?’ ‘Und erst ich’, unterbrach ihn Hilmar, ‘wenn ich eine Stunde Rekruten gelehrt habe, sich wie Holzpuppen zu bewegen, wie soll ich da Befriedigung über ein Resultat fühlen?’ ‘Ach ja’, meinte Hans und gähnte, ‘es ist schade, daß das Leben so selten bar zahlt.’⁹²¹

Hans Grill reiht die Arbeit hier in den Zusammenhang von Leben und Lohn ein. Der ‘Lohn’ als das ‘greifbare Resultat’ entschwindet jedoch bei Arbeitsleistungen, deren Ergebnis von einer subjektiven Bewertung abhängt, wie im Falle der Kunst. Noch weiter dem produktiven Arbeitserfolg entrückt, ist der militärische Dienst. Die Beschreibung Hilmars, die Rekruten zu lehren, sich wie Holzpuppen zu bewegen, zeigt einen devitalisierenden Entmenschlichungsprozess an, der anders als bei Ulrichs vitalisierender Einbindung in die Natur noch weiter von der Natur entfernt.⁹²² So wird deutlich, dass ‘Arbeit’ im Allgemeinen nicht ausreicht, um ein Gefühl der Befriedigung zu erlangen. Es ist alleine die – schon bei Fontane verklärte – selbstbestimmte, manuelle Arbeit mit überschaubarem kurzfristigem Ergebnisanspruch, die diese Funktion erfüllt. In dieser klingen Strukturierung der Zeit und Gestaltung der Welt zum befriedigenden Resultat und ‘glücklichen Versunkensein’ zusammen.

Ähnlich sieht Karl Bücher die entlastende Funktion der Arbeit an einen ‘Rhythmus’ gebunden, der zwangsläufig jede Form manueller Arbeit begleite:

Gerade die Einförmigkeit der Arbeit ist die grösste Wohlthat für den Menschen, so lange er das Tempo seiner Körperbewegungen selbst bestimmen und beliebig aufhören kann. Denn sie allein gestattet rhythmisch-automatische Gestaltung der Arbeit, die an sich befriedigend wirkt, in dem sie den Geist frei macht und der Phantasie Spielraum gewährt.⁹²³

Und auch Gustave Flaubert, der in seinem Roman *Madame Bovary* das ‘Leiden am Alltag’ an prominenter Stelle problematisiert, spricht vom Wohlgefühl bei einfachen, handwerklichen Arbeiten, einem Versunkensein

in jenes vollkommene Glück, das man ohne Zweifel nur bei handwerksmäßigen Verrichtungen bescheidener Art empfindet, die, ohne allzu schwierig zu sein, den

⁹²¹ *Wellen*, H, S. 417.

⁹²² Vgl. auch Fanonis ‘Puppenmärchen’ in *Nicky*, H, S. 705f.

⁹²³ Bücher: *Arbeit und Rhythmus*, S. 106.

Geist angenehm beschäftigen und zugleich befriedigen, weil es dabei kein Darüberhinaus zu erträumen gibt.⁹²⁴

In diesem Kontext erklärt es sich auch, dass die eher ‘geistige’ Arbeit von Keyserlings Adeligem in *Die dritte Stiege* nur vorübergehend die gewünschte Entlastungswirkung zeigt. Lothar von Brückmann schließt sich einer sozialistischen Bewegung an, um gegen „eine gewisse Leere und Müdigkeit“⁹²⁵ anzugehen. Horst Thomé, der Lothar als ‘Décadent’ klassifiziert, sieht in der „Unfähigkeit, sich in einer sinnvollen Arbeit zu entäußern“ zugleich das dekadente ‘Symptom’, nicht zur „Ausbildung einer geprägten Individualität“⁹²⁶ in der Lage zu sein und stellt (sinnvolle) Arbeit und Individualität damit in einen engen Zusammenhang. Den Versuch Lothars mit dem sozialistischen Engagement einen neuen, ausfüllenden Lebensabschnitt zu beginnen, beschreibt Thomé daher als das von „unbewusster Unaufrichtigkeit“ gefärbte Annehmen einer „Rolle, die dem *décadent* die verlorene Individualität ersetzt“.⁹²⁷ Als ‘Rolle’ vermag Arbeit zumindest für die Zeit des ‘Rollendaseins’ ein gefühltes Sein zu erzeugen. So erweist sich die gewählte Maßnahme zunächst – abgesehen von der Bewertung als ‘Selbsttäuschung’ und ‘Ersatzbefriedigung’ – zur Verdrängung des ‘horror vacui’ als durchaus wirksam:

Den übrigen Teil des Tages ging Lothar seinen Geschäften nach. Er hatte viel zu tun, das war es, was ihn befriedigte; er brauchte nie mehr mit dem schläfrigmüden Gefühl eines unnützen Menschen sich zu fragen ... was jetzt beginnen?⁹²⁸

Lothars Tag ist nun strukturiert. Müdigkeit ist durch Aktivität ersetzt, das Gefühl der Nutzlosigkeit durch das der Befriedigung und langweilender Zeitüberfluss ist einem beschäftigten Zeitmangel gewichen, wobei sich gerade an

⁹²⁴ Gustave Flaubert: *Madame Bovary*, Hamburg: 1952, S. 204.

⁹²⁵ *Die Dritte Stiege*, S. 15.

⁹²⁶ Horst Thomé: *Realistische Psychopathologie, Studien zur Geschichte des literarischen Psychologisierens in deutschsprachigen Erzähltexten (1848-1914)*, 2. Bd.: Zur Literatur der Jahrhundertwende, Kap. IV.2. Lust und Kultur bei Eduard von Keyserling, Kiel: Habil.-Schr. 1986, S. 739-870, hier S. 745.

⁹²⁷ Ebd., S. 746. Martini sieht Lothars redaktionelle Arbeit „als Flucht aus einem müßigen Dasein in eine ‘moderne’ Selbständigkeit, die sich in Pflichten, in Arbeit verwirklicht. Im Anschluß an die Sozialisten, die für die Zukunft ihre Kräfte einsetzen, erwartet Brückmann seine individuelle Selbstbestätigung. Der Individualist erhofft das Glück für sich selbst aus der Arbeit für das zukünftige Glück aller“ (Martini: *Nachwort Dritte Stiege*, S. 315).

⁹²⁸ *Die Dritte Stiege*, S. 121.

den durch Verpflichtung und Arbeit entstehenden ‘Mangel von Zeit’ ein Wertgefühl anschließt.⁹²⁹

Wenn Lothar schließlich am Ende der Erzählung das doch bloß Vorübergehende seines „Lebensberuf[s]“⁹³⁰ erkennt, offenbart sich ‘Arbeit’ als für den Décadent auf eine ‘Rollendauer’ beschränktes ‘Modell’:

Lothar schüttelte den Kopf. ‘Ach was – solche Grundsätze, mit denen wir uns vollsaugen, um unser leeres Ich aufzublasen, gehen auch alle wieder fort, wenn man in dieses Blasen-Ich hineinsticht [...]’⁹³¹

Grund dafür ist, dass die ‘Arbeit’ Lothars eine vorwiegend geistige bleibt. Seine Mitarbeit in einer Redaktion befasst sich nur mit dem ‘theoretischen Aspekt’ einer „Weltgestaltung“.⁹³² Das aktive Handeln bleibt nach wie vor versperrt: „[...] ich habe ja nur Worte und Gedanken über die Schuld der Gesellschaft und Glücksprobleme – nur das [...]“ stellt er fest und resümiert schließlich: „[...] und ich Narr – ich wollte – mit ein wenig Gerede das Volk retten! [...]“⁹³³ Lothars Erkenntnis, dass das Bestreben, die Welt nach bestimmten Vorstellungen umzugestalten, über das Medium Sprache nicht zu erreichen ist, enthält zugleich einen Hinweis auf die dekadente Welt als ‘verkehrte Welt’. So wie der ‘Narr’ Symbol einer Umkehrung von Alltagsrealitäten ist, ist auch die von sprachlichen Konventionen beherrschte Feiertagsrealität des Schlosses eine Verdrehung der Wirklichkeit. Nach Steinhilbers Interpretation entspringt Lothars Verurteilung des ‘Geredes’ dem „Axiom, daß Sprechen und Tun sich gegenseitig ausschließen“ und dass nur „‘Tat’ allein den zum wirklichen ‘Leben’ notwendigen Konnex“⁹³⁴ herstelle. Die ‘Narrenüberzeugung’, dass Sprache im Sinne von Arbeit die Welt gestalte, erweist sich so als Lebenssuche fern des Lebens. Am Ende der Erzählung muss Lothar erkennen, dass eine tatsächliche ‘Weltgestaltung’ mit dem rein geistigen Output der ästhetischen Lebenshaltung nicht zu erreichen ist. Die zunächst befriedigende, weil Zeit ausfüllende Arbeit bleibt ohne Ergebnis oder – um auf Flauberts Ansatz zu

⁹²⁹ Laermann sieht Zeitmangel als soziales Indiz und Machtinstrument: „Denn wer um einen Termin nicht feilschen muß, weil er Zeit hat, bietet dem anderen die Chance, durch die Festsetzung eines Zeitpunkts nach seinem Belieben Macht auszuüben. Er hält sich dem, der wenig Zeit hat, innerhalb der eigenen Zeiträume verfügbar und ist ihm damit praktisch unterlegen“ (Laermann: *Alltags-Zeit*, S. 98).

⁹³⁰ *Die Dritte Stiege*, S. 25.

⁹³¹ Ebd., S. 293.

⁹³² Füllsack: *Arbeit*, S. 8. Vgl. auch Anm. 905.

⁹³³ *Die Dritte Stiege*, S. 291.

⁹³⁴ Steinhilber: Keyserling, Sprachskepsis und Zeitkritik, S. 44.

rekurrieren – sie ist nicht durch ein naheliegendes und begrenztes Endziel gekennzeichnet und bleibt angesichts der mangelnden Ausdauer der *Décadents* damit weiter einer unproduktiven Lebensweise verhaftet.

Die Funktion von Arbeit präsentiert sich unter dem Blickpunkt dieses Kapitels als ‘Heilmittel’ vornehmlich gegen Sorgen und Langeweile. Zu diesem Zwecke muss die Arbeit jedoch als manuell und durch Etappenerfolge bestimmt sein, weshalb sie für die gehobenen Gesellschaftsschichten mit den zunehmend abstrakter werdenden Arbeitsvorgängen und der Abkehr vom produktiven Tun weitgehend ausgeschlossen scheint.

Daneben bewirkt jene Arbeit mittels derer die ‘Welt gestaltet’ wird, eine Bestätigung des Selbst, die zu Frieden und Freiheit führt oder – um mit Büchler-Hauschild zu sprechen – als Quelle der Kraft fungiert.

Diesem positiven Arbeitsbild tragen vor allem Fontanes Erzählungen Rechnung. Arbeit erfährt bei ihm eine radikale Aufwertung und ist als Grundbedingung für Idylle, Glück und glückende Festlichkeit (Feier) angelegt.

Keyserlings Erzählungen hingegen zeigen nur wenige Beispiele für eine erfolgreiche Weltgestaltung. Sie ist den naturnahen Berufen vorbehalten, in denen durch Ernte oder Fang und Beute ein greifbares Resultat erzielbar ist. Häufiger wird bei Keyserling die gehobene Gesellschaftsklasse vorgeführt, wie sie daran scheitert, sich Arbeit als Kraftquelle zu erschließen.

2.3.2.2 *Der (adelige) ‘Pflichtenkreis’ im Kontext von ‘Ordnung’ und ‘Verantwortung’*

Füllsack legt es nahe,

Arbeit zunächst ganz allgemein als jene Tätigkeit zu markieren, die unternommen wird, wenn ein bestimmter Zustand oder eine Gegebenheit in der Welt als *unbefriedigend* oder *mangelhaft* erlebt wird, oder wenn sich Ressourcen, die uns wichtig erscheinen, als *knapp* erweisen[.]⁹³⁵

Der ‘übliche’ Werktag setzt in diesem Kontext einen Grundzustand des ökonomischen Mangels voraus, der der ‘leisure class’ oder ‘guten Gesellschaft’ fremd ist.⁹³⁶ So erscheint es stimmig, dass auch der Begriff ‘Arbeit’ in diesen Kreisen

⁹³⁵ Füllsack: *Arbeit*, S. 8.

⁹³⁶ Vgl. neben Veblen: *Theorie der feinen Leute*, z.B. Demetz über Fontanes Erzählungen: „Man kassiert Renten, Mitgiften, Erbschaften, oder empfängt die Abrechnungen des Guts-

ersetzt wird. An seine Stelle tritt der Begriff 'Pflicht'. Dabei dient das, was innerhalb des 'Pflichtenkreises' zu tun ist, nicht der Befriedigung körperlich-existenzieller Bedürfnisse – ökonomischer Mangel ist ja unbekannt – als vielmehr den Bedürfnissen, die sich aus einem 'inneren Mangel', den etwa Kurt Wölfel als gesellschaftlich bedingten Verlust des Selbst beschreibt⁹³⁷, ergeben.

Als Ersatz von 'Arbeit als Kraftquelle' erscheint diese Konzentration auf die alltäglichen Pflichten so als stützendes 'Korsett' im Leben und kann in der konkreten Situation sogar in einer fast medikamentösen Hinsicht beruhigend und stabilisierend wirken.⁹³⁸ Fontanes nervenranke und leidende Cécile klammert sich beispielsweise an „[...] das Gefühl der Pflicht. Und wo dies Gefühl ist, ist auch die Kraft [...]“⁹³⁹ und Baltzer Bocholt erinnert sich in innerer Aufruhr an die Worte Pastor Sörgels: „[...] in dem Gefühl erfüllter Pflicht liegt etwas Befreiendes [...]“⁹⁴⁰.

Ähnlich illustriert bei Keyserling die Konstruktion von Pflichten, die sich bis ins Absurde steigern, den Versuch, ein 'elementares Mangelerlebnis' zu kompensieren. „[...] Pflaumen zu essen [...]“⁹⁴¹, 'glücklich' oder 'adelige Tochter'

inspektors; die schöne Arbeitslosigkeit ist weder von Streik noch von Baisse bedroht“ (Demetz: *Fontane*, S. 123) oder Sturies über Keyserlings Erzählungen: „Die Notwendigkeiten der Arbeit und des täglichen Broterwerbs sind in allen Fällen aus dem Dasein der Adelligen ausgeklammert [...] Der charakteristische Reiz des Lebens auf den Adelsgütern besteht für die Protagonisten gerade in der hermetischen Abgeschlossenheit dieser Welt gegenüber allen Realitäten des Arbeitslebens“ (Sturies: *Intimität und Öffentlichkeit*, S. 42f.).

⁹³⁷ Kurt Wölfel konstatiert, „daß Begriffe wie 'Pflicht' oder 'Zucht' bei Fontane sich aus ihrer Beziehung auf eine absolute moralische Idee gelöst haben und im Zusammenhang mit dem verräterischen Begriff 'Haltung' ein Ethos bezeichnen, durch welches das Individuum seine Selbstentfremdung und Selbstaufgabe innerhalb einer inhumanen Ordnung zu rechtfertigen versucht“ (Kurt Wölfel: „Man ist nicht bloß ein einzelner Mensch', Zum Figurenentwurf in Fontanes Gesellschaftsromanen“, in: Wolfgang Preisendanz (Hrsg.): *Theodor Fontane*, Darmstadt: 1973, S. 329-353, hier S. 332).

⁹³⁸ Vgl. zur 'betäubenden Wirkung' von Beschäftigungen auch Keyserlings Rosa Herz: „Rosa ließ die große Sorge gar nicht aufkommen, sondern diente nur unablässig ihrem Kinde, machte sich stets etwas zu schaffen, floh jeden leeren Augenblick. Wenn die Hebamme sie einmal überredete, sich Ruhe zu gönnen, dann brach eine unnennbare Furcht, ein tiefes Mitleid über sie herein, und Mitleid, mit großer Liebe vereint, ist das herzbrechend peinvollste Gefühl. [...] Rosa mußte sich wieder mit ihren Beschäftigungen betäuben. Nur nicht stillehalten“ (*Fräulein Rosa Herz*, S. 352).

⁹³⁹ *Cécile*, Bd. 2, S. 306.

⁹⁴⁰ *Ellernklipp*, Bd. 1, S. 174.

⁹⁴¹ „Heida saß auf dem Aste eines alten, schiefen Pflaumenbaumes, aß wachsgelbe Eierpflaumen und spie die Kerne weit von sich. Als sie Karl Erdmann erblickte, sprang sie herunter. 'Gott sei Dank, daß du kommst', sage sie, 'dann brauche ich nicht mehr diese

zu sein⁹⁴², erscheinen da als Berufe und Pflichten und der bei Keyserling gebräuchliche Begriff „Pflichtenkreis“⁹⁴³ wird in bezeichnender Weise wiederholt in den Zusammenhang mit den Verben ‘suchen’ und ‘finden’ gebracht. „Irma suchte ihren Pflichtenkreis“⁹⁴⁴ oder: „‘Mein Kind, hast du deinen Pflichtenkreis gefunden?’“⁹⁴⁵

Dabei ist das Leben auf der Basis ökonomischer Fülle speziell für die Frauen durch einen Mangel an Aufgaben gekennzeichnet und zwar in direkter Verkehrung zu den Frauen ‘einfacher Lebenskreise’, die im Sinne des modernen Multitaskings eine Fülle von ökonomisch und sozial notwendigen Aufgaben bewältigen.⁹⁴⁶

Für Fontanes ‘bessergestellte’ Frauen findet sich etwa einzig die Mutterschaft semantisch als ‘Pflicht’ fixiert. In *Frau Jenny Treibel* beispielsweise spricht Willibald Schmidt in dem gespielt sentimentalischen Ton, den er gegenüber der bourgeoisen Jenny Treibel anzusprechen pflegt, von der ‘Freude täglicher Pflichterfüllung’ zu der er ‘in erster Reihe die Kinder’ zählt:

‘[...] Aber eine Frau wie Sie, die das Leben begreift, findet auch im Leben selbst ihren Trost, vor allem in der Freude täglicher Pflichterfüllung. Da sind in erster Reihe die Kinder, [...]’⁹⁴⁷

Wenn auch in ironischem Pathos, bringt Professor Schmidt hier doch entscheidende Punkte zusammen: erstens die (all-)tägliche Pflichterfüllung als Freude, zweitens die dem Leben immanenten Aufgaben als tröstende Kompensation von Ermangeltem und drittens das Erlangen von Trost und Freude aus der Erfüllung von Pflichten in Abhängigkeit von einem ‘Begreifen des Lebens’. Das

Pflaumen zu essen, man denkt, sie sind gleich vorüber und man muß sie essen, aber es ist nicht immer leicht.’

‘Ach ja’, meinte Karl Erdmann, ‘ich erinnere mich der Zeit, wo man solche Pflichten hatte’“ (*Am Südhang*, H, S. 607).

⁹⁴² Vgl. z.B.: „‘Die da’, sagte er leise, ‘die sind glücklich.’ Malwida lächelte matt. ‘Ach ja, das ist ihr Beruf’“ (*Osterwetter*, SG, S. 21).

⁹⁴³ *Abendliche Häuser*, H, S. 499.

⁹⁴⁴ *Feiertagskinder*, H, S. 881.

⁹⁴⁵ *Abendliche Häuser*, H, S. 502.

⁹⁴⁶ Vgl. z.B. Schaustellerinnen eines Jahrmarkttreibens ‘hinter den Kulissen’: „wie selbstverständlich, die Frauen, die sich, während sie wuschen und plätteten oder ein Kleidungsstück mit einem neuen Flitter besetzten, zu gleicher Zeit ihren zum Teil weitgehendsten Mutterpflichten unterzogen“ (*Graf Petöfy*, Bd. 1, S. 723). Auch bei Keyserling gehen die Frauen der unteren Schichten stets einer Tätigkeit nach, die ihre Existenz sichert, ob als Handschuhverkäuferin (*Seine Liebeserfahrung*), Kellnerin (*Die dritte Stiege*), Zofe (*Beate und Mareile*) o.ä.

⁹⁴⁷ *Frau Jenny Treibel*, Bd. 4, S. 410.

heißt in anderen Worten: Wird das Leben als das verstanden, was es ist, ist zugleich die Wahrnehmung von Pflichten gegeben, woraus wiederum Freude und Trost resultieren. Leben und Arbeit erscheinen so in einem Wirklichkeitszusammenhang, der als Basis eines positiven Lebensgefühls postuliert wird.

In *Unwiederbringlich* macht Christine von Holk gar ‘Glück und Seligkeit’ von der ‘Pflichterfüllung’ abhängig, wie ihre Tochter Asta resümiert:

‘... Es ist doch recht, was sie mir gestern abend sagte: man lebt nicht um Vergnügen und Freude willen, sondern man lebt, um seine Pflicht zu tun. Und sie beschwor mich, dessen stets eingedenk zu sein, denn daran hinge Glück und Seligkeit.’⁹⁴⁸

In der Formulierung ‘man lebt, um seine Pflicht zu tun’, klingt deutlich die herrnhuterische Figurenanlage von Christine durch, ebenso wie in dem Begriff ‘Seligkeit’, in dem sich ein ins Jenseits verlagertes Glücksversprechen ausdrückt.⁹⁴⁹

Die wiederholt durch ihre ‘Frömmigkeit’ charakterisierte Christine spiegelt so ungebrochen das ‘christliche Arbeitsethos’. Darin klingt das „*ora et labora* der mittelalterlichen Klöster“ ebenso durch wie der christliche Arbeitsbegriff des Frühkapitalismus, der eine aufs „Diesseits gewandte Pflichterfüllung bei gleichzeitiger Entsagung weltlicher Lüste“ als „Grundgestimmtheit“ etabliert.⁹⁵⁰ Es ist daher vor allem Christines christliche Prägung, die die Pflicht dem Vergnügen voranstellt und als „Gottes Auftrag, zu arbeiten“⁹⁵¹ auffasst. Bezeichnend ist jedoch, dass diese Auffassung mit dem abnehmenden Glück ihrer Ehe zunehmend dogmatisch wird und damit auf die Kompensation eines Mangels an ‘Glück’ hinweist. Diese Kompensation aber erfolgt nicht als Rettungsmaßnahme für das (diesseitige) Ich, sondern erscheint ganz im Gegenteil als Form der Selbstaufgabe, die als Mischung von Altruismus und Vorschriftenunterwerfung den Charakter eines Opfers annimmt. Ganz anders als die kraftspendende Arbeit steht die Pflicht daher hier in fast selbstkasteiender Opposition zum ‘Wohlbefinden’: ‘[...] Aber das Glück meiner Kinder gilt mir

⁹⁴⁸ *Unwiederbringlich*, Bd. 2, S. 615.

⁹⁴⁹ Eine Ansicht, die in Fontanes Erzählungen auch ganz ohne christlichen Zusammenhang zu finden ist. Angesichts eines Trauerzuges verbalisiert etwa Gordon in *Cécile*: „[...] Der Mensch lebt, um seine Pflicht zu tun und zu sterben. Und das zweite beständig gegenwärtig zu haben, erleichtert einem das erste“ (*Cécile*, Bd. 2, S. 263).

⁹⁵⁰ Füllsack: *Arbeit*, S. 37 u. 56.

⁹⁵¹ Ebd., S. 37.

mehr als mein Behagen, und das, was die Pflicht vorschreibt, fragt nicht nach Wohlbefinden'.⁹⁵²

Mit ihrem 'Pflichtauftrag' hebt sich die fromme und vornehme Christine von dem Gewöhnlichen wie auch von dem menschlich Triebhaften ab und erhöht sich dadurch moralisch über das 'Bloß-Mensch-Sein'.⁹⁵³ Der Begriff 'Pflicht' ist so aus dem Zusammenhang von Alltag und Arbeit herausgelöst und bedient ganz im Gegenteil das Phänomen Feier. Dabei geht die transzendente Erhöhung der Pflicht soweit, dass damit Christines 'Eingang ins Himmelreich' vorweggenommen wird. Der Wert Leben – wenngleich Fontanes Erzählungen nicht den Strömungen der Lebensphilosophie zuzurechnen sind – erscheint so in einem entscheidenden Zusammenhang. Pflicht, Ernst, Feier und Jenseitigkeit stehen auf der einen Seite, während Arbeit, Lust, Alltag und Diesseitigkeit die andere Seite kennzeichnen. Der Mangel an diesseitigem Glück wird mit der Sehnsucht nach jenseitigem Glück aufgewogen. Denn während das menschliche Lebensglück sich als unbeeinflussbar präsentiert, ist das Glück nach dem Tode nach christlichem Verständnis durch eine Lust entsagende und Pflicht bejahende Lebenshaltung gewissermaßen erzwingbar.

Jenseits des Pflichtbegriffs ist der Alltag von Fontanes vornehmen Frauen durch 'Beschäftigungen' bestimmt. Neben standesgemäßen Unternehmungen ('Gesellschaftsritual') finden sie sich häufig mit einer „Handarbeit in Händen“⁹⁵⁴, für die bezeichnenderweise fast nie ein Bestimmungszweck angegeben ist.⁹⁵⁵

Ganz in der Nähe des Kamins saß Armgard, die jüngere Tochter, in ihren Stuhl zurückgelehnt, die linke Fußspitze leicht auf den Ständer gestemmt. Die Stickerei, daran sie bis dahin gearbeitet, hatte sie, seit es zu dunkeln begann, aus der Hand gelegt

⁹⁵² *Unwiederbringlich*, Bd. 2, S. 602.

⁹⁵³ Bollnow hebt diese Erhöhung über das Menschliche als Aspekt der Feierlichkeit hervor: „Das unmittelbar Menschliche ist darin ausgelöscht“ (Bollnow: *Anthropologie des Festes*, S. 221).

⁹⁵⁴ *Effi Briest*, Bd. 4, S. 36.

⁹⁵⁵ Wie etwa bei der mit einem Förster verheirateten Prinzessin Ermytrud: „Ein als Weihnachtsgeschenk für eine jüngere Schwester bestimmtes Batisttuch, in das sie eben die letzte Zacke der Ippe-Büchsensteinschen Krone hineinstickte, hatte sie, bevor sie sich vom Sofa erhob, aus der Hand gelegt“ (*Der Stechlin*, Bd. 5, S. 176). Aber nicht nur der Bestimmungszweck, auch der kurz darauf von dem Ehemann festgestellte anstrengende Charakter der „[...] Stickerei [...]“ (ebd., S. 177) hebt diese Beschreibung von den üblichen Handarbeitsschilderungen bei Fontane ab.

und spielte statt dessen mit einem Ballbecher, zu dem sie regelmäßig griff, wenn es galt, leere Minuten auszufüllen.⁹⁵⁶

Hier taucht miteins das Verb 'arbeiten' wieder auf. Doch zeigt es keine Mangelbeseitigung oder Weltgestaltung an, sondern lediglich eine Maßnahme um die Zeit auszufüllen. Bestimmt durch die Lichtverhältnisse legt Armgard die eine Beschäftigung zur Seite, um eine andere zu ergreifen, die regelmäßiges (= alltägliches) Mittel zur Zeitbewältigung ist. Dass dabei das 'Spiel' als Ersetzung der 'Arbeit' fungiert ('statt dessen'), verleiht der Handarbeit selbst spielerische Züge.

Durch die Auslassung eines Bestimmungszwecks wird die 'Arbeit' zudem einer etwaigen Ergebnisorientierung oder auch Notwendigkeit enthoben. Sie bedient vielmehr die Anforderungen des zeitspezifischen Tugendkatalogs. In diesem kommt dem Begriff 'Ordnung' eine exponierte Position zu.⁹⁵⁷ Bollnow bezeichnet Ordnung unter Rückgriff auf Campe gar „als Muttertugend“ und unterteilt sie in „die Ordnung der dinglichen Lebensumgebung“⁹⁵⁸, die „Ordnung im Innern des Menschen“ und „die Ordnung der gesamten menschlichen Verhältnisse“.⁹⁵⁹

Während Fontanes Adelige vor allem auf die 'Ordnung gesellschaftlicher Verhältnisse' pochen, sind kleinbürgerliche Figuren wie Lene Nimptsch oder Stine Rehbein eher an der 'inneren Ordnung' interessiert, die sie durch eine 'dingliche Ordnung' herzustellen wissen (= Werktag). Der adelige Pflichtenkreis

⁹⁵⁶ Ebd., S. 110.

⁹⁵⁷ Vgl. dazu Paul Münch: *Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit, Texte und Dokumente zur Entstehung der 'bürgerlichen Tugenden'*, Kap. „'Bürgerliche' Tugenden“ u. „'Ökonomische' Tugenden“, München: 1984, S. 22-28. Zugleich weist Münch auch auf eine „erste tiefe Krise“ des Tugendkanons „gegen Ende des 18. Jahrhunderts“ hin. „Im Zeichen des romantischen Aufbruchs sang man das Lob des Müßiggangs, der Unordnung und des Rausches und attackierte damit die traditionellen, von den 'Hausvätern' und den 'Bürgern' idealisierten Leitbilder des Fleißes, der Ordnung der haushälterischen Sparsamkeit. Diese Kritik begleitet seitdem die 'bürgerlichen Tugenden'“ (ebd., S. 25). Vgl. zum 'preußischen Tugendkatalog' weiter Hans-Joachim Schoeps: *Preussen, Bilder und Zeugnisse*, Berlin: 1967. Schoeps, der bezeichnenderweise auch Fontane zitiert, führt u.a. „Selbstzucht und Härte“ (S. 22), „Sparsamkeit“, „Fleiß und uneigennützige[] Pflichterfüllung“ (S. 23) und „Einfachheit und Bescheidenheit“ (S. 24) an. Auch Bollnow führt eine Reihe „schlichter und einfacher Tugenden“ auf, die „für den Aufbau des alltäglichen praktischen Lebens von besonderer Wichtigkeit sind. Dahin gehören die Ordnungsliebe, die Reinlichkeit und die Sparsamkeit, die Pünktlichkeit, die Arbeitsamkeit und der Fleiß“ (Otto Friedrich Bollnow: *Wesen und Wandel der Tugenden*, Frankfurt a.M.: 1958, S. 31).

⁹⁵⁸ Ebd., S. 33.

⁹⁵⁹ Ebd., S. 35.

regelmäßiger Beschäftigungen wird damit zum Ausdruck eines Imitationsverhaltens, wie es umgekehrt die Festlichkeiten des Kleinbürgertums kennzeichnet. Für die Gestaltung von Festlichkeiten versucht das untere Ende der Gesellschaftspyramide die Pyramidenspitze nachzuahmen⁹⁶⁰, im Alltag aber scheint sich diese Richtung zu verändern und es wirkt, als würde sich die Aristokratie oberflächlich den Werktag des ‘großen Haufens’⁹⁶¹ zur Bewältigung des eigenen Alltags anschauen, was semantisch in der Austauschbarkeit der Begriffe ‘Arbeit’, ‘Beschäftigung’ und ‘Spiel’ evident wird.⁹⁶²

Beschäftigungen in anderen sozialen Schichten wie dem gehobenen Bürgertum nutzt Fontane zudem vielfach als erzählerisches Mittel zur Brechung von Klischees. Dabei fungiert Handarbeit als ein Bild tugendhafter Weiblichkeit, das den zeitgemäßen Erwartungen an eine Frau entspricht:

Von der Frau forderte man Keuschheit, Treue und Geduld, außerdem Gehorsam, Anpassung an den Mann, ein friedliches Wesen, Zurückgezogenheit, Fleiß, häusliche Sparsamkeit und akkurate Ordnung des Hauswesens[.]⁹⁶³

Fontane nun zeigt vor allem die Frauen in Ausübung von Handarbeiten, die per se mit den zeittypischen Tugenderwartungen nicht vereinbar sind wie etwa Melanie, die als ‘*L’Adultera*’ Ehemann und Kinder verlässt oder die Schauspielerinnen Franziska und Phemi (*Graf Petöfy*)⁹⁶⁴, deren Beruf von jeher der Eindruck des Lasterhaften anhaftet. Positiv-Adjektive in den Handarbeitsdarstellungen wie ‘rasch’ und ‘hurtig’ bedienen dabei die Tugend des ‘Fleißes’ und zeigen im Zusammenhang mit einer als ‘Beschäftigung’ klassifizierten ‘Handarbeit’ eine Verknüpfung von bürgerlichem Tugendbild und ökonomischer Fülle, das den landläufigen Vorstellungen von der Zeitgestaltung ‘lasterhafter Frauen’ zuwiderlaufen mag. Indem Fontane so ganz im Sinne von Melanies Bildinterpretation zu Tintoretos *L’Adultera*: „[...] Es ist so viel Unschuld in ihrer Schuld [...]“⁹⁶⁵ zeigt, dass man sich ‘untugendhaft’ verhalten

⁹⁶⁰ Vgl. Kap. 2.1.1.3 *Gesellschaft und Tanzabend*.

⁹⁶¹ Vgl. bei Campe: *Wörterbuch der Deutschen Sprache*, 1. Teil, Art. „Alltägig, Alltäglich“, S. 105: „Alltägig, Alltäglich [...] Daher die uneigentliche Bedeutung für, gewöhnlich, gemein, niedrig, weil der große Haufe an Alltagen schlechter ißt und trinkt, sich schlechter kleidet ec. und ihm einer dieser Tage so gleichförmig verstreicht wie der andre“.

⁹⁶² Vgl. auch bei den Carayons den Wechsel von ‘Beschäftigung’ zu ‘Arbeit’: „in dem Eckzimmer, in welchem beide Damen an einem Tapissierrahmen beschäftigt waren. [...] Victoire blickte von ihrer Arbeit auf“ (*Schach von Wuthenow*, Bd. 1, S. 575).

⁹⁶³ Münch: *Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit*, S. 23f.

⁹⁶⁴ Vgl. z.B.: *L’Adultera*, Bd. 2, S. 14 und *Graf Petöfy*, Bd. 1, S. 711.

⁹⁶⁵ *L’Adultera*, Bd. 2, S. 13.

und dennoch tugendhaft sein kann, wendet er sich kritisch gegen den absoluten Tugendbegriff seiner Zeit.

Doch trotz dieses Potenzials in und mit der Erzählung Klischees zu brechen, bleibt die Handarbeit ohne ökonomischen Hintergrund bloße Beschäftigung mit der Funktion, den Alltag auszufüllen und leere Zeit zu vertreiben. Sie mag gegebenenfalls Auskunft über die innere Verfassung einer Figur geben, übt aber keine Wirkung auf die Psyche der Figur auf, wie etwa das, was als Erfüllung einer Pflicht angesehen wird.

In *Ellernklipp* findet beispielsweise Baltzer Bocholt, der von einer eifersüchtigen Unruhe erfasst ist, in dem Gedanken an die ‘nächstliegende Pflicht Ruhe und Befreiung’:

‘[...] wenn wir die Besinnung verlieren und nicht wissen, was wir tun sollen, weil hunderterlei zu tun ist und mit eins auf uns einstürmt, dann sollen wir uns fragen: was ist hier das Nächstliegende? Und wenn wir das gefunden haben, so sollen wir’s tun als unsere nächstliegende Pflicht. Und dabei werd‘ uns immer leichter und freier ums Herz werden; denn in dem Gefühl erfüllter Pflicht liegt etwas Befreiendes ... [...]’⁹⁶⁶

Das ‘Verlieren von Besinnung’ und das ‘Einstürmen von hunderterlei’ sind synonym mit dem Verlust von Orientierung. Die Konzentration auf das ‘Nächstliegende’ entspricht dabei der nächstgelegenen Orientierungsmarke, das heißt, dem ‘Orientierungslosen’ wird geraten, sich von dem Anspruch einer ‘totalen’ Übersicht zurückzuziehen. Daneben ist die Pflicht, als „*das auferlegte, was man zu halten oder zu leisten verbunden ist*“⁹⁶⁷, etwas von außen Kommendes, dem sich das Innere in dem von Entscheidungszwängen befreienden Gefühl freiwilliger Unterwerfung anvertrauen kann. Als aktives und daher entlastendes Handeln rückt ‘die Pflicht’ damit sehr nahe an die im vorhergehenden Kapitel behandelte Arbeit als Seelentröster oder Kraftquelle heran.

Bei Keyserling findet sich mit der Situation von Beate von Tarniff in *Beate und Mareile* eine ganz ähnliche Szene. Beate hat von dem Verhältnis ihres Mannes mit der ihr von Kindheit an vertrauten Inspektorstochter und mittlerweile berühmten Sängerin Mareile erfahren:

Beate lehnte sich in ihren Stuhl zurück. Mareile mußte fort, das war es. Morgen wollte sie sie fortschicken, fortjagen, wie einen Dienstboten, wie Amelie, und Günther sollte es wissen. Hier war wieder ein Wollen, ein Entschluß, auf dem Beate ausruhen konnte; sie brauchte nicht mehr ratlos um die Not herumzuirren. Das Blut der alten Rasse, die von Schonung und Zucht geschwächten Instinkte fanden nicht mehr die Kraft zu

⁹⁶⁶ *Ellernklipp*, Bd. 1, S. 174.

⁹⁶⁷ Grimm: *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 13, Art. „Pflicht“, Sp. 1755.

einem Zorn, der fortreißt und wohltut. Aber hier war ein Entschluß – etwas wie Pflicht und Ordnung schaffen, das beruhigte sie.⁹⁶⁸

Auch hier wird über das Verb ‘herumirren’ die innerlich empfundene Orientierungslosigkeit offensichtlich. Abhilfe schafft – wie bei Baltzer – die Pflicht, die der Figur Handlungsdirektiven gibt und sie damit der Notwendigkeit der eigenständigen Problemlösung enthebt. Das an eine emotionale Entladung gekoppelte Wohlgefühl (‘ein Zorn, der fortreißt und wohltut’) wird hier einer narkotischen ‘Beruhigung’ gegenübergestellt. Dabei erscheinen genetische Degeneration (‘Zucht’) und wirklichkeitsfremde Erziehung (‘Schonung’) als ursächlich für die von äußeren Verhaltensmaßregeln abhängige Konstitution. In diesem Kontext erhalten ‘Pflicht’ und ‘Ordnung’ die Funktion von Beruhigungsmitteln und entsprechen in ihrer Reduktion des aktiven Bewusstseins der Entlastungsfunktion des Alltags.⁹⁶⁹

Die Pflichten auf dem Schloss werden in erster Linie durch dessen Forderung nach ‘Regenten’ bestimmt. So kommen dem auf dem Landgut ansässigen Adel vornehmlich Aufsichts- und Anordnungspflichten zu. Die Aufgaben der Frau sind dabei auf „Mutterschaft und Hausfrauentum“⁹⁷⁰ konzentriert:

Beate besorgte dann ihre Morgengeschäfte, prüfte den Speisezettel des Herrn Miespeck, sah nach Went, legte die Astern auf den Frühstückstisch; brachte die hübsche, harmonische Lebensmaschine in Gang.⁹⁷¹

In dem Begriff ‘Morgengeschäfte’ sind Tageszeit und Pflichten inhaltlich miteinander verknüpft. Das wiederum ist der ideale ‘Pflichtenkreis’, der Zeiteinheiten durch spezifische ‘Aufgaben’, die mit einem persönlichen Verantwortlichkeitsgefühl (‘ihre Morgengeschäfte’) belegt sind, strukturiert und füllt. Dass sich gleichzeitig eine Lebensferne an diese Pflichtenkreisstruktur knüpft,

⁹⁶⁸ *Beate und Mareile*, H, S. 94.

⁹⁶⁹ Vgl. auch Benedikts Kalnačs, der die stützende Funktion des Alltags betont: „je mehr eine Familie Erschütterungen und Krisen ausgesetzt ist, desto fester wird der Wille, die gewohnten Alltagsrituale beizubehalten“ (Benedikts Kalnačs: „Eduard von Keyserling und das Drama der Jahrhundertwende“, in: Michael Schwidtal / Jaan Undusk (Hrsg.): *Baltisches Welterlebnis, Die kulturgeschichtliche Bedeutung von Alexander, Eduard und Hermann Graf Keyserling*, Heidelberg 2007, S. 231-240, hier S. 233) oder Borscheid, der meint, „Stabilität“ sei ein entscheidendes „Charakteristikum des Alltäglichen“ (Borscheid: Plädoyer für eine Geschichte des Alltäglichen, S. 8).

⁹⁷⁰ *Wellen*, H, S. 371. Vgl. auch: „Fastrade wollte hier wieder regieren; sie machte sich daran, wie früher den Frühstückstisch zu ordnen, legte die Brötchen in den Brotkorb, stellte sich vor den Samowar, um den Tee zu machen“ (*Abendliche Häuser*, H, S. 502).

⁹⁷¹ *Beate und Mareile*, H, S. 95f.

drückt sich anschaulich in dem Begriff ‘Lebensmaschine’ aus, der sinnfällig die konstruierte Apparatur des ritualisierten Adelslebens bezeichnet.

Zudem benennt diese ‘harmonische Lebensmaschine’ eine „Sphäre der Alltäglichkeit“, die „Heidegger die Welt des ‘Man’ nennt“. Das ist eine Welt wie die Keyserlingsche Feiertagswelt, in der

alle tun, reden und denken, was ‘man’ eben tut. Das Subjekt ist entfremdet, aber auf paradoxe Weise: es ist in der Entfremdung aufgehoben, durch Entfremdung entlastet.⁹⁷²

Beispielsweise in *Wellen* kennt Bella von Buttlär nur zwei Gesprächsthemen: die persönliche Krise, die sich an die Untreue ihres Ehemannes knüpft und ihren Pflichtenkreis, der als ‘Nicht-Krise’ gleichermaßen entfremdende und entlastende Momente vereint. Mit „leiser, besorgter Stimme“ spricht sie „von ihren häuslichen Angelegenheiten“.⁹⁷³ Dabei schließt das ‘Besorgtsein’ wiederum an Karel Kosíks Korrelation von Alltag und Sorge an.

Sich sorgend, d. h. die Dinge be- und versorgend, entfremdet sich der Mensch im Alltag umso mehr, je tiefer er in dessen Mechanismus eingespannt ist. [...] Denn im Alltag mit seiner bloß utilitären Praxis, mit den Akten des Besorgens, so schließt er, bringen sich die Menschen ihr gesellschaftliches Sein nur in fetischisierten Formen zu Bewußtsein.⁹⁷⁴

Die durch das (Be)Sorgen entstehende Entfremdung entspricht aber auch einer Entfremdung von der Krise und wird so zum durchaus erwünschten Resultat des Pflichtenkreises. Dessen Inhalte (anordnen, bestimmen, beaufsichtigen⁹⁷⁵) zeigen die Distanz zu manueller Arbeit. Weltgestaltung wird also nur angeordnet und nicht selbst vollzogen. Schlüssig heißt es bei Jung mit Kosík „Die Welt des Alltags jedoch kennt keine schöpferische Selbstverwirklichung“.⁹⁷⁶ Befriedigung lässt sich daher vornehmlich aus dem verantwortlichen (Be)Sorgen herleiten, das zumindest die Illusion von Weltgestaltung und durch die der Entfremdung immanente Entlastung das ‘Bewahren von Haltung’ zulässt.

⁹⁷² Jung: *Schauderhaft Banales*, S. 47.

⁹⁷³ *Wellen*, H, S. 372.

⁹⁷⁴ Jung: *Schauderhaft Banales*, S. 54 u. 55. Vgl. Karel Kosík: *Die Dialektik des Konkreten, Eine Studie zur Problematik des modernen Menschen und der Welt*, Frankfurt a.M.: 1986.

⁹⁷⁵ Vgl. z.B.: „Nun begann Frau von Buttlär mit ihrer Mutter ein Gespräch über Repenow, ihr Gut, über Dinge, die sie anzuordnen vergessen hatte, von Gemüsen, die eingemacht werden sollten, und Dienstboten, die unzuverlässig waren“ (*Wellen*, H, S. 371).

⁹⁷⁶ Jung: *Schauderhaft Banales*, S. 55.

Aber auch die Möglichkeit der negativen Entfremdung durch den Pflichtenkreis ist in Keyserlings Erzählungen gegeben. „‘Pflichtenkreis’, wiederholte Achaz, ‘das Wort riecht schön nach Schulstuben, schimmliger Tinte und feuchten Kleidern’“.⁹⁷⁷ Als unangenehme, disziplinierende, ja fast als krankmachende Instanz erscheint der Pflichtenkreis hier ganz im Gegensatz zu den ‘heilenden Eigenschaften’, die Hans Grill ‘regelmäßiger Beschäftigung’ zuspricht.

‘[...] uns fehlt eine gewisse Enge, eine Gebundenheit, Form, Form, Form, das ist es, das macht reizbar und unsicher. Von Unendlichkeiten kann man nicht leben. Immer kann der eine nicht stehen und den anderen zwischen Himmel und Meer in den Mondschein hineinhalten. Also wir müssen unser Leben einteilen, regelmäßige Beschäftigung, Haushalt, eine Alltäglichkeit müssen wir haben, der ewige Feiertag macht uns krank.’⁹⁷⁸

Hans’ Plädoyer für Alltäglichkeit fußt auf der Erkenntnis, dass dauernde Festlichkeit krank, unsicher und reizbar macht. Als quasi therapeutische Maßnahme postuliert er daher unter anderem ‘regelmäßige Beschäftigung’, die er dem Begriff Alltäglichkeit zuordnet.

Beide Auffassungen ergeben sich folgerichtig aus dem inneren Verhältnis zu den ‘Pflichten’. Ein persönliches Verantwortungsgefühl, wie Beate gegenüber ‘ihren Morgengeschäften’ oder Donald von Streith für „seine[] Wirtschafts- und Rechnungsbücher[]“⁹⁷⁹ empfindet, befördert die stabilisierende Funktion des Pflichtenkreises, während ein, durch die Wahrnehmung der eigenen Entbehrlichkeit, vermindertes Verantwortungsbewusstsein ein negatives Entfremdungsgefühl bedient: „Sie mußte wohl auch in ihren Pflichtenkreis? Der Haushalt? – O, den besorgte die Mamsell besser als sie.“⁹⁸⁰ Wie hier Irma von Buchow (*Feiertagskinder*) hat auch Nicky von Reichel (*Nicky*) keinen wirklichen Einfluss:

‘[...] Denken Sie nie über das Essen nach?’ ‘Doch’, erwiderte Nicky, ‘zu Hause denke ich täglich darüber nach und berate mich mit der Köchin darüber. Allerdings werden meine Vorschläge meist verworfen.’⁹⁸¹

Das ‘Verwerfen’ von Nickys Vorschlägen entspricht einer Verhinderung ihrer Weltgestaltung und macht die Sinnlosigkeit ihrer Alltagstätigkeiten evident. So bündeln sich die Merkmale Wiederholung, Sinnlosigkeit, Fremdbestimmung

⁹⁷⁷ *Feiertagskinder*, H, S. 877.

⁹⁷⁸ *Wellen*, H, S. 380.

⁹⁷⁹ *Fürstinnen*, H, S. 822.

⁹⁸⁰ *Feiertagskinder*, H, S. 880.

⁹⁸¹ *Nicky*, H, S. 711.

und Begrenzung schließlich zu einem Bedürfnis nach Ausbruch aus dem Alltag. Denn „wo die Begrenztheit reflektiert wird, kann das Gefühl der Entfremdung entstehen“⁹⁸², hier als durchaus unerwünschter Effekt zu verstehen. Die Begrenztheit wiederum bezieht sich vor allem auf die mangelnde Möglichkeit der Einflussnahme. Nur mit einem Mindestmaß an Entscheidungsgewalt ist die Entwicklung von Verantwortungsgefühlen möglich, die für die positive Funktion des Pflichtenkreises schließlich unabdingbar sind. So könnte man schlussfolgern, dass der negative Aspekt des Alltags dort beginnt, wo Verantwortung verhindert wird.⁹⁸³

Aber nicht nur verhinderte Verantwortung, auch die spezifische Charakteranlage der Figur kann eine etwaige Beruhigungs- und Stabilisierungswirkung des Pflichtenkreises blockieren. So hält beispielsweise Doralice (*Wellen*) die Arbeit nicht lange aus, die sie – rekurrierend auf den Zusammenhang von Arbeit, Ordnung und Ruhe als Teil des Alltagswissens – ausführt, um den ‘Anschein von Ordnung’ zu erwecken.

Doralice saß da und nähte. Das tat sie jetzt gern, denn es sah beruhigt aus, sah aus, als sei alles in Ordnung. Nur hielt sie es nicht lange aus, das Säumen der Leinwand machte ihre Finger nervös. Bald warf sie die Arbeit fort und streckte sich auf ihrer Decke aus, um zu den Wolken hinaufzustarren.⁹⁸⁴

Es zeigt sich hier in aller Deutlichkeit, dass die beruhigende Wirkung von Arbeit keine allgemeine Gültigkeit besitzt. Im Gegenteil, Doralices ‘Finger’ werden bei der Arbeit nervös. Der sich in engen Grenzen bewegende Arbeitsakt, der in den Raum zwischen Hand und Augen gebannt ist, wird von Doralice bezeichnend nicht einfach nur zur Seite gelegt, sondern fortgeworfen. Diese Distanz schaffende Geste geht einher mit einer Erweiterung des Blicks bis in den Himmel wie mit einem ‘Strecken’ des Körpers, das einer Ausdehnung körperlicher Grenzen

⁹⁸² Jung: *Schauerhaft Banales*, S. 10.

⁹⁸³ Steinhilber bemerkt: „‘Verantwortlichkeit’ bzw. ‘Verantwortung’ ist neben ‘Arbeit’ der zweite zentrale Begriff, den Keyserling der ästhetischen Lebenshaltung entgegengesetzt, durch den er diese Lebenshaltung kritisiert“ (Steinhilber: *Keyserling, Sprachskepsis und Zeitkritik*, S. 170). Dass der Verantwortungsbegriff der ästhetischen Lebenshaltung entgegengesetzt wird, kann nach den bisherigen Ergebnissen nicht bestätigt werden, es sei denn, man schlosse exemplarische Vertreter der Schlosswelt wie Beate von Tarniff, Bella von Buttlär oder Siegwart von der Warthe von dieser Lebenshaltung aus. Auch dass der ‘ästhetischen Existenz’ laufend Möglichkeiten eines verantwortungsvollen Daseins offeriert werden (vgl. Schulz: *Ästhetische Existenz*, S. 152ff.), mag bei äußerer Betrachtung der Geschehnisse stimmen, diese Sichtweise ignoriert aber die innere Disposition der Figuren, die eher nach Weinholds und Raschs Ansatz eine Schuldlosigkeit der ‘Schuldigen’ nahe legt.

⁹⁸⁴ *Wellen*, H, S. 458.

gleichkommt. Das Verb 'starren' in Verbindung mit der topographischen Präposition 'hinauf' zeigt dabei Doralices intensives Streben nach Entgrenzung, das wiederum die Befriedigung durch die Erfüllung einer Pflicht unmöglich macht. Assmann konstatiert: „Weder die mühevoll Plackerei noch die unscheinbare Emsigkeit besitzen Ereignischarakter; dieser bleibt an das Heroische und das Erotische gebunden“.⁹⁸⁵ Ereignis im literarischen Sinne ist als die Überschreitung einer Grenze demnach mit 'Arbeit' als das in den Grenzen von All- und Werktag Eingehetzte unvereinbar.⁹⁸⁶

Neben dem Begriff 'Pflicht' findet sich auch der Begriff 'Arbeit' von Keyserlings Aristokraten verwendet, jedoch gerade nicht für die Tätigkeit, die unternommen werden muss, um ein Bedürfnis befriedigen zu können, sondern aus einer ökonomischen Fülle heraus für den Befriedigungsakt selbst. Beispielsweise wird nicht das Produzieren oder Herstellen von Nahrungsmitteln als Arbeit bezeichnet, sondern von „der heiligen Arbeit des Essens“⁹⁸⁷ gesprochen. Darüber hinaus stehen im semantischen Zusammenhang mit Arbeit von Veblen so bezeichnete 'edle Ämter',

die nach altem Recht die eigentliche Beschäftigung der müßigen Klasse bilden, nämlich Regieren, Kämpfen, Jagen, die Pflege der Waffen und Rüstungen usw., kurz, Tätigkeiten, die man alle als scheinbar räuberisch bezeichnen kann. Die Beschäftigungen der arbeitenden Klasse hingegen, nämlich Hand- und andere produktive Arbeiten, Dienstleistungen usw. sind gemein[.]⁹⁸⁸

Die spezifische Verwendung des Arbeitsbegriffs dient der müßigen Klasse daher zur gezielten Abgrenzung vom gemeinen Volk. Die aristokratischen 'Arbeits-

⁹⁸⁵ Assmann: *Festen und Fasten*, S. 231.

⁹⁸⁶ In bezeichnender Ähnlichkeit legt Fontanes Effi, „während die Mutter kein Auge von der Arbeit ließ“, „von Zeit zu Zeit die Nadel nieder und erhob sich, um unter allerlei kunstgerechten Beugungen und Streckungen den ganzen Kursus der Heil- und Zimmergymnastik durchzumachen“ (*Effi Briest*, Bd. 4, S. 8). Die Arbeit ist ihr nicht „jenes vollkommene Glück, das man [...] nur bei handwerksmäßigen Verrichtungen bescheidener Art“ zu erfahren vermag (Flaubert: *Madame Bovary*, S. 204). Ganz im Gegenteil charakterisiert sie sie als „[...] langweilige Stickerei [...]“ (*Effi Briest*, Bd. 4, S. 10) und unterbricht sie zugunsten körperlicher Streckungen, die wie bei Doralice Entgrenzungstendenzen illustrieren.

⁹⁸⁷ *Die Feuertaufe*, SG, S. 129. Vgl. auch Sturies: „In der adeligen Gesellschaft ist die tägliche Arbeit funktionslos geworden und wird zu einem Bestandteil der ästhetischen Dekoration des Lebens“ (Sturies: *Intimität und Öffentlichkeit*, S. 44).

⁹⁸⁸ Veblen: *Theorie der feinen Leute*, S. 88. Vgl. dazu bspw. Felix von Bassenow: „Er wollte wieder Arbeit, Verantwortlichkeit – Befehlen, wieder Herr – etwas wie der liebe Gott sein, wollte es spüren, wie seine laute Stimme den großen, blonden Bauernjungen in die Glieder fährt“ (*Harmonie*, H, S. 116) oder den Zusammenhang zwischen 'Krieg' und 'Arbeit' in den *Sommersgeschichten: Schützengrabenträume, Der Erbwein, Pfingstrausch im Krieg und Das Vergessen*.

leistungen' fungieren als Kennzeichen der sozialen Stellung und der reichen Verhältnisse, die eine Anstrengung zur Befriedigung eines Mangels überflüssig machen. Mit anderen Worten: es wird gerade das als Arbeit bezeichnet, was zeigt, dass nicht gearbeitet werden muss. Sturges folgert, dass „die tägliche Arbeit ihren ursprünglichen Sinn materieller Reproduktion eingebüßt hat und zu einem eher ästhetischen Vollzug geworden ist“.⁹⁸⁹ Das gilt auch für die 'edlen Ämter':

Das Beraten und Besprechen, die Beschäftigung mit den hübschen, handlichen Gesetzen des Ehrenhandels waren für Günther ein Genuß. All das gab dem Leben wieder Gehalt, verlieh Mareile, Günther selbst, seiner Liebe neuen Wert.⁹⁹⁰

Die Vorbereitungen zu einem Duell werden hier von Günther einigermaßen erstaunlich als 'Genuss' wahrgenommen, handelt es sich doch um eine lebensbedrohliche Angelegenheit und wo nicht um das, „als leere Formalität“⁹⁹¹ lediglich um „nüchternen Alltag“.⁹⁹² Der 'Genuss' erschließt sich erst aus der 'Beschäftigung', die als nicht-produktive Tätigkeit in ihrer Differenz zu 'gemeiner Arbeit' den gehobenen gesellschaftlichen Status belegt. Im Sinne von 'man ist, was man tut', erfährt Günther durch den 'Ehrenhandel' und dessen 'hübsche, handliche Gesetze' eine Aufwertung zu einem ehrenvollen, gesetzestreuen Ästhet. Eben diese Bewertung ist ihm zuvor durch das öffentlich gelebte außereheliche Verhältnis mit der Sängerin Mareile („ein wildes Junggesellenleben, das ihm selbst zuwider war“⁹⁹³) aberkannt worden. 'Beschäftigung' im Unterschied zu 'Arbeit' kann hier so einerseits überspitzt als Signum einer Klasse bezeichnet werden⁹⁹⁴ und andererseits gerade dadurch als identitätsbe-

⁹⁸⁹ Sturges: *Intimität und Öffentlichkeit*, S. 45. Bei Schulz heißt es fast gegensätzlich zu obigen Ergebnissen: „Um sich die eigene Muße und Überflüssigkeit nicht eingestehen zu müssen und nichts an Legitimation einzubüßen, hat man aus der Einhaltung der Form eine 'Pflicht', aus der Bewahrung adeliger Gebräuche wie Jagdausflüge, Landpartien, Bälle, Essenseinladungen etc. eine 'Arbeit' gemacht“ (Schulz: *Ästhetische Existenz*, S. 107).

⁹⁹⁰ *Beate und Mareile*, H, S. 103.

⁹⁹¹ Rasch: *Décadence um 1900*, S. 238. Konkret bezieht sich Rasch hier auf das Duell in *Am Südhang*.

⁹⁹² Radecke: *Motiv des Duells*, S. 73: „Die Relativierung durch die Parallelisierung des Duells mit dem nüchternen Alltag wiederholt sich immer wieder“ – auch hier konkret bezogen auf *Am Südhang*.

⁹⁹³ *Beate und Mareile*, H, S. 101.

⁹⁹⁴ Bollnow weist darauf hin, dass der Adel aus „der Fülle seiner Mittel heraus“ für Tugenden wie Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit „kein Verständnis haben konnte“. Die „ganz andre Welt der sittlichen Wertungen“, die den Adel maßgeblich vom Bürgertum scheidet (Bollnow: *Wesen und Wandel der Tugenden*, S. 32 u. 33), reagiert somit auch ganz anders auf einen ökonomischen Mangel als mit Arbeit. Bei Fontane etwa: „Es stand nicht gut mit dem

stätiger und statussichernder Einfluss auf das Bewusstsein bewertet werden (= Feier).

Handarbeiten und andere produktive Arbeiten, die in Adelskreisen dennoch praktiziert werden⁹⁹⁵, sind folgerichtig im adeligen Sprachgebrauch dem Arbeitszusammenhang und damit dem Gemeinen entkleidet und als 'Pflichten' oder eben 'Beschäftigungen' etabliert.

Resümierend lässt sich festhalten, dass Fontane die 'Pflichten' der oberen Gesellschaftsschichten zur Illustration einer gesellschaftlichen Klasse verwendet, in der ein regelmäßiger Bedarf an Beschäftigungen besteht, mittels derer sich die Zeit 'totschlagen' lässt. Darin drückt sich ein unproduktiver Lebenswandel ebenso aus wie vielleicht auch die Angst vor der Irreversibilität der Zeit. Zeigt der Erzähler Frauen bei ihren 'Beschäftigungen', nutzt er das so entstehende (Tugend-)Bild zugleich zur Brechung von Klischees wie zur Entfaltung des Charakters. Die regelmäßigen Beschäftigungen erhalten dabei den Anstrich von einer Imitation des Werktags der einfachen Leute und die Nachahmung ihrer Zeitstrukturierung mag direkt an das vermeintliche Glück in „‘der

Rienäckerschen Vermögen, und Verlegenheiten waren da, die durch eigne Klugheit und Energie zu heben er durchaus nicht die Kraft in sich fühlte“ (*Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 403). Bothos Entscheidung für Käthe von Sellenthin und gegen Lene Nimptsch erfolgt im Kontext des Bekenntnisses „Durchschnittsmensch aus der sogenannten Obersphäre der Gesellschaft“ (ebd., S. 403) zu sein und der Erkenntnis, „[...] daß das Herkommen unser Tun bestimmt [...]“ (ebd., S. 405). Rekurrierend auf Büchler-Hausschild präsentiert sich hier deutlich die 'Arbeitsverachtung' der 'guten Gesellschaft' als 'Kraftlosigkeit' (vgl. Büchler-Hausschild: *Erzählte Arbeit*, S. 134). In der Folge wird der Ordnungsbegriff in der 'Oberschicht' von der Arbeit abstrahiert und synonym für die klassenspezifischen Erwartungen verwendet. Daraus wird dann beispielsweise ein „[...] Ordnung ist Ehe“ (*Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 406). So bewirkt gerade die 'Nicht-Arbeit' der Bessergestellten ein In-der-Ordnung-Bleiben, da sie durch die 'arbeitslose Kraftlosigkeit' sowohl der Energie als auch der Selbstständigkeit ermangeln, etwaige Klassenschranken zu durchbrechen.

⁹⁹⁵ Bei Keyserling erscheint Handarbeit in Adelskreisen in Abhängigkeit von dem Familienstatus als meist den unverheirateten oder verwitweten Frauen vorbehaltene Beschäftigung. Vgl. z.B. die 'alten Tanten' mit den 'schwarzen Altjungfernhäubchen': „Die alten Damen im Wohnzimmer nickten über ihren Strickereien ein“ (*Beate und Mareile*, H, S. 71) oder die verwitwete Baronin Losnitz, die „einen blauen Kinderstrumpf“ (ebd., S. 34) strickt. Die alte Prinzessin Agnes zerzupft als „stete Beschäftigung“ Seidenflecken, um sie mit Wolle vermischen und einen Stoff für arme Mädchen daraus weben zu lassen (*Fürstinnen*, H, S. 814), Prinzessin Marie soll, nachdem alle Hoffnungen auf einen Ehemann geschwunden sind, eine Haube „für eine arme Frau im Dorfe stricken“ (ebd., S. 854) und die alte Generalin von Palikow und ihre Tochter Baronin Buttlär „machten Handarbeit“ im Strandkorb auf einer Düne (*Wellen*, H, S. 393).

‘kleinsten Hütte’⁹⁹⁶ anschließen. Schließlich bedient der adelige Pflichtenkreis auch den Zusammenhang zwischen Arbeit und Ordnung, der im Tugendkatalog der Zeit in der Trias ‘Ordnung, Fleiß, Sparsamkeit’ evident wird.

Bei Keyserling wird ungleich stärker als bei Fontane die nicht-produktive Beschäftigung zum Statussymbol erhoben. Dabei ist vor allem bemerkenswert, wie sich die Abgrenzung vom ‘Gemeinen’ in einer Bedeutungsverschiebung der Begriffe Arbeit, Pflicht und Beschäftigung niederschlägt, so dass Pflicht und Arbeit am Ende mehr feierliche als werktägliche Bezüge aufweisen.

Im Gewand der Regelmäßigkeit sind diese Beschäftigungen dazu ein regelrechter ‘Pflichtenkreis’, der als eine Maßnahme der seelischen Stabilisierung ‘funktioniert’. Dabei kann die mit dem Pflichtenkreis einhergehende Entfremdung, die auch eine Entfremdung von der Gefühlswelt der Figur ist, ein durchaus erwünschter Effekt sein. Das heißt, nicht nur der Pflichtenkreis als Stabilisierungsmaßnahme funktioniert, sondern durch die Pflichten funktioniert auch die Figur an sich, sogar und gerade in inneren Notlagen. Das Primat der Pflicht wird dann der emotionalen Krise entgegengesetzt. Diese Art der Kompensation von innerem Unglück und seelischer Fragilität findet sich ebenso bei Fontane, etwa bei Christine von Holk mit ihrem christlich feierlichen ‘Pflichtauftrag’.

Demgegenüber steht – wiederum nur bei Keyserling – die negativ wahrgenommene Entfremdung durch den Pflichtenkreis, die vor allem die Figuren betrifft, die zum einen nach einem intensiven Erleben und Fühlen verlangen und zum anderen keine Verantwortung für ihre Pflichten übernehmen (können). Für diese Figuren ist der Pflichtenkreis ein Konstrukt der Lebensferne und der Begrenzung, Alltag in seiner negativsten Ausprägung, woraus das Bedürfnis nach Ausbruch, nach Leben, nach Fest resultiert.

2.3.3 Der fremdbestimmte Arbeitsalltag ‘einfacher Leute’

Der Alltag der ‘einfachen Leute’ gerät bei beiden Autoren ebenso zurückhaltend ins Blickfeld wie ihr Fest. Wohl nimmt Fontane mit Lene und Stine Figuren ‘einfacher Lebenskreise’ in den Kreis der Hauptfiguren auf, doch von ihrem Alltag als Form des Tagesablaufs ist kaum die Rede. Lediglich über die Schil-

⁹⁹⁶ *L’Adultera*, Bd. 2, S. 136.

derung von 'Details', etwa der räumlichen Situation, findet der Alltag 'realistisch' Eingang in die Erzählung:

Mit Vorliebe betten die Realisten unter Einbeziehung zahlreicher Details, welche ihre Beobachtungsgabe erkennen lassen, den Handlungsablauf in den bürgerlichen Alltag ein. In seiner Sphäre wird das Gewöhnliche zum Substantiellen⁹⁹⁷

Auch bei Keyserling sind die zahlreichen Diener, Mägde oder Landarbeiter in den Schlossgeschichten vorwiegend auf die Rolle von Statisten beschränkt. In den Frühwerken *Fräulein Rosa Herz* und *Die dritte Stiege* zeigt sich hingegen eine, durch die Lokalisierung in Klein- und Großstadt bedingte, soziale Schichtung aus größerer Nähe. Auch (sehr) kurze Erzählungen wie *Die Soldatenkersta*, *Der Beruf* oder *Das Kindermädchen* zeigen 'einfache Leute' als Hauptfiguren.

Zunächst möchte man mutmaßen, dass der Alltag 'einfacher Leute' maßgeblich geprägt ist durch ihren Werktag, der durch einen Mangel an (Aus-) Bildung vor allem Berufsbilder zulässt, die mit körperlicher Aktivität und Fremdbestimmung verbunden sind⁹⁹⁸, so etwa handwerkliche oder dienende Berufe.

Das Problem des fremdbestimmten Werktags und des darin ruhenden Moments der Entfremdung – hier gemeint als eine Zerstörung, Umkehrung oder Aufhebung der natürlichen Beziehung des Menschen zu seiner sozialen oder dinglichen Umwelt, seiner Arbeit oder zu sich selbst⁹⁹⁹ – wird jedoch bei Fontane nicht nur ausgeblendet, sondern geradezu in sein Gegenteil verkehrt. Lene und Stine arbeiten beispielsweise in Heimarbeit und erfahren damit „eine wesentlich geringere Zeitsynchronisation als in der Fabrik“.¹⁰⁰⁰ Das heißt, sie können ihre Arbeit in einem selbstbestimmten Rhythmus erledigen. Die 'Synchronisation der Zeit' aber ist wiederum eine der entscheidenden Bedingungen für die Wahrnehmung von Alltag und damit für die Empfindung der ihm immanenten Begrenzung, die zur 'Entfremdung' führen kann. Auch die anderen

⁹⁹⁷ Žmegač (Hrsg.): *Geschichte der deutschen Literatur*, S. 19.

⁹⁹⁸ So zumindest im historischen Kontext: „Lohnarbeiter hat es schon jahrhundertlang gegeben, beispielsweise in den frühkapitalistischen Unternehmen des 15. und 16. Jahrhunderts und später in den Manufakturen. Doch erst mit der Industrialisierung nach 1840 stieg ihre Zahl fortlaufend an und erreichte um die Jahrhundertwende etwa die Hälfte der erwerbstätig Beschäftigten. Sie kamen naturgemäß aus unterschiedlichen sozialen und kulturellen Traditionen: aus der Stadtarmut ebenso wie aus den pauperisierten Schichten des Landes“ (Wolfgang Ruppert: *Die Fabrik, Geschichte von Arbeit und Industrialisierung in Deutschland*, München: 1983, S. 51).

⁹⁹⁹ Vgl. u.a. auch Hillmann: *Wörterbuch der Soziologie*, Art. „Entfremdung“, S. 183f.

¹⁰⁰⁰ Ruppert: *Die Fabrik*, S.53.

‘Bedingungen’ der Alltagswahrnehmung wie die Entwicklung der Mechanik und „die puritanische Hochwertung der kapitalistischen Trinität von Zeit-Arbeit-Geld“¹⁰⁰¹, sind in der Heimarbeit als Handarbeit und der Entlohnung des produzierten (erschaffenen) Werks statt der geleisteten Arbeitszeit von Alltag und Entfremdung abgegrenzt. Die ‘Bürde’ fremdbestimmter Arbeit wird hier so als ‘Stolz’ „[...] von ihrer Hände Arbeit leben zu wollen [...]“¹⁰⁰² genau umgekehrt zum Ausdruck von Selbstbestimmung. „Im Motiv der Hand äußert sich das unbedingte Streben nach Selbstbehauptung“¹⁰⁰³ bestätigt Horst Daemmrich.

Ein anderes Beispiel wird mit Gideon Franke geliefert. Dieser arbeitet zwar in einer Fabrik, ist nach Mutter Nimptsch aber

‘[...] da der Oberste, so wie Zimmer- oder Maurerpolier, un hat wohl hundert unter sich. Un is ein sehr reputierlicher Mann mit Zyylinder un schwarze Handschuh. Un hat auch ein gutes Gehalt.’¹⁰⁰⁴

Der Arbeitsort ‘Fabrik’ wird durch die herausgehobene Position Gideons von etwas wie „Aussaugen und Quälen und von Bedrückung“¹⁰⁰⁵ abgegrenzt. Zudem wird ihm in der ‘gesellschaftlichen Statushierarchie’ ein ‘oberer’ Platz zugesprochen, der sich unter anderem in „der Qualität der Kleidung“ als ‘kulturellem Symbol’ ausdrückt.¹⁰⁰⁶ Über den Vergleich mit traditionellen Handwerksberufen (‘wie Zimmer- und Maurerpolier’) wird die Fabrik dazu als Ort der Maschine und der Mechanik relativiert. Wie bei der idyllisierenden Darstellung der Fabrik in der Mittagspause¹⁰⁰⁷, löst Fontane also auch hier über die Beschreibung eines leitenden Fabrikarbeiters die Fabrik aus dem Kontext der Industrialisierung und trennt sie von Assoziationen wie Arbeiterproletariat, Maschinen, Elend und Entfremdung. Stattdessen wird sie zum Kennzeichen ökonomischen Erfolgs. Der ‘fremdbestimmte Arbeitsalltag’ ist bei Gideon zu einem Alltag gewandelt, in dem er über ‘wohl Hundert’ zu bestimmen hat. Das heißt, die arbeitende Figur aus ‘einfachen Lebenskreisen’ wird hier in ihrem Werktag abermals nicht ‘fremd’ bestimmt, sondern ist selbst bestimmende Instanz.

¹⁰⁰¹ Wierlacher: *Vom Essen in der Literatur*, S. 30. Vgl. auch den *Exkurs: Alltag im transdisziplinären Diskurs*.

¹⁰⁰² *Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 443.

¹⁰⁰³ Horst Daemmrich: „Situationsanpassung als Daseinsgestaltung bei Raabe und Fontane“, in: Thuncke (Hrsg): *Formen realistischer Erzählkunst*, S. 244-251, hier S. 244.

¹⁰⁰⁴ *Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 425.

¹⁰⁰⁵ *Stine*, Bd. 2, S. 516.

¹⁰⁰⁶ Ruppert: *Die Fabrik*, S. 47.

¹⁰⁰⁷ Vgl. *Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 405f. und dazu Kap. 2.3.1. *Arbeit ‘ins Auge gefasst’ – Arbeitsbilder und Arbeiterblicke*.

Die Relativierung und noch mehr die Distanzierung von der tatsächlichen Arbeitssituation in der Unterschicht zum ausgehenden 19. Jahrhundert findet sich zugespitzt in den Beschreibungen, die Stine dem jungen Grafen Waldemar von Haldern gibt:

Überhaupt müsse sie sagen, es würde so viel von Aussaugen und Quälen und von Bedrückung gesprochen, aber nach ihrer eigenen Erfahrung könne sie dem durchaus nicht zustimmen. Im Gegenteil. Im Winter hätten sie Maskenball und Theaterstücke; denn ihr Geschäftsherr, wie sie nur wiederholen könne, vergesse nie, daß ein armer Mensch auch mal aus dem Alltag heraus wolle. Das Schönste aber seien die Landpartien im Sommer.¹⁰⁰⁸

Dieses „eher idyllisch als klassenkämpferisch gemeinte[] Bild“ hört sich nach Müller-Seidel „wie eine Beschwichtigung Fontanes hinsichtlich der sozialen Frage an“. Er schließt daraus, „daß es auf die arbeitende Klasse selbst in der Optik der Erzählung nicht ankommt; auf bestimmte Formen einfachen Lebens weit mehr“.¹⁰⁰⁹ Auch Hohendahl sieht die „Welt der kleinen Leute“ „als Glück beschworen, weil sie eine Ordnung darzustellen scheint, in der Individuum und Tätigkeit übereinstimmen“.¹⁰¹⁰ Anders jedoch als die ‘unabgesicherten’ Bildeindrücke idyllischer Arbeitssituationen, ist hier die Arbeitende selbst poetisierende Instanz, wenngleich die indirekte Rede dem Erzähler ein gewisses Maß der Einflussnahme gewährt. Zudem wird Stines Arbeitsidylle durch ihre Figurencharakteristik relativiert. Die „angekränkelte[] Blondine“¹⁰¹¹ mit zahlreichen Analogien zur ‘Märchenprinzessin’¹⁰¹² zeigt eine Einstellung zum Leben und zur Arbeit, die ihre Schwester als ‘jung’ qualifiziert. Damit ist Stine über Krankheit, Märchenbezüge und Lebensalter von der Erwachsenenrealität abgegrenzt, ihre poetisierte Sicht der Arbeit damit unrealistisch. Wenngleich nicht real, ist diese Darstellung von Arbeit doch ein Ideal und greift Rousseaus Ansatz auf, Produktivität durch den Wechsel von Alltag und Fest zu steigern:

¹⁰⁰⁸ *Stine*, Bd. 2, S. 516.

¹⁰⁰⁹ Müller-Seidel: *Fontane, Soziale Romankunst*, S. 272f.

¹⁰¹⁰ Hohendahl: *Soziale Rolle und individuelle Freiheit*, S. 93. Konkret bezieht sich Hohendahl hier auf die pausierenden Arbeiter aus Bothos Blickwinkel (*Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 405f.).

¹⁰¹¹ *Stine*, Bd. 2, S. 483.

¹⁰¹² Das Zimmer, „zwei Treppen höher“ (ebd., S. 480) als Paulines Wohnung, erinnert an das Turmzimmer mit dem Spinnrad (Stines Stickrahmen), an dem sich Dornröschen sticht und in den 1000jährigen Schlaf fällt. Hinzu kommen der „Dreh- und Straßenspiegel“ (ebd., S. 482), der an einen magischen Zauberspiegel wie etwa in Schneewittchen anknüpft und Stines Eigenwahrnehmung in der Gegenwart Waldemars als „[...] Prinzessin [...]“ (ebd., S. 519).

Wollt ihr ein Volk tätig und fleißig machen? Gebt ihm Feste, bietet ihm Vergnügungen, die es seinen Staat lieben lehren und es davon abhalten, sich einen milderen zu wünschen. Die so verlorenen Tage werden den Wert der anderen steigern. Lenkt seine Freuden, um sie zu veredeln. Das ist das richtige Mittel, um seine Arbeiten zu beleben.¹⁰¹³

Bei Stine heißt es in bezeichnender Ähnlichkeit:

denn der Herr des Geschäfts sei klug und gütig und wisse, was es wert sei, die, die arbeiten müßten, bei Lust und Liebe zu halten. Und so käm' es auch, daß sie keinen Wechsel im Personal hätten, oder doch nur sehr selten[.]¹⁰¹⁴

Sehr versteckt, aber dennoch deutlich, wird hier die Fremdbestimmung und die Abhängigkeit vom Dienstherrn durch die Verbindung von ökonomischer Not ('armer Mensch') und dem daraus resultierenden Zwang ('die arbeiten müssten') angesprochen. Der trotzdem positive Eindruck von Stines Ausführungen entsteht durch die Spezifizierung des Abhängigkeitsverhältnisses als von Klugheit und Güte getragen. Das heißt, 'Lust und Liebe' der Arbeiter bleiben erhalten, indem die Monotonie des Alltags, verstärkt durch die von ökonomischen Bedingungen erzwungenen, repetitiven Arbeitsleistungen, durch 'klug und gütig' initiierte Feste (Maskenball, Theater, Landpartie) unterbrochen wird. Initiator dieser Feste ist dabei der 'Herr des Geschäfts', der damit die traditionelle Rolle der 'Götter' übernimmt.

[S]o ordneten die Götter aus Mitleid mit dem seiner Natur nach drangsalsvollen Geschlechte der Menschen als Rast von diesen Drangsalen den bei den Festen geschehenden Wechselverkehr mit den Göttern an und verliehen ihnen zu Festgenossen die Musen, den Musenführer Apollon und den Dionysos, damit sie ihn in Ordnung brächten, ferner die Erziehung, die an den Festen durch Hilfe der Götter geschieht.¹⁰¹⁵

Die im Zuge der Technisierung und Industrialisierung erfolgende historische Werteverstärkung könnte kaum drastischer gefasst werden als hier durch die Transformation der spirituellen Beziehung Mensch-Gott in die kapitalistische Verbindung Arbeiter-Herr. Der 'Herr des Geschäfts' als der 'liebe Gott' zeigt zugleich eine Überhöhung von Autorität, wie sie dem kindlichen Bewusstsein gemäß ist. Dem passend zugeordnet spricht Platon den Festen 'erzieherische Qualitäten' zu. Stines naive Sicht auf die Verhältnisse erscheint hier so wie die eines Kindes und macht aus (berechnenden) Maßnahmen zur Produktivitäts-

¹⁰¹³ Jean-Jacques Rousseau: *Schriften*, hrsg. v. Henning Ritter, Bd. 1, „Brief an d'Alembert über das Schauspiel“, Frankfurt a.M.: 1988, S. 463.

¹⁰¹⁴ *Stine*, Bd. 2, S. 516.

¹⁰¹⁵ Platon: *Sämtliche Werke*, Bd. 6: *Nomoi*, 2. Buch, „Begriff der Jugenderziehung: Erzeugung der richtigen Lust- und Schmerzgefühle, Bedeutung der Feste“, Hamburg: 1959, S. 35f.

erhaltung und -steigerung die (liebevoll) Fürsorge eines göttlichen Vaters. In beiden Sichtweisen vereint, ob die Motivation nun kapitalistische Gewinnsucht oder fürsorgliche Liebe ist, ist jedoch die Überzeugung von der Dualität Alltagsfest als gesund und notwendig.

Zum Fest gehört seit Urzeiten auch das Gefühl der Abhängigkeit von übergeordneten Mächten. Psychologisch wird die Gemeinschaft durch das Fest für eine begrenzte Zeit aus dem Gefühl drohender Unsicherheit befreit; im Erleben einer intensiven Gemeinschaft wird der Mensch wieder fähig, die Alltagshärten zu ertragen.¹⁰¹⁶

Als besonders intensive Form der Fremdbestimmung ist auch ein Blick auf den Dienerberuf ergiebig.¹⁰¹⁷ Nach den bisherigen Ergebnissen verwundert es kaum, dass der Werktag des Dieners bei Fontane der negativen Konnotation, überhaupt der Alltagswahrnehmung, entkleidet ist und nicht als fremdbestimmter Dienst, sondern als Ausdruck der 'natürlichen' Persönlichkeit vermittelt wird.¹⁰¹⁸ Dubslav von Stechlins Diener Engelke beispielsweise

war einer von den guten Menschen, die nicht aus Berechnung oder Klugheit, sondern von Natur hingebend und demütig sind und in einem treuen Dienen ihr Genüge finden.¹⁰¹⁹

Die Engelke unterstellte Selbstlosigkeit 'von Natur' korrespondiert mit seinem sprechenden Namen und rückt sein 'treues Dienen' von der ökonomisch erzwungenen Unterwerfung in 'irdischen Verhältnissen' in den Kontext 'himmlischen Helfens'. Zu dieser topographischen Verortung ins himmlische 'Oben' tritt ergänzend die Verkehrung sozialer Verhältnisse hinzu, indem der Diener als Vertreter der unteren Gesellschaftsschicht als 'Feudalitätsspitze' bezeichnet wird: „Da treffen wir ja die ganze hohe Obrigkeit“, sagte Dubslav. 'Engelke

¹⁰¹⁶ Hugger: *Einleitung, Das Fest*, S. 19.

¹⁰¹⁷ Vgl. bezüglich der 'vollkommenen Abhängigkeit' (täglich Brot, Unterkunft, Art der Arbeit und Muße) auch: Eda Sagarra: „Die Dienstboten im deutschen Roman von Immermann bis Fontane“, in: Roger Goffin u.a. (Hrsg.): *Litterature et Culture Allemandes, Hommages à Henri Plard*, Brüssel: 1985, S. 165-181, insbes. S. 169.

¹⁰¹⁸ Eine Ausnahme bildet hier bspw. die alte Runtschen, die ohne jede Sicherheit nach Bedarf eingestellt und wieder entlassen wird und auch in ihrer optischen Erscheinung jeder Verklärung ermangelt: „Kiepenhut und eine schwarze Klappe über dem linken Auge“ (*Mathilde Möhring*, Bd. 4, S. 604). Bei Hohendahl heißt es: „Die in der modernen Gesellschaft eingetretene Arbeitsteilung wird als selbstverständlich betrachtet. Dazu gehört auch die Diffamierung körperlicher Arbeit. Zu ihr ist verurteilt, wem Bildung oder Vermögen fehlt. Bei der Darstellung der alten Runtschen, der Putzfrau, die selbst von den Kleinbürgern noch ausgebeutet wird, verzichtet Fontane in diesem Roman auf die poetische Verklärung, die er sonst, etwa in den *Poggenpuhls*, für die Dienstboten bereit hält. Kein menschliches Band hält hier Herrschaft und Diener zusammen; es handelt sich ausschließlich um Arbeit und Lohn“ (Hohendahl: *Soziale Rolle und individuelle Freiheit*, S. 90f.)

¹⁰¹⁹ *Der Stechlin*, Bd. 5, S. 262.

kann ich auch mitrechnen, der regiert mich, is also eigentlich die Feudalitäts-
spitze.¹⁰²⁰

Die dienende Arbeit selbst ist zwar schon mal ein „[...] bißchen anstrengend
[...]“¹⁰²¹ wie der Diener Jeserich unter Verweis auf sein ‘Menschsein’ verlauten
lässt, doch als sein Dienstherr sich dagegen verwahrt, das nicht wahrzunehmen
und ihn damit menschlich zur Kenntnis nimmt, relativiert Jeserich gleich: „[...]
Gott, man sagt so was bloß [...]“¹⁰²²

Auch das Dienstmädchen Hedwig richtet sich in ihren Klagen nicht gegen
eine etwaige Arbeitsbelastung¹⁰²³, sondern gegen die menschenunwürdigen
Rahmenbedingungen des Dienstes:

‘[...] es ist ja immer wieder dasselbe. Die Herrschaften können einen nich
unterbringen. Oder wollen auch nich. Immer wieder die Schlafstelle oder, wie manche
hier sagen, die Schlafgelegenheit.’ [...] ‘[...] Eine Badestube is ‘ne Rumpelkammer,
wo man alles unterbringt, alles, wofür man sonst keinen Platz hat. Und dazu gehört
auch ein Dienstmädchen. [...]’¹⁰²⁴

Das ‘immer wieder’ als repetitive Wendung bezieht sich hier zwar nicht auf den
konkreten Alltag Hedwigs (wie es etwa Wendungen wie ‘täglich’, ‘jeden
Morgen’, ‘mehrmals die Woche’ tun würden), zeigt aber das alltäglich Gültige
auf einer überpersonalen Ebene an, unterstützt durch das Indefinitpronomen
‘einen’. Das alltäglich Gültige ist die mangelhafte Unterbringung des Dienst-

¹⁰²⁰ Ebd. Vgl. zur ‘topographischen Umkehrung’ auch in *Effi Briest* die Reaktion des
Geheimrats Wüllersdorf auf ein Schreiben von Effis Dienerin Roswitha: „Ja“, sagte
Wüllersdorf, als er das Papier wieder zusammenfaltete, die ist uns über“ (*Effi Briest*, Bd. 4,
S. 287). Zum Kontext ‘christlichen Helfens’ vgl. „[...] Ich meine, daß solche schlichte Treue
das Allerschönste ist, das Schönste für den, der sie gibt, und das Schönste für den, der sie
empfängt. [...] aber solch altes Hausinventar wie die Friederike, die will nichts als helfen und
beistehen und fordert weiter nichts, als daß man mal ›danke‹ sagt. Und ich sage, Therese, da
steckt ein gut Teil Christentum drin“ (*Die Poggenpuhls*, Bd. 4, S. 525).

¹⁰²¹ *Der Stechlin*, Bd. 5, S. 115.

¹⁰²² Ebd., S. 116. Darauf sagt Jeserich: „[...] Aber ein bißchen is es doch damit ...“¹⁰²². Diese
abermalige Relativierung nimmt Dieter Aschenbrenner als Indiz eines „Gleichheitsbazillus“
der Zeit. „Das alte patriarchalische Verhältnis von Herr und Diener wird dem Umbruch der
Lebensverhältnisse und den neuen Anschauungen von verminderter Arbeitszeit und einem
Minimum an Selbstbestimmung nicht standhalten [...] Ein bißchen ist es doch damit, sagt
Jeserich. Ein bißchen haben wohl die recht, die von Ausbeutung und solidarischen
Aufbegehren dagegen sprechen“ (Dieter Aschenbrenner: „Immer ‘Ärger mit Ammen und
Dienstmädchen’ ... Dienstboten in der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts,
dargestellt an Fontanes realer und fiktiver Welt“, in: Charlotte Müller-Reisener (Hrsg.): *Im
Blickfeld: Theodor Fontane und seine Zeit*, Flensburg: 2008, S. 122-146, hier S. 137).

¹⁰²³ Das Dienstmädchen Hedwig wird so ausdrücklich als „sehr anstelliges Ding“ vorgestellt,
das „sich einer sehr geschickten Hand erfreute“ (*Der Stechlin*, S. 118 u. 122).

¹⁰²⁴ Ebd., S. 147 u. 149.

personals. Das ‘Nicht-unterbringen-Können’ verweist dabei auf eine räumliche Ausstattung der ‘Herrschaften’, die wenig herrschaftlich ist. Die eingeschränkten Platzverhältnisse der Großstadtdomizile ergänzen so das Bild eines aufstrebenden Bürgertums, das auf den beim Adel ‘abgeguckten’ Luxus, Dienstboten zu unterhalten, nicht wirklich eingerichtet ist, dennoch aber durch quantitative Dominanz den Alltag der Dienstboten in der Stadt bestimmt.¹⁰²⁵ Das wird in dem Gespräch mit Frau Imme, die auch ein Dienstmädchen in der Großstadt aber bei ‘adeligen’ Herrschaften war, deutlich betont:

‘Ja, Frau Imme, das macht, weil Sie von Kindesbeinen an immer bei so gute Herrschaften waren, und mit Lizzi is es jetzt wieder ebenso. Die hat es auch gut un is, wie wenn sie mit dazu gehörte. Meine Tante Hartwig erzählt mir immer davon. Und einmal hab’ ich es auch so gut getroffen. Aber bloß das eine Mal. Sonst fehlt eben immer die Schlafgelegenheit.’¹⁰²⁶

Das ‘eine Mal’, das in Opposition zu den ‘immer wieder’ fehlenden Schlafgelegenheiten steht, ist übertragbar auf Ausnahme und Regel, auf Festlichkeit und Alltag. In die Ausnahme einbezogen wird neben der vorhandenen Schlafgelegenheit auch das ‘Wie-mit-dazu-Gehören’ des Dienstboten. Doch während für Hedwig dieser familiäre Bezug das Außergewöhnliche stellt, ist es im Durchschnitt von Fontanes Erzählungen der ‘Normalfall’ (= Alltag) – man denke zum Beispiel an Roswitha (*Effi Briest*), Friederike (*Die Poggenpuhls*)

¹⁰²⁵ Der ‘neureiche’ Bürger adaptiert die adelige Zurschaustellung von Besitz nur unzureichend. Er legt zwar auf die eigene Repräsentation wert, bleibt der aristokratischen Demonstration von Verschwendung aber gänzlich fremd, die sich auch in einer Integration der Dienstboten in den Herrschaftsluxus zeigt. „Der Besitz von Sklaven, die Güter erzeugen, verrät Wohlstand und persönliche Kühnheit; doch die Haltung von Sklaven, die nichts erzeugen, verrät noch größeren Reichtum und eine noch höhere Stellung. Unter diesem Prinzip entsteht eine Klasse von Dienern – und je mehr es sind, desto besser –, deren einzige alberne Aufgabe darin besteht, ihrem Herrn aufzuwarten und damit dessen Fähigkeit zu beweisen, eine Menge an unproduktiven Dienstleistungen zu konsumieren“ (Veblen: *Theorie der feinen Leute*, S. 74); „Es war die Zeit zwischen der höfischen und der industriellen Epoche, als das Kaufmannskapital sich entfaltete, neue Vermögen und Repräsentationsbedürfnisse entstanden (in Deutschland, verspätet, zwischen 1770 und 1840). Der Bürger trat in Wettbewerb mit Adel und Patriziat. Städtische Haushalte mit 3-5 Dienstboten waren normal, mit 6-10 keine Ausnahme, und herrschaftliche Häuser kamen z. T. auf 20, ja 50 Angestellte. Die hatten kaum etwas zu tun, außer das Prestige, den Zivilisationsstand ihrer Herrschaft hochzuhalten. [...] Seit dem Aufschwung der Industrialisierung ging die Zahl der Dienstboten ständig zurück. [...] Auch die Kleinbürger schickten ihren Nachwuchs nicht mehr zum Dienen, im Gegenteil, sie hielten sich jetzt eher und mehr selbst Dienstboten, um ihren bedrohten Status anzuheben, an der Zivilisation teilzuhaben“ (Michel: *Unser Alltag*, S. 34f.).

¹⁰²⁶ *Der Stechlin*, Bd. 5., S. 147.

oder Engelke (*Der Stechlin*). Manfred Allenhöfer spricht vom „Prinzip personaler Zuordnung“:

Verschiedentlich avancieren Unterbürgerliche zu einer Art Alter Ego eines überbürgerlichen Protagonisten. In Weltsicht, Denkweise und im Gefühlsverhalten einander ergänzend, bilden sie existentielle Symbiosen.¹⁰²⁷

Das Dienstverhältnis als ‘existenzielle Symbiose’ hat nun mit einem Werktag im eigentlichen Sinne nichts mehr zu tun und steht auch im eklatanten Gegensatz zu Hedwigs Anstellung, bei der die Unterbringung in der ‘Rumpelkammer’ mehr auf eine tägliche ‘Inbetriebnahme’ als auf einen Werktag verweist. Hedwigs Ausführungen werden so zu einem Angriff gegen den entmenslichten Dienst. Zugespitzt könnte man formulieren, sie wendet sich gegen den Verlust des menschlichen Werktags an sich, dessen Ursache in der Charakteristik der Bourgeois begründet scheint.¹⁰²⁸

Die Versachlichung, die Hedwig durch die Unterbringung erfährt, ist maßgebliche Ursache für den häufigen Wechsel ihrer Dienstverhältnisse wie Norbert Mecklenburg belegt. Klagen über ihren Berufsalltag resultieren so nicht aus der Belastung durch Arbeitsleistungen, sondern aus „den *beiden* Störfaktoren von Hedwigs Dienstverhältnissen“, die Mecklenburg unterscheidet in „der soziale und der sexuelle“.¹⁰²⁹

Semantischen Niederschlag finden diese Störfaktoren aber fast ausschließlich in der Beschwerde über die mangelnde Schlafgelegenheit. Auch anderen arbeitenden Figuren gestattet Fontane Klagen vornehmlich über ein Schlafdefizit.

‘[...] Natürlich hat alles auch sein Gutes, und wenn man um Mitternacht Kasse zählt, so weiß man, wofür man sich gequält hat. [...] Es bringt was ein, gewiß, und ist alles schön und gut. Aber dafür, daß man vorwärts kommt, kommt man doch auch rück-

¹⁰²⁷ Manfred Allenhöfer: *Vierter Stand und Alte Ordnung bei Fontane, Zur Realistik des bürgerlichen Realismus*, Stuttgart: 1986, S. 78.

¹⁰²⁸ „[...] Mein Onkel Hartwig, wenn ich ihm so erzähle, daß man nicht schlafen kann, der sagt auch immer: ›Kenn’ ich, kenn’ ich; der Bourgeois tut nichts für die Menschheit. Und wer nichts für die Menschheit tut, der muß abgeschafft werden‘“ (*Der Stechlin*, Bd. 5, S. 148). Vgl. auch bei Allenhöfer: „Für die Angehörigen der Neuen Oberschicht aber ermisst sich der Wert eines Bediensteten aus der Effektivität seiner Arbeitsleistung im Verhältnis zu deren Kosten“ (Allenhöfer: *Vierter Stand und Alte Ordnung*, S. 112).

¹⁰²⁹ Norbert Mecklenburg: „Nein, Frau Imme, diesmal war es mehr“, Über eine Leerstelle im *Stechlin*“, in: *Fontane Blätter* 88, Berlin: 2009, S. 90-103, hier S. 95. Der soziale Störfaktor betrifft die Wahrnehmung und Behandlung als Mensch, der sexuelle Störfaktor die Übergriffe durch den Dienstherrn.

wärts und bezahlt mit dem Besten, was man hat, mit Leben und Gesundheit. Denn was ist Leben ohne Schlaf?’¹⁰³⁰

Der Wirt von Hankels Ablage in *Irrungen, Wirrungen* stellt eine Verbindung zwischen Schlaf und Leben her. Leben und Gesundheit als ‘das Beste’, was man habe, würden durch die Abwesenheit von Schlaf qualitativ gemindert.¹⁰³¹ Dabei zeigt die Verwendung des Verbs ‘bezahlen’ das Leben selbst als eine ‘Devise’ im Wirtschaftskreislauf an. Das heißt, die Bereicherung der ökonomischen Existenz geht einher mit einer Minderung der natürlichen Existenz. Dieser Zusammenhang wird ergänzt durch die Gegenüberstellung von ‘vorwärts’ und ‘rückwärts’. Dem Fortschritt in technischer, industrieller und kultureller Hinsicht, der sich in ökonomischem Gewinn und Erscheinungen wie dem ‘Massentourismus’ zeigt, steht ein Rückschritt hinsichtlich der Lebensqualität des natürlichen Menschen gegenüber. Wenngleich Keyserlings Erzählungen meinent, scheinen hier Thomés Schlussfolgerungen äußerst treffend:

Nach Keyserling will der Mensch ‘leben, nur das, das ist sein Beruf, sein Ziel, sein Pathos’. Unter diesem Postulat erweist sich der Prozeß der Kulturation als verfehlt. Steht er zunächst einmal unter dem Zeichen des Lebenserhalts, weil er die Kultursubjekte vor der Destruktivität der Natur schützt, so verkehrt sich dies im Gange der Entwicklung in das Gegenteil, weil auch noch jener Rest von Natur aus den Subjekten ausgetilgt wird, ohne den die organischen Gebilde nicht auskommen können.¹⁰³²

Dem ‘Schlaf’ kommt dabei eine zentrale Bedeutung zu. Heller charakterisiert Schlaf als eine der ‘wenige[n] - und nur auf sehr abstrakter Ebene identische[n] – gemeinsame[n] Tätigkeiten’ im ‘Alltagsleben eines jeden Menschen’. Mit der Aufnahme von Nahrungsmitteln und der Reproduktion der Gattung diene er ‘der Erhaltung des Menschen als *Naturwesen*’.¹⁰³³ Der Schlaf ist so sinnfällig Indiz für den natürlichen Menschen und betont sein kreatürliches Sein. Zugleich ist Schlaf aber auch eine Unterbrechung der bewussten Wahrnehmung und Bühne des Traums. Damit ist der tägliche Schlaf trotz seines Wiederholungscharakters,

¹⁰³⁰ *Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 384.

¹⁰³¹ Vgl. auch die Försterfrau in *Cécile*: ‘Auch die. Und die sind mein besonderes Glück. Aber in drei Jahren drei, das ist doch viel, und wenn das zweite geboren wird, eh das erste noch laufen kann, und wenn dann Krankheit kommt und man den Tag über am Herd und in der Nacht an der Wiege steht und alle Lieder durchsingt und das Kleine doch nicht schlafen will und einem dann die Augen zufallen und man sie mit aller Gewalt wieder aufreißen muß – ach, meine gnädigste Frau, wenn solche Tage kommen, da lernt man doch erkennen, was Ruhe heißt und das Bedürfnis danach. Und da hilft keine Jugend und keine Gesundheit. Und bei all meinem Glück hab’ ich oft bitterlich geweint’ (*Cécile*, Bd. 2, S. 225).

¹⁰³² Thomé: *Autonomes Ich und Inneres Ausland*, S. 572.

¹⁰³³ Heller: *Das Alltagsleben*, S. 24.

der ihn als Alltagshandlung qualifiziert, auch Ausnahme vom Alltag in quasi ‘liebäugelnder’ Nähe zur Festlichkeit:

offenbar sind alle höheren Lebewesen darauf angewiesen, sich regelmäßig aus ihrem Leben – ihrem Wach- und Alltag – zurückzuziehen in jenes elementarste Moratorium des Alltags, das der Schlaf ist. Möglicherweise ist der Schlaf ein keimhaftes Fest: gut geschlafen ist halb gefeiert; und nur der Exzentriker unter den Lebewesen, der Mensch, braucht nicht allein den Schlaf, sondern darüberhinaus auch noch das Fest.¹⁰³⁴

Der Schlaf als ‘keimhafte Festlichkeit’ bedient nicht nur ein physisches und psychisches Ruhebedürfnis, er vervollständigt die alltägliche Existenz um die notwendige Pause vom Alltag. Die Klagen Fontanescher Figuren über Schlafentzug zeigen demnach die Reduktion des Menschen auf die Alltagsexistenz an. Nicht die Schwere der Arbeit – so mag man daher mutmaßen –, sondern die Verweigerung des ‘elementarsten Festlichkeitserlebnisses’ führt zu Tränen und Seufzern.

Die durchaus vorhandene Schärfe der Klagen hebt Fontanes Erzähler dabei durch die verharmlosende Reaktion der Gesprächspartner auf. „Wohl, ich sehe schon“, sagte Botho, ‘kein Glück ist vollkommen [...]’“. An späterer Stelle im Gespräch „lachte Botho“.¹⁰³⁵ In bezeichnender Ähnlichkeit reagiert Frau Imme auf Hedwigs Ausführungen über das ‘Fehlen von Schlafgelegenheiten’: „Frau Imme lachte“.¹⁰³⁶ Auch der Erzähler selbst distanziert sich von dem Ernst dieser Aussagen: „Während Hedwig noch so weiter klagte“¹⁰³⁷, lässt die ‘Klage’ schon fast als Redestil erscheinen. Auch der Kutscher, der in *Irrungen, Wirrungen* das Wort ergreifen darf, schildert die tägliche Arbeit nicht als ‘Mühsal’, ‘Zwang’ oder Ursache von Entfremdung, sondern beklagt sich über die hohen laufenden Kosten, wohl auch in Absicht, die Höhe des Trinkgeldes positiv zu beeinflussen.¹⁰³⁸ Der Erzähler greift hier abermals verharmlosend ein: „Während

¹⁰³⁴ Marquard: *Moratorium des Alltags*, S. 691.

¹⁰³⁵ *Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 384.

¹⁰³⁶ *Der Stechlin*, Bd. 5, S. 147.

¹⁰³⁷ Ebd.

¹⁰³⁸ Vgl.: „Und’s geht Ihnen gut?’ ‘Na, von gut is nu woll keine Rede nich. Es kost’t allens zuviel un soll immer von’s Beste sein. Und der Haber is teuer. Aber das ginge noch, wenn man bloß sonst nichts passierte. Passieren tut aber immer was, heute bricht ‘ne Achse, un morgen fällt en Pferd. [...] Un denn die Fahrpolizei; nie zufrieden, hier nich und da nich. Immer muß man frisch anstreichen. Un der rote Plüsch is auch nich von umsonst’“ und: „‘Da’, sage Botho ... ‘Und dies extra. War ja ‘ne halbe Landpartie ...’ ‘Na, man kann’s auch woll vor’ne ganze nehmen.’ ‘Ich verstehe’, lachte Rienäcker. ‘Da muß ich wohl noch zulegen?’ ‘Schaden wird’s nich ... Danke schön, Herr Baron’“ (*Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 447 u. 453).

sie noch so plauderten“. Beschwerde und Klage werden damit zum ‘Plauderton’ der einfachen, arbeitenden Bevölkerung verklärt.

Eine derartige Verharmlosung des Arbeitsalltags findet sich bei Keyserling nicht. Das zeigt sich bereits bei einem ersten Blick auf den Dienerberuf. Das Fontanesche ‘Wie-mit-dazu-Gehören’ ist bei Keyserling einer sachlichen ‘Verfügung’ über die Dienstboten gewichen. Der Diener ist Diener, sonst nichts. Der Beruf hat den ganzen Menschen vereinnahmt. Da heißt es schon mal „‘Maul halten!’“¹⁰³⁹, wenn der Diener die Geschichte des Herrn kommentiert oder bei einer Kompottschale, die der Diener hat fallen lassen, wird geschrien: „‘Sind Sie betrunken?’“¹⁰⁴⁰. Die schwangere Zofe wird fortgejagt, darf sogar im Dorf nicht bleiben oder ein Diener wird wegen zu roter Augen, die das ästhetische Empfinden der Herrschaften stören, entlassen.¹⁰⁴¹ Das ‘menschliche Band’, das Fontanes Aristokraten und ihre Diener verbindet, fehlt bei Keyserling. Fontanes Formel für den Diener als ‘Vertrauten ohne Vertraulichkeit’¹⁰⁴² könnte bei Keyserling so eher umgedreht werden in ‘Vertraulichkeit ohne Vertrautsein’.

Der ‘fremdbestimmte’ Dienst findet semantischen Ausdruck im Verlust der ersten Person Singular. Die stattdessen verwendete erste Person Plural erzeugt besagte Vertraulichkeit und zeigt zugleich die Position des Dieners als ‘Erweiterung’ des Herrn an.

Die vornehmste Aufgabe eines guten Dieners besteht darin, daß er sich, und zwar in auffälliger Weise, bewußt ist, wo er hingehört. Es genügt nicht, daß er bestimmte Wünsche in mechanischer Weise zu befriedigen weiß, er muß sie vor allem in der richtigen Form erfüllen.¹⁰⁴³

¹⁰³⁹ *Beate und Mareile*, H, S. 61.

¹⁰⁴⁰ *Harmonie*, H, S. 133.

¹⁰⁴¹ Vgl. den Brief der Zofe: „Gnädige Frau Gräfin, Ziepe sagt, ich darf im Dorfe nicht bleiben. Er sagt, er muß mich ‘rausschmeißen. Ich hab’ nur getan, was andere Mädchen hier auch tun. Wer is denn so heilig? Wohin soll ich denn gehen? Wie ‘n räudiges Vieh soll ich hier ‘raus, sagt Ziepe [...]“ (*Beate und Mareile*, H, S. 65) und in *Harmonie*: „[...] Der alte Heinrich? Ach, der wurde entlassen. Die Augen wurden ihm rot und tränten ihm zuweilen, Annemarie mochte das nicht. O! er ist sehr glücklich. Er wohnt in dem Häuschen hinter dem Park [...]“ (*Harmonie*, H, S. 119). Das ‘Glück’ des alten Heinrich ist weder durch den Erzähler noch durch einen anderen Figurenbericht abgesichert. Gesichert ist hingegen die räumliche Distanz zu dem ‘rotäugigen Diener’, dessen Haus hinter dem Park und damit außerhalb des ästhetisierten Schlossgeländes liegt.

¹⁰⁴² *Der Stechlin*, Bd. 5, S. 13.

¹⁰⁴³ Veblen: *Theorie der feinen Leute*, S. 72.

Die ‘richtige Form’, die Veblen hier hervorhebt, ist in Keyserlings Erzählungen die Aufgabe des Selbst. So wird jeder erkennbare Ausdruck von eigenen Gedanken oder eigener Meinung unverzüglich gemäßregelt:

‘Nein, Herr Baron’, erwiderte Jakob, ‘wir haben uns heute nicht frisiert. Der Herr Baron waren müde, da dachte ich –’ Der Baron schüttelte mißbilligend den Kopf: ‘Ich lieb es nicht, wenn Diener denken. [...]’¹⁰⁴⁴

In der Vertraulichkeit, die die Herren ihren Dienern gegenüber an den Tag legen, das heißt in der Schwäche, in der sie sich ihnen zeigen (Krankheit, Ehebruch, Langeweile), wird die Entindividualisierung des Dieners zu einer notwendigen Maßnahme der Schamvermeidung. Würden die Diener als Menschen wahrgenommen, wären die Ausbrüche aus der Haltung nicht möglich, weil der Diener zu einer bewertenden Instanz würde. Um sich dieser Bewertung zu entziehen und dennoch einen helfenden Konfidenten zu haben, muss der Diener zwangsläufig zu einer funktionalisierten Erweiterung des Herrenselbst werden. „Er rief Peter, der sollte ihm zuhören, ihn bewundern, ihn unterhalten“¹⁰⁴⁵, heißt es an einer Stelle in *Beate und Mareile*. Der Diener übernimmt die Rolle der Souffleuse wie des Claqueurs und bedient damit das Bedürfnis des Herrn nach Bestätigung seiner Selbstsicht.

Da in den Schlossgeschichten die Perspektive der Erzählung von den aristokratischen Figuren bestimmt wird¹⁰⁴⁶, erfährt man nichts darüber, wie die Diener

¹⁰⁴⁴ *Dumala*, H, S. 298. Vgl. z.B. auch: „Der Schlitten bog jetzt in einen alten Kiefernbestand ein, eine weiße, stille Säulenhalle. ‘Sehr gut’, schmunzelte Peter. ‘Ach – schweig!’ herrschte ihn Günther an. ‘Warum denn, Herr Graf?’ ‘Weil das nicht dazu da ist, damit *du* es bewunderst.’ ‘Aha – ich versteh’, das is nur für Grafen.’ ‘Ja’“ (*Beate und Mareile*, H, S. 59).

¹⁰⁴⁵ Ebd., S. 56.

¹⁰⁴⁶ Waldemar Eger sieht als Ursache für die positive Wahrnehmung der einfachen Leute die an die Wahrnehmung des Adels angeschlossene Erzählperspektive. Vereinzelt werde jedoch auch ein Blick ‘hinter die Kulissen’ gewährt, der das Schicksal der ‘Leute’ als Spiegel der aristokratischen Geschehnisse vorführe: „Wenn in Keyserlings Erzählungen das Leben der einfachen Menschen im Vergleich mit den Adligen als unkompliziert erscheint, so ist es vor allem darum, weil sie durch die Augen Adliger gesehen werden, die sich nicht für die persönlichen Angelegenheiten ihrer Untergebenen interessieren. In *Beate und Mareile* sehen wir Beckmann, den würdevollen Diener und Amelie, die leichtsinnige, lustige Zofe, die der Herrin mit ihrem Geplapper die Zeit vertreibt. Aber dann gewährt uns der Autor plötzlich einen Blick hinter die Kulissen und wir erkennen, daß das Leben in der kleinen Welt ebenso kompliziert ist, wie in der großen Welt des Adels. Amelie, die von Beckmann erst geschwängert und dann verleugnet wird, ist einerseits kaum mehr als der Typus des verlassenen Mägdeleins, andererseits ist sie jedoch ein Spiegelbild der Herrin, die auch von dem geliebten Mann betrogen wird. Den beiden äußerlich so verschiedenen Frauen widerfährt dasselbe traurige Schicksal“ (Waldemar Eger: „Eduard von Keyserling: Dekadenz oder

selbst ihren Werktag wahrnehmen. Brinkmann legt hierzu anschaulich dar, dass auch der objektive Erzählerbericht von der subjektiven Figuresicht gefärbt ist.¹⁰⁴⁷

Eine Ausnahme macht der Erzähler in der sehr kurzen Erzählung *Das Kindermädchen*, in der das Personal eines herrschaftlichen Hauses in Abwesenheit der Herrschaft gezeigt wird. Ganz anders als in den mit Adelsfokus erzählten Geschichten, in denen der Diener jeder Individualität entkleidet ist, erscheint der Diener hier aus der Sicht des Kindermädchens vom Lande als ‘Herr Oskar’ mit edlem Wein und Zigarre. Er berichtet:

‘Im Mai geht es dann nach Karlsbad. Dort wäre es ja nicht so schlecht, wenn nicht das frühe Aufstehen wäre. Der Alte muß um sieben Uhr heraus. Na, ist er fortgegangen, dann frühstücke ich ganz gemütlich, rauche meine Zigarre, lese meine Zeitung, später gehe ich ein wenig auf die Promenade, ich hatte da eine Bekanntschaft, eine Gouvernante, ein herrliches Weib.’¹⁰⁴⁸

Auf einmal ist die erste Person Singular da und es mangelt auch nicht an Eigenbesitz anzeigenden Fürwörtern (‘meine Zeitung’, ‘meine Zigarre’). Die abwertende Bezeichnung des Dienstherrn als ‘der Alte’ macht eine distanzierte Position deutlich und die ‘Selbstaufgabe’ im Dienst entlarvt sich als nur scheinbar.¹⁰⁴⁹ Die berufliche (Nicht-)Identität entspricht also keineswegs dem privaten Sein und erscheint so lediglich als formales Kriterium des Werktags. Die Geringschätzung in Zeiten der Fremdbestimmung geht vielmehr einher mit einer Selbstbelohnung in selbstbestimmten Tagesabschnitten, in denen der Diener selbst zum Herrn wird. Man kann auch sagen: Der Werktag im direkten Umfeld der ‘Feiertagsklasse’ partizipiert an der aristokratischen Muße, dem adeligen Feiertagsleben.¹⁰⁵⁰

Nihilismus“, in: Wayne Wonderley (Hrsg.): *Eduard von Keyserling: A Symposium*, Lexington, Kentucky: 1974, S. 5-11, hier S. 7f.).

¹⁰⁴⁷ Vgl. Brinkmann: *Die Subjektivierung des Objektiven*.

¹⁰⁴⁸ *Das Kindermädchen*, FG, S. 100.

¹⁰⁴⁹ Vgl. auch: „Mila schwang beim Gehen die Arme hin und her, als könnte sie nicht genug Bewegung haben: ‘Oft? Ach nein, ich kann nicht oft heraus. Aber heute schläft die Alte unten bei ihr.’

Die spricht, als wären wir im Einverständnis – ging es Felix durch den Kopf – wie zwei Dienstboten, wenn die Herrschaft sie nicht hört“ (*Harmonie*, H, S. 135).

¹⁰⁵⁰ Liina Lukas konstatiert im Vergleich von Keyserling und Jaan Oks eine „Lebenskraft und –freude, die Keyserling seinen Bauern zuschreibt“. Die „Keyserlingschen Mägde“ seien „groß, schön und vital“ und die „ewige Sonntagsstimmung“ betreffe auch die Arbeitswelt: „Sogar die Magd oder der Stallbursche gehen langsam und lässig über den Hof“ (Liina Lukas: „Das Baltikum literarisch – hier oder woanders? Die Raumgestaltung estnischer und

Soweit zu den Leuten im Dienst von Keyserlings Aristokraten. Gänzlich anders präsentiert sich die Welt einfacher Leute außerhalb der Schlossgrenzen. Von der Partizipation an der herrschaftlichen Muße ist hier nichts mehr zu merken. Die tägliche Arbeit erscheint als Teil des Alltags, den man zwar fraglos hinnimmt, als freudlose Erfahrung aber zeitlich und das bis in die Sprache hinein klar begrenzt.

‘Ist es schwer, den Leuten die Handschuhe anzuziehen?’ fragte ich.

‘Ach’, sagte Toni, ‘ich bin daran gewöhnt. Ja, manche halten die Hand schlecht. Aber wollen wir nicht von Handschuhen sprechen.’¹⁰⁵¹

Das mangelnde Bedürfnis außerhalb der Arbeitszeit über die Arbeit zu reden, zeigt, dass zwischen der Arbeit und der Figur kein Identifikationspotenzial besteht. Die Verwendung der Formulierung ‘ich bin daran gewöhnt’ hebt dabei den Aspekt der alltäglichen Wiederholung deutlich hervor. Arbeit erscheint als plagende Tätigkeit¹⁰⁵²:

Kersta melkte die Ziege, ging in den Wald Reisig sammeln, webte. In den Dezembertagen, in denen es um drei Uhr nachmittags schon finster wird, kroch sie um sechs Uhr in ihr schmales Mädchenbett. [...] Um zwei Uhr nachts war sie mit dem Schläfe fertig und setzte sich wieder fröstelnd an den Webstuhl. Immer dasselbe; gedankenlos und freudlos, wie das Weberschiffchen, das gleichmäßig hin und her durch die grauen Wollfäden schießt.¹⁰⁵³

Die Aufzählung täglicher Tätigkeiten, verknüpft mit Uhrzeiten, kulminiert in der Formulierung ‘immer dasselbe’. Der iterative Charakter des Alltags erscheint hier als eine Monotonie, in die die Arbeit vollkommen eingepasst ist. Zwischen Werktag und Alltag gibt es keine Differenz mehr, der Werktag ist der Alltag und wird gleichermaßen durch Gewöhnung und Gewöhnlichkeit bestimmt. Die Gedankenlosigkeit ebenso wie die Freudlosigkeit stehen in direktem Gegensatz zu der ‘größten Wohltat einförmiger Arbeit’, die Bücher konstatiert oder dem ‘vollkommenen Glück im Handwerk einfachster Art’ von dem Flaubert schreibt.¹⁰⁵⁴ Passender erscheint da Martinis Bewertung, der von „der grauen

baltischer Literatur am Beispiel von Eduard von Keyserling und Jaan Oks“, in: Schwidtal / Undusk (Hrsg.): *Baltisches Welterlebnis*, S. 253-268, hier S. 264f., 265 u. 258).

¹⁰⁵¹ *Seine Liebeserfahrung*, H, S. 205.

¹⁰⁵² Auch Toni ist froh, die Arbeit hinter sich gebracht zu haben, eine Arbeit, die als Last empfunden wird, dadurch aber auch in einem deutlichen Kontrast zu dem arbeitsfreien Sonntag steht. „Nu ja. Die Woche plagt man sich und freut sich auf den Sonntag [...]“ (ebd., S. 211). Ähnlich bewertet Trine, die Frau des Landarbeiters Andre, den Arbeitsalltag: „[...] Man arbeitet und plagt sich [...]“ (*Feiertagskinder*, H, S. 903).

¹⁰⁵³ *Die Soldaten-Kersta*, H, S. 21.

¹⁰⁵⁴ Vgl. Kap. 2.3.2.1 *Strukturierte Zeit und gestaltete Welt*.

Arbeitsfron des Alltags“¹⁰⁵⁵ schreibt und die auch zu Konrad Lurch in *Fräulein Rosa Herz* stimmen mag:

Je glücklich gewesen zu sein, entsann sich Lurch nicht. Vielleicht samstags, wenn er betrunken war? Doch, mein Gott, auch dann! ... Sonst immer nur gedrücktes, freudloses Hinkriechen über das alltägliche Tagwerk¹⁰⁵⁶

Der „Diener der Firma“¹⁰⁵⁷ Konrad Lurch¹⁰⁵⁸ ist mit einem sprechenden Namen ausgestattet, der sinnfälliger Ausdruck seiner alltäglichen Existenz ist. Wie das Adjektiv ‘gedrückt’ und das Verb ‘kriechen’ verweist der Name Lurch topographisch auf ein ‘Unten’, das in seiner Opposition zum festlich entgrenzten ‘Oben’ die Begrenztheit des Alltags thematisiert. Die Abwesenheit von Glück und Freude betont die Reduktion der Fest-Alltags-Dualität auf das ‘alltägliche Tagwerk’ und die ungesunde Konsequenz der dauerhaften Ausschließlichkeit (‘immer nur’). Lurchs reflektierendes Resümee wird schließlich im Selbstmord enden. Denn den wöchentlichen Ausbruch(sversuch) mittels Alkohol („[...] an den Wochentagen bin ich hier beschäftigt. Aber Samstagabend – dann geh ich aus“¹⁰⁵⁹) erkennt er angesichts des ‘Rauschmittels Liebe’¹⁰⁶⁰ als bloßes Surrogat, wodurch der alkoholische Rausch für Konrad Lurch entwertet und nutzlos wird.

Besonders deutlich zeigt sich die Differenz zwischen Fontanes und Keyserlings Erzählungen in der Darstellung fremdbestimmter Arbeiterfiguren

¹⁰⁵⁵ Martini: *Nachwort Dritte Stiege*, S. 321.

¹⁰⁵⁶ *Fräulein Rosa Herz*, S. 272.

¹⁰⁵⁷ Ebd., S. 30. Bei der ‘Firma’ handelt es sich um das Geschäft der Familie Lanin: „Verkauf von Kolonialwaren jeder Art“ (ebd., S. 29). Im Unterschied zur personalen Bindung zwischen Herr und Diener im aristokratischen Dienstverhältnis betont die Wendung ‘Diener der Firma’ die weitere Versachlichung des Arbeitsverhältnisses bei gleich bleibender Fremdbestimmung.

¹⁰⁵⁸ Die Schreibweise des Vornamens ist in vorliegender Publikation leider nicht einheitlich und wechselt zwischen Konrad und Conrad.

¹⁰⁵⁹ *Fräulein Rosa Herz*, S. 77. Vgl. auch: „Andre zuckte die Achseln. ‘Wenn man am Sonnabend nicht in den Krug gehen soll, was hat man dann, das ist doch noch das einzige.’ Damit trieb er sein Pferd an, ging auf der nassen Straße ein wenig steifbeinig weiter, verschwand, eine graue Gestalt im grauen Nebel“ (*Feiertagskinder*, H, S. 867) oder: „Ich tue die Woche über meine Pflicht’, erwiderte Gröv stolz, ‘für den Sonntag verantworte ich – für mich’“ (*Dumala*, H, S. 242).

¹⁰⁶⁰ „Sonst immer nur gedrücktes, freudloses Hinkriechen über das alltägliche Tagwerk – bis die Liebe kam und sich in diesem leeren Dasein breitmachte, es gänzlich aufzog. Zur Qual aber wurde sie, als sie greifbare Gestalt annahm, als die Hoffnung aus ihr ein unwiderstehliches Begehren machte, das an Conrad Lurch nagte, ihn peinigte, wie Zahnweh. Jetzt, da Rosa für immer verloren war, mußte das Ende kommen. Nicht?“ (*Fräulein Rosa Herz*, S. 272).

anhand des konkreten Vergleichs eines Berufsbildes wie etwa dem des Kellners und der Kellnerin.

Bei Fontane finden sich die Kellner oder auch Lohndiener meist unauffällig im Hintergrund, wartend an der Ecke stehend. Treten sie in den Vordergrund, zeigt es sich, dass sie wie der „gutsituierte“¹⁰⁶¹ Polzin, der die Arbeit „gar nicht nötig gehabt“ hätte¹⁰⁶², „allgemein beliebt“¹⁰⁶³ sind. Der Kellner Mützell wird gar bei Ankunft Leopold Treibels als „sein Freund Mützell“¹⁰⁶⁴ in die Erzählung eingeführt und zeigt sich kurz darauf schon fast als Intimus der Familie Treibel, von Jenny eigens zum Verantwortlichen für Leopolds Frühstück bestellt, bei dem nach ärztlicher Verordnung nur eine Tasse Kaffee genossen werden darf.¹⁰⁶⁵

Die Kellnerinnen erscheinen als Mischung aus schönem Bild¹⁰⁶⁶ und Dienstbeflissenheit und beeindrucken – wie die männlichen Vertreter dieses Berufes – durch ‘virtuose’ Fähigkeiten¹⁰⁶⁷:

wenn nicht eben jetzt eine dralle, kurzärmelige Magd erschienen und auf Augenblicke hin der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit geworden wäre. Schon um des virtuosen Puffs und Knalls willen, womit sie, wie zum Debüt, ihr Tischtuch auseinanderschlug.¹⁰⁶⁸

¹⁰⁶¹ *Stine*, Bd. 2, S. 480.

¹⁰⁶² Diese Erläuterung bezieht sich in der Erzählung direkt auf die Vermietung der ‘Chambre garnie’ „aus purem Geiz [...] um ihrerseits frei wohnen zu können“ und nicht auf die Tätigkeit als Lohndiener, kann in diesem Sinne aber auch auf das „zweite Metier“ Polzins angewandt werden (ebd., S. 480f.)

¹⁰⁶³ Ebd., S. 481.

¹⁰⁶⁴ *Frau Jenny Treibel*, Bd. 4, S. 384.

¹⁰⁶⁵ Für Leopold sind bei dem fast täglichen Aufsuchen des „Treptower Etablissements“ (ebd., S. 384) drei Dinge vor allem anderen von Bedeutung: erstens eine ihn umgebende Stille, zweitens die Plaudereien mit ‘seinem Freund Mützell’ und drittens, dass seine Frühstücksgewohnheiten derart bekannt sind, dass er „über Dinge, die sich von selbst verstanden, gar nicht erst zu sprechen brauchte“ (ebd., S. 385). In dieser Beschreibung zeigen sich die zentralen Funktionen, die einem Fontaneschen Kellner zukommen und die denjenigen eines Dieners sehr nahe kommen: Unterhaltung, Aufmerksamkeit, Dienstbeflissenheit.

¹⁰⁶⁶ Vgl. auch die Assoziation, die die blonde Wirtin in *L’Adultera* auslöst und die ein ganzes Bildergespräch nach sich zieht: „Elimar sah ihr betroffen nach und rieb sich die Stirn. Endlich rief er: ‘Gott sei Dank, nun hab’ ich’s. Ich wußte doch, ich hatte sie gesehn. Irgendwo. Triumphzug des Germanicus; Thusnelda, wie sie leibt und lebt’“ (*L’Adultera*, Bd. 2, S. 62).

¹⁰⁶⁷ Vgl. auch Mützell, der „das Tablett auf den fünf Fingerspitzen seiner linken Hand mit beinahe zirkushafter Virtuosität“ balanciert (*Frau Jenny Treibel*, Bd. 4, S. 385).

¹⁰⁶⁸ *L’Adultera*, Bd. 2, S. 61. Vgl. auch die „schöne schwarze“ Marie (*Quitt*, Bd. 1, S. 222), das „hübsche böhmische Mädchen“ Lizzi, das wie Kellner Mützell bestens die Gewohnheiten ihres Gastes kennt (ebd., S. 288) oder eine „Magd, eine hübsche Wendin in Friesrock und schwarzem Kopftuch“ (*Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 381).

Die Magd ist in ihrer äußeren Kennzeichnung durch das Adjektiv ‘drall’ Ausdruck vitalen Lebens und setzt dem vornehmen Verhüllen die ‘zirkushafte’ Zurschaustellung körperlicher Nacktheit (‘kurzärmelig’) entgegen. Mit ihrer Virtuosität und den ‘Augenblicken allgemeiner Aufmerksamkeit’ erscheint sie zudem als eine Art von ‘Entertainerin’, worauf auch der verwendete Begriff ‘Debüt’ sinnfällig hinweist. Man kann hier in leichter Übertreibung also fast von einem frühen Vorläufer der modernen Erlebnisastronomie sprechen.

Ganz anders zeigen sich die ausschließlich weiblichen Figuren, die bei Keyserling diesen Berufsstand vertreten. Sie sind übernächtigt, übermüdet und angestrengt. Die harte Arbeit zeigt sich überdeutlich in ihrem optischen Erscheinungsbild:

Die Kellnerin, ein verkümmertes kleines Wesen, mit geröteten übernächtigen Augenlidern, saß unter einer Gasflamme und las ein Buch. Als ich mich an den Tisch setzte, wischte sie mit der Serviette über die Augen - der Roman hatte sie gerührt - und kam zu mir, um mich leise zu fragen, was ich wünschte.¹⁰⁶⁹

In dieser Beschreibung steht das ‘verkümmerte’ Erscheinungsbild den ‘drallen’ Figuren Fontanes kontrastiv gegenüber. Darüber hinaus gibt die durch einen Roman zu Tränen gerührte Kellnerin einen knappen Hinweis auf eine Festsehnsucht, die mittels der durch poetische Welten entgrenzten Phantasie kompensiert wird. Dabei deuten die übernächtigten Augen zugleich auf einen Mangel an Schlaf (= keimhaftes Fest) und damit eine Ursache der alternativen Alltagsflucht. Ähnlich sind in Konrad Lurchs ‘armen Leben’ die nächtlichen Ausflüge in die ‘schöne, ereignisreiche Welt des Romans’ die ereignisreichsten Stunden seines Lebens¹⁰⁷⁰.

¹⁰⁶⁹ *Seine Liebeserfahrung*, H, S. 194. An anderer Stelle heißt es: „Erhitzte Kellnerinnen schlepten große Portionen Kalbsbraten und Schweinebraten und Papierservietten heran“ (ebd., S. 212).

¹⁰⁷⁰ Dass Keyserling sich der Qualitäten Alltagsflucht, Ereignis und schließlich Festlichkeit von Literatur und Poesie bewusst war und sie dementsprechend gezielt verwendet hat, zeigt sich u.a. an der Beschreibung Konrad Lurchs: „Die stillen Nachtstunden, in denen die regelmäßigen Atemzüge der alten Frau und der Ton der Kirchenuhr allein die engen Räume belebten, diese Stunden waren die ereignisreichsten in Lurchs armen Leben. Den Kopf in die Hände gestützt, saß er oft ganze Nächte über einem Roman auf. Recht süße Erzählungen, in denen die Leute sich heiß liebten, in denen sie weinten, große, edle Gefühle aussprachen, waren ihm die liebsten. Tränen mußten ihm während des Lesens in den Augen brennen und die Hände kalt und kraftlos vor Erregung werden. Erst wenn ihn die Augen schmerzten, legte er das Buch fort und begab sich zur Ruhe, mit den Gedanken noch in der schönen, ereignisreichen Welt des Romans weilend“ (*Fräulein Rosa Herz*, S. 270). Zu der im Lesen erfahrbaren Entgrenzung vgl. auch Koopmann: *Entgrenzung*.

Explizit zeigt sich die alltägliche Arbeitsbelastung auch in *Die dritte Stiege* mit der internen Fokalisierung einer Kellnerin:

Nach dem beständigen Lärm des Cafés konnten die armen Nerven hier in der Stille ausruhen. [...] Sie war todmüde, und doch mochte sie nicht schlafen und das Bewusstsein dieses Ruhens verlieren. ‘Du brauchst keine Melange, keinen Zucker anzuschreiben; du brauchst nicht über die Witze des Lieutenants zu lachen, noch dem kleinen Doktor auf die Nase zu geben; du brauchst dich mit dem Pepi nicht zu zanken – du brauchst nichts, nichts zu tun, als dazusitzen, reine Luft einzuatmen und dich in der Sonne zu wärmen.’ Das war’s, was sie immer dachte – und die Langeweile des sonnigen Hofes unten mit seiner staubigen Gottesmutter, die alltägliche Erscheinung der Hausmeister-Tini, die nachlässig ein Fenster wusch, erschienen der bleichen, kleinen Kassiererin wie der köstlichste Friede.¹⁰⁷¹

Das gedachte ‘Du-brauchst-Nicht’ der Freizeit verweist im Umkehrschluss auf das ‘Du-Musst’ der Arbeitszeit und hebt die Fremdbestimmung des Werktags hervor. Das Auskosten der Freizeit wird in bezeichnender Weise nicht der bereits mit Namen bekannten Figur zugeschrieben, sondern an die Berufsbezeichnung gebunden: ‘der bleichen, kleinen Kassiererin’. Sowohl ‘bleich’ wie ‘klein’ zeigen den Beruf und darüber den Werktag als devitalisierend an. Der Genuss von Ruhe korrespondiert so mit einem kräftezehrenden Werktag, wie Keyserling in seiner letzten Erzählung *Feiertagskinder* an Ulrich deutlich verbalisiert: „Er liebte es, wie alle guten Arbeiter, die Ruhe des Feiertags auszukosten“.¹⁰⁷² Zudem verweist der Verzicht auf Schlaf zugunsten aktiv wahrgenommener Festlichkeit (Romane) oder Freizeit (Erholung) auf eine Störung des Schlafs als ‘keimhaftem Fest’. Das wiederum heißt, die städtischen Arbeitsanforderungen beeinträchtigen oder gar eliminieren die Funktionsfähigkeit als ‘Naturwesen’.

Auf dem Land finden sich demgegenüber Bedienungen in Wirtshäusern, die bereits in der optischen Erscheinung die städtischen Kellnerinnen kontrastieren. Durch Kleidung, die mehr entblößt als verdeckt, üppige Körperformen und

¹⁰⁷¹ *Die dritte Stiege*, S. 188.

¹⁰⁷² *Feiertagskinder*, H, S. 878. Wilhelm Münch stellt so fest, dass sich ‘unsere Bauern’ zwar über die viele Arbeit, aber nie über Langeweile beklagen: „In der That, man hört unter unseren Bauern nicht über Langeweile klagen; an Klagen über die Schwere des Lebens fehlt es dort nicht, über die harte Arbeit, ihr kärgliches Ergebnis, über fruchtlose Mühsal, aber nicht über Langeweile. Und wenn man die Leute am Sonntage lange Stunden vor der Hausthür sitzen sieht, schweigsam oder fast schweigsam ins Weite blickend, sie langweilen sich dabei offenbar nicht“. Daraufhin schlussfolgert er: „Ermüdung durch ernstliche Arbeit ist offenbar ein gutes Mittel gegen die Langeweile“ (Wilhelm Münch: „Über die Langeweile“, in: *Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte, Ein Familienbuch für das gesamte geistige Leben der Gegenwart*, Bd. 85, Braunschweig: 1899, S. 188-199, S. 196).

grelle Farben, strahlen diese Frauen vor allem Sinnlichkeit aus.¹⁰⁷³ Anders als die Städterinnen stehen sie nicht in Lohn und Brot, sondern in familiärer Pflicht wie „Lene, die Krügerstochter“.¹⁰⁷⁴ So erscheint die Bedienung der nie allzu zahlreichen Gäste mit Speis und Trank nur als Nebenfunktion. Gemäß der sinnlichen Wirkung der Figuren sind sie in den Erzählungen für die Befriedigung auch der sexuellen Gelüste zuständig. „‘komm, Margusch‘“¹⁰⁷⁵ fordert Botho von Sterneck auf und geht mit ihr hinaus, um ‘nach den Pferden zu sehen’. Ebenso nutzt Günther von Tarniff diesen einfachen Imperativ, um mit Eve zu einem Stelldichein zu verschwinden: „‘Jetzt komm’, sagte Günther, und die anderen hinter sich lassend, gingen sie dem Waldkrüge zu.“¹⁰⁷⁶ Auch wenn kein Widerwillen gegen derlei ‘Dienste’¹⁰⁷⁷ erscheint, im Gegenteil, das sexuelle Verhältnis als den Wünschen der Frauen entsprechend beschrieben wird, treten sie rein passiv und in diesem Sinne vollständig ‘fremdbestimmt’ auf. Weder auf die Gestaltung noch auf die Fortdauer des Verhältnisses haben sie einen Einfluss. Das führt beispielsweise bei Eve neben Mordabsichten zu Selbstmordüberlegungen. Aber „‘Sterben, das versteh’ ich nicht’, hatte Eve gesagt“.¹⁰⁷⁸

Die ‘Fremdbestimmung einfacher Leute’ wird bei Fontane zur poetisch konstruierten Selbstbestimmung und Arbeit damit als Chiffre einer selbständigen Existenz etabliert. Den Aristokraten, die sich mittels des Pflichtbegriffs freiwillig gesellschaftlichen Konventionen unterwerfen und damit im eigentlichen Sinne als fremdbestimmt erscheinen, stehen die ‘Arbeitenden’ in

¹⁰⁷³ Vgl. z.B. die schwarze Lene (*Abendliche Häuser*, H, S. 531), die bunte Margusch (*Am Südhang*, H, S. 635) und die rote Marri (*Dumala*, H, S. 242ff.).

¹⁰⁷⁴ *Abendliche Häuser*, H, S. 531. Dieser familiäre Bezug wird außer bei der schwarzen Lene und Eve Mankow, der Tochter des Waldhüters und Wirts des Waldkruges, nicht ausdrücklich erwähnt, u.a. aber auch durch die Erläuterungen des neuen Wirtes des Waldkrugs in *Harmonie* nahe gelegt. Er hat „die Tochter des früheren Krügers geheiratet“ (*Harmonie*, H, S. 116) und ist dadurch zum neuen Wirt geworden. Die schwangere Wirtin selbst bringt das Bier – in diesem Kontext erscheinen Krugstuben als rein familiäre ‘Unternehmen’.

¹⁰⁷⁵ *Am Südhang*, H, S. 635.

¹⁰⁷⁶ *Beate und Mareile*, H, S. 60.

¹⁰⁷⁷ Vgl. auch Tini, die Hausmeistertochter in *Die dritte Stiege*, die dem Typus der ländlichen Krügerstochter voll entspricht: „Da wurde sie wieder ruhiger und ernst, ließ Lothar gewähren; begann sich auszukleiden, als leiste sie ihm einen gewöhnlichen und selbstverständlichen Dienst“ (*Die dritte Stiege*, S. 187).

¹⁰⁷⁸ *Beate und Mareile*, H, S. 111.

ihrer Wahrnehmung von 'Arbeit' als „Zeichen von Bestimmung“¹⁰⁷⁹ frei und selbstbestimmt gegenüber.

Ganz anders erscheint bei Keyserling Arbeit aus ökonomischer Notwendigkeit „immer noch als jene notwendige Last“, „als die sie in vorbürgerlichen Zeiten gegolten hat“.¹⁰⁸⁰ Und die Arbeit dienender Figuren zeigt sich im Gegensatz zu Fontanes quasi familiären Symbiosen zwischen Diener und Herr als eine an Leibeigenschaft grenzende Entmündigung, die sich im Perspektivwechsel jedoch als scheinbar entlarvt und vielmehr vereinzelt die Möglichkeit einer Partizipation an der herrschaftlichen Feiertagskultur offenbart.

Die Verklärung 'einfacher Lebenskreise' in Fontanes poetischer Welt ist damit einer gänzlich unverklärten Darstellung von Lohnverhältnissen in Keyserlings Erzählungen gewichen. Die Trennung von Werktag und Alltag, die bei Fontane noch sehr präsent ist, hat sich bei Keyserling zu einer Gleichsetzung der Phänomene gewandelt, in der sich der Siegeszug des Alltags seit der Mitte des 19. Jahrhunderts sinnfällig darstellt.¹⁰⁸¹

¹⁰⁷⁹ Grawe: *Irrungen, Wirrungen*, S. 582. Grawe bezieht sich hier auf Lene. Ähnlich folgert auch Hohendahl allgemein über die arbeitende Schicht: „Da sie ein Vermögen nicht besitzen, sind sie darauf angewiesen zu arbeiten. Diese ökonomische Notwendigkeit wird als ein Schicksal angenommen, das mit Haltung zu bestehen ist“ (Hohendahl: *Soziale Rolle und individuelle Freiheit*, S. 81).

¹⁰⁸⁰ Thomé: *Realistische Psychopathologie*, S. 853. Steinhilbers Ansicht, die Figuren aus dem 'Volk' fungierten als 'positive Kontrastfiguren' zu dem Adel und träten „der Außenwelt als festgefügte, einheitliche Subjekte“ gegenüber (Steinhilber: *Keyserling, Sprachskepsis und Zeitkritik*, S. 172), ist in ihrer Generalität nicht haltbar. Er übersieht bspw. „die grauen Gestalten der Arbeiter und die grauen Häuschen, zu denen sie langsam und müde heimgingen“ (*Abendliche Häuser*, H, S. 504). Vgl. auch Schulz' Aufzählung von Beispielen verbitterter, brutaler und heruntergekommener einfacher Leute (Schulz: *Ästhetische Existenz*, S. 189f.).

¹⁰⁸¹ So sieht auch Thomé die arbeitenden Schichten nicht als Alternative zu der dekadenten Adelswelt angelegt: „die Adelswelt [geht] allein unter, weil sie den Lebenswillen der jungen Generation bis zur Reproduktionsunfähigkeit verstümmelt. Damit rückt die erzählte Welt wohl in eine kritische Perspektive, daß sich in den Texten aber weder gut liberal die bürgerliche Tüchtigkeit noch gut sozialistisch die Arbeit des Proletariats als legitime Erben der Herrschaft präsentieren, läßt die Kritik selbst wieder merkwürdig perspektivlos erscheinen“ (Thomé: *Realistische Psychopathologie*, S. 848f.).

2.4 Liebe, Lust und Ehe – Feier, Fest und Alltag der Beziehungen

Gefühle wie Liebe und Lust, die den Herzschlag beschleunigen, die Wangen erröten lassen und eine Erregung bewirken können, die bis zur Ohnmacht führt, sind per se festlich attribuiert. Gleichzeitig erhält die Vereinigung zweier Menschen als Teilnahme am Leben eines anderen vor allem im Kontext der Lebensphilosophie die Qualität einer Lebenssteigerung. Liebe präsentiert sich über die Entgrenzung des Ich somit als festliches Phänomen an sich. Entsprechend schreibt Keyserling in seinem Aufsatz *Über die Liebe*:

Das Ich drängt über die Beschränkung seiner Einzelheit hinaus, der Kampf gegen die Einzelheit ist der Hauptinhalt seines Lebens und Besitz, Macht, Wissenschaft, Kunst sind die Waffen in diesem Kampf. Die entscheidende Waffe aber ist die Liebe[.]¹⁰⁸²

Für dieses Drängen über 'seine Einzelheit' hinaus benötigt der Mensch – sofern er nicht mit der Natur oder dem Kosmos in Verbindung tritt – zum mindesten einen anderen Menschen. So erscheint die Zweierbeziehung als die kleinstmögliche Einheit von Festlichkeit, denn gerade Liebe und Lust ermöglichen es, die eigenen (körperlichen) Grenzen zu vergessen und sich in einen gehobenen Empfindungszustand zu versetzen. Dabei grenzt sich die 'Zweierfestlichkeit' schon in quantitativer Hinsicht von Familienfestlichkeiten, großen Gesellschaften und Bällen, Volksfesten und anderen 'Events' ab. Sie funktioniert auch weitgehend ohne Festlichkeitsmaschinerie, die im Dienste eines Gastgebers oder mehrerer Organisatoren den Ablauf steuert. Ebenso ist sie – zumindest was die sinnliche Lust angeht – leicht erzeugbar.

So ist gerade dort, wo Langeweile den Alltag beherrscht und der bewusste oder unbewusste Wunsch nach einem festlichen Nicht-Alltag besteht, eine besondere 'Anfälligkeit' der Figuren für 'Lust- und Liebesausflüge' festzustellen. Gordon etwa bemerkt in Fontanes *Cécile*: „Sind doch Einsamkeit und Langeweile so recht eigentlich die Gevatterinnen, die die Liebestorheit aus der Taufe heben“.¹⁰⁸³

Dabei ist die eher geistige Liebe näher der Feier verwandt, während die erotisch-sinnliche Liebe erlaubt, Bezüge zum rauschhaften Fest herzustellen.

Neben der emotional begründeten Verbindung zweier Menschen gibt es aber auch einen häufig fast pragmatischen Zusammenschluss von Interessen, mögen

¹⁰⁸² Keyserling: *Über die Liebe*, FG, S. 149f.

¹⁰⁸³ *Cécile*, Bd. 2, S. 246.

sie ökonomischer, sozialer oder sonstiger Natur sein. Die ‘Liebesheirat’ ist zur Zeit Fontanes und Keyserlings immer noch eher die Ausnahme und so gibt es eine Reihe von Faktoren, die das Alltägliche einer Ehe oder das ‘Gewöhnliche einer Liebschaft’ bestimmen.

2.4.1 Der Reiz des ‘Anderen’ und ‘verbotene Feste’: Lust- und Liebesausflüge außerhalb von Ehe und Stand

Wie der ‘Ausflug’ steht auch das ‘Verhältnis’ in Opposition zu dem alltäglich Bekannten und Gewohnten und ist dabei durch ein zeitliche Begrenztheit bestimmt. Diese bildet zugleich die Vorbedingung für die Abhebung vom Alltag und erlaubt im Verbund mit Rausch- und Entgrenzungstendenzen die Qualifizierung zum Fest. Ähnlich konstatiert Assmann:

Das Fest markiert einen Ausnahmezustand [...] Es steht und fällt mit der Alterität zum Alltag. Das Fest hebt sich ab von einem Hintergrund anerkannter Normalität [...] Ohne diese Differenzqualität zwischen alltäglicher Regel und sorgfältig inszenierter Ausnahme ist das Fest nicht denkbar [...] jedes Fest ist befristet, ist eingeschlossen in eine Spanne zwischen Anfang und Ende“[.]¹⁰⁸⁴

Der Alltag als ‘Hintergrund anerkannter Normalität’ soll hier – in Bezug auf Beziehungen zwischen den Geschlechtern – zunächst verstanden werden als das gesellschaftlich Anerkannte und Legitime in Form von Ehe und Standesmäßigkeit. Das sich davon Abgrenzende und damit der ‘gesellschaftlichen Ordnung’ entgegenstehende sind ehebrechende, nicht-eheliche oder unstandesgemäße Beziehungen.

In gesellschaftlicher, moralischer oder gesetzlicher Hinsicht ‘verboten’, zeigt sich in der überwiegend kurzen Zeitdauer der Beziehungen nicht nur ein Kennzeichen der Festlichkeit, sondern auch die Dominanz des gesellschaftlichen Alltags, der früher oder später über das Individuum und dessen Wünsche und Sehnsüchte bestimmt. Mehrfach findet sich so angesichts unstandesgemäßer Beziehungen bei Fontane der Hinweis auf eine deutliche Sozialkritik. Xiaoqiao Wu etwa verfolgt die These, dass sich an der ‘Ehe zur linken’ Hand’ in *Irrungen, Wirrungen* „eine tiefgreifende Sozialkritik an der preußischen Ständegesellschaft“ zeige, „da diese Gesellschaft Grenzen zwischen den Ständen und Geschlechtern zementiert, statt sie zu überschreiten“.¹⁰⁸⁵

¹⁰⁸⁴ Assmann: *Festen und Fasten*, S. 243.

¹⁰⁸⁵ Wu: *Zur Mesalliance in Irrungen, Wirrungen*, S. 77.

Außereheliche und unstandesgemäße Beziehungen sind bei beiden Autoren zentrale Themen der Erzählungen¹⁰⁸⁶, allerdings mit jeweils sehr verschiedenen Ausprägungen. Die platonische Liebe, die sich auch bei Fontane nur ein einziges Mal findet (Stine-Waldemar¹⁰⁸⁷), erscheint bei Keyserling lediglich als einseitige Schwärmerei. Ebenso sind die ‘geschäftlich’ wirkenden ‘Arrangements’ Fontanes Figuren vorbehalten¹⁰⁸⁸ und bilden das Äquivalent zu den erotischen Beziehungen, die Keyserlings Aristokraten mit „Unterschichtfrauen“¹⁰⁸⁹ eingehen.

Beiden Autoren gemeinsam ist hingegen das auf gegenseitiger Neigung beruhende ‘Lust- und Liebesabenteuer’. Dabei ist zunächst grundlegend festzuhalten, dass es sich bei Fontane stets um einen Ausflug aus Stand¹⁰⁹⁰ oder Ehe¹⁰⁹¹ handelt. Niemals erfolgt mit dem Ehebruch zugleich eine Überschreitung

¹⁰⁸⁶ Vgl. zu den ‘Themen Fontanes’ z.B. Hauschild: „so ist auch im Bereich der menschlichen Emotionen nicht die große Passion das beherrschende Thema bei Fontane, sondern eher ‘der Schritt vom Wege’, das kurze, meist hoffnungslose ‘Verhältnis’, das wenig Aussicht auf ein glückliches Ende vor einem Altar hat“ (Hauschild: *Geselligkeitsformen und Erzählstruktur*, S. 124) oder Hermann Lübke: „Die Gesellschaft ist der Schauplatz der Geschehnisse, von denen die Romane Fontanes berichten. Perspektiven auf naturhaft-kosmische oder religiös-transzendente Bereiche eröffnen sie kaum. Was sich zuträgt – Ehebruch und Duell, freie Liebe und Selbstmord –, erscheint selten in einer Bedeutung, die über den Horizont der gesellschaftlichen Welt hinausreichte. In den Ordnungen und Konventionen dieser Welt ist begründet, wie es sich zuträgt, und indem es erzählt wird, wird zugleich aufgedeckt, was die Gesellschaft ist oder nicht ist und wieweit sich in ihr menschlich leben läßt. Und um solcher Aufdeckung willen wird es erzählt“ (Hermann Lübke: „Fontane und die Gesellschaft“, in: Preisendanz (Hrsg.): *Theodor Fontane*, S. 354-400, hier S. 354). Zu Keyserlings ‘Thematik’ vgl. z.B. Diether Haenicke: „Alle Erzählungen Keyserlings handeln von unglücklicher Liebe oder Ehebruch. In allen wesentlichen Geschichten [...] unternehmen die Helden den Versuch, aus der Welt der Müdigkeit, der Verfeinerung, kurz der Dekadenz, auszubrechen, indem sie sich dem Leben in Gestalt der sinnhaften Liebe überantworten“ (Diether H. Haenicke: „Vitalität und Dekadenz, Beobachtungen zum Typus des Helden in Eduard von Keyserlings Roman Wellen“, in: Wonderley (Hrsg.): *Keyserling: A Symposium*, S. 17-21, hier S. 17).

¹⁰⁸⁷ Vgl. Anm. 1096.

¹⁰⁸⁸ Damit sind ‘Arrangements’ zwischen Aristokraten und Frauen der unteren gesellschaftlichen Schichten gemeint, in denen ohne Herzensbeteiligung eine sexuelle Freigiebigkeit der Frauen mit einer finanziellen Freigiebigkeit der Männer zusammenkommt. Vgl. Kap. 2.4.1.3 *Oder doch etwas „ganz Alltägliches“? – ‘Gewöhnliche Liebschaften’*.

¹⁰⁸⁹ Schwalb: *Keyserling, Konstanten und Varianten*, S. 51.

¹⁰⁹⁰ Vgl. z.B.: Botho und Lene (*Irrungen, Wirrungen*) und Waldemar und Stine (*Stine*).

¹⁰⁹¹ Vgl. z.B.: Effi und Crampas (*Effi Briest*), Melanie und Rubehn (*L’Adultera*), Franziska und Egon (*Graf Petöfy*) und Holk und Ebba (*Unwiederbringlich*).

von Standesgrenzen.¹⁰⁹² Bei Keyserling hingegen findet sich diese Unterscheidung nicht.¹⁰⁹³ Indem sich sozial niedrig stehender und gemäß der poetischen Konstruktion daher ‘verfügbarer’ Figuren ‘bedient’ wird, steht der Bruch ehelicher Legitimität als Bestandteil der Erlebnisqualität häufig sogar im Vordergrund.

Für die erotische Gestaltung der außerehelichen oder unstandesgemäßen Beziehung sind bei Keyserling dabei der soziale und der familiäre Stand der Frau maßgeblich. Eine sexuelle Qualität erhält die ‘verbotene’ Beziehung so vor allem bei der ledigen ‘Unterschichtfrau’ und der verheirateten oder geschiedenen Adelsfrau, deren sexuelle Freigiebigkeit allerdings in gleichem Maße abnimmt wie die Höhe des gesellschaftlichen Ranges zunimmt. Diese Unterscheidung trifft wiederum nicht für Fontanes Frauen zu, man denke beispielsweise an Cécile als Fürstengeliebte ohne eheliche Legitimation, Victoire, die sich „willenlos“ und „in einer süßen Betäubung“¹⁰⁹⁴ Schach hingibt oder Ebba, die gezielt auf ein Schäferstündchen mit Holk hinwirkt.

Die Präsenz des Lust- oder Liebesverhältnisses in den Erzählungen betont die herausragende Stellung des Themas. Als Gefühls-Höhepunkte bedienen sie das menschliche Bedürfnis nach Unterbrechung, grenzen sich als Erfahrung des Einzelnen oder des Paares aber deutlich von der Festlichkeit als kollektivem Erlebnis ab. Wie das mystische Naturerlebnis deutet der ‘Lust- oder Liebesausflug’ als Ersetzung traditioneller Festlichkeiten daher auf ein Versagen der Gesellschaft hin, dem inneren Bedürfnis des Menschen nach Gemeinschaft, Sinn gebender Bewusstseinsweiterung und Verausgabung aufgespeicherter Energien nachzukommen.

2.4.1.1 *Unstandesgemäße oder nicht-eheliche Verhältnisse*

Beziehungen ohne eheliche Legitimation sind bei beiden Autoren äußerst zahlreich vertreten. Berücksichtigt man jedoch nur die Verhältnisse, die keine bestehenden Eherechte verletzen und zudem annähernd frei von geschäftlichen

¹⁰⁹² Darüber hinaus finden sich auch ‘körperliche Verhältnisse’, die keine Standes- oder Ehegrenzen verletzen, sondern schlicht der gesetzlichen Legitimation entbehren. So z.B. zwischen Grete und Valtin (*Grete Minde*) und Schach und Victoire (*Schach von Wuthenow*).

¹⁰⁹³ Vgl. z.B.: Günther und Eve oder Günther und Mareile (*Beate und Mareile*), Doralice und Hans (*Wellen*), Felix und Mila (*Harmonie*).

¹⁰⁹⁴ *Schach von Wuthenow*, Bd. 1, S. 617.

und alltäglichen Bezügen sind, schrumpft die Anzahl rapide zusammen. Bei Fontane etwa bleiben die unstandesgemäßen Verhältnisse zwischen Stine und Waldemar (*Stine*) und zwischen Botho und Lene (*Irrungen, Wirrungen*) als ‘Liebes- oder Herzensausflug’. Bei Keyserling finden sich die Beziehungen zwischen Rosa und Ambrosius (*Fräulein Rosa Herz*) und zwischen Marie und Felix (*Fürstinnen*), in denen vornehmlich die Mädchen „‘ihre große Liebe’“¹⁰⁹⁵ zelebrieren.

Fontanes nicht-eheliche Liebesbeziehungen erscheinen den Liebenden stets als das ganz besondere Glück. Die ‘platonische Beziehung’¹⁰⁹⁶ zwischen der in Heimarbeit stickenden Ernestine Rehbein und dem jungen Grafen Waldemar von Haldern etwa erhält sowohl durch die Bewertungen, die sich die Liebenden gegenseitig ausstellen¹⁰⁹⁷ eine außergewöhnliche Qualität, als auch durch die Differenz zu dem was Stine eine „[...] gewöhnliche Verführungsgeschichte [...]“¹⁰⁹⁸ nennt. So sind weder sexuelle noch finanzielle Interessen von Belang und es gibt keine verführende und keine verführte Figur.

Stine und Waldemar lernen sich auf einem Abend bei Stines Schwester, der Witwe Pauline Pittelkow, kennen. Waldemar wird dort durch seinen Onkel, den alten Grafen Haldern, eingeführt, der eine Art ‘zweckmäßiger Beziehung’ zu der Witwe unterhält.¹⁰⁹⁹ Dabei dient das Verhältnis zwischen Pauline und dem Grafen als (alltägliche) Startbahn der Erzählung und fungiert zugleich als Kontrastfolie für die besondere, weil eben nicht zweckmäßige, Beziehung, die sich in der Folge zwischen Stine und Waldemar entwickelt. In einer direkten Gegenüberstellung der Verbindungen steht das Verhältnis zwischen der Witwe und dem Grafen durch finanzielles Auskommen und berauschte Abende in einem engen Bezug zu Werk- und Festtag und wird über die Vitalität der Figuren mit

¹⁰⁹⁵ *Fräulein Rosa Herz*, S. 125.

¹⁰⁹⁶ Gegen das platonisch bleibende Verhältnis spricht, dass Waldemar „ausnahmsweise“ (*Stine*, Bd. 2, S. 514) einmal länger bleibt. Der am Himmel stehende Mond verweist auf die späte Stunde zu der sich Stine und Waldemar noch alleine in ihrem Zimmer aufhalten. Vgl. ebd., S. 514f.

¹⁰⁹⁷ Vgl. Waldemar über Stine: „[...] Ich fühle mich zu diesem liebenswürdigen Geschöpf, das nichts ist als Wahrhaftigkeit, Natürlichkeit und Güte, nicht nur hingezogen, das sagt nicht genug, ich fühle mich an sie gekettet, und ein Leben ohne sie hat keinen Wert mehr für mich und ist mir undenkbar geworden [...]“ (ebd., S. 539); Stine zu Waldemar: „[...] Sieh, es war mein Stolz, ein so gutes Herz wie das deine lieben zu dürfen, und daß es mich wieder liebte, das war meines Lebens höchstes Glück. Aber ich käme mir albern und kindisch vor, wenn ich die Gräfin Haldern spielen wollte [...]“ (ebd., S. 550).

¹⁰⁹⁸ Ebd., S. 512.

¹⁰⁹⁹ Vgl. Kap. 2.4.1.3 *Oder doch etwas „ganz Alltägliches“? – ‘Gewöhnliche Liebschaften’*.

der Wertung 'gesund' versehen. Stine und Waldemar hingegen, die beide als kränkliche Figuren angelegt sind, erinnern mit ihrer Beziehung durch das besinnlich Leise, das Idealisierte und das intensiv innerlich Erlebte an ein Feiertagsidyll, das als ausschließliches Konzept jedoch über die Figurencharakteristik mit dem Etikett 'krank' versehen wird.

So erfahren Stine und Waldemar – wie es für gelungene Feiern verbindlich ist – durch die Beziehung eine verstärkte Bedeutsamkeit, die sie als qualitative Steigerung ihres Lebens erleben. Als ihres „[...] Lebens höchstes Glück [...]“¹¹⁰⁰ beschreibt Stine Waldemars Liebe und Waldemar spricht einem Leben ohne Stine jeden Wert ab.¹¹⁰¹ Der 'Reiz des Anderen' liegt dabei in der Besonderheit der anderen Figur begründet. Waldemar etwa bezeichnet Stine als „[...] das Besondere, das Besondere [...]“¹¹⁰² und Stine qualifiziert Waldemar zu einem wahr gewordenen Mythos: „'Er ist der beste Mensch von der Welt, Pauline. Nie hätt' ich geglaubt, daß es einen so guten Menschen gäbe [...]“¹¹⁰³. Dass sie selbst sich in seiner Gegenwart fühlt, als ob sie „[...] eine Prinzessin wär [...]“¹¹⁰⁴ erhöht den märchenhaften und festlich gehobenen Eindruck und verstärkt die Distanz zu dem prosaischen Alltag.

Diese Realitätsferne spiegelt sich auch in Raum und Zeit der Beziehung. Wie das erste ungestörte Beisammensein in Stines Zimmer, das durch einen „Dreh- und Straßenspiegel“¹¹⁰⁵ und den Stickrahmen Stines einen märchenhaft idyllischen und daher unalltäglichen Eindruck erweckt, finden auch die weiteren Treffen zur Zeit des Sonnenuntergangs statt.¹¹⁰⁶ Waldemars Blick auf den Untergang der Sonne bei dem ersten Treffen korrespondiert zudem mit seinem Blick auf ein Denkmal für ein untergegangenes Schiff an einem anderen Tag. Der an das Denkmal gebundene Hinweis auf das Element Wasser, das Fontane auch in anderen Erzählungen als Metapher für emotionale Untiefen

¹¹⁰⁰ *Stine*, Bd. 2, S. 550.

¹¹⁰¹ Vgl. ebd., S. 539.

¹¹⁰² Ebd., S. 538.

¹¹⁰³ Ebd., S. 519.

¹¹⁰⁴ Ebd. Vgl. auch die zahlreichen Anspielungen auf Märchen, Schloss, Ritter und Prinzessin in *Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, z.B.: S. 320, S. 322, S. 330f.

¹¹⁰⁵ *Stine*, Bd. 2, S. 482. Pauline meint, der Spiegel 'verkleinere' das Straßenbild „[...] un verkleinern is fast ebenso gut wie verhübschen [...]“ (ebd., S. 483). Durch das 'Verkleinern' wiederum wird die Distanz zwischen Stines Zimmer und dem Alltagsgeschehen auf der Straße vergrößert

¹¹⁰⁶ Vgl.: „[...] Die Stunden, die wir zusammen verlebten, waren, vom ersten Tage an, Sonnenuntergangsstunden, und dabei ist es geblieben [...]“ (ebd., S. 558).

verwendet¹¹⁰⁷, lässt sich hier als Andeutung der Todesgefahr verstehen, die der intensiven Gefühlsbindung (außerhalb des Standes) innewohnt. Damit knüpfen sich sowohl an den Zeitpunkt wie an den Raum der Begegnungen Hinweise auf das absehbare Ende der Beziehung.¹¹⁰⁸ Der Versuch, die Beziehung dennoch andauern zu lassen und durch eine Heirat¹¹⁰⁹ die zeitliche und räumliche Begrenztheit eines Ausflugs aufzubrechen, endet – wie schon der Blick auf das Denkmal vorwegnimmt – mit Waldemars Tod und Stines zerrütteter Gesundheit, eben oder auch weil es ein Verstoß gegen die Gesetze der Festlichkeit ist: „[...] Und nun ist alles falsch gewesen, und unser Glück ist hin, viel, viel schneller als nötig, bloß weil du wolltest, daß es dauern sollte“.¹¹¹⁰

Dass der Legitimationsversuch Waldemars zugleich das Ende des ‘Glücks’ bedeutet, verweist ‘Glück’ in diesem Kontext in den verborgenen Raum und in die begrenzte Zeit. Damit aber mag sich die Sehnsucht der Figuren, die nicht nur nach einer Entgrenzung des Ichs, sondern ebenso nach der Entgrenzung von Raum und Zeit strebt nicht immer abfinden. Nietzsche bestätigt: „[...] Doch alle Lust will Ewigkeit –, ‘– will tiefe, tiefe Ewigkeit!’“.¹¹¹¹ Waldemars Wunsch nach dauerhafter Festlichkeit liegt damit ebenso im Wesen von Festlichkeit begründet wie die Unerfüllbarkeit dieses Wunsches.

Ähnlich hat so auch der liebende Botho das Bedürfnis, die Beziehung zu Lene andauern zu lassen:

¹¹⁰⁷ Vgl. Kap. 2.2.1 *Die Landpartie bei Fontane*.

¹¹⁰⁸ Vgl. auch die Beziehung von Botho und Lene. Das erste geschilderte Treffen in *Irrungen, Wirrungen* findet zur Zeit des „Abendrots“ statt und bei dem nächsten Besuch erscheint Botho „eine Stunde vor Sonnenuntergang“ (*Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 333 u. 362).

¹¹⁰⁹ Dass Waldemars Absichten von Beginn an auf eine legitime Beziehung zielen, zeigt sich bereits in der Ablehnung Waldemars, „auf dem schräg zur Seite stehenden Sofa Platz zu nehmen“ (*Stine*, Bd. 2, S. 508). Ihm liegt nicht an einer ‘schrägen’ Beziehung zu Stine, wie etwa die Ehe zur linken Hand, sondern an einer ‘geraden’ und offenen Verbindung. Vgl. zur ‘Ehe zur linken Hand’ und der ‘schrägen Perspektive’ z.B.: Wu: *Zur Mesalliance in Irrungen, Wirrungen*.

¹¹¹⁰ *Stine*, Bd. 2, S. 550. Vgl. auch Kahrmanns Ausführungen zu dem unterschiedlichen ‘Idylle-Verständnis’ von Stine und Waldemar: „Für Stine schließlich ist das Idyll ein punktuelles Erlebnis, das schon wegen seiner Kürze nicht in Widerspruch zu ihrer Alltagswelt gerät. Die Zuspitzung des Geschehens zur Katastrophe hängt denn auch damit zusammen, daß Waldemar diesen Unterschied zwischen seiner und Stines Auffassung vom Idyll übersieht und sich mit ihr in der Sehnsucht nach einem Dauer-Idyll einig glaubt“ (Kahrmann: *Idyll im Roman*, S. 116).

¹¹¹¹ Friedrich Nietzsche: *Also sprach Zarathustra*, I-IV, hrsg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München: 2009, IV. Teil, „Das Nachtwandler-Lied“, S. 404.

‘Und war es denn’, fuhr er fort, ‘etwas so Törichtes und Unmögliches, was ich wollte? Nein. Es liegt nicht in mir, die Welt herauszufordern und ihr und ihren Vorurteilen öffentlich den Krieg zu erklären; ich bin durchaus gegen solche Donquichotterien. Alles, was ich wollte, war ein verschwiegenes Glück, ein Glück, für das ich früher oder später, um des ihr ersparten Affronts willen, die stille Guttheißung der Gesellschaft erwartete [...]’¹¹¹²

Wieder findet sich über die Adjektive ‘verschwiegen’ und ‘still’ das von der Öffentlichkeit abgegrenzte, heimliche Glück hervorgehoben. Es drängt sich daher die Frage auf, ob das gehobene ‘Glücksgefühl’ in Äquivalenz zur ‘festlichen Gestimmtheit’ auch auf räumlicher Ebene begrenzt ist. Hat sich die ursprünglich Gemeinschaft stiftende Festlichkeit, die den gesamten öffentlichen Raum vereinnahmte, in Fontanes poetischer Welt zu einer Festlichkeit der Einzelnen im von der Gesellschaft separierten Raum gewandelt?

Botho führt sein ‘Selbstgespräch’ weiter:

‘[...] So war mein Traum, so gingen meine Hoffnungen und Gedanken. Und nun soll ich heraus aus diesem Glück und soll ein andres eintauschen, das mir keins ist [...]’¹¹¹³

Die Gegenüberstellung von dem Possessivpronomen ‘mein’ und dem Modalverb ‘sollen’ ist die Abstraktion der Opposition von innerem Wunsch und äußeren Möglichkeiten. Dabei bezieht sich Bothos ‘mein’ ausschließlich auf innere Vorgänge (Träume, Hoffnungen, Gedanken) und damit wieder auf Nietzsches ‘Lust will Ewigkeit’. Das ‘Soll’ hingegen ist der Alltag, der naturgemäß und wesensbedingt die Festlichkeit ablöst.

Der Glücksbegriff, mit dem Fontane bei den unstandesgemäßen ‘Liebesausflügen’ bevorzugt operiert, wird hier für das festlich empfindende Individuum und die Gesellschaft verschieden definiert. Auch der gesellschaftliche Alltag verfügt über ein Glückskonzept, von dem Botho sich unter Bezugnahme auf sein subjektives Erleben jedoch deutlich abgrenzt. Eine etwaige Hypothese, dass das ‘Innere’ des Menschen nur jenseits der Grenzen des Alltags ‘wirkliches Glück’ findet, wird hier zumindest durch und für Botho bestätigt.

Die Beziehung zwischen Baron Botho von Rienäcker und der Plätterin Magdalene Nimptsch hat noch vor Beginn der Basisgeschichte ihren Anfang genommen, indem Botho bei einer österlichen Kahnfahrt um die Treptower Liebesinsel herum Lehnens Boot vor dem Kentern bewahren konnte. Die Szene, die sowohl von Lene als auch von Botho im Verlauf der Geschichte rück-

¹¹¹² *Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 404.

¹¹¹³ Ebd.

blickend erzählt wird¹¹¹⁴, ist mit symbolischen Bezügen gespickt. Zunächst begleitet abermals das sinnbildlich für ‘Gefühl’ stehende Element Wasser die emotionale Anknüpfung der Beziehung. Dabei zeigt sich das Wasser(= Gefühl) als potentielle Gefahr, denn Lene droht das Kentern und Untergehen. So ist Lene bei aller rationalen Abgeklärtheit auch diejenige, die durch die spätere Trennung von Botho ein ‘Stückchen Leben verliert’.¹¹¹⁵ Und Botho, der erst die Boote fest aneinanderkoppelt und dann aus dem Fluß (der Emotionen) heraus ans Land rudert, ist nachher der, der seine Finanzen ins Trockene rettet und damit auch die Feiertagsliebe den prosaischen Alltagsansprüchen preisgibt. Letzte Zutat zu dem sprechenden Bild ist der Spreadampfer, der sich im Kontext anderer Textstellen als Symbol für ‘das Verhältnis’ an sich lesen lässt und Lene mit einer Welle, also einer Gefühlsaufwallung, fast zum Kentern bringt.¹¹¹⁶

Auf dieses erste Kennenlernen folgen „[...] einen Sommer lang allerglücklichste Tage [...]“¹¹¹⁷, die sich durch Idylle und Abgeschiedenheit auszeichnen. Dabei findet die unstandesgemäße Beziehung nur außerhalb des gesellschaftlichen, öffentlichen Raumes statt, meist an der zeitlichen Grenze zwischen Tag und Nacht. Das darin betonte Grenzwertige der Verbindung zeigt sich auch in einer ‘Geheimhaltung’, deren Grad analog zum gesellschaftlichen Stand ansteigt. Das heißt, in der räumlichen Nachbarschaft der ‘Unterschicht-Frau’ ist das Verhältnis ein eher offenes Geheimnis, auch da die gemeinsamen Treffen in deren Wohnräumen stattfinden. Die Umgebung des Adligen hingegen ist abgeschlossen, nur die Freunde als der private Kreis sind eingeweiht.

¹¹¹⁴ Ebd., S. 330f. (Lenes Version) u. S. 442f. (Bothos Version).

¹¹¹⁵ Vgl. die Aussage von Bothos Freund Pitt: „[...] er wird sich lösen und freimachen, schlimmstenfalls wie der Fuchs aus dem Eisen. Es tut weh, und ein Stückchen Leben bleibt dran hängen [...]“ (ebd., S. 362) mit Lenes Reaktion, als sie Botho und Käthe sieht. Zunächst fällt sie in Ohnmacht – ein scheinbarer, vorübergehender Tod – dann, zu Hause angekommen, sitzt sie „leblos“ da (ebd., S. 417). Zuletzt bleibt von diesen ‘Kämpfen’ eine weiße Strähne in Lenes Haar zurück, abermals sinnbildlich für den Verlust von Leben.

¹¹¹⁶ Vgl. hierzu auch die z.T. sehr weitgehenden Interpretationen von Wu, der Lene als ‘Fischfrau’ in einen Bezug zu Wasser und Wiese setzt. Die Spree sei demnach „Zeichen der sozialen Kluft im Fall der Mesallianzen“, die mittels der Spreadampfer überwunden werden könne (Wu: *Mesallianzen bei Theodor Fontane und Arthur Schnitzler, Eine Untersuchung zu Fontanes Irrungen, Wirrungen und Stine sowie Schnitzlers Liebelei und Der Weg ins Freie*, Trier: 2005, S. 69). Vgl. dazu auch die Ausführungen in Kap. 2.4.1.3 *Oder doch etwas „ganz Alltägliches“ – ‘Gewöhnliche Liebschaften’*.

¹¹¹⁷ *Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 443.

Anders als Waldemar, der mit der ‘Eigensinnigkeit des Kranken’¹¹¹⁸ auf der Legitimierung der Beziehung besteht, unterwirft sich Botho schließlich der ‘Prosa der Verhältnisse’ und heiratet seine reiche Kusine Käthe gemäß der Einsicht: „[...] daß das Herkommen unser Tun bestimmt. Wer ihm gehorcht, kann zugrunde gehen, aber er geht besser zugrunde als der, der ihm widerspricht“.¹¹¹⁹ Im direkten Vergleich der Erzählungen erweist sich die Auflösung des Konflikts in *Irrungen, Wirrungen* in „die alltägliche Nichtigkeit“¹¹²⁰ als verhältnismäßig undramatisch. Es ist nicht mehr als der Verzicht auf die Fortdauer einer (emotionalen) Festlichkeit. In *Stine* hat das Bestehen auf das individuelle Glück und das Verweigern der prosaischen Alltäglichkeit im Konflikt mit den Konzepten der Gesellschaft dagegen den drastischen Entzug von Leben zur Folge hat und bestätigt damit Bothos Aussage, dass wer sich gegen sein Herkommen stellt, schlimmer zugrunde geht als derjenige, der ihm ‘gehört’.

Eine etwaige festliche Qualität erhält die Beziehung zwischen Botho und Lene vornehmlich aus der emotionalen Bedeutsamkeit, die die Figuren ihr zusprechen. Im Kontrast zu den nutzbringenden Beziehungen, mit denen Botho und Lene auf ihrer Partie nach Hankels Ablage konfrontiert werden¹¹²¹, leitet sich Lene keine Rechte und Erwartungen aus dem Verhältnis zu dem jungen Grafen ab:

‘Ach, liebe Frau Dörr’, lachte Lene, ‘was sie nur denken. Einbilden! Ich bilde mir gar nichts ein. Wenn ich einen liebe, dann lieb’ ich ihn. Und das ist mir genug. Und will weiter gar nichts von ihm, nichts, gar nichts, und daß mir mein Herze so schlägt und ich die Stunden zähle, bis er kommt, und nicht abwarten kann, bis er wieder da ist, das macht mich glücklich, das ist mir genug.’¹¹²²

Das physische Empfinden von Leben (‘dass mir mein Herz so schlägt’) definiert Lene zusammen mit einer durch das ‘Stundenzählen’ und das ‘Nicht-abwarten-Können’ gekennzeichneten Vorfreude als Kernpunkte ihres Glückskonzeptes. Das Empfinden von Glück steht dabei in einer engen Beziehung zu der Wahrnehmung und Akzeptanz von zeitlicher Begrenztheit:

¹¹¹⁸ Vgl. Waldemar bei seinem Versuch seinen Onkel zur Unterstützung seiner Heiratspläne zu gewinnen: „[...] Krankheit macht eigensinnig, und die Halderns sind es von Natur [...]“ (*Stine*, Bd. 2, S. 536).

¹¹¹⁹ *Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 405.

¹¹²⁰ Walther Killy: „Abschied vom Jahrhundert, Fontane: ‘Irrungen, Wirrungen’“, in: Preisendanz (Hrsg.): *Theodor Fontane*, S. 265-285, hier S. 280.

¹¹²¹ „Es waren Kameraden und noch dazu die intimsten: Pitt, Serge, Balafre. Alle drei mit ihren Damen“ (*Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 390). Vgl. auch Kap. 2.4.1.3 *Oder doch etwas „ganz Alltägliches“? – ‘Gewöhnliche Liebschaften’*.

¹¹²² *Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 332.

Ja, sie war glücklich, ganz glücklich und sah die Welt in einem rosigen Lichte. Sie hatte den besten, den liebsten Mann am Arm und genoß eine kostbare Stunde. War das nicht genug? Und wenn diese Stunde die letzte war, nun, so war sie die letzte. War es nicht schon ein Vorzug, einen solchen Tag durchleben zu können? Und wenn auch nur einmal, ein einzig Mal.¹¹²³

Gerade weil Lene die Befristung der Beziehung stets gegenwärtig ist, ist sie in der Lage, das Glück der Stunde als 'einmalige Ausnahme' im Kontinuum ihres 'Werktagelbens' wahrzunehmen. Die veränderte Weltsicht ('in einem rosigen Lichte') deutet so schlüssig auf ein festlich erweitertes Bewusstsein hin, das in emotionaler Hochgestimmtheit den umgebenden (gesellschaftlichen und natürlichen) Raum verklärt.

Dennoch scheint das 'Feierliche' in den unstandesgemäßen Beziehungen zu dominieren. Darauf verweisen unter anderem die Gewichtung und ernsthafte Bedeutung, die die Liebenden der Beziehung zusprechen, die Tugendhaftigkeit der an sich 'verbotenen' Beziehung, die ihr einen unschuldigen, reinen, zuge-spitzt und übertrieben formuliert einen heiligen Gehalt verleiht, die zeremonielle Wiederholung der Treffen (die täglichen Besuche Waldemars, die abendlichen Spaziergänge von Botho und Lene) und die (narrative) Nähe zu der Beziehung, die durch den Fokus der Erzählungen auf die unstandesgemäßen Beziehungen mittels des Blicks des Erzählers, des Anteils an der Erzählzeit und des Redeanteils der beteiligten Figuren erzeugt wird,.

Bei Keyserling ist die Fest- und Alltagsdimension der Lust- und Liebesausflüge ungleich stärker semantisch fixiert. Die Geliebte wird zum „Festtagswesen“¹¹²⁴ deklariert, das Empfinden von 'Einigkeit' bewirkt „ein gutes Festtagsgefühl, wie wir es haben, wenn sich etwas Schönes ereignet, das in unserem Leben mitzählt“¹¹²⁵ oder der als „[...] festlich [...]“ qualifizierte Abend erzeugt zwangsläufig Liebe: „[...] An einem solchen Abend muß man sich lieben, wenn man allein beieinander steht. Es liegt Verlobung in dieser süßen Luft“¹¹²⁶.

Dabei steht das subjektiv festliche Gefühl, der eigene 'Liebesrausch' im Vordergrund. Die Beziehungen zwischen Rosa Herz und Ambrosius Tellerat (*Fräulein Rosa Herz*) und zwischen Prinzessin Marie und Felix von Dühren

¹¹²³ Ebd., S. 387.

¹¹²⁴ *Beate und Mareile*, H, S. 88.

¹¹²⁵ *Seine Liebeserfahrung*, H, S. 220.

¹¹²⁶ *Frühlingsnacht*, SG, S. 34.

(Fürstinnen) als ‘unstandesgemäße Verbindungen’¹¹²⁷ ohne ehebrecherischen Hintergrund stellen das eigene Festgefühl vor das Wesen der anderen Figur. Wie bei Fontanes ‘gewöhnlichen Liebschaften’ geht es vornehmlich um den egoistischen Vorteil, der sich aus der ‘Liebe’ ziehen lässt, allerdings ohne dass darüber Einigkeit oder auch nur ein Bewusstsein bestünde. Es geht wie Schwalb an dem von ihr festgestellten Typus der ‘auserlesenen eingehetzten Adelstochter’ einleuchtend zeigt, „nicht um ein Gefühl des Miteinander, sondern um ein gesteigertes Erleben der eigenen Person“.¹¹²⁸

Die Liebe (oder auch Lust) wird dabei als Möglichkeit wahrgenommen, sein eigenes Leben anzureichern und zu verstärken:

Die Liebe bringt uns ein fremdes Leben so nah, daß wir es fühlen, daß wir gleichsam unsere Lebensfähigkeit unter die Bedingungen der anderen Persönlichkeit und des fremden Schicksals stellen und sie so erleben. Dadurch beschenkt uns die Liebe mit einem Mehr an Leben.¹¹²⁹

Das große Ereignis des Lebens, auf das Rosa und Marie wie fast ausnahmslos alle Frauen bei Keyserling warten¹¹³⁰, ist eben solche Teilhabe an einem fremden Leben mittels derer das eigene Leben umso stärker erfahren werden kann.¹¹³¹ Als Grundlage für dieses typische ‘Warten’ erscheint wiederum das Empfinden von Langeweile infolge eines unausgefüllten, unbefriedigenden

¹¹²⁷ Als Tochter eines Balletttänzers gilt Rosa als ‘Person aus dunklen Verhältnissen’, die gerade wegen des Verhältnisses zu Ambrosius nach Ansicht dessen Onkels ‘zu tief stehe, um der geeignete Umgang für ihn zu sein’ (*Fräulein Rosa Herz*, S. 157). Prinzessin Marie wiederum steht als Tochter eines Fürstengeschlechts in der Standeshierarchie weit über dem Stand des Barons von Dühren.

¹¹²⁸ Schwalb: *Keyserling, Konstanten und Varianten*, S. 66.

¹¹²⁹ Keyserling: *Über die Liebe*, FG, S. 135. Vgl. auch Koopmann, der u. a. an Arthur Schnitzlers Erzählungen Entgrenzungsversuche der Figuren feststellt, die „vor allem in ihren erotischen Beziehungen“ stattfinden. „Es sind Versuche von Einzelnen, ihre Erlebnis- und Vorstellungsbereiche aufzusprengen [...] sie versuchen überall, aus ihrem Rollendasein, ihrer von der Gesellschaft so unbarmherzig eingegrenzten Existenz zu entkommen, die sie als unwirklich empfinden und die sie nur ein Scheindasein führen läßt“ (Koopmann: *Entgrenzung*, S. 85).

¹¹³⁰ Vgl. hierzu bspw. : Schulz: *Ästhetische Existenz*, Kap. A.III.1.d) *Das Warten*, S. 126-130. „Eine andere Spielart des Müßiggangs innerhalb der Adelswelt ist das Warten, das Irmengard Sauter als ‘typisch weibliche Beschäftigung’ bezeichnet – unausbleibliche Folge des eingeschränkten weiblichen Freiraums, des Mangels an Handlungsmöglichkeiten. Tatsächlich sind es fast durchweg die Frauen, die darauf warten, daß ihnen Ereignisse widerfahren, zumeist in Gestalt von Männern“ (ebd., S. 126).

¹¹³¹ Vgl. bspw. über das ‘Mit-leiden’ als Liebeskonzept der Keyserlingschen Frauen: Sendlinger: *Lebenspathos und Décadence*, S. 234.

Alltags oder einer „durch Erziehung oder Lebensalter oder auch natürliche[n] Anlage hervorgerufene[n] Ungeduld“.¹¹³²

Die Langeweile tötet nicht die Person, aber sie wird doch als eine Art von Tod, von Aufhebung des wirklichen Lebens, empfunden; sie wirkt gewissermaßen gerade dadurch tödlich, daß sie nicht tötet, sondern uns wie in der Schweben zwischen Sein und Nichtsein läßt.¹¹³³

Als einer derart lebensfeindlichen Empfindung ist der Langeweile daher auch – quasi als Lebenserhaltungstrieb – ein revolutionärer, provokativer Keim immanent gemäß dem Sprichwort: Müßiggang ist aller Laster Anfang.¹¹³⁴

Als ‘aller Laster Anfang’ zeigt sich in der Tat bei Rosa Herz, der Tochter eines ehemals umherziehenden Balletttänzers, die Langeweile, die sich an alltägliche Abläufe, deren Vorhersehbarkeit und das daraus entstehende Gefühl des ‘Lebensverlustes’ knüpft:

Die Lampe mit ihrem blau und weißen Porzellanfuß wird, wie jeden Abend, dort auf der roten Tischdecke stehen und ihren gelben Lichtkreis auf die Zimmerdecke werfen. Ja, und der Vater wird heimkommen und von Klappekahl, Lanin und dem Doktor erzählen; und sie, Rosa, wird verstimmt und unfreundlich gegen ihren Vater sein – und wieder ist ein Tag ihres Lebens verloren. Das mußte geändert werden! – Gut, morgen wollte sie Herweg sagen, er solle sie unten am Fluß um neun Uhr abends erwarten. Ein wahres, echtes Stelldichein sollte das werden[.]¹¹³⁵

Konsequent geht dem ‘Stelldichein’ Rosas „[e]in Gefühl der Rebellion, der Verachtung alles dessen, was es kannte und besaß“¹¹³⁶ voraus. Sie erkennt das Verbotene als Methode der gezielten Auflehnung gegen die Langeweile des Alltags und ‘genießt’ so auch die für das Stelldichein erforderliche „kleine Lüge“: „Sie war das notwendige Zubehör zu einem Abenteuer – ein Stückchen Intrige“.¹¹³⁷

Als die „Festtagserscheinung“¹¹³⁸ Ambrosius Tellerat neu in die Kleinstadt kommt, um bei seinem Onkel im Geschäft ‘gebessert’ zu werden, vergeht nicht viel Zeit bis sich die beiden ‘Gelangweilten’¹¹³⁹ näher kommen.

¹¹³² Münch: *Über die Langeweile*, S. 193.

¹¹³³ Ebd., S. 191.

¹¹³⁴ Vgl. auch Völker, der auf die ‘Warnungen’ vor den „unheilvollen Folgen des Nichtstuns“ und die „vermutlich früheste Fassung des Sprichworts *Müßiggang ist aller Laster Anfang*“ im 13. Jahrhundert verweist (Völker: *Langeweile*, S. 113).

¹¹³⁵ *Fräulein Rosa Herz*, S. 39.

¹¹³⁶ Ebd., S. 52.

¹¹³⁷ Ebd., S. 55.

¹¹³⁸ Ebd., S. 83.

Und mußte es nicht so sein? Mußte nicht dieses Mädchen, mit der fiebernden Phantasie und den fiebernden Sinnen seiner siebzehn Jahre, die ungeduldig über das stille bürgerliche Leben hinausdrängten, mußte es nicht allem Neuen, Ungewohnten begierig zuflattern, und war jenes Neue auch nur ein Kommiss, der seinen Sonntagsrock am Werkstage trug?¹¹⁴⁰

Eine Begrenzung der Erfahrungswelt durch das kleinstädtische Milieu (Kleinstadt-Alltag) korreliert hier mit der Ungeduld der Jugend zu einer Abenteuerbereitschaft, bei der das „unbändige Verlangen nach Verbotenem“¹¹⁴¹ schließlich zu einem sinnlichen Verhältnis führt. Beginnend mit einem ersten – von Rosa mehr ertragenen als gewünschten – ‘erotischen Übergriff’ von Ambrosius im Rahmen einer Tanzgesellschaft¹¹⁴² kommt es zu täglichen Treffen bei einer Trödlerbude.

Diese Zusammenkünfte an der Trödlerbude wurden zur täglichen Gewohnheit. Jeder Tag hatte für Rosa jetzt nur eine goldene Stunde, die sie nicht müde ward, mit Herzklopfen herbeizusehen, und das nannte sie ‘ihre große Liebe’.¹¹⁴³

‘Täglich’ und ‘Gewohnheit’ als Begriffe aus dem semantischen Umfeld des Alltags scheinen auf den ersten Blick nicht zu dem rauschhaften Erleben der ‘großen Liebe’ zu passen. Doch machen erst sie hier die Erfahrung der Vorfreude und damit das, was Rosa (!) ‘ihre große Liebe’ nennt, möglich. Die Liebesstunde selbst dient durch den Bruch mit der regulären Mittagsruhe in zeitlicher Hinsicht und durch die „schmutzige Trödlerbude“¹¹⁴⁴ in räumlicher Hinsicht der Abgrenzung von und der Rebellion gegen die bürgerlich ordentliche Alltagswelt. Verbunden mit Herzklopfen, Vorfreude und der radikalen Reduktion des gesamten Tages auf nur diese eine Stunde wird so ein festliches Fühlen evident, aus dem Rosa die ‘Erhöhung’ der eigenen Person gewinnt.

Wie verachtete sie all die Menschen hinter den niedergelassenen Vorhängen. Dort, in den engen Stuben wohnte die fade, eintönige Philisterwelt – die Schanks – die Klappekahls – die Rasers. – Hier, durch das Geflimmer der Mittagsstunde, schwirrten

¹¹³⁹ Vgl. die Beschreibung von Ambrosius: „Er langweilte sich, und Langeweile hielt er für ein Unglück. Ein unüberwindlicher Durst nach lauten, ungeordneten Vergnügungen erfüllte diesen jungen Mann“ (ebd., S. 75).

¹¹⁴⁰ Ebd., S. 83.

¹¹⁴¹ Ebd., S. 210. Vgl. zu dem Zusammenhang zwischen Sitte und Langeweile, Sittenverstoß und Abenteuer auch Sally Lanin als die ‘sittenstrenge’ Gegenfigur zu Rosa: „Ihr blieb nur gesittete Langeweile. Die andern – die Schlechten hatten ihre Liebes- und Entführungsgeschichten“ (ebd., S. 229).

¹¹⁴² Ebd., S. 109ff. Vgl. auch Kap. 2.1.1.3 *Gesellschaft und Tanzabend*.

¹¹⁴³ Ebd., S. 125.

¹¹⁴⁴ Ebd.

wunderliche, kichernde Gestalten, deren jede ein heiteres Geheimnis bewahrte – hier wohnten die Liebenden;¹¹⁴⁵

Dabei wird die Darstellung der ‘Liebesstunde’, insbesondere das ‘Liebesgebaren’ von Ambrosius von einem zugleich verständnisvollen wie spöttisch-ironischen Erzähler begleitet. Die pathetischen Floskeln des jungen Mannes sind zuweilen so „weihevoll und poetisch“¹¹⁴⁶, dass selbst Rosa lachen muss. Zudem beschränkt sich das festliche Output der Liebesstunden auf eine „süße[] Erschlaffung“.¹¹⁴⁷ Eine festliche Erlebnisqualität wie sie etwa die Natur auf einer Bootsfahrt bietet, wird dabei nicht erreicht.

So lagen sie beide auf dem Rücken, den Blick in das sanfte Blau des Himmels verloren, und bei dem starren Emporschauen zu dem lichten Raume wurden sie von einem angenehmen Gefühl des Schwindels geschüttelt und gewiegt. ‘Es ist, als hinge man frei in der Luft – ganz frei – ganz – – ganz’, Rosa wiederholte dieses Wort, dehnte es, ließ es klingen, ‘ganz ... ganz’, als wollte sie mit der Eintönigkeit ihrer Stimme der Unermeßlichkeit dort oben erwidern. [...] Wie verzückt lag sie da – die Augen weit aufgerissen, die Lippen halb geöffnet, die Wangen heißrot und rings um sie auf der Bank das Flimmern der blonden Haare.¹¹⁴⁸

Hier sind in aller Deutlichkeit die Konstituenten für eine festliche Öffnung des Bewusstseins vertreten.¹¹⁴⁹ Unendlichkeit verbunden mit ‘Schwindel’, Eintönigkeit der Sprache als Hinweis auf ein unmittelbares Fühlen, geöffnete Augen und Lippen, ‘Verzückung’ – all das zeigt eine erheblich intensivere Festlichkeit als die ‘Liebesstunden’ des jungen Paares.

Umso deutlicher zeigt daher der gezielte Bruch mit den alltäglichen Grenzen Rosas Festsehnsucht vor allem als Entgrenzungssehnsucht. Das ‘Ja’ zu Ambrosius ist so vielmehr ein ‘Nein’ zum bekannten Alltag als ein ‘Ja’ zu einem (begrenzten) Liebesfest. Demgemäß erstrebt sie – wie die Männer bei Fontane – eine Dauerhaftigkeit der Beziehung, die dem ‘Prinzip Fest’ widerspricht und weder mit Ambrosius Durchsetzungsvermögen und Mitteln noch mit den tatsächlichen Ereignissen konform geht. Das heißt, die sich „gegen die Normen und Grenzen der Gesellschaft“ richtenden „Entgrenzungstendenzen“ Rosas scheitern.¹¹⁵⁰

¹¹⁴⁵ Ebd.

¹¹⁴⁶ Ebd., S. 126.

¹¹⁴⁷ Ebd., S. 127. Ganz ähnlich in *Fürstinnen*: „Marie lächelte matt, ließ die Arme schlaff an sich niedergleiten“ (*Fürstinnen*, S. 803).

¹¹⁴⁸ *Fräulein Rosa Herz*, S. 154f.

¹¹⁴⁹ Vgl. auch Kap. 2.2.2 *Ausflüge und Geburtstagsfeiern bei Keyserling*.

¹¹⁵⁰ Koopmann: *Entgrenzung*, S. 87.

Vergeblich wartet Rosa auf Ambrosius, um gemeinsam mit ihm fort zu gehen. Als sie danach von ihrem Vater und Agnes ins Bett gebracht wird, heißt es so drastisch: „Es war, als sargten sie eine Tote eine.“¹¹⁵¹ Die Versagung des erträumten „besseren, glücklicheren Lebens“¹¹⁵² mit Ambrosius verkehrt das ursächliche Streben nach einem ‘Mehr an Leben’ in die Erfahrung von Lebensverlust. Unfähig, sich dem Scheitern ihrer Festplanungen zu stellen – ihre ‘Liebe’ beschreibt der Erzähler als „erwartungsvolle[s] Festtagsgefühl“ oder vergleicht sie mit dem Gefühl „am Vorabend eines Festes“¹¹⁵³ – weicht Rosa zunächst alternativ auf Krankheitspläne aus.

Bitter enttäuscht stützte Rosa die Stirn an die Wand. – Aber – wenigstens mußte eine große Krankheit kommen, vielleicht konnte sie sterben. [...] Es wäre zu lächerlich, demütigend und traurig, morgen aufzustehen, sich anzukleiden, als wäre nichts vorgefallen. Die Krankheit konnte über so manches hinweghelfen. Nun lag Rosa da und wartete.¹¹⁵⁴

Rosa stirbt nicht. Doch dafür setzt sich das ‘Scheitern’ ihrer subjektiven Entgrenzungsbemühungen im „Konflikt mit der Gesellschaft“¹¹⁵⁵ in der als ‘Krankheit’ erscheinenden Schwangerschaft Rosas fort. Koopmann erläutert:

Krankheiten sind Entgrenzungsvorgänge, die in Wirklichkeit nicht stattfinden konnten, abgobogene Tendenzen des Individuums, seine eingeschränkte Individualität aufzugeben. An den Krankheiten wird deutlich wie an den mehr oder weniger gescheiterten Abenteurern, an welche Grenzen die Tendenz zur Entgrenzung überall dort stieß, wo sich der Einzelne in einem sozial bestimmten Gefüge sah. Krankheit ist beides: Anzeichen einer durchaus noch vorhandenen Entgrenzungstendenz und zugleich der Beweis der Unmöglichkeit ihrer Verwirklichung.¹¹⁵⁶

In *Fürstinnen* ist Prinzessin Marie bereits von vornherein als ‘kranke’ Figur angelegt. Ihre Beziehung zu dem jungen Baron Felix von Dühren ist wie die anderen ‘verbotenen Beziehungen’ von Beginn an durch Heimlichkeit bestimmt und beginnt mit einem für die Prinzessin unstandesgemäßen Ausflug in den Wald, einem ‘Abenteuer’: „Ein leichter Schwindel ergriff Marie, wie er Menschen ergreift, die sich mit einem plötzlichen Entschluß blindlings in eine große Gefahr stürzen“.¹¹⁵⁷ Kurz darauf stellt sie gedanklich eine Beziehung zwischen ‘Geheimnis’ und ‘Leben’ her: „Ja, das eigentliche Leben eines jeden

¹¹⁵¹ *Fräulein Rosa Herz*, S. 240.

¹¹⁵² Ebd., S. 147.

¹¹⁵³ Ebd.

¹¹⁵⁴ Ebd., S. 241.

¹¹⁵⁵ Koopmann: *Entgrenzung*, S. 87.

¹¹⁵⁶ Ebd., S. 90.

¹¹⁵⁷ *Fürstinnen*, H, S. 738.

sind seine Geheimnisse, das war ihr jetzt klar“.¹¹⁵⁸ In diesem Gedanken manifestiert sich und spitzt sich zu, was bereits Fontanes unstandesgemäße Beziehungen zeigten. Das ‘eigentliche’, sprich das wahre Leben ist nur im Verborgenen, verschwiegen und geheim als ‘Zeit-und-Raum-Insel’ der Festlichkeit möglich, wohingegen sich das öffentliche und gesellschaftliche Alltagsleben als ‘uneigentliches’ Leben, als ‘Nicht- oder Schein-Leben’ zeigt. Das Fest als Entgrenzung des Einzelnen scheint sich in den poetischen Welten von dem kollektiven Exzess zu der privaten und abgegrenzten Lebenssteigerung zu verlagern. Als „Paroxysmus der Gesellschaft“¹¹⁵⁹ jedenfalls, als

ein Geschehen, das nur in einer Gemeinschaft von Menschen – von der Familie über die Gemeinde bis zur Nation oder zu internationalen Kollektivgruppen – begangen werden kann[,]¹¹⁶⁰

erscheint es in den untersuchten Erzählungen kaum noch.

Jahre nach dem ‘Waldausflug’ kommt es zwischen Marie und Felix zu einem Treffen im Park und zwar zur ‘goldenen’ Mittagsstunde, der ‘Stunde des Pan’¹¹⁶¹, die auch Rosas und Ambrosius Treffen bestimmt hat, sowie Maries vorhergehenden ‘abenteuerlichen Waldausflug’ und ihre regelmäßigen Treffen mit Felix unter den Johannisbeerbüschen.¹¹⁶² Die Aussage der Gesellschafterin „‘Aber Prinzessin’ [...] ‘um diese Zeit ist man doch nicht draußen’“¹¹⁶³ belegt den Ausnahmestatus der Zeit- und Raumkombination. Dementsprechend außergewöhnlich ist auch der aus dem Treffen im Park resultierende Ausflug in die Kiesgrube hinter der Landstraße, mit dem der fürstliche Grund, der ‘Gutheidener Alltag’ und die soziale Ständehierarchie verlassen werden: „[...] Wir sind sozusagen aus der Welt fort, nichts ist mehr da, fühlen Sie nicht, wie die Prinzessin hier von Ihnen abfällt?“¹¹⁶⁴ Marie erscheint dabei in eigenartiger

¹¹⁵⁸ Ebd., S. 742.

¹¹⁵⁹ Caillois: *Der Mensch und das Heilige*, S. 163.

¹¹⁶⁰ Schrey: *Fest ohne Ende*, S. 25.

¹¹⁶¹ Dem lüsternen Hirtengott war seine Mittagsruhe heilig. Wurde er gestört, versetzte er ruhende Herdentiere, Hirten und Wanderer in ‘panischen Schrecken’. So knüpft sich an die ‘Panstunde’ eine Symbolik, die zugleich Ruhe, Gefahr und Lust umfasst.

¹¹⁶² Vgl. „Vorsichtig schlich Marie durch die Stachel- und Johannisbeerbüsche, den Buchsbaumhecken entlang, dem Schlosse zu, das noch schweigend in seiner Mittagsruhe dalag“ (*Fürstinnen*, H, S. 741) und „Für Marie hatten die Tage jetzt nur eine Stunde, eine heiße, goldene Stunde. Mit der Verschwendung solch junger Herzen strich sie alle anderen Erlebnisse um dieses einen Erlebnisses willen. [...] Das, worauf es ankam, war, daß um die Mittagszeit die lange Knabengestalt unter dem Johannisbeerstrauch lag“ (ebd., S. 744).

¹¹⁶³ Ebd.

¹¹⁶⁴ Ebd., S. 804.

Weise fremdbestimmt und vom eigenen Erleben getrennt. Mehrfach wird die Macht erwähnt, die Felix über sie hat und die mit Maries 'Furcht' und 'Gewissensbissen' einhergeht.¹¹⁶⁵ Die tatsächliche Lebenssteigerung erfährt sie so auch nicht in den realen Treffen mit Felix, sondern erst in der Welt ihrer Vorstellungen und Emotionen.

Sie erlebte jetzt eine bedeutsame Zeit. Zum ersten Male fühlte sie sich leben, fühlte ihren Körper und ihr Blut, sie fühlte sich als etwas, das wundersam blüht; zum ersten Male sah sie sich leben und wartete gespannt, was ihre Liebe und ihr Schmerz sie zu tun und zu denken heißen würden. Ob sie nun hier in der Fliederlaube saß und an Felix dachte oder in den Park ging und auf der Steinbank saß, auf der er diese Nacht sitzen würde, ob sie des Abends zum Mond aufschaute oder des Nachts aufwachte und weinen mußte oder sich von den heißen Schauern ihres Blutes schütteln ließ, alles war neu und erregend.¹¹⁶⁶

Die Realitätsferne der Beziehung spitzt sich in der Folge nach dem 'Scheitern' eines Stelldicheins¹¹⁶⁷ zu, als Marie beginnt, Felix zu schreiben. Briefe, die sie nie abschickt und für die sie schließlich selbst im Namen von Felix die Antworten „voll zärtlicher Leidenschaft“¹¹⁶⁸ verfasst. Schwalb spricht in diesem Zusammenhang von einer „Erwartungshaltung und deren Erfüllung jenseits der Realität durch Imagination“¹¹⁶⁹ und Koopmann bezeichnet 'Kunst' – als welche man die 'dichterischen Phantasien' der Prinzessin durchaus werten kann – als „Medium des verhinderten oder gescheiterten Abenteurers“.¹¹⁷⁰ Das 'erwartete' Leben findet in der Wirklichkeit nicht statt und muss stattdessen auf eine fiktive Ebene verlagert werden.¹¹⁷¹ Die fiktive Beziehung entspricht jedoch nur einem

¹¹⁶⁵ Vgl. z.B.: „Nun lächelte Felix wieder gutmütig, das erregte, blonde Mädchen mit den runden, feuchten Augen gefiel ihm so gut, und er spürte es angenehm, daß er Macht über dieses hübsche Mädchen hatte“ (ebd., S. 802) und „Sie [Marie] empfand jetzt diesen fremden Willen, der Macht über sie hatte, wie etwas Schmerzhaftes“ (ebd., S. 805) und „An das eben Erlebte dachte sie wie an etwas, das schon sehr fern schien, es war so unwahrscheinlich. Was hatte die kränkliche Prinzessin hier, der Fräulein von Dachsberg Vilmar vorlas, zu tun mit dem Mädchen dort in der Kiesgrube, das sich von Felix küssen ließ?“ (ebd., S. 805f.).

¹¹⁶⁶ Ebd., S. 816f.

¹¹⁶⁷ Vgl. ebd. S. 820f. Bei dem Stelldichein in der Nacht kommt es zu nur einem einzigen Kuss. Ansonsten ist das Treffen bestimmt von Maries Zukunftsängsten und den Gegenwartsängsten der Zofe, die am Teich ein Ungeheuer vermutet. Felix resümiert: „Nein, das war keine Liebesstunde nach seinem Sinn gewesen. Wie hübsch hatte er es sich gedacht, von einer Prinzessin geliebt zu werden, aber diese Tränen und Klagen, diese Vorwürfe und Traurigkeit, die waren nichts für ihn“ (ebd., S. 821).

¹¹⁶⁸ Ebd., S. 839.

¹¹⁶⁹ Schwalb: *Keyserling, Konstanten und Varianten*, S. 104.

¹¹⁷⁰ Koopmann: *Entgrenzung*, S. 88.

¹¹⁷¹ Bei Kalnačs heißt es dazu: Keyserlings „Helden sind maniert und inszenieren ihr Leben, das an ein Spiel erinnert, in dem Beziehungen sich nur als Rollen ohne tieferen

‘Weiterspinnen’ der realen Vorkommnisse und ist nicht etwas aus sich selbst heraus Entstehendes. Die im Namen von Felix selbst geschriebenen Briefe liest sie so auf der „Bank, auf der sie mit Felix gesessen“ hatte, und verleiht ihnen damit in der Fiktion ‘reale Gewichtung’.

Oder sie schlich zur Kiesgrube hinaus, lag dort, wo sie mit Felix gelegen hatte, die Wangen gerötet, die Augen schimmernd und weit offen, und in der fiebernden Mädchenphantasie bekamen Felix, sie selbst, ihre Liebe, ein seltsam unwirkliches, mythisches Leben, das weit ablag von dem stillen Getriebe des Gutheidener Alltags.¹¹⁷²

Die auf diese Weise erfahrbare Lebenssteigerung zeigt sich anschaulich an den geröteten Wangen und den schimmernden, weit offenen Augen. Ebenso belegen sowohl die ‘fiebernde Phantasie’ als auch die Abgrenzung vom Alltag (‘unwirkliches, mythisches Leben’) die fiktionalisierte als geglückte Festlichkeit:

Die Kunst gestattet Ausbruchsversuche, und sie erlaubt ein Abenteuerdasein im Rahmen der Phantasie, das allerdings oft seinen Surrogatcharakter nicht verleugnen kann.¹¹⁷³

Die bloße ‘Ersatzqualität’ für das in der Wirklichkeit nicht Erfahrbare offenbart sich bei Marie durch die Notwendigkeit der zumindest theoretisch realisierbaren Möglichkeit. Als diese mit der Verlobung von Felix und Hilda wegfällt, scheitert auch das innere Abenteuerleben oder Festerleben Maries:

die runden, blauen Augen sahen in den Mittagssonnenschein hinein, ruhig und ein wenig traurig, Augen, die nicht mehr erwarten, daß dort vor ihnen in dem flimmernden Lichte etwas Schönes und Erregendes auftauchen könnte.¹¹⁷⁴

Felix indes, für den die gescheiterte ‘Liebesstunde’ mit Marie als ‘hübsches Erlebnis’ angelegt war – zusätzlich aufgewertet durch Maries Rang als Prinzessin –, sucht Befriedigung nicht wie Marie in der Fiktion, sondern wendet sich unmittelbar nach dem mißglückten Treffen einem ‘verfügbaren’ Dorf-mädchen zu, dessen Natur- und damit Lebensnähe bildlich dargestellt werden

Felix blieb vor dem Gartenzaun stehen, der ganz mit Bohnenranken überwuchert war, und fuhr fort, leise seinen Marsch vor sich hinzupfeifen. Von der hinteren Seite des Hauses wurden Schritte vernehmbar; es war, als sprängen nackte Füße leicht über den Kies und dann über die Gemüsebeete hin, ein Mädchen, in ein dunkles Tuch gehüllt, trat an den Gartenzaun und stützte seine Arme in die Bohnenranken. ‘Nun?’ sagte

inneren Gehalt gestalten. Oder sie werden sogar vollständig durch die Fantasie ersetzt. Marie im Roman *Fürstinnen* schreibt nicht nur Briefe an den jungen Felix, in den sie sich verliebt hat, sondern auch dessen Antworten. Sie meint sogar, dabei eine ungewöhnliche Gefühlstiefe zu entwickeln“ (Kalnačs: *Keyserling und das Drama der Jahrhundertwende*, S. 238).

¹¹⁷² *Fürstinnen*, H, S. 839.

¹¹⁷³ Koopmann: *Entgrenzung*, S. 88.

¹¹⁷⁴ *Fürstinnen*, H, S. 854.

Felix und legte seine Hand auf einen Arm, der feucht vom Nachttau war. [...] So war es gut, in der Frühlingsnacht zu stehen und auf ein Mädchen zu warten, da war Leben, da konnte man wohl die Prinzessinschmerzen vergessen, dachte Felix.¹¹⁷⁵

‘Nackte Füße’ und vom ‘Nachttau’ befeuchtete Arme, die sich ‘in die Bohnenranken’ stützen, stellen das ‘Mädchen’ in einen naturhaft kreatürlichen Kontext, der im Kontrast zu dem ‘Kunstwesen’ Prinzessin steht. Schwalb bezeichnet Frauen wie diese als „sinnlich-animalische[] Unterschichtfrauen“ und ordnet sie¹¹⁷⁶ einem ‘alternativen Frauentypus’ zu, dem sich die Männer „in bestimmten Phasen der Devitalisierung“¹¹⁷⁷ wie bei sexuell erfolglos bleibenden Beziehungen zu Adelsfrauen zuwenden.

Für die Männerfiguren generell und für den ‘rastlosen verführerischen Snob’ besitzen sie besonders hohe Attraktivität, da sie deren Konzept zur Erreichung von gesteigertem Leben durch animalische Erotik und Sexualität unterstützen.¹¹⁷⁸

Stimmig verbindet Felix so Erotik und die reizgeschwängerte Frühlingsnacht zu der Impression ‘Leben’. Der Versuch, diesen Zusammenhang auch Marie nahe zu bringen, zeigt zunächst Erfolg, scheitert aber schließlich an der nicht nur auf Verhaltensweisen, sondern auch auf bestimmte Tageszeiten und Räume hin erfolgten Prinzessinnenkonditionierung, die bewirkt, dass Marie im nächtlichen Park „alles ängstigte“¹¹⁷⁹:

‘Das kommt davon’, begann Felix wieder, ‘ihr sitzt in den Schlössern und wißt nicht, was Leben heißt. Wenn wir immer daran denken sollen, was kommen wird, dann können wir überhaupt nicht leben. Nein, nicht denken, all die Widerwärtigkeiten vergessen, die ja doch immer um uns herumstehen und auf uns warten, nur so können wir leben. Sieh, das ist Leben.’ Er beugte sich auf Marie nieder und drückte seinen Mund fest auf ihre Lippen. Sie seufzte tief auf. ‘Ja, das ist Leben’, flüsterte sie.¹¹⁸⁰

Das pragmatische Denken an Konsequenzen – eine der Alltagswelt zugeordnete Tätigkeit – setzt Felix gegen das unmittelbare Er-Leben, das seinen direkten Ausdruck in einer erotischen Handlung findet. Das Denken, das zugleich Ausdruck des Geistes, damit auch der Kultur und des zivilisatorischen Fortschritts ist, widerspricht Felix’ Auffassung vom Leben. Dadurch wird zum einen auf die

¹¹⁷⁵ Ebd., S. 821.

¹¹⁷⁶ Gemeinsam mit den Frauen der „Mittelklasse“, die als „domestizierte, (teils durch die Kunstausübung) veredelte Naturwesen“ die „eingehetzten Kulturfrauen“ kontrastieren (Schwalb: *Keyserling, Konstanten und Varianten*, S. 51).

¹¹⁷⁷ Ebd., S. 81. Vgl. auch die dort folgende Auflistung der verschiedenen erotischen Beziehungen, die jeweils ein Mann im Verlaufe der Erzählung unterhält (S. 82).

¹¹⁷⁸ Ebd., S. 51.

¹¹⁷⁹ *Fürstinnen*, H, S. 819.

¹¹⁸⁰ Ebd., S. 820.

Entfernung der zivilisierten, (vornehmlich der Schloss-)Gesellschaft vom Leben verwiesen, zum anderen auf eine Lebenshaltung, die auf sinnliche Reize angewiesen ist.

Felix' 'Festkonzept der Liebe', das die zeitliche und räumliche Begrenzung der Zweierfestlichkeit inkludiert („[...] Bei den schönsten Dingen kommt nie etwas heraus, die haben keine Zukunft [...]“¹¹⁸¹), steht das spezifisch weibliche, auf Dauer angelegte Liebeskonzept gegenüber, das sich in Keyserlings Erzählungen zuweilen in einer Art Klage äußert. Prinzessin Marie etwa weint und sagt zu Felix: „du bist das Einzige, was ich habe [...] Du mußt mir schwören, daß du mich nie verlässest“¹¹⁸². Häufiger allerdings bietet sich diese Art der weiblichen Liebe als berechnende Mischung aus stillschweigender Planung und kalkuliertem Einsatz erotischer Macht dar, der die Aufgabe der eigenen gesellschaftlichen Existenz vorausgeht. So etwa bei Rosa Herz: „Nein! Ambrosius durfte sie nicht verlassen, auf ihn war ihr Leben gestellt – das verstand sie plötzlich und umklammerte ihn fest“¹¹⁸³.

Ein festliches Erleben als gedankenlose Öffnung des Bewusstseins und Steigerung des Lebensgefühls zeigen die Frauen eher unabhängig von dem Mann in einem Einheitserleben mit der Natur.¹¹⁸⁴ Das Streben nach einer dauerhaften Liebe entspringt daher auch weniger einem Festkonzept als dem Bedürfnis, den alten gegen einen neuen Alltag zu vertauschen. Die Bereitschaft zur Liebe resultiert so vor allem aus einer Rebellion gegen den Alltag angesichts überstark empfundener gesellschaftlicher Repressalien.

Das unstandesgemäße oder nicht-eheliche Verhältnis erscheint bei beiden Autoren als ein Ausflug weg von der alltäglichen Realität, die die Gesellschaft mit ihrer ökonomischen, moralischen und sozialen Ordnung repräsentiert und dominiert. Daher ist bei beiden Autoren das Verhältnis von einer Heimlichkeit begleitet, in der sich einerseits die Autorität und die Akzeptanz der gesellschaft-

¹¹⁸¹ Ebd., S. 803.

¹¹⁸² Ebd., S. 819.

¹¹⁸³ *Fräulein Rosa Herz*, S. 158. Vgl. auch: „Das arme Kind hielt Ambrosius für die Verkörperung ihres Glückes, für den Torhüter ihres Paradieses. Mit ihm stand und fiel das Glück. – Er wollte fort? – Gut, sie auch. [...] Der einzige Ausweg war gefunden, und nun arbeitete sie ihren Plan aus“ (ebd., S. 187).

¹¹⁸⁴ Vgl. z.B. das Schaukelerlebnis von Marie (Kap. 2.2.2 *Ausflüge und Geburtstagsfeiern bei Keyserling*) und die Bootsfahrt von Rosa.

lichen Ordnung spiegeln, andererseits aber auch festliche Konstituenten, wie Erregung und eine ‘verschwiegene’ Rebellion gegen die bestehende Ordnung.

Bei Fontane ist die auf zwei Teilnehmer reduzierte Festlichkeit dabei ein quasi ‘feierliches Fest’, das zwei Liebende miteinander zelebrieren. Bei Keyserling hingegen ist die uneheliche ‘Liebe’ eher das rauschhafte Fest eines Einzelnen mittels eines Anderen – für die Frauen als Form der Vorfreude und Fiktion, für die Männer vornehmlich in Gestalt der sinnlichen Liebe. Ernsthafte Konflikte mit der Gesellschaft und sich selbst entstehen jeweils aufgrund der Antinomie des Festes, Verlangen nach ‘Ewigkeit’ zu erzeugen und zugleich ein in Raum und Zeit flüchtiges Phänomen zu sein.

2.4.1.2 *Ehe(aus)brüche*

Bei Fontane wie bei Keyserling sind Ausflüge oder Ausbrüche aus der Ehe, die sich in Liebes- oder Lustverhältnissen manifestieren, häufig bestimmende Konflikte der Erzählungen.¹¹⁸⁵ Damit stehen sie ganz in „der abendländischen Tradition“, in der das ‘Thema Ehebruch’ einen festen Bestand hat.¹¹⁸⁶ Für den Schaffenszeitraum von Fontane und Keyserling gilt zudem: „Im 19. Jh. nehmen Darstellungen von Ehebrüchen zu, die sich darauf konzentrieren, im Geschehen die innere Kontaktlosigkeit der Menschen zu verdeutlichen.“¹¹⁸⁷ Die ‘innere Kontaktlosigkeit’, die Daemmrichs hier beschreiben, bezieht sich dabei auf eine Ausgangssituation für die außereheliche Beziehung, die sich ohne Weiteres auch

¹¹⁸⁵ Bei Fontane behandeln *L’Adultera*, *Effi Briest*, *Unwiederbringlich* und *Graf Petöfy*, (*Cécile* ansatzweise) dieses Thema, bei Keyserling sogar der größte Teil seiner Erzählungen, z.B. (!) *Beate und Mareile*, *Wellen*, *Harmonie*, *Seine Liebeserfahrung*, *Abendliche Häuser*, *Die Soldaten-Kersta*, *Erbwein*. Interessant ist, dass sich dieser Umstand in der Forschung kaum gewürdigt findet. Während sich nicht eine Arbeit mit dem Thema Ehebruch bei Keyserling befasst, sind in der Fontaneforschung gleich mehrere Monographien dazu erschienen. Vgl. z.B.: Humbert Settler: *‘L’Adultera’ – Fontanes Ehebruchsgestaltung – auch im europäischen Vergleich*, Flensburg: 2001, Do: *Ehe und Ehebruch in der Literatur des 19. Jahrhunderts*, Nicole Rüth: *Schweig stille, mein Herze: die Problematik der Ehe und des Ehebruchs in den Romanen von Theodor Fontane*, Saarbrücken: 2008. Rüths Publikation, die eher einer polemischen Literaturkritik als einer wissenschaftlichen Werkanalyse und Werkinterpretation entspricht, wird hier jedoch nicht weiter einbezogen, ebenso wie die Monographie Settlers wegen ihrer häufig biographischen Erklärungsansätze und stark konstruierter Interpretationen. Beide Arbeiten widersprechen der Arbeitsweise der vorliegenden Untersuchung und liefern keine weiterführenden Erkenntnisse.

¹¹⁸⁶ Daemmrich: *Themen und Motive in der Literatur*, Art. „Ehebruch“, S. 104.

¹¹⁸⁷ Ebd., S. 108.

als ein ‘Erkranken am Alltag’ bezeichnen lässt: „Die Figuren sind eingefangen in eine Mechanik des Daseins, empfinden Langeweile und wollen aus dem Zustand der Erstarrung ausbrechen“.¹¹⁸⁸ ‘Mechanik’, ‘Langeweile’ und ‘Erstarrung’ sind sämtlich dem semantischen Umfeld des Alltags entlehnte Substantive. Sie erfassen die negative Seite des Alltags, die sich in Begriffen wie Begrenzung und Entfremdung niederschlägt. Entfremdung soll, wie bei Jung, auch hier gefasst werden als „ein Sammelname für alle Formen und Erscheinungen von Krankheiten, Leiden und Unbehauheiten“. Gerade dieses aus der Wahrnehmung der Alltagsbegrenzungen resultierende Gefühl der Entfremdung, so zeigt Jung, „schärft das Bewußtsein für notwendige Ausbruchsversuche“¹¹⁸⁹, auch im Sinne einer „Sorge um sich selbst“, „die der strateg. Vereinnahmung des Subjekts entgegensteht“.¹¹⁹⁰

Wird die Ehe als ‘strategische Vereinnahmung’ zum Ausdruck dieser entfremdenden Alltagswahrnehmung, betrifft der Ausbruchsversuch – vielleicht auch als Form der Foucaultschen ‘Selbstsorge’ – die Grenze der ehelichen Monogamie. Stimmig heißt es bei Nietzsche: „Und besser noch Ehebrechen als Ehe-biegen, Ehelügen! – So sprach mir ein Weib: ‘wohl brach ich die Ehe, aber zuerst brach die Ehe – mich!’“.¹¹⁹¹

Die mit dem Ausbruch verbundene Überschreitung einer Grenze entspricht dabei einem Ereignis auf der Ebene der Erzählung und einer Art von Fest auf der Ebene der Geschichte. Denn anders als die Feier, die nach dem einführenden Kennzeichenkatalog die bestehende Ordnung bestätigt, sind Feste gerade durch einen Bruch mit den allgemein anerkannten Werten gekennzeichnet, als „Durchbruch eines Verbotes“¹¹⁹² etwa. Rausch, Ekstase, Eros und vor allem Grenzüberschreitung werden so immer wieder als Charakteristika festlicher

¹¹⁸⁸ Ebd.

¹¹⁸⁹ Jung: *Schauderhaft Banales*, S. 10. Vgl. auch Kap. 2.3.2.2 *Der (adelige) ‘Pflichtenkreis’ im Kontext von ‘Ordnung’ und ‘Verantwortung’*.

¹¹⁹⁰ Im Zusammenhang: „Die ‘Entstehung’ des mod. Individuums sieht FOUCAULT als Folge des Aufkommens der Praxis der Überwachung und des ‘Geständnisses’, an der Mediziner, Richter, Pädagogen beteiligt sind. In der verlangten ‘Offenlegung’ konstituiert sich der einzelne als ‘Ich-selbst’, das nun zum Gegenstand der Kontrolle werden kann. Dagegen sieht FOUCAULT in der antiken Sorge um sich selbst eine ethische ‘Ästhetik der Existenz’, die der strateg. Vereinnahmung des Subjekts entgegensteht“ (Franz-Peter Burkard, Peter Kunzmann, Franz Wiedmann: *dtv-Atlas Philosophie*, München: 2003, S. 239).

¹¹⁹¹ Nietzsche: *Also sprach Zarathustra*, III. Teil, „Von alten und neuen Tafeln“, S. 264.

¹¹⁹² Freud: *Totem und Tabu*, S. 170.

Zustände angegeben und zeigen die enge Beziehung, in der die außerehelichen ‘Lust- und Liebesausflüge’ zu dem Phänomen Fest stehen.

Deutliche Hinweise auf diese enge Beziehung zwischen Fest und Ehe(aus)bruch geben bei Fontane Melanie und Rubehn in der ‘Treibhaus-Szene’ (*L’Adultera*) wie Effi und Crampas in der ‘Schloon-Szene’ (*Effi Briest*).

In beiden Fällen erscheint der Ausschluss von Licht und Luft als Voraussetzung für das ‘Fallen’ der Figuren.

Es atmete sich wonnig, aber schwer in dieser dichten Laube; dabei war es, als ob hundert Geheimnisse sprächen, und Melanie fühlte, wie dieser berauschende Duft ihre Nerven hinschwinden machte. Sie zählte jenen von äußeren Eindrücken, von Luft und Licht abhängigen Naturen zu, die der Frische bedürfen, um selber frisch zu sein. Über ein Schneefeld hin, bei rascher Fahrt und scharfem Ost – da wär’ ihr der heitere Sinn, der tapfere Mut ihrer Seele wiedergekommen, aber diese weiche, schlaffe Luft machte sie selber weich und schlaff, und die Rüstung ihres Geistes lockerte sich und löste sich und fiel. [...] Und nun wollte sie sich erheben. Aber er litt es nicht und kniete nieder und hielt sie fest, und sie flüsterten Worte, so heiß und so süß wie die Luft, die sie atmeten[.]¹¹⁹³

An dem Element Luft, das schon fast leitmotivisch die Szene prägt, lässt sich der Ablauf der inneren Grenzöffnung und das Ereignis der ‘fallenden Rüstung’ deutlich verfolgen. Die innere Grenze korrespondiert dabei mit der Grenze zwischen den Subräumen, die hier durch ‘weiche, schlaffe Luft’ versus ‘scharfer Ost’, ‘dichte Laube’ versus ‘Schneefeld’, ‘Passivität’ versus ‘Aktivität’ und ‘fallende Rüstung’ versus ‘tapferer Mut’ geöffnet werden. Das wonnige, aber schwere Atmen illustriert zunächst den Zustand der Versuchung, das innere Zusammenspiel von Wunsch und Widerstand. Den Widerstand aufgreifend, wird dann das Bild von Schneefeld, rascher Fahrt und ‘scharfem Ost’ entworfen, dem sich Kälte, Aktivität und aggressive Luft, sinnbildlich für Umgebung oder Milieu assoziieren.¹¹⁹⁴ Das wiederum erinnert an die Alltagswelt der Gesell-

¹¹⁹³ *L’Adultera*, Bd. 2, S. 82.

¹¹⁹⁴ Die hier den ‘Widerstand’ sinnbildlich fördernde Situation ist bezeichnenderweise genau diejenige, die die Liebesstunde zwischen Effi und Crampas begleitet. Die Fahrt geht mit Schlitten durch eine winterliche Landschaft und bringt erst deswegen Effi und Crampas in einem Schlitten zusammen, weil der Wind das Wasser vom Meer in den Schloon drückt, der dadurch zur Gefahr wird. Auch Lewins Kuss auf Kathinkas Nacken (*Vor dem Sturm*, Bd. 3, S. 471) erfolgt bei ‘rascher Fahrt’ über ein Schneefeld. Der erdachte Widerstandshelfer erweist sich damit als Form der Selbsttäuschung, der Grenzübertritt so – wie Melanie an dem Bild *L’Adultera* erläutert – prädestiniert. Die Ansicht Uta Schürmanns, die *L’Adultera* vor dem Hintergrund der ‘Emotionstheorie’ betrachtet, ist somit zu relativieren. Sie meint, nicht Melanie „trifft die Entscheidung zum Verstoß gegen die Konvention, sondern die sie umgebende Luft wirkt in einer Weise auf sie ein, die ihren Widerstand bricht. Das heißt:

schaft und zeigt das ‘schwere’ Atmen von den fast feindlich anmutenden Regeln der Gesellschaft motiviert.¹¹⁹⁵ So deuten auch die Vokabeln ‘Rüstung’ und ‘Mut’ auf einen passiv-aggressiven Kampf des inneren Menschen gegen die äußeren (gesellschaftlichen) Gegebenheiten. Darüber hinaus lässt sich gerade der Ostwind als Sinnbild der Gesellschaftsordnung verstehen. Denn Osten entspricht dem topographischen Rechts, das bei Fontane wiederholt für ein recht-schaffenes Verhalten im Sinne der gesellschaftlichen Öffentlichkeit steht.¹¹⁹⁶

Dazu wird die ‘weiche, schlaffe Luft’ des Treibhauses, die im Kontrast zur kalten, scharfen Luft des Draußen dem privaten Menschen entspricht, durch die Abgeschlossenheit der „phantastisch aus Blattkronen gebildete[n] Laube“¹¹⁹⁷ gesteigert, einem räumlichen ‘Nicht-Alltag’, wie auch Heide Eilert betont:

Fontane akzentuiert diese Distanz von der Alltagswelt besonders stark, da die ‘Laube’ auf der Galerie des Palmenhauses einen zweiten, zusätzlich abgesonderten Bereich innerhalb des Treibhauses selbst darstellt.¹¹⁹⁸

Unter dem Einfluss eines ‘berauschenden Duftes’ wird ‘die Rüstung des Geistes’ nicht aktiv durchbrochen, sondern erscheint mit den Verben ‘lösen’ und ‘fallen’ als passiv verselbstständigter Akt der Befreiung. Dem entspricht das Einheitserleben, das sich in der Übernahme der Lufteigenschaften in die

Wärme *bedeutet* nicht nur moralische Unsicherheit und Erotik; Wärme *produziert* Unsicherheit und Erotik – und den Ehebruch“. (Uta Schürmann: „Der ‘Fontanesche Treibhauseffekt’, Temperaturen, Emotionstheorien und Wirkungen in *L’Adultera*“, in: *Fontane Blätter* 83, Berlin: 2007, S. 53-66, hier S. 58).

¹¹⁹⁵ Die Übertragung des Schneefeld-Bildes (= Kälte) auf die Gesellschaft macht nicht nur vor dem preußisch-bürgerlichen Tugendkanon Sinn, der keinen Spielraum für individuelle Abweichungen bietet, sondern auch eingebettet in den Kontext der Handlung. Bereits der ‘Subskriptionsballbericht’ eingangs der Geschichte hebt ein generell spöttisch-feindliches Gesellschaftsecho hervor, das Melanie hinsichtlich der Platzwahl für Tintoretto’s *L’Adultera* konkretisiert: „Es wird den Witz herausfordern und die Bosheit, und ich höre schon Reiff und Duquede medisieren, vielleicht auf deine Kosten und gewiß auf meine“ (*L’Adultera*, Bd. 2, S. 14).

¹¹⁹⁶ Vgl. z.B. Klaus Haberkamm: „‘Nein, nein, die Linke, die kommt von Herzen’, Zur Rechts-Links-Dichotomie in Fontanes *Irrungen, Wirrungen*“, in: *Fontane Blätter* 82, Berlin: 2006, S. 88-109 und Kap. 2.1.2.1 *Hochzeiten*, insbes. die Himmelsrichtungen der Hochzeitsreisen.

¹¹⁹⁷ *L’Adultera*, Bd. 2, S. 82. Vgl. auch Kahrman, nach der der Laube „die Ausschaltung der gesellschaftlichen Bezüge des Raumes zugunsten der privat-sinnlichen“ zukommt. Sie sieht darin die „Überwindung der Fremdorientierung durch bewusste Selbstmotivierung“ (Kahrman: *Idyll im Roman*, S. 105).

¹¹⁹⁸ Heide Eilert: „Im Treibhaus, Motive der europäischen *Décadence* in Theodor Fontanes Roman ‘*L’Adultera*““, in: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft*, Bd. 22, Göttingen: 1978, S. 494-517, hier S. 509.

Figurensprache offenbart ('sie flüsteren Worte, so heiß und so süß wie die Luft').

Die Rauschqualität der Luft evoziert damit ein festliches Erleben, das sich in der Auflösung innerer Grenzen, in einem Einheitserlebnis mit der Umgebung und der mit dem Flüstern 'süßer, heißer Worte' umschriebenen körperlichen Vereinigung deutlich zeigt. So findet Kathrin Bilgeri auch Bezüge zur „Minnegrotte Gottfried von Straßburgs“, „weil auch bei Fontane die Liebe zweier Menschen 'gefeiert' wird“.¹¹⁹⁹

Anders als es sich an späterer Stelle vereinzelt bei Keyserlings Figuren zeigen wird – ansatzweise auch schon bei Effi –, ist der Bruch der Ehe hier aber nicht von 'festfördernder' Bedeutung. Zwar ist die Atmosphäre bestimmt von dem Eindruck, dass 'hundert Geheimnisse' sprechen, doch wird darin eher das Bild eines mystischen Ortes vervollständigt, als ein Verbergen vor dem Ehemann thematisiert. Das lässt sich unter anderem auch aus dem Hinweis des Gärtners Kagelmann ableiten: „[...] un is wie' ne Laube, un ganz dicht. Un da sitzt ooch immer der Herr Kommerzienrat. Un keiner sieht ihn“.¹²⁰⁰ Die Spezifizierung der Laube als Aufenthaltsort van der Straaten ist einerseits als Chiffre für seine legitimen Eherechte lesbar. Andererseits zeigt aber vor allem der Hinweis 'keiner sieht ihn', dass er in seiner Rolle als Ehemann – wie auch als Mensch – gar nicht wahrgenommen wird. Rubehn als Liebhaber ersetzt damit in erotischer wie in konkret räumlicher Hinsicht den Ehemann, jedoch ohne es dabei auf den Bruch der Ehe abgesehen zu haben.

Ähnlich nimmt in *Effi Briest* der Liebhaber auf dem Sitz des Ehemannes Platz¹²⁰¹ und wie in *L'Adultera* wird auch in der bekannten Schloon-Szene die Abhängigkeit vom Äußeren, die den Konflikt zwischen Gesellschaftsalltag und Individuum aufgreift, explizit betont:

Innstetten aber hatte sich inzwischen einen andern Plan gemacht, und im selben Augenblicke, wo sein Schlitten die Bohlenbrücke passierte, bog er, statt den Außenweg zu wählen, in einen schmalern Weg ein, der mitten durch die dichte Waldmasse hindurchführte. Effi schrak zusammen. Bis dahin waren Luft und Licht

¹¹⁹⁹ Kathrin Bilgeri: *Die Ehebruchromane Theodor Fontanes, Eine figurenpsychologische, sozio-historische und mythenpoetische Analyse und Interpretation*, Diss. Freiburg i.Br.: 2007, Online-Ressource: <http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/3879/>, S. 187, Zugriff am 8.3.2010.

¹²⁰⁰ *L'Adultera*, Bd.2, S. 81.

¹²⁰¹ Eine Verkettung verschiedener Umstände führt dazu, dass Innstetten einen anderen Schlitten lenkt, während Crampas als 'Geleitschutz' Effis Platz in dem landrätlichen Schlitten nimmt. Vgl. *Effi Briest*, Bd. 4, S. 156ff.

um sie her gewesen, aber jetzt war es damit vorbei, und die dunklen Kronen wölbten sich über ihr. Ein Zittern überkam sie, und sie schob die Finger fest ineinander, um sich einen Halt zu geben.¹²⁰²

In einer deutlicher Parallele zu der Palmenhaus-Szene in *L'Adultera* zeigen sich für Effi 'Licht und Luft' als notwendig für die äußere Haltung. Das erinnert an den alten Topos, nach dem das Dunkel der Nacht Grenzen verdeckt und auflöst und die Helle des Tages Grenzen zeigt und zieht („Zugemessen war dem Lichte seine Zeit; aber zeitlos und raumlos ist der Nacht Herrschaft“¹²⁰³), Licht also dabei hilft, Grenzen zu wahren. Zudem rekurren die 'ineinander' geschobenen Finger auf Effis kurze Erzählung von Clemens Brentanos Gedicht *Die Gottesmauer*, in dem eine Wand aus Schnee eine alte Witwe vor dem 'Landesfeind' versteckt – „[...] eine freundliche Vorstellung, eine Vorstellung von Schutz und Beistand“¹²⁰⁴, wie Effi dazu bemerkt. Doch bleibt gerade dieser 'Schutz und Beistand' Effi verwehrt. Keine Mauer sperrt den Feind aus, vielmehr wird sie durch die 'dunklen Kronen' mit dem 'langweilige Gesetzlichkeiten' ablehnenden Crampas¹²⁰⁵ eingeschlossen. Die Wölbung der Baumkronen steht zudem in Analogie zu einer Laube als Ort des Rückzugs von der Öffentlichkeit, zu einem Ort also, der den Menschen von den Ansprüchen der Gesellschaft abtrennt und mit dem 'Landesfeind' allein lässt. Dabei ist der 'Feind' nicht zwangsläufig 'der andere', sondern unter Umständen auch der eigene 'innere', hinter der gesellschaftlichen Rolle verborgene, Mensch. Effis Furcht in der Situation mag also nicht nur den Handlungen Crampas gelten, sondern auch ihrem eigenen unterdrückten Verlangen nach „Huldigungen, Anregungen, kleine[n] Aufmerksamkeiten“.¹²⁰⁶

Auf den topographischen Grenzübertritt, den das Passieren der Brücke anzeigt, folgt die erotische Grenzüberschreitung in dem landrätlichen Schlitten:

¹²⁰² Ebd., S. 161.

¹²⁰³ Novalis: *Hymnen an die Nacht*, Köln: 2006, S. 37f.

¹²⁰⁴ *Effi Briest*, Bd. 4, S. 151.

¹²⁰⁵ Vgl. ebd., S. 128. Bilgeri interpretiert hier ganz anders Innstetten als „erotischen Feind“, der in dem Gieshüblerischen Schlitten an Effi vorüberfährt, wodurch sich ihre 'Gebete um eine Gottesmauer' erfolgreich zeigten. Aus Crampas wird in ihrer mythenpoetischen Analyse der 'inkarnierte Teufel' und der von Innstetten als 'erotischem Feind' abgeschirmte Schlitten erhält als 'hortus conclusus' Paradiesqualität: „in welchem ebenfalls der 'Feind', das Böse schlechthin, dem Paradies inhärent ist und sich in der Figur der perfiden Schlange personifiziert. Im vorliegenden Roman schlüpft Crampas in die Rolle des sündigen Reptils und verführt Effi, die 'kleine Eva', zu schuldhaftem Handeln“ (Bilgeri: *Ehebruchsromane Fontanes*, S. 209).

¹²⁰⁶ *Effi Briest*, Bd. 4, S. 102.

Sie fürchtete sich und war doch zugleich wie in einem Zauberbann und wollte auch nicht heraus. ‘Effi’, klang es jetzt leis an ihr Ohr, und sie hörte, daß seine Stimme zitterte. Dann nahm er ihre Hand und löste die Finger, die sie noch immer geschlossen hielt, und überdeckte sie mit heißen Küssen. Es war ihr, als wandle sie eine Ohnmacht an.¹²⁰⁷

So wie Effi ‘ein Zittern überkam’ und sie ihre Gebete um Schutz als nur „tote Worte“¹²⁰⁸ empfindet, zittert auch die Stimme Crampas.¹²⁰⁹ Dadurch wird Crampas in seiner Täterschaft ebenso relativiert wie Effis Opferstellung eingeschränkt wird. Beide Figuren sind vielmehr durch einen inneren Aufruhr gekennzeichnet, der sich bei Effi bis zu dem Eindruck (!) einer Ohnmacht steigert. Die Ohnmacht, die sich generell als Erscheinungsform der inneren Entgrenzung verstehen lässt, da mit dem Verlust von Bewusstsein zugleich jede Grenze von Bewusstsein aufgelöst wird, ist durch das bloß subjektiv eindrückliche ‘es war ihr, als’ dabei in zweierlei Hinsicht zu verstehen.¹²¹⁰ Erstens als Eindruck von einem bevorstehenden Fest-Erlebnis und zweitens als ein Schrecken vor sich selbst. Denn obgleich hier mehr ersehnt als real erfahren, entspricht der Bewusstseinsverlust auch einer Verantwortungsflucht. Angst und Lust gehen so Hand in Hand¹²¹¹ und der ‘Zauberbann’, der die Situation auch semantisch der Alltagsrealität entrückt, wird trotz Furcht von Effi stimmig begrüßt (‘und wollte auch nicht heraus’). In bezeichnender Ähnlichkeit zu Melanie, bei der sich die ‘Rüstung ihres Geistes’ löst, löst nun Crampas Effis Finger. Und wie die ‘Rüstung’ Melanies zeigt bei Effi die oppositär zum ‘Herzen’ stehende ‘Hand’ in ihrer festen Verschränkung die vom gesellschaft-

¹²⁰⁷ Ebd., S. 162.

¹²⁰⁸ Ebd. Die strenge Rollenzuweisung von Verführer und Verführter als Allgemeinplatz der Fontane-Forschung muss daher als reduziert und undifferenziert zurückgewiesen werden.

¹²⁰⁹ Vgl. auch in *L’Adultera* die ‘zitternde Stimme’ Rubehns, Bd. 2, S. 82.

¹²¹⁰ Hellmuth Petriconi wiederum interpretiert die „entlastende Ohnmacht“ vor allem hinsichtlich ihrer Wirkung auf den Leser, indem sie die „himmlische[] Unschuld“ der Heldin erhalte (Hellmuth Petriconi: *Die verführte Unschuld, Bemerkungen über ein literarisches Thema*, Hamburg: 1953, S. 83).

¹²¹¹ Karin Tebben betont die Kombination von ‘Angst’ und ‘Lust’, die „Fontane im Symbol des Schaukelns in Szene [setzt]: das Ausloten der Gefahr, die Sehnsucht nach der Ungewissheit, die in der Grenzsituation zwischen ‘dich trägt dein Glück’ und ‘gleich stürz ich’ zu erfahren ist“ (Karin Tebben: „Effi Briest, Tochter der Luft: Atem, Äther, Atmosphäre – zur Bedeutung eines Motivs aus genderspezifischer Sicht“, in: *New German Review – A journal of Germanic Studies*, <http://www.germanic.ucla.edu/NGR/ngr17/effi.htm>, Zugriff am 17.12.2008, S. 1). Nach Tebben liegt dem Ehebruch Effis das Bedürfnis nach Freiheit zugrunde, nicht etwa die Suche nach Liebe oder erotischer Befriedigung. „Effi wird seine Geliebte, nicht aus Liebesleidenschaft, vielmehr, weil das Verhältnis zu Crampas die Freiheit zu sein scheint, nach der sie strebt“ (ebd., S. 3).

lichen Alltag aufoktroierte Haltung, die den inneren, wahren Menschen verbirgt.

Unter diesem 'Befreiungsaspekt' betrachtet, lassen sich Melanies und Effis Liebesstunden daher als „Gipfel-Erfahrungen“, als „Episoden der Selbstverwirklichung“ beschreiben. Dabei gilt: „Gipfel-Erfahrungen können nicht geplant, programmiert werden, sie verlangen eine bestimmte Bereitschaft“.¹²¹² Die Nicht-Planbarkeit solcher 'Gipfel-Erfahrungen' gibt zudem einen deutlichen Hinweis auf eine Relativierung der Schuldfrage wie auch Melanies Bemerkung über Tintoretts *L'Adultera*:

[...] Geweint hat sie ... Gewiß ... Aber warum? Weil man ihr immer wieder und wieder gesagt hat, wie schlecht sie sei. Und nun glaubt sie's auch, oder *will* es wenigstens glauben. Aber ihr Herz wehrt sich dagegen und kann es nicht finden ... Und daß ich dir's gestehe, sie wirkt eigentlich rührend auf mich. Es ist so viel Unschuld in ihrer Schuld ... Und alles wie vorherbestimmt.¹²¹³

Das Nicht-empfinden-Können der gesellschaftlich vorgegebenen moralischen Richtwerte, das einer gewollten Anpassung gegenübersteht, verweist auf die 'Verachtung von Tugendphrasen', die Fontane vielen seiner Figuren in den Mund legt.¹²¹⁴ Zugleich zeigt es ein fehlendes Schuldgefühl, das auch Effi als Resultat eines sich 'wehrenden Herzens' eigen ist.¹²¹⁵ Subjektiv qualifizieren Melanie und Effi ihr Tun damit als richtig und verleihen dem Bedürfnis des Herzens ein Recht auf Erfüllung. Die 'Selbstsorge' wird so der gesellschaftlichen Moral übergeordnet und damit zu einem Wert, der „sich in besonderem

¹²¹² Hugger: *Einleitung, Das Fest*, S. 23.

¹²¹³ *L'Adultera*, Bd. 2, S. 13.

¹²¹⁴ Vgl. bspw.: Effi: „[...] Mich ekelt, was ich getan; aber was mich noch mehr ekelt, das ist eure Tugend [...]“ (*Effi Briest*, Bd. 4, S. 275) oder Josephine de Carayon: „[...] zu den Dingen, die mir am meisten verhaßt sind, gehört auch Tugendschwätzeri [...]“ (*Schach von Wuthenow*, Bd. 1, S. 631). Vgl. auch Karl Richter, der bei Fontane eine „Antiethik“ konstatiert, die „das Lebenwollen des natürlichen Menschen gegen die Abstraktion des Lebens in moralischen Forderungen“ stelle. „Innstattdes Tugenden sind Tugenden im Urteil der Gesellschaft: Wert- und Verhaltensnormen, die gleichzeitig aber auch seine Abhängigkeit von der Gesellschaft dokumentieren. Das macht die Kritik solcher 'Tugenden' zum wesentlichen Aspekt einer Gesellschaftskritik, die sich in besonderem Maße gegen das Lebens- und Menschenfeindliche richtet, das die Moral im Gefüge gesellschaftlicher Konventionen angenommen hat“ (Karl Richter: „Poesie der Sünde, Ehebruch und gesellschaftliche Moral im Roman Theodor Fontanes“, in: Thuncke (Hrsg): *Formen realistischer Erzählkunst*, S. 44-51, hier S. 47).

¹²¹⁵ „Und habe die Schuld auf meiner Seele“, wiederholte sie. 'Ja, da *hab*' ich sie. Aber lastet sie auch auf meiner Seele? Nein. Und das ist es, warum ich vor mir selbst erschrecke [...]“ (*Effi Briest*, Bd. 4, S. 219).

Maße gegen das Lebens- und Menschenfeindliche richtet, das die Moral im Gefüge gesellschaftlicher Konventionen angenommen hat“.¹²¹⁶

Eine deutliche Verschiebung in der Bewertung des ‘Ehe(aus)bruchs’ zeigt sich jedoch für die auf die erste Liebesstunde folgenden Treffen. Während in der Schloon-Szene deutliche Hinweise auf Fest und Befreiung gegeben werden, ist die über Wochen andauernde Beziehung zwischen Effi und Crampas durch gegenteilige Begriffe geprägt. Denn nur die Liebesstunde im Schlitten ist durch Spontaneität, ‘Zauberbann’ und Erregung ein festliches Ausnahmeerlebnis. Die regelmäßigen Treffen sind hingegen als Wiederholungen nur noch nachgestellte Festlichkeit, werden durch den Erzähler sogar semantisch als Alltag fixiert: „Die Fahrten, auf denen Effi ihren Gatten bis an die Waldecke begleitete, wiederholten sich allwöchentlich“, „Es verging kein Tag, wo sie nicht ihren vorgeschriebenen Spaziergang gemacht hätte“ oder „Sie ging in der Regel allein“.¹²¹⁷ Jenseits des durch die Grenzen der Legitimität eingehetzten Alltags wird die außereheliche Beziehung so zu einem verbotenen Alltag, der als ‘Gefängnis’ auf Enge und Begrenzung verweist und daher der eigentlichen Intention nach Befreiung wie einem selbstbestimmten Sein entgegensteht.¹²¹⁸

Es brach wieder über sie herein, und sie fühlte, daß sie wie eine Gefangene sei und nicht mehr heraus könne. Sie litt schwer darunter und wollte sich befreien. Aber wiewohl sie starker Empfindungen fähig war, so war sie doch keine starke Natur; ihr fehlte die Nachhaltigkeit, und alle guten Anwandlungen gingen wieder vorüber. So trieb sie denn weiter, heute, weil sie’s nicht ändern konnte, morgen, weil sie’s nicht ändern wollte. Das Verbotene, das Geheimnisvolle hatte seine Macht über sie.¹²¹⁹

Das ‘passive Treiben’ Effis, das zugleich an das Melusinenelement Wasser denken lässt, zeigt den Gang der Dinge in Abhängigkeit von ‘Können’ und ‘Wollen’, die sich in der Negation vereinen. Anders als bei Melanie, die „schluchzte und jammerte, daß sie dieses Lügenspiel nicht mehr ertragen könne“¹²²⁰, nimmt der Bruch mit der gesellschaftlichen Ordnung bei Effi

¹²¹⁶ Richter: *Poesie der Sünde*, S. 47.

¹²¹⁷ *Effi Briest*, Bd. 4, S. 171.

¹²¹⁸ Vgl. auch bei Bilgeri: „Der Harmonie des eigentlichen Liebesaktes, welcher in allen Ehebruchromanen Fontanes in enger Affinität zum Irdisch-Elementaren steht, ist allerdings dann ein Ende bereitet, wenn das Paar den märchenhaft-exotischen Raum verlässt und wieder in die christlich geprägte Zivilisation eintritt. Da der Ehebruch durch heidnische Züge der Mythologie charakterisiert ist, die der christlichen Gesellschaft entgegen stehen, muss die erotische Eskapade im sozialen Wertgefüge der abendländischen Religion zwangsläufig die Stigmatisierung einer sündigen Tat erfahren“ (Bilgeri: *Ehebruchsromane Fontanes*, S. 181).

¹²¹⁹ *Effi Briest*, Bd. 4, S. 169.

¹²²⁰ *L’Adultera*, Bd. 2, S. 92.

maßgeblichen Anteil an der Aufrechterhaltung der Beziehung¹²²¹ und erscheint im Kontext von Effis Bekenntnis, Crampas ‘nicht einmal geliebt’¹²²² zu haben, passend.

Die Effis außerehelicher Beziehung immanente Alltagsflucht tritt in diesem Vergleich deutlich hervor. Koc bestätigt diese Einordnung, indem er Effis Verhältnis als ‘Rebellion gegen den gesellschaftlich geprägten Alltag’ beschreibt: „Her affair is all along just an escape from boredom and a strike at society“.¹²²³

Dem ‘Ausbruch’ aus einer Ehe als quasi festlicher Akt steht in *Unwiederbringlich* ein ‘Einbruch’ in die Ehe als forciertes ‘Erlebnis’ gegenüber. Die Beziehung zwischen Ebba und Holk, die im Einflussraum des Hofes stattfindet, zeigt sich als ein von Ebba regelrecht geplanter ‘Liebesaugenblick’.¹²²⁴ Dabei erscheint das Kopenhagener Hofleben, das seiner Natur nach als „Tanzsaal, Musik, Feuerwerk“¹²²⁵ charakterisiert wird, als mit ursächlich für das Liebesverhältnis. Aufschlussreich beschreibt Alewyn das ‘höfische Leben’ als ‘totales Fest’ zur Vermeidung des ‘horror vacui’:

In der höfischen Welt ist jeder Raum Festraum und alle Zeit Festzeit. Das höfische Leben ist totales Fest. In ihm gibt es nichts als das Fest, außer ihm keinen Alltag und keine Arbeit, nichts als die leere Zeit und die lange Weile. Und es sieht aus, als ob es der horror vacui sei, der das höfische Fest erzeugt habe[.]¹²²⁶

¹²²¹ Vgl.: „So kam es, daß sie sich, von Natur frei und offen, in ein verstecktes Komödienspiel mehr und mehr hineinlebte. Mitunter erschrak sie, wie leicht es ihr wurde“ (*Effi Briest*, Bd. 4, S. 169).

¹²²² Vgl. Effi: „[...] und dann hat er den armen Kerl totgeschossen, den ich nicht einmal liebte und den ich vergessen hatte, weil ich ihn nicht liebte [...]“ (ebd., S. 275).

¹²²³ Koc: *The German Gesellschaftsroman*, S. 172. Kolk sieht hier bei Effi – anders als bei Melanie und Holk – keine intensive Anstrengung zur Reorganisation ihres Alltags, sondern vielmehr – oder treffender viel weniger – „die Abschwächung der mit der Ehe verbundenen Anforderungen“ im „zeitlich begrenzten Liebesverhältnis[.]“ (Kolk: *Beschädigte Individualität*, S. 104).

¹²²⁴ Bilgeri sieht Ebbas ‘Verführung’ als gezielten ‘Umsturz der alltäglichen Ordnung’: „Doch Ebba verkörpert auch die volkstümliche Überlieferungstradition, nach welcher der Teufel die Menschen dazu verführt, die gesellschaftliche Ordnung umzustürzen“ und: „Der Ehebruch ist somit zu verstehen als ein Sündenfall, mit dessen Hilfe die ‘Eva in teuflischer Schlangengestalt’ versucht, das Band zwischen Holk und der ‘göttlichen Instanz’, die im Absolutismus gleichsam von der gesellschaftlichen Ordnung verkörpert wird, zu durchtrennen“ (Bilgeri: *Ehebruchsromane Fontanes*, S. 202 u. 203). Da sich der Umsturz der Ordnung aber nur auf Holk bezieht (der ‘Ordnung des Hofes’ entspricht Ebbas Verhalten ja durchaus), betrifft auch nur ihn die Festwahrnehmung.

¹²²⁵ *Unwiederbringlich*, Bd. 2, S. 605.

¹²²⁶ Alewyn / Sälzle: *Das große Welttheater*, S. 13.

Das ‘totale Fest’ als Resultat der Langeweile lässt sich auch auf die bewusste Herbeiführung von Liebesverhältnissen beziehen. So etwa meint das Hoffräulein Ebba von Rosenberg:

‘[...] Hofleben ist öd und langweilig, hier wie überall, und weil es langweilig ist, ist man entweder so fromm wie die Schimmelmann, oder ... nun, wie sag‘ ich ... so nichtfromm wie Ebba [...]’,¹²²⁷

Dadurch erscheint das Liebesverhältnis als geplante Gegenmaßnahme zum *horror vacui*, entspricht also gerade nicht den von Hugger vorgestellten Gipfel-Erfahrungen, die die Liebesstunden Effis und Melanies darstellen und die durch eine Nicht-Planbarkeit definiert sind. Das Zittern der Figuren in der Treibhaus- oder der Schloon-Szene ist bei Ebba daher konsequent mit einer „Heiterkeit“ vertauscht, während der mit dem Liebesakt Ehebruch begehende und ihm (so) ‘festliche Qualität’ zuordnende Holk durch ‘leidenschaftliche’ „Verwirrung“¹²²⁸ gekennzeichnet ist.

Die Liebesstunde selbst findet im direkten Anschluss an ein von Ebba ausgerichtetes kleines Fest statt und die festliche Dekoration des Abends begleitet auch den erotischen Grenzübertritt: „Oben in der offenen Tür stand Ebba, die Lichter brannten noch auf dem Tisch“.¹²²⁹ Das Brennen der Lichter korrespondiert mit einem direkt nach dem Stelldichein ausbrechenden Feuer, vor dem sich das Paar nur knapp in Sicherheit bringen kann. Dadurch wird Ebbas ‘Spiel’ als sinnbildliches ‘Spiel mit dem Feuer’ evident wird. Die Interpretation Schürmanns, die *L’Adultera* im Diskurs der zeitgenössischen ‘Emotionstheorie’ betrachtet („Wärme produziert Unsicherheit und Erotik – und den Ehebruch“¹²³⁰), findet sich hier damit drastisch zugespitzt. Die Treibhausatmosphäre in *L’Adultera* ist in *Unwiederbringlich* der Kaminhitze gewichen, die „ein in die Wand hineingebauter mächtiger Ofen“ erzeugt. Dieser wird, begleitet von offensichtlicher Erzählerironie, von Ebbas Kammerzofe dermaßen angeheizt, dass die Wand „gerad in der Mitte zu glühen schien“¹²³¹ mit dem äußerst aufschlussreichen Hinweis, dass Karin, die Kammerzofe im Bereich ‘intimer Verhältnisse’ äußerst erfahren sei „und Wärme, wie sie wußte, kam der Liebe zustatten“.¹²³² Die der Prokreation dienliche Wärme des Treibhauses in *L’Adultera* steht der

¹²²⁷ *Unwiederbringlich*, Bd. 2, S. 788.

¹²²⁸ Ebd., S. 758.

¹²²⁹ Ebd., S. 757.

¹²³⁰ Schürmann: *Der Fontanesche Treibhauseffekt*, S. 58.

¹²³¹ *Unwiederbringlich*, Bd. 2, S. 751.

¹²³² Ebd., S. 750.

destruktiven Hitze des Schlossbrandes in *Unwiederbringlich* gegenüber. Pastor Schleppegrell, der von dem Ofen noch sagt „[...] Es ist der größte Leichtsinns [...]“ nimmt damit die Entwicklung schon halb vorweg, die sich mit der Redewendung von dem ‘unter den Füßen brennenden Boden’ ebenso auf die waghalsige Rettung Holks und Ebbas auf das Schlosdach bezieht, wie auf die nun nicht mehr ‘romantische Eskapade’ über gefrorenes Wasser¹²³³, sondern folgenschwere ‘erotische Eskapade’ im glühenden und schließlich brennenden Turmzimmer.

Im Anschluss an dieses außereheliche Abenteuer fährt Holk – die festliche Befristung des Verhältnisses vollkommen verkennend – zu seiner Frau, um ihr die Trennung auszusprechen und danach das Hoffräulein um ihre Hand zu bitten. Diese Legitimierungsabsichten lehnt Ebba jedoch mit deutlichen Worten ab:

‘[...] In der Liebe regiert der Augenblick, und man durchlebt ihn und freut sich seiner, aber wer den Augenblick verewigen oder gar Rechte daraus herleiten will, Rechte, die, wenn anerkannt, alle besseren, alle wirklichen Rechte, mit einem Wort die eigentlichen Legitimitäten auf den Kopf stellen würden, wer das tut und im selben Augenblicke, wo sein Partner klug genug ist, sich zu besinnen, feierlich auf seinem Schein besteht, als ob es ein Trauschein wäre, der ist kein Held der Liebe, der ist bloß ihr Don Quixote.’¹²³⁴

Die Schilderung der außerehelichen Liebesstunde hat durch das leitmotivisch eingesetzte zerstörerische Feuer damit bereits die Destruktion der legitimen durch die illegitime Beziehung vorweg genommen. Dabei erscheint in diesem Fall weniger die Gesellschaft als schuldig, als die ‘Halbheit’ des ‘Augenblicksmenschen’ Holk, der zwar das momenthaft Festliche sucht, innerlich aber ganz auf Dauer gestellt ist. Kolk spricht Holk in diesem Sinne „die unvollständige Lösung aus vorheriger Routine“ zu.¹²³⁵

¹²³³ So bezeichnet die weitere Hofgesellschaft die ‘Schlittschuhflucht’ von Ebba und Holk, die am Tage bei einer Schlittschuhpartie auf dem Arreseebis zu der „durch eine Reihe kleiner Kiefern als letzte Sicherheitsgrenze bezeichnete[n] Linie“ (ebd., S. 749) der restlichen Gesellschaft davonlaufen. Die ‘Grenznähe’ von Ebbas und Holks gemeinsamen Tun ist damit auch semantisch deutlich gemacht. Außerdem werde in dieser ‘romantischen Eskapade’ – so meint Bilgeri – über die „Gefahr des Versinkens de[r] Liebesakt“ „präfiguriert“ (Bilgeri: *Ehebruchsromane Fontanes*, S. 163, Anm. 423).

¹²³⁴ *Unwiederbringlich*, Bd. 2, S. 788.

¹²³⁵ Kolk: *Beschädigte Individualität*, S. 110.

Figurativ ist der Zusammenklang von ‘Alltagsflucht’ und ‘Ehe(aus)bruch’ in dem ‘Reiz des Anderen’ fixiert.¹²³⁶ Holk etwa fasst den Vergleich zwischen seiner Ehefrau Christine und der Geliebten Ebba in ein sprachliches Bild:

Ebba war eine Rakete, die man, solange sie stieg, mit einem staunenden ‘Ah’ begleitete, dann aber war’s wieder vorbei, schließlich doch alles nur Feuerwerk, alles künstlich; Christine dagegen war wie das einfache Licht des Tages.¹²³⁷

Wie bei Melanie und Effi begleitet auch hier ein Lichtmotiv die außereheliche Beziehung. Dabei werden die Geliebte und die Ehefrau selbst zu ‘Lichterscheinungen’ qualifiziert, die sich kontrastiv gegenüberstehen. Ebba als ‘Rakete’, ist gekennzeichnet durch das Dunkel der Feuerwerksnacht, durch Künstlichkeit, außergewöhnliche Raffinesse, eine vertikale Bewegung (von unten nach oben) und eine zeitliche Befristung. Christine hingegen wird mit dem hellen Tageslicht verglichen, mit Echtheit, Einfachheit, Gewöhnlichkeit, einer horizontalen Ausdehnung und einer regelmäßigen Wiederkehr und Dauer.

Der Ehefrau als der legitimen, dauerhaften und gewohnten Partnerin werden damit stimmig Alltagsspezifika zugesprochen, während die Geliebte dem Fest zugeordnet werden kann. Besonders bemerkenswert sind hier jedoch die Wertungen, die sich an diese Zuordnung anschließen. An die als künstlich charakterisierte Ebba in dem von ‘Rechtmäßigkeit’ und öffentlicher Meinung getrennten ‘Dunkel der Nacht’ schließen sich die Wertungen unecht und falsch an, während die ‘einfache’ Christine als Tageshelle Sinnbild des Legitimen und öffentlich Zeigbaren ist und für das Echte, Wahre und Richtige steht. Diese Bewertungen finden sich bei den ungeplanten Liebestunden von Melanie und Effi nicht in dieser Form und gelten daher – so mag man schließen – vor allem der geplanten Verführung als Zeitvertreib, die etwaige Konsequenzen dem eigenen Vergnügungstrieb unterordnet.

Zugleich nimmt das Bild mit der Erkenntnis, dass Ebba nur für ein kurzfristiges Erleben von Höhe ohne ‘echte’ Gefühle steht, die spätere Reaktion Ebbas auf Holks Legitimierungsabsichten vorweg und macht Holks (Ver)Blendung durch den ‘spektakulären Lichteffect’ daher umso deutlicher.¹²³⁸

¹²³⁶ Auch Rubehn und van der Straaten (*L’Adultera*) und Crampas und Innstetten (*Effi Briest*) sind gegensätzlich angelegt. Dabei zeigt die Figurenanlage des Liebhabers stets deutlich mehr Übereinstimmungen mit der aus der Ehe ausbrechenden Figur als deren Ehegatte.

¹²³⁷ *Unwiederbringlich*, Bd. 2, S. 698.

¹²³⁸ Vgl. hierzu das Gespräch zwischen der Prinzessin und Ebba, in dem die Prinzessin Ebbas ‘Verführungskünste’ überdeutlich mit dem Licht-Motiv verknüpft: „[...] Du darfst ihm nicht, wie du jetzt tust, unausgesetzt etwas irrlichterlich vorflackern. Er ist schon geblendet genug. Solange er hier ist, mußt du dein Licht unter den Scheffel stellen. Ich weiß wohl, daß das viel

Auch bei Keyserling ist das ‘Ereignis Ehebruch’ gang und gäbe und verweist auf einen Mangel an legitimen Festerfahrungen innerhalb der Gesellschaft.¹²³⁹ Exemplarisch geschieht die erste erotische Grenzüberschreitung zwischen Günther und Mareile (*Beate und Mareile*) in der Natur, dem Raum der Instinkte und Triebe, der in Opposition zu Gesellschaft, Kultur, Stadt steht und nach Rasch sinnbildlich ist für die „Macht der Lust, der nicht zu widerstehen ist, auch wenn man sich ihrer Sündigkeit bewusst ist“.¹²⁴⁰ Doch – so lässt sich zunächst einigermaßen überraschend feststellen – ist dieser Akt ganz und gar nicht von festlichen Attributen begleitet: „Eines nur lebte in ihr, niedrig, staubig, wie die Wegwarte am Feldrain, eines nur, ein freudloses, dumpfes Verlangen, von Günther genommen zu werden – nur das ...“.¹²⁴¹ Dem ‘freudlosen Verlangen’ Mareiles entspricht die Darstellung des Raumes als „bedrückend und feindlich“.¹²⁴² Die gedeckten Farben der Landschaft, die sich aus ‘grauen Wolken’, dem ‘heißen Staub’ und einem ‘schwarzen See’ assoziieren, sind zugleich Spiegel wie Auslöser der Stimmung. Die sich darin ausdrückende Niedergeschlagenheit steht dem ‘Stehen auf einer Höhe’ gegenüber, das Mareile noch empfindet, als sie Günther ihr Liebeskonzept von „eigenster Erfindung“¹²⁴³ vorstellt.¹²⁴⁴ Liebe erscheint darin als vergeistigtes, einzig sprachlich präsentenes Gefühl – ein Konzept, das Günther in die Formel „[...] Liebe als Morphinum“¹²⁴⁵ überträgt und an späterer Stelle Mareile als ‘unmoralisch’ vorwirft.

gefordert ist, denn wer ein Licht hat, der will es auch leuchten lassen; [...]“ (*Unwiederbringlich*, Bd. 2, S. 694). Mit der Motivbedeutung ‘Erkenntnis’ spielend, wird Ebbas Licht hier genau in das Gegenteil verkehrt: in ein (ver-)blendendes Licht, das in die Irre führt. Als Ausdruck des vor allem sprachlichen Esprits des Hoffräuleins, ist das ‘Licht’ hier Sinnbild geistiger Fähigkeiten. Die durch ihre melancholische Sentimentalität als ‘Herz-Frau’ angelegte Ehefrau Christine steht auch hierin Ebba in direkter Opposition gegenüber.

¹²³⁹ Kolk spricht von „einer Gesellschaft, die ihre Defizite durch die der bereitgestellten Institutionen beweist. Die Individuen sind nur glücklich **außerhalb** der Ehe“ (ebd., S. 94).

¹²⁴⁰ Rasch: *Décadence um 1900*, S. 68.

¹²⁴¹ *Beate und Mareile*, H, S. 82.

¹²⁴² Ebd.

¹²⁴³ Ebd., S. 77.

¹²⁴⁴ „[...] Es ist doch gut, sich immer wieder zu sagen, daß wir uns lieben? Wie wir lieben? Immer, immer über die Seele des anderen gebeugt, diese Liebe zu fühlen? So führen wir ein Leben abseits, miteinander, allein für uns“ (ebd., S. 80). Vgl. auch in bezeichnender Ähnlichkeit dazu Irma von Buchow zu dem jüngeren Bruder ihres Ehemanns: „Wenn du mich liebst, so sag’ es mir, sag’s mir täglich, sag’s mir stündlich, das will ich hören, danach dürste ich [...]“ (*Feiertagskinder*, H, S. 910).

¹²⁴⁵ *Beate und Mareile*, H, S. 80.

‘[...] Sie sind nun mal keine weiße, tugendhafte Frau. Sie sind Mareile, Sie zahlen bar. Aber plötzlich wollen Sie so’n Gemisch von Mareile und Fürstin Elise und Tante Seneide sein. Das ist unmoralisch [...]’¹²⁴⁶

Günthers Begriff der ‘Unmoral’ bezieht sich hier auf charakterliche Authentizität. Ein an der christlichen Sittenlehre orientierter Moralbegriff ist damit durch eine Moralauffassung ersetzt, die den individuellen Menschen aus seiner Klassenzugehörigkeit heraus bewertet.¹²⁴⁷ So ist nicht etwa Ehebruch unmoralisch, sondern sich ‘wider seine gesellschaftliche Natur’ zu verhalten. Den körperlichen Akt der Liebe versteht Mareile so folgerichtig als ‘soziale Deklassierung’ ihrer Liebe: „Also heruntergeholt!’ sagte sie klagend vor sich hin, ‘jetzt ist sie so’n gewöhnliches Ding wie – wie – wir’s überall finden – in allen Gesindestuben’“.¹²⁴⁸ Der erotische Trieb wird in dieser Auffassung als ‘gewöhnlich’, als alltäglich evident. Dementsprechend steht der ‘triebhaften Liebe’ das ‘außergewöhnliche’ Liebeskonzept der vergeistigten Liebe, die topographisch an ‘oben’ und ‘Höhe’ gebunden ist, gegenüber. Die sprachlich sublimierte Liebe ist eine gemachte, widernatürliche, aber eben darum in der Figurenwahrnehmung eine festliche Liebe. Es ist also nicht der körperliche Akt, der ein festliches Erleben des Ehebruchs evoziert, sondern – wie Günther aufzeigt – die Inszenierung der Liebe über gezielte Suggestion und äußere Dekoration: „Wir müssen an unsere Feste glauben, wenn wir sie feiern wollen. Gott! Wir wollen unsere Liebe schon herausputzen. Mit allem Schönen wollen wir sie füttern, nicht? [...]’“.¹²⁴⁹ In direkter Opposition zu Fontanes Effi also, deren erster Übertritt ehelicher Grenzen durch Chiffren des Festes gekennzeichnet ist, während die folgende Beziehung im Kontext von ‘Gefangennahme’ und ‘Qual’ an die Begrenzung des Alltags angelehnt ist, folgt bei Günther und Mareile auf eine ‘gewöhnliche Triebentladung’ die festliche Inszenierung der täglichen „Liebesstunde“.¹²⁵⁰

¹²⁴⁶ Ebd., S. 82.

¹²⁴⁷ Vgl. hierzu Weinhold, die aus einer dekadenten Lebensweise „die Amoral mit Notwendigkeit“ hervorgehen sieht. „Innerhalb des Ästhetizismus im erläuterten Sinne existiert im Grunde nur das Ich in seiner Illusion von Welt; der Andere oder die Anderen bleiben in ihrer selbständigen Realität ausgeklammert. Weil überdies das Ich in seiner reflektierten Emotionalität dem Du überhaupt keine echten Gefühle entgegenbringen kann, kann es auch nicht von Gefühlen betroffen werden, die ihm sein Unrecht am Du deutlich werden lassen; d.h. es fehlt die Möglichkeit zu einem Appell an das Gewissen, der Grundlage der Moral“ (Weinhold: *Künstlichkeit und Kunst*, S. 139).

¹²⁴⁸ *Beate und Mareile*, H, S. 83.

¹²⁴⁹ Ebd.

¹²⁵⁰ Ebd., S. 84.

Die „Türkenbude“, die „Günther für seine Zusammenkünfte mit Mareile gewählt“¹²⁵¹ hat, ist wie der ‘Sündenflügel’ in *Dumala*, in dem Karola von Werland und Baron Rast ihre außerehelichen Liebesstunden feiern, durch eine verwahrloste Üppigkeit gekennzeichnet:

Die chinesische Tapete hing in Fetzen von den Wänden, Fledermäuse schliefen hinter ihr ihren Tagesschlaf, die rosa Vorhänge waren verschossen, die Couchette und die Sessel mit den goldenen Beinchen wackelten.¹²⁵²

Der ‘Sündenflügel’ wie die ‘Türkenbude’ fallen zunächst durch ihre sprechenden Namen auf, die den Raum von nationaler Moral und Tugend abtrennen und in zweiter Instanz durch die Erläuterungen der Figuren oder des Erzählers in einen ‘historischen Kontext der Unsittlichkeit’ gestellt werden. Der aktuelle Verfallszustand der Räume steht dabei für eine Abgrenzung von der Ordnung und Konvention der Schlossräume. Schwalb konstatiert: „Relevant für die Eignung zum erotischen Handlungsraum ist vor allem die Distanz zum Schloß und die Divergenz zu dessen Kultiviertheit“.¹²⁵³ Zugleich ist darin aber auch der Verweis auf vergangene Feste enthalten, deren inzwischen schadhafte Dekoration auf ein mittlerweile ebenso schadhaftes Festkonzept hinweist. Dennoch zeigt die ‘Türkenbude’ für Festräume typische Gestaltungselemente. Neben Gold und Exotik (Türkei und China) sind auch die Elemente der Natur eingebunden. „Vögel aus kleinen Muscheln geformt“ schliefen in einer Vitrine und das

Fenster zum Walde hin stand offen. Das Hämmern eines Spechtes, der Wachruf eines Hähers, das Schnalzen der Fische im Teich klangen herein. Ein Lufthauch trug den Duft des Moooses, der Schwämme und Heidelbeeren ins Zimmer. Günther streckte sich. Oh! Die köstliche Luft seiner Liebesstunde.¹²⁵⁴

Erfüllt von akustischen und olfaktorischen Reizen erscheint die ‘Luft der Liebesstunde’ als Inbegriff des Natur-Lebens, was den Gegensatz zu der stilisierten, kultivierten Schlosswelt hervorhebt und die Liebesstunde ihrem Wesen nach als ‘kreatürlichen Akt’ charakterisiert. Das, was in der Natur selbst als ein Eingeständnis an das eigene Nicht-Können der Triebkontrolle („wir können

¹²⁵¹ Ebd.

¹²⁵² Ebd.

¹²⁵³ Schwalb: *Keyserling, Konstanten und Varianten*, S. 21f. Vgl. Thomé, der meint: „daß bei den adeligen Damen die Treue gar nicht einmal eine Sache der Moral, sondern der Reinlichkeit sei. Die sexuelle Ekstase ist so überhaupt nur um den Preis des Verzichts auf die kulturellen Errungenschaften zu haben“ (Thomé: *Autonomes Ich und ‘Inneres Ausland’*, S. 560).

¹²⁵⁴ *Beate und Mareile*, H, S. 84.

nicht mehr' [...] 'Nein, wir können nicht'¹²⁵⁵) zu einem Eingeständnis der eigenen Gewöhnlichkeit wird, ist als 'Einrichtung' mit fester Zeit und festem Ort wieder einem Wollen unterstellt, dem 'Feiernwollen'. Das 'Strecken' Günthers impliziert so konsequent eine Ausdehnung körperlicher Grenzen und bereitet ebenso wie die Qualifikation der Luft als 'köstlich' die folgende emotionale Hochgestimmtheit des festlichen Augenblicks vor:

und Günther, bleich vor Erregung, schloß die Augen, lag da, begraben unter diesem warmen, fiebernden Frauenleibe. Und welch ein Glück war es, nach solch einer Liebestunde dazuliegen, satt und müde[.]¹²⁵⁶

Sowohl das 'bleiche' Gesicht Günthers als auch das 'Begrabensein' verweisen auf eine todesähnliche Entgrenzung, die im Kontext von 'Glück', von 'Satt-und-müde-Sein' überdeutliche Hinweise auf Festcharakteristika wie Lebenssteigerung (bis zum Tod), Grenzüberschreitung oder -erweiterung, Verwischung sozialer Trennlinien (Mareile ist nicht von Adel), Spannungsabbau, Verschwendung von Kraft und sexueller Potenz geben.

Sendlinger verweist in diesem Kontext auf die Verknüpfung von dekadentem „Durst nach Leben“ und dem 'Rauschmittel Liebe'.¹²⁵⁷ Dabei erweist sich die Liebe als Maßnahme zur momenthaften Entgrenzung durch die ihr immanente Teilhabe am Leben des Anderen äußerst erfolgreich und erscheint vor allem im sexuellen Akt über die Verwischung körperlicher Grenzen unmittelbar einleuchtend.¹²⁵⁸ Doch – und das scheint hier entscheidend – gelingt die 'festliche Teilhabe' nur im Rahmen eines festlichen Dekorums. Mit dieser Betonung des

¹²⁵⁵ Ebd., S. 83.

¹²⁵⁶ Ebd., S. 85. Vgl. auch: „Sie beugte sich auf Günther nieder, der die Augen schloß, bleich, fast ohnmächtig vor übergroßer Erregung“ (ebd., 88) oder Günthers Erinnerung an die „kleine Photini, die junge Frau des alten Maoro Petros, des Zollaufsehers von Hydra“: „Günther entsann sich, wie er einmal in dieser wilden Umarmung seine Sinne schwinden fühlte. Eine Ohnmacht überwältigte ihn“ (ebd., S. 72).

¹²⁵⁷ „Bestimmend ist dabei der Wert des Lebens, dessen man teilhaftig werden möchte. Dies versucht man über verschiedene Rauschmittel, in ekstatischen Momenten, die für Augenblicke die Einheit dem Leben erlebbar machen, die aber nach diesen momenthaften Entgrenzungen eine Ernüchterung zurücklassen. Dennoch bleibt 'ein großer Rest ungestillten Lebensdurstes', dem man nun mit einem stärkeren Rauschmittel, als Naturerleben, Musik oder Spiel es sind, beizukommen versucht: in der Liebe“ (Sendlinger: *Lebenspathos und Décadence*, S. 231).

¹²⁵⁸ Eine solche 'Auflösung' der Körpergrenzen zeigt Keyserling beispielsweise an Mareile: „Sie beugte sich über ihn und küsste ihn mit den Frauenlippen, die in der höchsten, hingebenden Erregung wie heiße Rosenblätter werden, als sei die Haut, die das Blut umschließt, zu einem feinen, kaum merkbaren Schleier geworden“ (*Beate und Mareile*, H, S. 103).

Äußeren, zu dem das Innere in absoluter Abhängigkeit zu stehen scheint, geht der Verlust der Festfunktion einher, für den Alltag zu stärken. Stattdessen wird in der ‘dekorativen Sinnlichkeit’ eine Funktionalisierung des Festes zur Überdeckung und Verdrängung von Mangel offensichtlich. Das gilt auch für den ‘Sündenflügel’ in *Dumala*:

‘Famos altes Zimmer’, sagte Rast. ‘Das Bett mit den verblichenen grünen Damastvorhängen – und die zerfetzten Goldtapeten, was für eine gespenstische Üppigkeit da drin steckt. Unglaublich!’ Werland nickte: ‘Ja, ja. Das war wohl der Sündenflügel der alten Werlands. Dekorative Sünden. Das achtzehnte Jahrhundert hatte wenig Temperament, daher wurde die Sinnlichkeit dekorativ.’¹²⁵⁹

Als einzigen Einrichtungsgegenstand nennt Rast – die weitere Entwicklung vorwegnehmend – das Bett. Es ist eingerahmt von ‘üppiger’ Dekoration, die der Verwahrlosung der Türkenbude entspricht und durch das Adjektiv ‘gespenstisch’ mit einer für Keyserling üblichen Chiffre für Lebensferne belegt wird. Werlands Antwort stellt das ‘famos alte Zimmer’ dazu in einen übergeordneten historischen Zusammenhang. Die ‘Temperamentlosigkeit’ des 18. Jahrhunderts mit der Werland auf die Epoche der Aufklärung und das Primat der Vernunft Bezug nimmt, bringt er in einen Kausalzusammenhang zur sinnlich üppigen Dekoration: Ein innerer Mangel wird durch äußere Zurschaustellung des Ermangelten auszugleichen versucht. In diesem Kontext wird der Begriff ‘Sünde’ aus dem Zusammenhang einer christlichen Ethik gelöst und als Synonym für ‘Lebensgenuss’ zum (adels)gesellschaftlichen Modewort.¹²⁶⁰

In enger Verwandtschaft zu den ‘dekorativen Sünden’ des Werlandschen Sündenflügels erscheint Veblens Theorie vom ‘demonstrativen Müßiggang’. Setzt man nun ‘Sünde’ und ‘Lebensgenuss’ in Analogie zueinander, ergibt sich angesichts der Inszenierung der Liebesstunden ein quasi ‘dekorativer Lebensgenuss’ als notwendig. Aus der großen Abhängigkeit vom äußeren Dekoratum wiederum ließe sich die Formel ableiten: umso weniger die innere Disposition zum Fest gegeben ist, desto wichtiger ist der äußere Anschein von Festlichkeit für den Eindruck von Lebensgenuss.

¹²⁵⁹ *Dumala*, H, S. 260.

¹²⁶⁰ Dazu stimmig stellt Koopmann in seinem Aufsatz über das Phänomen der Entgrenzung heraus: „‘Moral’ und ‘Lebensgenuß’ schließen sich so aus wie die Wirklichkeit und die Entgrenzungstendenz um 1900“ (Koopmann: *Entgrenzung*, S. 84). Denkt man diesen Gedanken weiter, ergibt sich daraus für die Liebe im moralisch ordnungsgemäßen Gewand der Ehe die Abwesenheit von ‘Lebensgenuss’.

Günthers Formulierung von der ‘Liebe als Morphium’ – an späterer Stelle bezeichnet der Erzähler Mareile als „das wirkungsvollste Betäubungsmittel“¹²⁶¹ – zeigt daher stimmig eine Verschiebung der festlichen Rauscherfahrung von einer ‘Öffnung’ des Bewusstseins zu einer teilweisen oder vollständigen ‘Betäubung’ des Bewusstseins. Das ‘Rauschmittel Liebe’ und die ‘Geliebte als Droge’ erzeugen ein Fest als Realitätsflucht, indem man momenthaft aufhört zu sein.

Der Morphium-Analogie entspricht dabei Günthers ‘Verwendung’ sexueller Verhältnisse, um den „nervösen, unbefriedigten Günther für einige Augenblicke los zu sein“.¹²⁶² Zudem werden sie von ihm als „ein angenehmer Protest gegen die ruhige Ordnung des Lebens um ihn her“¹²⁶³ empfunden. Rasch sieht als Antrieb für das erotische Verhältnis außerhalb ehelicher Grenzen so auch nicht nur das ‘erotische Bedürfnis’ Günthers, sondern ebenso den Genuss am „Ausbruch aus der lähmenden Alltäglichkeit in seinem Schloß“.¹²⁶⁴

Die zeitliche Begrenzung des ‘Lust-Ausfluges’ ist dabei ein wesentlicher Faktor, was sich in einem Gespräch zwischen Günther und Mareile deutlich zeigt – abermals in betonter Verwendung der Fest- und Alltagstermini:

Günther seufzte: ‘Die Liebe müßte eine schöne, tödliche Krankheit sein. Man liebt sich – und man weiß – das Ende kommt dann und dann – und die Liebe wird immer hastiger – man hat Eile, sie ganz zu genießen. Nur noch zwei Tage – noch eine Nacht.

¹²⁶¹ *Beate und Mareile*, H, S. 101. Die Geliebte als ‘Ornament des schönen Lebens’, als Betäubungs- und Rauschmittel sieht Horst Fritz als typische Erscheinungsform der Erotik des Fin de siècle. „Alles soll in ein einheitliches, harmonisches Dekor eingefügt werden, um gegen die Häßlichkeit der Realität den Anspruch eines schönen Lebens durchzusetzen. Dies aber um den Preis, daß die Dimension des Lebens selbst entweicht und abstirbt. In der ästhetischen Verfügung über die Natur erstarrt diese zur reinen Schmuckwelt, zum funktionslosen künstlichen Paradies, in dem sich eine ähnliche Realitätsferne dokumentiert, wie in der Vorstellung eines rauschhaften Weltbesitzes“ (Horst Fritz: „Die Dämonisierung des Erotischen in der Literatur des Fin de Siècle“, in: Bauer u.a. (Hrsg.): *Fin de siècle*, S. 442-464, hier S. 454).

¹²⁶² *Beate und Mareile*, H, S. 62.

¹²⁶³ Ebd., S. 61. Vgl. auch Günthers Gemütszustand bevor er das erste Mal Eve aufsucht: „Er wollte Schwüle, wollte etwas, das berauscht. War es denn aus mit dem Erleben? Ungeduldig und feindlich dachte er an die Frauen hier, mit ihrem vornehmen Verhüllen aller schönen Nacktheit, an die Frau, deren Leib nach jeder Umarmung rein und keusch zu bleiben schien. Konnte das ihn satt machen! – Heute mußte er etwas tun, das ihn daran erinnerte, daß er noch jung war. In das Schlafzimmer mit der schläfrigen Ampel konnte er heute nicht hinein. Er trat an das Fenster und zog den Vorhang zurück. Der Vollmond stand am Himmel. Der Schnee flimmerte bläulich. Wie festlich und weit das aussah! Und da sollte er, Günther, drinnen bleiben, bei den gelben Lampe, und zuhören, wie die gefräßigen Uhren ihm die die ungenutzten Lebensaugenblicke forttickten?“ (ebd., S. 58).

¹²⁶⁴ Rasch: *Décadence um 1900*, S. 226.

Aber so ...' [...] 'Warum', sagte sie und lächelte noch immer, als spräche sie freundlich zu einem Kinde, 'warum soll die Liebe nicht das Leben sein. Sie ist da. Wir gehen unseren Geschäften nach – leben unseren Werktag – aber wir wissen, sie ist da – sie wartet auf uns. Erinnerst du dich des Gefühles, das wir am Sonnabend nachmittag hatten.' 'Ja – ja – das war famos!' 'Sieh – so'n Gefühl gibt die Liebe dem ganzen Leben, immer wartet ein Festtag auf uns.' 'Ja, aber dann, die verfluchten Sonntag-abende', wandte Günther ein.¹²⁶⁵

Die 'Liebe als Leben' im Rahmen eines von Mareile vertretenen Werktag-konzeptes kontrastiert mit Günthers Sehnsucht nach einem dauernden Fest, die sich in der morbiden Formulierung von 'Liebe als tödlicher Krankheit' äußert. Mareiles Sprechverhalten Günther gegenüber, das ihm die Rolle eines Kindes zuordnet, erinnert an Keyserlings Wortschöpfung 'Feiertagskinder'. So erscheint der aus heutiger Sicht zunächst befremdliche Wunsch, Liebe als 'schöne' (!) 'tödliche Krankheit' zu erleben ('amour fatal'), als ein unreifer Kinderwunsch, der aber in der Décadence-Strömung durchaus üblich ist. Weinhold etwa weist auf eine „für den Dekadenten typische Verknüpfung von Liebe und Tod“ hin und erläutert schlüssig, dass

vermittels des negierenden Charakters des Todes eine Höchststeigerung des Lebens zum einzigartigen, unwiederholbaren Empfindungs Augenblick erreicht werden [soll]. Durch den Tod ist dieses außerordentliche Erlebnis vor einer Banalisierung, die sich bei seiner Fortsetzung im (bedeutungslosen) Leben ergeben könnte, geschützt.¹²⁶⁶

Demnach dient der Tod unmittelbar dem festlichen Erleben der Liebe, gerade indem er ihr ein Ende setzt. Das macht die Alltäglichkeit des Liebesaktes in der Natur bei gleichzeitiger Festlichkeit in einem von unlängst erstorbenen Festen zehrenden Innenraum plausibel. Denn die Natur als Inbegriff des zyklischen Lebens banalisiert den Akt, während die Gegenwart des Verfalls als Ausdruck zeitlicher Linearität mit dem unweigerlichen Entgegensteuern auf ein Ende Einzigartigkeit, Außergewöhnlichkeit, eben Festlichkeit bewirkt.

Neben der zeitlichen Begrenzung ist es vor allem der 'Reiz des Anderen', der wie bei Fontane auch bei Keyserling stark betont wird. So verbalisiert Günther – ähnlich wie Fontanes Holk – den Gegensatz zwischen seiner Geliebten und seiner Ehefrau:

'[...] Beate ist ein Sonntagskleid – du bist anders – ihr – dein Geschlecht – seid kostbare Träume – kostbar und vergänglich; nur für Festtage da – für heiße Stunden ganz voller Licht – für die Dämmerstunden sind die anderen da, die stillen, weißen Frauen ... aber ihr, ihr müßt vergehen, wenn ihr nicht glücklich seid.' Mareile lächelte. Günthers Worte taten ihr wohl. Sie wollte dieses kostbare, vergängliche und unver-

¹²⁶⁵ *Beate und Mareile*, H, S. 101.

¹²⁶⁶ Weinhold: *Künstlichkeit und Kunst*, S. 79.

antwortliche Festtagswesen sein, das keinen Montag erleben konnte. Dann war es gut. Ziepens 'lütte Mareile', die gerne Baronesse wäre, die Inspektorstochter, die der Gräfin den Herrn stiehlt, all das war dann nicht mehr da.¹²⁶⁷

In Analogie zu dem sich wöchentlich wiederholenden Sonntag und zu dem Licht der Dämmerstunden gesetzt, erhält die Ehefrau Beate feierliche Attribute zugesprochen, während Mareile als Geliebte zum 'Festtagswesen' erklärt wird. Die Metaphorisierung von Mareile zum 'Traum' hebt dabei die Opposition zum Alltag deutlich hervor und kennzeichnet zugleich eine Wirklichkeitsferne.¹²⁶⁸ In Mareiles Reaktionen bestätigt sich die 'andere' Realität des Festes, die die Alltagswirklichkeit vollständig zu verdrängen vermag. Immer deutlicher tritt so die Festinszenierung aus Motiven der Flucht und Verdrängungsnotwendigkeit hervor.

Über die Zuweisung zu 'Stunden voller Licht' wird im Kontext der Lebensphilosophie dennoch zugleich eine lebensintensivierende Wirkung hervorgehoben, die sich in den besonderen zeitlichen Umständen der Liebesstunde wiederholt¹²⁶⁹: „Die Mittagsstunde, wenn es auf den Feldern und Wegen still wird, war ihre Liebesstunde“.¹²⁷⁰ Günther und Mareile treffen sich somit wie die

¹²⁶⁷ *Beate und Mareile*, H, S. 87f. In der Forschung wird die Gegensätzlichkeit von Beate und Mareile häufig über die Farbadjektive 'weiß' versus 'rot' thematisiert, die für zwei oppositionelle Frauentypen und Welten stünden. Vgl. hierzu z.B. die Erläuterungen von Schwalb (Schwalb: *Keyserling, Konstanten und Varianten*, S. 49f.), Sturies (Sturies: *Intimität und Öffentlichkeit*, S. 49ff.) oder die von Ulrike Peter: „Mit Beate und Mareile hat Keyserling zwei Frauentypen geschaffen, die in der Forschung den Dualismus von 'roter' und 'weißer' Frau in seinem Werk begründen“. „Beate in der lebensfernen, geordneten Welt des Schlosses steht daher der lebensvollen, sinnlich-natürlichen Welt Mareiles gegenüber“. Dabei stellt Peter fest, dass es „nicht zuletzt die polarisierte Auffassung des Mannes von der Frau [ist], die die kontrastierenden Positionen unterstützt“ (Ulrike Peter: *Das Frauenbild im späten Erzählwerk Eduard von Keyserlings, Darstellung an ausgewählten Erzählungen und Romanen*, Essen: 1999, S. 87).

¹²⁶⁸ Vgl. dazu Sommer: „Im Extrem werden die feierlich Ver-rückten zu vollständig Ent-rückten. Das Transzendieren, das Überschreiten des Selbst, kann auf zwei Wegen geschehen. Entweder durch Enthusiasmus, der aus einer Besessenheit erwächst: Der Körper wird begeistert, indem ein Dämon hineinfährt oder ein Gott Besitz von ihm nimmt. Oder durch Ekstase, die als Aus-sich-Heraustreten erfahren wird: Dann entschwindet die Seele aus dem Körper. So entsteht eine Distanz zur alltäglichen Umwelt, Normen und Konventionen können leichter gebrochen werden. Die Umgebung zerfließt zu einem 'Überall und Nirgends' – zu einem Traumort –, die Zeit verwandelt sich zu einem 'Immer und Nie' – zu einer Traumzeit“ (Sommer: *Feste, Mythen, Rituale*, S. 142).

¹²⁶⁹ Da die 'Mittagsstunde' im Schloss gemeinhin als Ruhezeit in den Innenräumen eingerichtet ist, gilt für die Mittagszeit, die aktiv außerhalb des Schlosses begangen wird auch die von Kirchoff auf 'Abend und Nacht' bezogene 'Exzeptionalität' der 'Festzeit'. Vgl. Kirchoff: *Darstellung des Festes im Roman um 1900*, S. 10.

¹²⁷⁰ *Beate und Mareile*, H, S. 84.

anderen ‘heimlich Liebenden’ Keyserlings zu einer Stunde, die als allgemeine Ruhezeit nicht nur Heimlichkeiten erlaubt, sondern auch den höchsten Stand der Sonne am Himmel impliziert. Die Sonne als Symbol des Lebens erreicht zu dieser Stunde ihre größte Kraft und verweist auf die lebenssteigernde Qualität des Zeitpunktes und damit – wie auch als ‘Stunde des Pan’¹²⁷¹ – auf dessen Eignung als Fest- und Rauschmoment. Schwalb sieht hier weniger die Lebenskraft der Sonne als maßgebliches Auswahlkriterium für die Liebesstunde als die Abwesenheit der „normbewahrenden Alten“, die sich

in den Innenräumen des Hauses zur Mittags- oder Nachtruhe aufhalten und sich damit in einem Zustand von Nicht-Leben befinden, also zumindest physisch sporadisch eliminiert sind.¹²⁷²

Ein Zeitpunkt intensiver Lebenskraft klingt zusammen mit der Abwesenheit zivilisatorischer Kontrolle und zeigt die Verbindung von Rausch und Verbot deutlich an. Das ‘heimliche Fest’ erscheint als die einzig mögliche Form der Rebellion gegen die bestehende Ordnung, ohne die Ordnung, zu der man sich selbst gern dazu zählt, tatsächlich zu verlassen. Die Überschreitung einer Grenze, die nach Lotman als ‘Ereignis’ einen Text erst zu einem künstlerischen Text macht, ist so von vornherein als ‘restitutiv’¹²⁷³ angelegt. Die versteckte Rebellion bezieht sich damit einzig auf das egoistische Entgrenzungsstreben der Figuren, stellt die gesellschaftliche Ordnung dabei aber keineswegs infrage. Dass die Heimlichkeit zudem noch erregungssteigernd wirken kann, belegt weiterhin die tief verwurzelte Ausrichtung auf die Gesellschaftswerte. Nur dort, wo Regeln verinnerlicht sind, kann man einen Verstoß gegen diese Regeln als Sünde empfinden, „aber“ – so konstatiert Rasch – „dieses Sündenbewußtsein dient im Grunde nur der Verschärfung der Lust, ihrer Steigerung; es wirkt wie eine starke Würze“.¹²⁷⁴ Auch Schulz sieht eine Relevanz des Verbotsbruchs für die Steigerung von Genuss:

Dabei ist auch das Moment des Unerlaubten von Bedeutung: Verführung, Ehebruch, Heimlichkeiten und das Ausbrechen aus sanktionierten Formen steigern den Interes-

¹²⁷¹ Die Mittagsstunde als mythologische ‘Stunde des Pan’ vereinigt symbolisch Ruhe, Schrecken und Lust. Vgl. Anm. 1161.

¹²⁷² Schwalb: *Keyserling, Konstanten und Varianten*, S. 94.

¹²⁷³ Vgl. Lotman: *Struktur des künstlerischen Textes*. Der Begriff ‘restitutiv’ ist bei Matias Martinez und Michael Scheffel entnommen. Er bezeichnet Texte, in denen eine Grenzüberschreitung „versucht wird, aber *scheitert*, oder aber in denen sie vollzogen, aber wieder rückgängig gemacht und damit *aufgehoben* wird“ (Matias Martinez / Michael Scheffel: *Einführung in die Erzähltheorie*, München: 2003, S. 142).

¹²⁷⁴ Rasch: *Décadence um 1900*, S. 68.

santheitsgrad solcher Liebschaften, scheinen gegen die Belanglosigkeit des ‘Alltäg-lich-Normalen’ gewissermaßen abzusichern und erhöhten Lebensgenuß zu verheißen.¹²⁷⁵

Dass der ‘Durchbruch eines Verbotes’ nicht nur ein Kennzeichen des Festes, sondern gleichermaßen mit ursächlich für das Festempfinden sein kann, zeigt sich bei genauerer Analyse von Keyserlings Erzählungen als geschlechts-spezifischer Befund. Die Männer als ‘Herren’ mit einer ästhetischen Weltsicht, die nur dem eigenen Ego verpflichtet ist, empfinden weder Sündhaftigkeit noch Verbot ihrer Verhältnisse (‘Selbstsorge’), solange diese nicht in einen offenen Konflikt zu der Gesellschaft treten.¹²⁷⁶ Die Grenzen für richtiges Verhalten, die in der Männerwelt weit gesteckt sind, sind für die Frauen dafür umso enger gefasst: „Wie eine unerbittliche Gouvernante“ empfindet etwa Doralice die „ihr aufgezwungene fremde Doralice“¹²⁷⁷, die das Wunschbild ihres erheblich älteren Ehemannes bedienen soll. Das Verbotene wird von den Frauen so ungleich stärker empfunden und ist dermaßen verinnerlicht, dass sie anders als die Männer nicht aktiv die Grenzen ihres Alltags durchbrechen, sondern vielmehr einen Übertritt oder Bruch ihrer Grenzen von außen einfach ‘geschehen lassen’.¹²⁷⁸ In *Wellen* beispielsweise erlebt Doralice in der „Liebesgeschichte“

¹²⁷⁵ Schulz: *Ästhetische Existenz*, S. 111. Dass die ‘Heimlichkeiten’ über Adjektive wie ‘klein’ und ‘unreinlich’ auch eher in die semantische Umgebung von ‘Alltag’ gerückt werden können, zeigt sich bspw. an Günther: „Das Warten verlor seine Feierlichkeit. Kleinliche, unangenehme Gedanken kamen: an Verheimlichen, Verstecken, die ganze unreinliche Buchführung einer solchen Liebe“ (*Beate und Mareile*, H, S. 84f.).

¹²⁷⁶ Vgl. z.B. das Ehepaar von Bassel: „Wenn Dina eifersüchtig war, pflegte Oskar zu sagen: ‘Ich nehme dir nichts, aber ich bedarf solcher Erlebnisse, wie der Maler seiner Farben’ (*Nachbarn*, H, S. 484). In *Beate und Mareile* hingegen, wo die Liebesgeschichte zwischen Günther und Mareile zu einem öffentlichen Geheimnis wird („Allerhand Gerüchte über ihn und Mareile beschäftigten die Berliner Gesellschaft sehr stark“ *Beate und Mareile*, H, S. 100), erhält der bloß als ‘Lust-Ausflug’ angelegte Ehebruch damit – so lässt sich unter dem Blickpunkt dieser Arbeit interpretieren – eine Bindungsschwere, die feierliches Pathos und Dauerhaftigkeit des Alltags verbindet. Fort ist das ‘Leichte’, Verantwortungslose des Festes. Günther leidet unter der dadurch entstehenden Vermischung der Festlichkeits- und Alltagskonzepte und zeigt sich daher geradezu erleichtert, als er wegen seines Verhaltens zu einem Duell gefordert wird und er in Form gesellschaftlicher Sanktionen mit der Eindeutigkeit der Festlichkeits- und Alltagskonzepte konfrontiert wird.

¹²⁷⁷ *Wellen*, H, S. 384.

¹²⁷⁸ Dabei steht stets die ‘Langeweile’ am Anfang des Ehebruchs. Vgl. dazu auch die Erläuterungen zu dem Verhältnis von Rosa Herz in dem Kap. 2.4.1.1 *Unstandesgemäße oder nicht-eheliche Verhältnisse*. Claudia, Karola, Irma, Nicky, Irene – Keyserlings ‘fallende’ Frauen sind so sämtlich dem ‘Behaglichkeits- und Ruhebedürfnis’ alter Ehemänner ausgesetzt. Das Begehren eines anderen Mannes ist dabei zwar nicht weniger die Projektion eines Wunschbildes auf die Frau, als es durch den Ehemann geschieht, doch erfährt die Frau

mit Hans ihren „ersten Liebesrausch“ „und Doralice ließ es geschehen, es war ihr, als faßte das Leben sie mit starken, gewaltsamen Armen und trug sie mit sich fort“.¹²⁷⁹

Der Geliebte wird als Leben selbst empfunden und die eigene Rolle in vollkommener Passivität erlebt. Dieser quasi willenlos hingenommenen Entführung (‘starke, gewaltsame Arme’, die sie ‘forttrugen’) entspricht die Trennung von Sündenbewusstsein und Schuldempfinden: „Es wunderte sie selbst, wie gering die Gewissensbisse waren über das Unrecht, das sie ihrem Mann antat“.¹²⁸⁰ Die rationale Erkenntnis eines Unrechts gegenüber ihrem Mann kontrastiert mit einem durch Egotismus befreiten Gewissen. Die Passivität des ‘Geschehenlassens’ wie ein durch den Liebesrausch bedingter Fatalismus entlasten ihr Gewissen von einem Verantwortlichkeitsgefühl, zugleich aber verursacht die Ahnung von realen Konsequenzen das Gefühl der Angst:

Wenn Doralice an diese Zeit dachte, empfand sie wieder das seltsame schwüle Brennen ihres Blutes, empfand sie die stete Angst vor etwas Schrecklichem, das kommen sollte, das jeder Liebestunde auch ihr furchtbar erregendes Fieber beimischte. Wieder empfand sie jenes wunderbar lose, verworrene Gefühl, jenen Fatalismus, der so oft Frauen in ihrem ersten Liebesrausch erfüllt.¹²⁸¹

Das ‘Brennen des Blutes’, wie das ‘erregte Fieber’, geben deutliche Hinweise auf eine festliche Ekstase der ‘Liebestunden’. Adjektive wie ‘seltsam’, ‘wunderlich’ und ‘verworren’ stehen für eine vom Alltag abgegrenzte Traumrealität und unterstützen damit diesen Befund. Dabei ist vor allem die hergestellte Kausalität zwischen Angst und Erregung von Bedeutung, zeigt sie hier doch nicht nur Eros als Fest, sondern für die aus der Ehe ausbrechende Frau auch regelrecht den Ehebruch als Fest an.

Zugespitzt ließe sich für die untersuchten Erzählungen formulieren: das rauschhafte Fest als vom Alltag entlastende Ventilsitte findet mit steigendem Kulturanspruch nicht mehr statt. Diese Funktion der öffentlichen Feste haben die ‘heimlichen Feste’ der Lust und Liebe übernommen. So ist der Ausbruch aus dem (Ehe-)Alltag mittels ‘verbotener Feste’ durchaus ‘üblich’ und wird als

dadurch eine gänzlich andere Qualität: „Ihr war seltsam traumhaft und feierlich zumute. Wo war die dumme, kleine Nicky hin, die Oskar und die Schwägerinnen nachsichtig belächelten, Nicky, die sich immer langweilte und nichts verstand! Jetzt war etwas Geheimnisvolles und Kostbares in ihr, das ein großer Künstler bewunderte“ (*Nicky*, H, S. 707).

¹²⁷⁹ *Wellen*, H, S. 385.

¹²⁸⁰ Ebd.

¹²⁸¹ Ebd.

‘Geheimnis’ auch nicht sanktioniert. Bestrafungen (Verlust, Isolation, Tod) erfolgen erst bei einem offenen Konflikt mit der Gesellschaft¹²⁸² oder dem Versuch, die Festlichkeit entweder für den Alltag zu konservieren¹²⁸³ oder den Alltag als solchen gänzlich umgehen zu wollen: „Der Versuch eines völligen Neuansatzes der Lebensführung als Reaktion auf die Enge konsequenter Alltagsrationalität bringt ‘Lächerlichkeit’ und Suizid hervor“.¹²⁸⁴

Bei Fontane ist dazu immer wieder die Schuldfrage von Bedeutung. Dabei erscheinen vor allem die ehebrechenden Frauen als ‘unschuldig in ihrer Schuld’, wohingegen sich die Gesellschaft mit ihrem Einfluss auf die Lebensführung und auf familiäre Entscheidungen nicht nur als richtende, sondern auch als verursachende Größe zeigt: „[...] Es bleibt dabei, die Hauptschuld tragen die Eltern und die Erzieher“.¹²⁸⁵

Die allgemeine Akzeptanz der gesellschaftlichen Ordnung, der sich Fontanes Figuren in fatalistischer Manier dennoch scheinbar freiwillig unterwerfen, ist bei Keyserling einem Subjektivismus gewichen, der die gesellschaftliche Ordnung als dienstbaren Geist begreift.

¹²⁸² Vgl. Koopmanns Aussage über die Opposition von ‘Moral und Lebensgenuss’: „Geraten sie in Konflikt, siegt die Moral und mit ihr die Gesellschaft“ (Koopmann: *Entgrenzung*, S. 84). Anders betont Thomé Libertinage um den Preis der Diskretion: „Das Subjekt kann seine Umgebung nur so lange nach seinen Bedürfnissen modeln, wie es sich an die Normen seiner Kultur hält. Diese räumen dem Adligen, auch wenn er verheiratet ist, das Recht zur Libertinage ein, sofern das ehebrecherische Verhältnis diskret gehandhabt wird und die Gattin vor der öffentlichen Kompromittierung geschützt ist [...] die Übertretung der Norm, die Günther mit der Übersiedelung in die Stadt und dem öffentlichen Konkubinat unterläuft, ahndet die adelige Kaste mit der Duellforderung“ (Thomé: *Realistische Psychopathologie*, S. 796).

¹²⁸³ Vgl. z.B. den Selbstmord Adam von Petöfys nachdem er den Ring (= Symbol der Dauerhaftigkeit) seiner Frau Franziska am Finger seines Neffen Egon bemerkt (*Graf Petöfy*), Effi, die die Briefe Crampas’ aufbewahrt und damit den Duelltod desselben wie ihre gesellschaftliche Ächtung und frühen Tod herauf beschwört (*Effi Briest*) sowie die Heiratsabsichten von Waldemar (*Stine*), Holk (*Unwiederbringlich*) und Victoire (*Schach von Wuthenow*), die jeweils den Tod einer Figur nach sich ziehen. Eugène Faucher spricht davon, „daß die Romanfiguren Eros und Gesetz als *Mittel* zur Selbstzerstörung benutzen“ und damit „die Schleichwege des Todestriebes in Fontanes Romanen aufdecken“. So interpretiert Faucher etwa, dass Effi Crampas Briefe aufbewahrt habe „als einziges Mittel, sich Strafe und Tod zu ermöglichen“. „Das Vergehen übt eine geheimnisvolle Macht aus, weil es ein Mittel und Weg zum heimlich ersehnten Tod ist“ (Eugène Faucher: „Umwege der Selbstzerstörung bei Fontane“, in: Thunecke (Hrsg.): *Formen realistischer Erzählkunst*, S. 395-403, hier S. 395, 397 u. S. 398).

¹²⁸⁴ Kolk: *Beschädigte Individualität*, S. 111.

¹²⁸⁵ *Effi Briest*, Bd. 4, S. 153.

In general, nineteenth-century literature demands this type of response from the individual, i.e. that he curb his subjective appetites and recognize his obligations to the whole of society. But by the turn of the century this situation has undergone a change, and the protagonists in much of the literature of this period freely indulge in their egotistical whims and desires, and they furthermore begin to assume the attitude that to do so is their right and privilege.¹²⁸⁶

Dieser Verschiebung entspricht eine Verkehrung von Fest und Alltag von Fontane zu Keyserling. Der quasi spontane Akt des Ehebruchs ist bei Fontane festlich attribuiert, während die folgenden Treffen mit Alltagsattributen belegt sind. Bei Keyserling ist es genau anderes herum und die Formel des dekorativen Lebensgenusses findet ihre Entsprechung in der Banalisierung des kreatürlichen Akts und der Stilisierung der regelmäßigen Treffen zu Feststunden. Während Fontanes außereheliche Verhältnisse also der ‘natürlichen Ordnung der Dinge’ folgen (einmalige Ausnahme = Fest, regelmäßige Wiederholung = Alltag), wird Keyserlings Welt in schlüssiger Konsequenz der Ersetzung des Alltags durch den Feiertag als eine künstlich verkehrte Welt vorgeführt.

2.4.1.3 *Oder doch etwas „ganz Alltägliches“? – ‘Gewöhnliche Liebschaften’*

Liebesgeschichten, in ihrer schauerösen
Ähnlichkeit, haben was Langweiliges[.]¹²⁸⁷

Sowohl in Fontanes wie in Keyserlings Erzählungen erzeugt die Vielzahl illegitimer Beziehungen auf überindividueller oder überzeitlicher Ebene eine Bewertung als gewöhnlich und alltäglich. Gar als ‘langweilig’ bezeichnet Fontane die ‘schauderöse Ähnlichkeit von Liebesgeschichten und gibt diese unaufgeregte Bewertung von Liebesverhältnissen auch an seine Figuren weiter. Baron Pentz etwa bezeichnet die zurückliegende ‘Anbanelung’ Ebba von Rosenbergs als „[...] Durchschnittsgeschichte [...]“¹²⁸⁸ und Stine gibt als Ursache für die

¹²⁸⁶ Koc: *The German Gesellschaftsroman*, S. 154.

¹²⁸⁷ Fontane an Friedrich Stephany, 2. Juli 1894, in : Fontane: *Briefe*, 4. Teil, S. 370. Im Satzzusammenhang heißt es: „Die Details sind mir ganz gleichgültig – Liebesgeschichten, in ihrer schauerösen Ähnlichkeit, haben was Langweiliges –, aber der Gesellschaftszustand, das Sittenbildliche, das versteckt und gefährlich Politische, das diese Dinge haben, [...] das ist es, was mich so sehr daran interessiert“.

¹²⁸⁸ *Unwiederbringlich*, Bd. 2, S. 686.

Existenz ihrer Nichte „[...] eine gewöhnliche Verführungsgeschichte [...]“¹²⁸⁹ an. Auf ähnliche Weise zeigen zahlreiche Parallelfälle, die angedeutet oder geschildert werden, die Alltäglichkeit von Verhältnissen.¹²⁹⁰

Bei Keyserling ist hingegen eher die polygame Veranlagung der Männer alltäglich, die auf einer vertikalen Zeitachse gespiegelt wird. In *Beate und Mareile* beispielsweise unterhält Günther im Verlauf der Geschichte Beziehungen zu drei verschiedenen Frauen. Zugleich wird über das Wappen seiner Familie gesagt: „Die drei herzförmigen Blätter [...] sind die drei Weiberherzen, die jeder Tarniff bricht“¹²⁹¹, er selbst erzählt von einem Vorfahren, der eine „schöne, weiße Gräfin“ auf einem verschneiten Schloss und zugleich „eine braune, schwarzäugige Gräfin“ „auf einem roten Felsen“¹²⁹² liebte und Beates Mutter spricht auf dem Sterbebett von den ‘armen, unruhigen Männern’. In diesem Kontext erscheinen Liebschaften als ein sich regelmäßig wiederholendes und damit alltägliches Verhaltensmuster.

Bei Fontane wird erzählerisch wie kompositorisch gezielt ein Zusammenhang zwischen Alltag und ‘Liebschaft’ hergestellt. Das spezifische Verfahren dazu zeigt sich anschaulich an einer ‘besonderen’ Beziehung wie der zwischen Botho und Lene (*Irrungen, Wirrungen*). Bereits der Untertitel *Eine Berliner Alltagsgeschichte* rückt die individuelle Beziehung in einen Kontext städtischer Normalität.¹²⁹³ Dazu wird im Verlauf der Geschichte die

¹²⁸⁹ *Stine*, Bd. 2, S. 512.

¹²⁹⁰ Vgl. Wu, der unter Verweis auf Rudolf Helmstetter und Peter Wruck „Parallelisierungen’ und ‘Äquivalenzen’ als ein zentrales Konstruktionsprinzip auch in *Irrungen, Wirrungen*“ erkennt (Wu: *Mesalliancen bei Fontane und Schnitzler*, S. 94).

¹²⁹¹ *Beate und Mareile*, H, S. 33.

¹²⁹² Ebd., S. 61.

¹²⁹³ Wu, der Lene als ‘Fischfrau’ und das Wasser als Medium der Mesalliance deutet, verweist in diesem Zusammenhang auf die ‘Spreekähne’ als „Wassersport’ der angestrebten Mesalliance“, der sich in der „Reichshauptstadt Berlin als ‘Massensport’“ erweise (Wu: *Mesalliancen bei Fontane und Schnitzler*, S. 69, Anm. 42). Bezeichnend ist in diesem Kontext Bothos Aussage: „[...] Und dann und wann ziehn ein paar große Spreekähne vorüber, alle sind einander gleich oder sehen sich wenigstens ähnlich [...]“ (*Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 382). Der Alltag, dessen maßgeblichste Kennzeichen quantitative Dominanz und Wiederholung (Gewohntes und Gewöhnliches) sind, ist in dieser ‘wassersymbolischen’ Lesart unabweisbar den illegitimen Beziehungen zuzurechnen. Nicht weniger ‘alltäglich’ ist die zeitliche Befristung ständeübergreifender Verhältnisse in dem – laut Wu – wasserunfreundlichen Berlin: „Verbunden mit der Fisch-Metapher ist ‘Wasser’ meines Erachtens die zentrale Metapher im Text. Berlin, wo der ‘Fisch’ Lene wohnt, wird als ein Ort dargestellt,

Liebesbeziehung durch eine Vielzahl von Parallelfällen gespiegelt, die das ‘unstandesgemäße Verhältnis’ – so besonders es für Botho und Lene sein mag – gesamtgesellschaftlich wie geschichtlich¹²⁹⁴ als das Übliche, das Normale, das Alltägliche vorführen. Ähnlich stellt Liesenhoff fest:

Aber auch die inhaltliche Gestaltung des Kernpunkts des Romans, der *Mésalliance* zwischen Botho und Lene, zeigt, daß es Fontane nicht in erster Linie auf die ‘Geschichte’ zwischen Botho und Lene, also auf den privaten Fall ankommt, sondern auf die gesellschaftlichen Dimensionen dieses Falles. So zieht sich das *Mésalliance*-Motiv in zahlreichen Varianten durch den Roman, angefangen von den Offiziersgeliebten, die überfallartig die Landpartie Lenes und Bothos stören, bis hin zu subtilen Bemerkungen und ‘Kleinst’ereignissen, wenn etwa Botho arglos eine Zeitung aufschlägt und darin ‘zufällig’ eine Hochzeitsanzeige folgenden Inhalts liest: ‘Unsere heut vollzogene eheliche Verbindung beehren sich anzuzeigen Adalbert von Lichterloh, Regierungsreferendar und Lieutenant der Reserve, Hildegard von Lichterloh, geb. Holtze.’ Es gehört zu Fontanes konstanten Erzählprinzipien, daß er es nicht beim singulären Fall oder dem singulären Motiv bewenden läßt, sondern um die einzelne Geschichte leitmotivisch Parallelfälle gruppiert, die die gesellschaftlichen Implikationen dieser privaten Geschichte aufzeigen. Noch bevor der Leser mit dem Geschehen vertraut und Lene das erstmalig aufgetreten ist, zeigt sich Lenes ‘individueller’ Fall unversehens der Individualität entkleidet und mit dem konfrontiert, was andernorts ‘üblich’ ist.¹²⁹⁵

Wie die Parallelisierung der Verhältnisse zeigt, erweisen sich ein etwaiger Ausnahmestatus so wie die Qualifizierung von richtig und falsch nicht als unverrückbare Größen, sondern als positionsabhängig. Wu und Klaus Haberkamm zeigen anhand ihrer Untersuchungen zur Rechts-Links-Dichotomie bei Fontane¹²⁹⁶, dass die moralische Bewertung der Verhältnisse in (lokaler)

der mit seiner ‘Hundstagshitze’ nicht sehr wasserfreundlich ist“ (Wu: *Mésalliances bei Fontane und Schnitzler*, S. 74).

¹²⁹⁴ Vor dem Beginn der Geschichte angesiedelt, sind das Verhältnis von Frau Dörr mit einem Grafen sowie ein früheres Verhältnis von Lene. Während der ‘Liebesgeschichte’ Bothos und Lenes erfolgt die Konfrontation mit Bothos Kameraden und deren ‘Damen’ auf Hankels Ablage und Jahre nach dem Ende der Beziehung liest Botho die *Mésalliance*-Hochzeitsanzeige und es findet die Geschichte von Rexin und der ‘schwarzen Jette’ Eingang in die Erzählung. So werden derlei unstandesgemäße, zeitlich begrenzte Verhältnisse nicht auf die Gegenwart beschränkt, sondern auch in einen historischen und zukunftsweisenden Kontext gestellt.

¹²⁹⁵ Liesenhoff: *Fontane und das literarische Leben*, S. 86. Ähnlich meint Mittenzwei, das erste Gespräch der Erzählung gelte nicht der besonderen Liebesbeziehung Bothos und Lenes, sondern dem „Modell eines Liebespaares, konstruiert von den Gemeinplätzen einer kommentierenden Frau Dörr“. So kommt es nach Mittenzwei dazu, dass „man die ‘Hauptsache’ des Romans zuerst durch ihre vulgär verallgemeinernde Brille sieht“ (Mittenzwei: *Sprache als Thema*, S. 98f.).

¹²⁹⁶ Vgl. Wu: *Zur Mesalliance in Irrungen, Wirrungen*, S. 85 und Haberkamm: *Rechts-Links-Dichotomie in Irrungen, Wirrungen*, S. 93 u. 96f.

Relation zum Standpunkt erfolgt. Ein Festlichkeitsstatus ist hingegen an die Entfernung zwischen Betrachter und betrachtetem Gegenstand geknüpft, nach der Formel: je näher, desto besonderer (= festlicher), umso weiter weg, desto mehr ein Fall unter vielen (= alltäglicher). Killy expliziert am Beispiel der ‘Erdbeer-Geste’¹²⁹⁷ in *Irrungen, Wirrungen*:

Dieselbe Handlung ist nicht dieselbe; die beinahe professionelle Routine läßt die Gartenszene erst in ihrer Unschuld erscheinen – so denkt man. Aber dann macht die Wiederholung klar, daß dieselbe Handlung auch dieselbe ist. Die ganze fragwürdige Endlosigkeit des Liebeswesens zeigt sich an, das ewig Gleiche, vor dessen beängstigender Repetition das einzelne Schicksal gleichgültig wird.¹²⁹⁸

Das zunächst als heimliches Fest klassifizierbare Verhältnis¹²⁹⁹, zeigt sich so in dem Maße als alltägliche Erscheinung wie der Blick sich vom Schicksal des Einzelnen zu einem mittels zahlreicher Parallelfälle erzeugten gesellschaftlichen Gesamteindruck erweitert.

Dieses Verfahren gilt für die ‘nicht-ehelichen Verbindungen’ ebenso wie für die ‘außerehelichen Verhältnisse’.¹³⁰⁰ Um etwa für *L’Adultera* nur die offensichtlichsten Beispiele¹³⁰¹ zu nennen: Die Handlung setzt bereits mit dem ersten ‘Parallelfall’ ein: Tintoretts Gemälde *L’Adultera* (‘Die Ehebrecherin’) wird geliefert. Dann stellt, unmittelbar vor der ‘Palmenhausszene’ zwischen Melanie und Rubehn, Gärtner Kagelmann seine Betrachtungen über die Ehe an: „[...] un dreißig zu dreißig, das stimmt ooch. Aber sechzig in dreißig jeht nich. Un da sagt denn die Frau: borg’ ich mir einen““, um mit der allgemeinen Erkenntnis zu schließen: „Un so was is jetzt alle Tage““. ¹³⁰² Kurz vor Melanies Flucht folgt durch das Dienstmädchen Christel das Beispiel der Vernezobres:

¹²⁹⁷ Zunächst lässt sich Lene ein „wahres Prachtexemplar“ (*Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 343) durch Botho vom Munde ‘pflücken’, später wiederholt sich diese Handlung in den Worten der Offiziersgeliebten ‘Isabeau’: „[...] Aber da sind ja noch Erdbeeren [...] Die steck’ ich ihm dann in den Mund, und dann freut er sich [...]“ (ebd., S. 395).

¹²⁹⁸ Killy: *Abschied vom Jahrhundert*, S. 274.

¹²⁹⁹ Vgl. Kap. 2.4.1.1 *Unstandesgemäße oder nicht-eheliche Verhältnisse*.

¹³⁰⁰ Die Gleichzeitigkeit von ‘Typizität’ und ‘Ausnahmefall’ findet sich auch bei Bilgeri angedeutet: „So kann Fontane zeigen, dass sich der Ehebruch zwar immer unter denselben gesellschaftlichen Rahmenbedingungen abspielt, nicht aber natürlich vorherbestimmt ist, sondern stets durch eine Verquickung unglücklicher Konditionen zu einem spezifischen ‘Ausnahmefall’ wird“ (Bilgeri: *Ehebruchsromane Fontanes*, S. 86).

¹³⁰¹ Die Typisierung von Melanies Fall wurde in der Forschung bereits eingehend untersucht und wird an dieser Stelle daher nur sehr knapp gefasst. Vgl. z.B. Friedrich: *Das Glück der Melanie van der Straaten*, insbes. S. 366ff. und Müller-Seidel: *Fontane, Soziale Romankunst*, S. 171-181, der besonders das Verhältnis von Original und Kopie behandelt.

¹³⁰² *L’Adultera*, Bd. 2, S. 78.

„‘Jott, wie war es? Wie’s immer ist. Sie war dreißig un er war fufzig [...]’“¹³⁰³
Das Besondere in Melanies Fall, auf das diese selbst hohen Wert legt, wird von Christel ebenso relativiert¹³⁰⁴ wie von van der Straaten, der es als „etwas ganz Alltägliches“¹³⁰⁵ behandelt. Der Ausnahmestatus gilt also ausschließlich für die die Festlichkeit erlebende Figur selbst. Bereits im allernächsten Umkreis erfolgt die Typisierung, die Einreihung in alltägliche Vorkommnisse. Dadurch zeigt sich das Fest als quasi ‘unsichtbares’ Phänomen: äußerlich nicht wahrnehmbar, nur innerlich erlebbar. Oder anders formuliert: Das ursprüngliche Fest als kollektiver Exzess wandelt sich zum heimlichen und darüber hinaus zum versteckten Fest, wobei das ‘Verstecken’ noch über den Rückzug in den verborgenen Raum hinausgeht. Das Fest ist – so könnte man sagen – bis ins Innere der Figuren versteckt. Umso sichtbarer ist der Alltag, der als Form der Bagatellisierung das private (verbotene) Fest zu schützen vermag.

Neben der Spiegelung an Parallelfällen, wodurch die ‘besonderen Verhältnisse’ zu ‘Alltagsgeschichten’ verallgemeinert werden, zeigt Fontane auch Beziehungen, deren Alltäglichkeit noch aus allernächster Nähe bestehen bleibt. Das geschieht vornehmlich durch einen Werktagsbezug, der von den Figuren selbst artikuliert wird. So betont in *Irrungen, Wirrungen* etwa Frau Dörr, die

¹³⁰³ Ebd., S. 94.

¹³⁰⁴ „[...] Un Sie sagen, Sie sind anders. Ja, das is schon richtig, un wenn es auch nich janz richtig is, so is es doch halb richtig [...]“ (ebd., S. 96). Vgl. auch in *Irrungen, Wirrungen* das Gespräch zwischen Botho und Rexin. Rexin sucht Botho auf, um einen Rat hinsichtlich seiner Liebesbeziehung zur ‘schwarzen Jette’ einzuholen und unterstellt damit eine generelle Vergleichbarkeit der Verhältnisse. Botho aber antwortet auf Rexins Qualifizierung ‘seines Verhältnisses’ als ‘Ausnahmefall’: „Glaubt jeder““. „Verhältnisse. Pardon, Rexin, es gibt ihrer so viele.’ ‘Gewiß. Aber so viel ihrer sind, so verschieden sind sie auch.’ Botho zuckte mit den Achseln und lächelte“ (*Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 460). Jeder Satz relativiert den vorhergehenden und so wird auch die Bedeutung der Beziehung relativiert. Ein Ausnahmefall ist – so zeigt Fontane mittels der Parallelfälle deutlich – die Liebe zwischen den Ständen nicht. Ähnliches bestätigt die Annonce der erfolgten Eheschließung, die Liesenhoff zitiert. Allenhöfer unterstellt zwar, dass es sich um eine pragmatische Verbindung zwischen armem Adel und reicher Bourgeoisie handelt: „Ausnahme: ‘von Lichterloh’ ehelicht ‘Holtze’ (Heiratsannonce!). Gerade wegen seines Ausnahmecharakters integriert: ist die Frau eine vermögende Bourgeoise, ist der Einstieg in den Ersten Stand durchaus möglich, meist zur finanziellen Sanierung des Ehemannes“ (Allenhöfer: *Vierter Stand und Alte Ordnung*, Anm. 86, S. 158), doch spricht Fontanes Auswahl der Namen, die – wie man von Fontane weiß – nie zufällig geschieht, eindeutig dagegen. Der Adelige – so könnte man übersetzen – ist für die Bürgerliche ‘Holtze’ lichterloh entbrannt. Nicht also Geldheirat, sondern im Gegenteil Liebesheirat, die durch das leidenschaftliche Entflammtsein über alle gesellschaftlichen Hindernisse hinweg zustande gekommen ist.

¹³⁰⁵ *L’Adultera*, Bd. 2, S. 100.

„‘jahrelang in einem Verhältnis’“ stand, den dienstlich alltäglichen Charakter der ‘Liebschaft’: „‘Sie spricht davon wie von einem unbequemen Dienst, den sie getreulich und ehrlich erfüllt hat, bloß aus Pflichtgefühl’“.¹³⁰⁶ An späterer Stelle kennzeichnet die Offiziersgeliebte ‘Isabeau’ ihr Verhältnis als Verdienstmöglichkeit:

‘Und eigentlich, Kind, und Sie werden das auch noch sehn, eigentlich is es alles bloß langweilig. Eine Weile geht es, und ich will nichts dagegen sagen und will’s auch nicht abschwören. Aber die Länge hat die Last. So von fuffzehn an und noch nich mal eingesegnet. Wahrhaftig, je baldier man wieder raus ist, desto besser. Ich kaufe mir denn (denn das Geld krieg’ ich) ‘ne Dest’lation’¹³⁰⁷

Das Verhältnis als Erwerbsquelle (‘denn das Geld krieg ich’) erscheint als Existenzgründungsmaßnahme und dient so langfristig zur Verbesserung des ökonomischen Status. Isabeau kauft sich ‘eine Destillation’ und Frau Dörr und Pauline (*Stine*) sind durch die ‘Aufwandsentschädigungen’ zu guten Partien geworden. Dass ‘alles bloß langweilig’ ist, betont das Alltägliche des Verhältnisses und widerspricht der Auffassung von einer außergewöhnlichen (psychischen) Belastung.

Nach allgemeiner Forschungsmeinung nähern sich derlei Beziehungen durch die finanzielle Entlohnung sexueller Freigiebigkeit der Prostitution an.¹³⁰⁸ Fontanes Erzähler allerdings bezeichnet es ungleich diskreter als ‘Verhältnis’, das er aus Sicht der Frauen mit Begriffen wie ‘Pflicht’ und ‘Dienst’ verknüpft. So auch in *Stine* bei Pauline Pittelkow:

‘[...] Sie nimmt ihr gegenwärtig Leben als einen Dienst, drin sich Gutes und Schlimmes die Waage hält; aber des Guten ist doch mehr, weil sie keine Sorge hat um das tägliche Brot. [...]’¹³⁰⁹

In Stines Beschreibung verweist das Verb ‘nehmen’ auf die ‘Dienst-Auffassung’ als einer subjektiven Sichtweise. Dabei betrifft der Dienst das Leben an sich, der Werktag wird also von einem Tages- zu einem Lebenskonzept erweitert. Eine

¹³⁰⁶ *Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 343. Allenhöfer leitet aus der Dauer der Verhältnisse neben dem „zweckrationalen“, finanziellen Grund auch noch den „wertrationalen Grund“ her. „Es ist nicht zu übersehen, daß beide [Frau Dörr und Isabeau] im Bewußtsein einer einmal eingegangenen Verpflichtung handeln, aus der Not der Umstände geboren. Aus dem sozial motivierten Recht auf das Eingehen einer solchen (nichtpermissiven) Beziehung leiten sie die Pflicht ab, das Verhältnis als eine Art Arbeit zu betrachten, als einen wenn auch ‘unbequemen Dienst’“ (Allenhöfer: *Vierter Stand und Alte Ordnung*, S. 58).

¹³⁰⁷ *Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 396.

¹³⁰⁸ Grawe etwa spricht von „unverbindliche[n] Affären mit sozial niedrigstehenden Amateur-Prostituierten“ (Grawe: *Irrungen, Wirrungen*, S. 582). „Prostitutiver Dienst am Mann“ nennt es auch Allenhöfer (Allenhöfer: *Vierter Stand und Alte Ordnung*, S. 58).

¹³⁰⁹ *Stine*, Bd. 2, S. 512f.

Einschränkung erfolgt durch das Temporaladverb ‘gegenwärtig’, das eine zeitliche Begrenztheit des ‘Lebensdienstes’ impliziert. Anstatt auf Tagesniveau, einem Alltag, der Werktag und Freizeit vereint, bezeichnet das ‘Verhältnis’ als ‘Arbeit’ einen ganzen Lebensabschnitt. Dennoch lässt sich kein Aspekt der Entfremdung registrieren. Dieser wird dadurch vermieden, dass das Verhältnis als selbstbestimmte Reaktion auf ökonomische Not wahrgenommen wird („‘Na, ich wollt’ ihm auch [...]’“¹³¹⁰) ebenso wie durch ein inneres Überlegenheitsgefühl¹³¹¹ und eine zeitliche Beschränkung, die alternative Zukunftsperspektiven eröffnet. ‘Gutes und Schlimmes’ erscheinen nicht nur in einem Gleichgewicht, des Guten ist sogar mehr, weil keine ‘Sorge um das tägliche Brot’ besteht. Das heißt, existenzielle Not und ökonomischer Mangel werden durch die Beziehung kompensiert.¹³¹² Die mit dem Verhältnis verbundene fremdbestimmte Verfügbarkeit stellt sich hinsichtlich des historischen Wortsinns von Arbeit als Last und Mühsal so als verhältnismäßig gewöhnliche Belastung¹³¹³ und das Verhältnis in diesem Sinne als eine „nützliche Institution“ dar.¹³¹⁴

¹³¹⁰ Ebd., S. 483.

¹³¹¹ Vgl. hier besonders Pauline: „‘O, der hört noch ganz andres. Oder denkst du, daß ich mir wegen einer Treppe hoch mit Klavier un Diwan un wegen ‘nen Schreibtisch, der immer wackelt, weil er dünne Beine hat, ein Pechpflaster aufkleben soll? [...]’“ (ebd., S. 484).

¹³¹² Grawe bestätigt: „Und die robuste, resolute Witwe Pittelkow benutzt ohne viel persönliches Engagement oder gar liebende Zuwendung den reichen Grafen als Einnahmequelle“ (Grawe: *Stine*, S. 601).

¹³¹³ Die von Wu hervorgehobene „sexuelle Ausbeutung der Frau aus der Unterschicht“ intendiert einen Opferstatus, der an den robusten und resoluten Frauen wie Susel Dörr, Isabeau und Pauline vorbeiliegt). An anderer Stelle spricht Wu noch drastischer von ‘Kannibalismus’. Fontane charakterisiere „hier die feudale männlich dominierte Ständegesellschaft als eine kannibalische Welt, in der die Frauen, besonders die Frauen aus der Unterschicht, unverändert im Laufe einer langen Geschichte auf dem ‘urwüchsigen Brettertisch’ als Fraß angeboten werden“ ((Wu: *Mesalliancen bei Fontane und Schnitzler*, S. 71 u. 72).

¹³¹⁴ Eine Formulierung, die Müller-Seidel zur Beschreibung der historischen Eheauffassungen verwendet (vgl. Müller-Seidel: *Fontane, Soziale Romankunst*, Kap. *Säkularisierung der Ehe*, hier S. 333). Tatsächlich rücken viele Bezüge das ‘Tauschverhältnis’ in die Nähe ehelicher Verbindungen. So entsprechen auch die verbalen Abwertungen der Männer als ‘Ekel’ (*Stine*, Bd. 2, S. 506) und der Verhältnisse als ‘grässlich’ (*Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 321) der „Art aller Berliner Ehefrauen“ und dienen eher dazu, sich über die in den Männern personifizierte finanzielle Abhängigkeit (Fremdbestimmung) zu „erheben“: „Sie sprach dann, nach Art aller Berliner Ehefrauen, ausschließlich von ihrem Manne, dabei regelmäßig einen Ton anschlagend, als ob die Verheiratung mit ihm eine der schwersten Mesalliancen und eigentlich etwas halb Unerklärliches gewesen wäre. In Wahrheit aber stand es so, daß sie sich nicht nur äußerst behaglich und zufrieden fühlte, sondern sich auch freute, daß Dörr gerade so war, wie er war. Denn sie hatte nur Vorteile davon, einmal den, beständig reicher zu werden, und nebenher den zweiten, ihr ebenso wichtigen, ohne jede Gefahr vor Änderung und Vermögenseinbuße sich unausgesetzt über den alten Geizkragen erheben und ihm

Die Bezeichnung ‘Tauschverhältnis’¹³¹⁵ ist daher weitaus treffender als der Begriff ‘Prostitution’. Denn in der alltäglichen Liebschaft – so führt Pauline aus – bekommt jeder ‘sein Teil’:

‘Liebschaft, Liebschaft. Jott, Liebschaft is lange nich das schlimmste. Heut’ is sie noch, un morgen is sie nich mehr, un er geht dahin, und sie geht dahin, un den dritten Tag singen sie wieder alle beide: ›Geh du nur hin, ich hab’ mein Teil.‹ Ach, Stine, Liebschaft! Glaube mir, daran stirbt keiner, un auch nich mal, wenn’s schlimm geht. Was is denn groß? Na, dann läuft ‘ne Olga mehr in der Welt rum, un in vierzehn Tagen kräht nich Huhn nich Hahn mehr danach. Nein, nein, Stine, Liebschaft is nich viel, Liebschaft is eigentlich gar nichts. Aber wenn’s hier sitzt (und sie wies aufs Herz), dann wird es was, dann wird es eklig.’¹³¹⁶

So ‘wenig’ die Liebschaft ist und so sehr sie damit der Nichtigkeit alltäglicher Phänomene zuzuordnen ist, so deutlich bedient sie hier zugleich verschiedene Anforderungen des Festes: zeitliche Begrenzung (‘heut noch, morgen nich mehr’)¹³¹⁷, (erotische) Grenzüberschreitung (‘läuft ne Olga mehr rum’) und Bereicherung für den folgenden Alltag (‘ich hab mein Teil’). Zudem verweist die auffällige Negation des Verbs ‘sterben’ zusammen mit dem Zeugungsakt auf eine mit dem Verhältnis einhergehende Prokreation. Als Gegenpart dazu implizieren die ‘ekligen’ Konsequenzen der ‘Liebesbeziehung’ den Verlust von Leben. Das bestätigend endet in *Stine* die Beziehung der Liebenden mit Waldemars Freitod und auch Stine sitzt der „[...] Dod um die Nase“.¹³¹⁸

Vorhaltungen über seine niedrige Gesinnung machen zu können“ (ebd., S. 422f.). Wenngleich hier eine tatsächlich legitime Ehe beschrieben ist, ist diese ‘Art’ nicht weniger kennzeichnend für die in zweckmäßigen Verhältnissen lebenden Frauen.

¹³¹⁵ Vgl. Allenhöfer: *Vierter Stand und Alte Ordnung*, S. 57.

¹³¹⁶ *Stine*, Bd. 2, S. 520. Vgl. auch Frau Dörr: „‘Was da so rumfliegt, heute hier un morgen da, na, das kommt nicht um, das fällt wie die Katz immer wieder auf die vier Beine, aber so’n gutes Kind, das alles ernsthaft nimmt und alles aus Liebe tut, ja, das ist schlimm’“ (*Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 322) oder die ‘Königin Isabeau’: „‘Sie sind woll am Ende mit hier dabei’ (und sie wies aufs Herz) ‘und tun alles aus Liebe? Ja, Kind, denn is es schlimm, denn gibt es ‘nen Kladderadatsch’“ (ebd., S. 396).

¹³¹⁷ Wenngleich sich die ‘Tauschverhältnisse’ gegenüber den ‘Liebesverhältnissen’ als dauerhaft präsentieren, sind sie doch die wirklich zeitlich begrenzten. Denn mit Ende der äußeren Verhältnisse sind auch die inneren Bindungen vorbei, während bei der Liebesbeziehung eine innere Bindung bleibt. Vgl. z.B. in *Irrungen, Wirrungen* das den Blumenstrauß und damit auch Botho bindende Haar Lenes (ebd., S. 379). Eine Bindung, die auch dem Feuer standhält: „‘Ob ich nun frei bin? ... Will ich’s denn? Ich will es *nicht*. Alles Asche. Und *doch* gebunden’“ (ebd., S. 455). Und im Gespräch mit Rexin: „‘[...] ein Bild, das uns in die Seele gegraben wurde, verblaßt nie ganz wieder, schwindet nie ganz wieder dahin [...]’“ (ebd., S. 463).

¹³¹⁸ *Stine*, Bd. 2, S. 564. Vgl. zur Trennung von Botho und Lene auch: „‘[...] und ein Stückchen Leben bleibt dran hängen [...]’“ (ebd., S. 362).

Der Zusammenhang zwischen Liebschaft und Leben wird auch in *Irrungen, Wirrungen* evident. Nimmt man, basierend auf Wu's Untersuchung, die Spreekähne als symbolisches Bild ständeübergreifender Verhältnisse, zeigt Bothos Gespräch mit dem Wirt von Hankels Ablage eine versteckte Bedeutungsebene:

‘[...] Und dann und wann ziehn ein paar große Spreekähne vorüber, aber alle sind einander gleich oder sehen sich wenigstens ähnlich. Und eigentlich ist jeder wie ein Gespensterschiff. Eine wahre Totenstille.’ ‘Gewiß’, sagte der Wirt. ‘Aber doch nur, solange es dauert.’¹³¹⁹

Die sich ähnelnden Verhältnisse als ‘Gespensterschiffe’ verweisen aus Sicht des Liebenden auf eine fehlende emotionale Beteiligung und damit auf einen Mangel an Leben. Das heißt, in den Beziehungen selbst ist kein Leben, aber eben deshalb kosten sie auch kein Leben. Die ‘Totenstille’ gilt – wie der Wirt als wirtschaftlich orientierte Figur bemerkt – so auch nur für die Dauer des Verhältnisses (‘solang es dauert’). Mit dem Ende der Beziehung geht ganz im Gegenteil eine Erneuerung einher, über uneheliche Kinder wie Olga oder sinnbildlich in der sich ‘abschülbernden Haut’ der berlinerischen ‘Ausflügler’.¹³²⁰

Zumal aus Sicht der in Tauschverhältnissen Erfahrenen erscheint Liebe daher als großes Unglück und die unbedingte Empfehlung der Figuren (!) lautet, geschlechtliche Beziehungen nur auf quasi rationaler Basis einzugehen.¹³²¹ Damit gerät bei Fontane das ‘Liebesfest’ unversehens zur ‘Liebesarbeit’. In *Stine* etwa stehen festliche Bezüge des Verhältnisses, die sich in Sarastros anzüglichen Anreden (etwa ‘Königin der Nacht’) niederschlagen, dem ‘täglichen Brot’ Paulines gegenüber. Die erotischen Freuden (Feste des Eros), die ihm aus der Verbindung erwachsen, werden von ihm mehr oder weniger eingekauft. Ebenso sind sie wie auf Bestellung sehr kurzfristig abrufbar.¹³²² Das Fest des einen ist damit Werktag des anderen. Zugleich aber sind die Abende bei Pauline noch eher als die großen Bälle durch festliche Attribute gekennzeichnet und bieten wenngleich keine ekstatische Entgrenzung doch einen ‘Rausch in Maßen’. Während also die großen Feste eines städtischen Kollektivs ebenso wenig Eingang in die Erzählung finden wie romantisch-mystische Naturfeste, wird das durch finanzielle Zuwendung abrufbare Fest als gängiges und vor

¹³¹⁹ Ebd., S. 382.

¹³²⁰ Vgl. Wu: *Mesalliancen bei Fontane und Schnitzler*, S. 69.

¹³²¹ Vgl. auch den Abschluss von Bothos und Rexins Gespräch: „[...] Vieles ist erlaubt, nur nicht das, was die Seele trifft, nur nicht Herzen hineinziehen, und wenn's auch bloß das eigene wäre“ (*Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 463).

¹³²² Vgl. Sarastros Schreiben: „[...] Ich komme heute [...]“ (*Stine*, Bd. 2, S. 484).

allem funktionierendes Modell vorgeführt. Dieses wirtschaftlich basierte Fest ist in Fontanes Erzählungen weniger radikale Unterbrechung als Bestandteil des Alltags und entspricht damit – wie auch die Untersuchung der Feiertage zeigt – einer Verschiebung von traditionellen Fest- und Feierkonzepten zu einem modernen Freizeitkonzept.

Bei Keyserling gibt es keine mehrjährigen illegitimen Arrangements zum beiderseitigen Nutzen. Dennoch lässt sich auch hier von ‘gewöhnlichen Lieb-schaften’ sprechen. Diese ‘Gewöhnlichkeit’ wird zum einen durch die Quantität der Beziehungen erzeugt, die bei der vergleichenden Betrachtung des ganzen Oeuvres nach „dem Prinzip der experimentellen Variation eines vorgegebenen Verlaufsschemas“¹³²³ den ‘Normalfall’ zutage fördert. Zum anderen stellen die Figuren selbst eine Verbindung zwischen ‘Verhältnissen’ und dem Phänomen Alltag her. Das geschieht einerseits in Gestalt einer Bagatellisierung, die der Abwehr unerwünschter Ereignisse dient, andererseits als Abwertung gegengeschlechtlicher Beziehungserwartungen, die das eigene Festempfinden bedrohen. Erstes betrifft vor allem die vielfach betrogenen Ehefrauen, die durch eine innere Distanzierung bemüht sind, sich über die ‘Geschichten’ ihrer Männer wie über etwas Alltägliches zu erheben. Zweites betrifft das Verhalten des Partners in einer unehelichen Verbindung.¹³²⁴

Für die Frau, die eine Beziehung außerhalb ehelicher Legitimation führt, aber gerade diese anstrebt, erscheint das sexuelle Streben des Mannes als Gefahr für die ‘besondere’ und in den Augen der Frauen – die festliche Begrenztheit

¹³²³ Thomé: *Realistische Psychopathologie*, S. 812. An anderer Stelle verweist Thomé auf die Ähnlichkeit der Figuren, da „differenzierende Merkmale keine individuellen Besonderheiten festlegen, sondern die einzelnen Figuren jeweils einer Menge zuweisen. Die Spezifikationen, deren Kombination die meisten aristokratischen Figuren generiert, beschränken sich denn auch auf das Lebensalter [...], das Geschlecht, den Personenstand und schließlich das Triebpotential. Aufgrund dieser Uniformität werden die Erzählungen gewissermaßen zu Variationen eines Themas“. Anstatt darin eine triviale Beschränktheit zu sehen, verweist Thomé auf die „strenge Typisierung“ als „Laboratoriumswirklichkeit“, in der die analysierten Triebbewegungen auf wenige Faktoren bezogen und die Relationen zwischen der Veränderung eines Faktors und der korrespondierenden Modifikation des ‘Triebchicksals’ bestimmt werden können“ (ebd., S. 789 u. 790). Die schematische Ähnlichkeit der erotischen Beziehungen untersucht eingehend Schwalb. Vgl.: Schwalb: *Keyserling, Konstanten und Varianten*, insbes. Kap. 4.22 *Zweite Phase. Störung des Ordnungszustandes*.

¹³²⁴ Vgl. auch Sendlinger zu den geschlechtsspezifischen Erwartungen an eine Beziehung: „Während die Männer eine Lebenssteigerung durch die körperliche Vereinigung erhoffen, lehnen die ‘weißen’ Frauen diese Möglichkeit ab und bauen auf eine geistige Einheit mit einem ‘fremden Leben‘“ (Sendlinger: *Lebenspathos und Décadence*, S. 235).

verkennend – daher zukunftsfähige Liebe.¹³²⁵ Körperliche Annäherungen werden so als „[...] Backfischheimlichkeiten [...]“¹³²⁶ oder Gleichbehandlung mit ‘den Anderen’ abgelehnt. Dieser Verweigerung auf der figurativen Ebene entspricht dabei häufig eine verhinderte Grenzüberschreitung auf der räumlichen Ebene. Fastrade in *Abendliche Häuser* etwa „breitete die Arme aus und stützte die Handflächen gegen die Bretterwand, als wollte sie jemand den Eintritt verwehren“¹³²⁷ und in *Bunte Herzen* scheitert die gemeinsame Flucht von Boris und Billy an einer nicht überfahrbaren Brücke.¹³²⁸

Umgekehrt nimmt der auf erotisch-sinnliche Erfahrungen zielende Mann die sprachlich sublimierte Mitleidsliebe der Frauen¹³²⁹ als regelrecht ‘anti-festlich’ wahr¹³³⁰, wie sich anschaulich an der körperlichen Reaktion auf die Vereitelung der sexuellen Interessen zeigt. Ambrosius (*Fräulein Rosa Herz*) wie Boris (*Bunte Herzen*) lassen beispielsweise „die Arme schlaff niederhängen“.¹³³¹ Diese Körperhaltung ist per se Ausdruck gescheiterter Festlichkeit: Die Arme, die nach oben gestreckt in der christlichen Liturgie auf die „Öffnung der Seele“¹³³² (Fest) verweisen, hängen nieder, deuten also nach ‘unten’, dem adverbial bestimmten Raum des Alltags. Das Adjektiv ‘schlaff’ verstärkt gerade für

¹³²⁵ „Neben der Ablehnung von Sexualität tritt in diesem abwehrenden Verhalten das bereits geschilderte Phänomen der Exklusivität zutage. Der Frau erscheint eine gesteigerte Existenz nur durch das Abheben von der tradierten Konvention möglich. Die Außenseiterstellung des Wunschpartners erfüllt diese Bedingung, sein erotisches Drängen läßt sie jedoch werden ‘wie all die anderen nichts wie eine verliebte Katze’“ (Schwalb: *Keyserling, Konstanten und Varianten*, S. 102). Das von Schwalb angeführte Zitat stammt aus *Im stillen Winkel*, in der hier verwendeten Textausgabe H, S. 673.

¹³²⁶ *Feiertagskinder*, H, S. 910.

¹³²⁷ *Abendliche Häuser*, H, S. 561.

¹³²⁸ Vgl. *Bunte Herzen*, H, S. 340f.

¹³²⁹ Vgl. z.B.: Fastrades Mitleid mit Arno Holst: „...nicht ein Mitleid, das schmerzt, sondern eines, das berauscht [...] und dann war ihr eingefallen, daß das wohl Liebe sein könne“ (*Abendliche Häuser*, H, S. 503), das „heiße Gefühl des Mitleids“ von Billy (*Bunte Herzen*, H, S. 338) oder Eleonore (*Fürstinnen*, H, S. 762). Vgl. auch Sendlinger: „Da aber auch sie davon ausgehen, daß mit der Liebe eine Lebenssteigerung verbunden ist, nähert sich ihre Liebesauffassung dem Gefühl des Mitleids an, das im Mit-leiden mit dem Leben des geliebten Mannes eine Steigerung des eigenen Lebens hervorruft.“ (Sendlinger: *Lebenspathos und Décadence*, S. 234).

¹³³⁰ Egloff etwa wirft Fastrade eine ‘ordnende Liebe’ vor, eine Liebe als „[...] pädagogischer Trieb [...]“ (*Abendliche Häuser*, H, S. 552). Das ‘Korrekte’ und die ‘Ordnung’ sind wie ‘klein’ und ‘unten’ dem semantischen Umfeld des Alltags entlehnt.

¹³³¹ *Fräulein Rosa Herz*, S. 155, *Bunte Herzen*, H, S. 347.

¹³³² Becker: *Lexikon der Symbole*, Art. „Arm“, S. 23.

den Mann¹³³³ diesen Eindruck, indem es der Anspannung festlicher Erregung direkt entgegensteht. Zudem zeigt die exakt gleiche Formulierung in den beiden Erzählungen die schematische Ähnlichkeit der Liebesverhältnisse.

Boris verbalisiert dazu seine Enttäuschung über das gescheiterte Fest. Dabei klassifiziert er das ‘Scheitern’ als sich ‘immer’ wiederholende Unvereinbarkeit der geschlechtsspezifischen Interessen und damit als gewöhnliches Kennzeichen einer ‘Liebschaft’:

‘Es wundert mich nur’, fuhr Boris fort, ‘daß du hergekommen bist. Um korrekt zu sein, dazu brauchen wir nicht hier zu sein. Ja, aber so ist es immer, man glaubt zusammen sehr hoch zu stehen, hoch über allem, was klein und dumm ist, man glaubt, nun kommt der große Augenblick, auf den man sein ganzes Leben gewartet und dann ist es wieder nichts, man ist doch allein und du, du bist doch dort unten geblieben in der Welt von – von – Madame Bonnechose.’¹³³⁴

Über die Lokaladverbien ‘oben’ und ‘unten’ und die Adjektive ‘groß’ und ‘klein’ chiffriert Boris den Gegensatz von Festlichkeit und Alltag. Die Welt der Madame Bonnechose, die über das topographische ‘unten’ und die Opposition zum ‘großen Augenblick’ als Welt des Alltags aufgefasst werden kann, wird – fasst man den Namen der Gesellschafterin als ‘sprechend’ auf – zu einer Boris in den Mund geschobenen Bewertung des Alltags als ‘guter Sache’. Dieser Welt, die über das Verb ‘bleiben’ als dauerhaft qualifiziert wird, steht das Fest als der ‘große Augenblick’ gegenüber, den Boris durch die Verbindung von Eros und Thanatos nicht nur spezifiziert, sondern auch gezielt erzeugen will.

Das Misslingen dieses Festes entspricht dabei ganz der alltäglichen Ordnung der Dinge, die sich in dem durativen ‘immer’ und dem iterativen ‘wieder’ semantisch spiegelt. Das Indefinitpronomen ‘man’ entpersonalisiert den ‘Fall gescheitertes Liebesfest’ zusätzlich und rückt ihn in eine schier endlose Reihe vergleichbarer ‘Fälle’, in denen sich einer dem Augenblick verschreibt (Mann), der andere hingegen in der dauerhaften Welt des Alltags verhaftet bleibt (Frau).

So ist die auf Dauer angelegte Liebe der Frauen¹³³⁵ und die Augenblicks liebe der Männer¹³³⁶ durch alle gesellschaftlichen Schichten hindurch abstrahierbarer Konflikt in Keyserlings Erzählungen:

¹³³³ Während ‘Erschlaffung’ die erotische Aktion des Mannes blockiert, kann sie der weiblichen passiven Hingabe durchaus entgegenkommen.

¹³³⁴ *Bunte Herzen*, H, S. 348.

¹³³⁵ Vgl. z.B. Fräulein Christa Hassel über die Gärtnerstochter Agnes Kappelmeier: „[...] Sie weiß nicht, daß es auch eine Liebe gibt auf wenig Wochen, so zur Unterhaltung; wenn die liebt, glaubt sie für das Leben zu lieben [...]“ (*Feiertagskinder*, H, S. 906). Das auf Dauer angelegte Liebeskonzept ist in Keyserlings Erzählungen nicht an eine soziale Schicht

Lina seufzte. 'Ja', meinte sie, 'es ist ein Kreuz mit den Männern, immer gehen sie fort. So geht es uns allen.' Billy schwieg, aber sie empfand es wie Sicherheit und wie Frieden dieses *uns*, das sie einreichte in die Schar der Mädchen, die ruhig und stark das Leben auf sich nehmen.¹³³⁷

Das Fortgehen der Männer wird in Linas Aussage über den bestimmten Artikel und das Temporaladverb 'immer' zu einem generell geschlechtlichen Verhaltensmuster ausgeweitet. Ebenso ist das Verlassenwerden als weibliches Los klassifiziert ('uns allen', 'Schar der Mädchen'). Dieses 'Los' als unvermeidlichen Gang der Dinge anzunehmen, erscheint als ruhiges und starkes Verhalten. Zugleich werden Mühe und Last impliziert ('das Leben auf sich nehmen') und damit der Kontext Liebe-Leben-Arbeit hergestellt. Als 'Lohn' stehen am Ende Sicherheit und Frieden, sprich die Entlastungsfunktionen des Alltags.

Das 'immer wieder' als Kennzeichen alltäglicher Wiederholung betrifft neben den wegen der Unvereinbarkeit männlicher und weiblicher Beziehungsinteressen scheiternden Liebesverhältnissen dabei auch die Ehe(aus)brüche der Männer. Sie erscheinen als eine zwangsläufige Folge des auf Rauschempfindungen hin ausgelegten Lebenskonzeptes von Keyserlings Feiertagskindern.¹³³⁸

gebunden, sondern vielmehr Ausdruck des Weiblichen an sich. Die Fixierung der Frau auf ein anderes Subjekt als Lebensinhalt bezeichnet Keyserling so als „letzte Zuflucht der weiblichen Liebesbedürftigkeit“ (Keyserling: *Über die Liebe*, FG, S. 145). Keyserling bezieht sich hier in erster Linie auf die 'Mutterliebe': „Von ihrer Natur gezwungen zu lieben, entschließt sich die Frau einseitig zu lieben, eine Liebe zu geben, ohne sie gleichartig und gleichwertig zurück zu empfangen. Deshalb ist die Mutterliebe der sublimierteste Ausdruck des weiblichen Wesens. [...] Die Frau begnügt sich dann, das Geliebte, sei es der Mann, das Kind oder selbst das Stückchen Welt, in der sie lebt, als Eigentum zu fühlen, seine Interessen und Schicksale zu ihrem Erlebnis zu machen und so gleichsam auf Umwegen ihre Seele in das Geliebte hineinzulegen. In der Don Juan-Liebe ist das Insich-hineintrinken der fremden Seelen höchster Egoismus, in der mütterlichen Liebe ist es letzte Resignation“ (ebd.).

¹³³⁶ Die Klassifikation zum 'Ausflug', zum zeitlich begrenzten Verhältnis erfolgt allein durch die Männer. Eine Ausnahme bildet hier z.B. die als 'Femme fatale' angelegte Daniela von Bardow (*Am Südhang*). Ebenso entscheiden sich Frauen im Kontext des Krieges aktiv gegen ein Verhältnis wie Nicky von Reichel (*Nicky*) oder Irene von der Ost (*Im stillen Winkel*).

¹³³⁷ *Bunte Herzen*, H, S. 354.

¹³³⁸ Vgl. dazu bspw. das Gespräch zwischen Günther und Mareile: „'Sind Sie krank?' fragte sie [Mareile] dann. 'Sie sehen so – still aus?' 'Ja, Azedi.' 'Ist das eine Krankheit?' 'Ja, eine Klosterkrankheit. Die Nönnchen kriegen das von zu viel Heiligkeit. Ach, das ist heilbar... Es ist so'ne Art Katzenjammer.' 'Was tut man dagegen?' 'Starke Verzückungen werden angewandt. Ein neuer Rausch, wie immer bei Katzenjammer [...]'" (*Beate und Mareile*, H, S. 73) Völker erläutert unter Bezugnahme auf Cassian, dass es sich bei Acedia – der „Bezeichnung für die siebte Todsünde“ (Völker: *Langeweile*, S. 123) – „um eine Stimmung der Depression und allgemeinen Unlust handelte“. Doch im direkten Widerspruch zu Günthers 'Therapie-Ansatz' meine Cassian „Unterhaltung und Zerstreuung seien nicht die richtigen Mittel, diesem unglücklichen Zustand zu begegnen, im Gegenteil: sie machten das

Denn das Leben von Rausch zu Rausch ist einer kontinuierlichen Reizübersättigung und damit dem stetigen Bedürfnis nach immer neuen Steigerungen ausgesetzt.

Das Übel ist nur, daß mit jedem befriedigten Reiz auch die Reizbedürftigkeit sich neu einstellt, daß die Ansprüche wachsen und die Ungeduld. Gewissermaßen ist Langeweile der Schatten, den jede Belustigung hinter sich wirft.¹³³⁹

Wie Münch konstatiert, sieht man sich mit jedem befriedigten Reiz auch wachsenden Ansprüchen¹³⁴⁰ gegenüber. Beispielhaft dafür befindet sich in *Beate und Mareile* Günther vor der Eheschließung mit Beate in einer

Krisis, die bei solchen nervösen, allzu gierigen Lebenstrinkern gegen Ende der zwanziger Jahre einzutreten pflegt [...] und urplötzlich war er der Weiber so müde: 'Es ist doch in der ganzen Welt immer wieder dieselbe kleine Schauspielerin mit den gemalten Augenbrauen und den geldgierigen Taubenaugen[.]'¹³⁴¹

Übel nur noch schlimmer. Einzig wirksam sei Arbeit und körperliche Tätigkeit“ (ebd., S. 124).

¹³³⁹ Münch: *Langeweile*, S. 197.

¹³⁴⁰ Diesen Ansprüchen gerecht zu werden, erweist sich als große Anstrengung, für die sich vornehmlich die männlichen 'Festsucher' mittels der (sexuellen) Teilhabe an einem anderen Leben notwendige Ruhepausen verschaffen (vgl. Keyserling: *Über die Liebe* und Sendlinger: *Lebenspathos und Décadence*, z.B. S. 237f.). Die in der deutlichen Mehrzahl der Erzählungen stattfindenden erotischen Abenteuer mit Frauen aus dem einfachen Volk, bewirken durch die Kraft und Ruhe der starken, arbeitenden Frauen so eine besondere Stärkung der lebensschwachen Energien und werden als therapeutische Maßnahme gegen Nervosität angewandt. Vgl. z.B.: Günther: „Das große halbnackte Mädchen, mit seiner unbekümmerten Sinnlichkeit, atmete eine ruhige, zuversichtliche Kraft, von der etwas auch auf ihn überzugehen schien. Er glaubte den nervösen, unbefriedigten Günther für einige Augenblicke los zu sein“ (*Beate und Mareile*, H, S. 62) oder Bill: „Es war mir, als hätte mein Blut etwas von dem sichern, festen Takte von Marguschs Blute angenommen. Ich glaubte zu spüren, wie es warm und stetig durch meine Adern floß, eine stille und sichere Quelle des Lebens“ (*Schwüle Tage*, H, S. 182). Freud weist darüber hinaus darauf hin, dass dem Mann eine vollständige sexuelle Befriedigung nur dann möglich ist, wenn er nicht durch Respekt gegenüber der Frau in der Ausübung seiner Wünsche gehindert wird. „fast immer fühlt sich der Mann in seiner sexuellen Betätigung durch den Respekt vor dem Weibe beengt und entwickelt seine volle Potenz erst, wenn er ein erniedrigtes Sexualobjekt vor sich hat [...] Einen vollen sexuellen Genuß gewährt es ihm nur, wenn er sich ohne Rücksicht der Befriedigung hingeben darf, was er zum Beispiel bei seinem gesitteten Weibe nicht wagt. Daher rührt das Bedürfnis nach einem erniedrigten Sexualobjekt, einem Weibe, das ethisch minderwertig ist, dem er ästhetische Bedenken nicht zuzutrauen braucht, das ihn nicht in seinen anderen Lebensbeziehungen kennt und beurteilen kann. Einem solchen Weibe widmet er am liebsten seine sexuelle Kraft, auch wenn seine Zärtlichkeit durchaus einem höherstehenden gehört“ (Sigmund Freud: *Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens und andere Schriften*, Frankfurt a.M.: 1981, S. 24).

¹³⁴¹ *Beate und Mareile*, H, S. 34.

‘Latent ist nichts vor dem Gestaltungszugriff der Alltäglichkeit sicher’ heißt es in Thurns *Anthropologie des Alltagslebens*¹³⁴² und hier bestätigt sich, dass selbst das ‘Don Juan-Dasein’ nicht vor dem Eindruck ‘Alltag’ gefeit ist. Denn der Reiz der wechselnden Sexualpartnerinnen mündet schließlich in der Abstraktion des verfügbaren Frauentypus, wodurch die Abwechslung und damit das potenzielle Fest aufgehoben werden. Dabei erscheint dieser Vorgang als schematischer Ablauf (‘einzutreten pflegt’) im Leben eines Typ Mannes (‘solchen’), der sich stets wiederholt und dadurch absehbar, gewöhnlich, alltäglich ist.

In großer Nähe zu Fontanes ‘Tauschverhältnissen’ deutet hier das Berufsbild ‘Schauspielerin’ den niedrigen gesellschaftlichen Rang der Frau an, sowie die attestierte ‘Geldgier’ eine finanzielle Entlohnung sexueller Dienste nahelegt.¹³⁴³ Eine Veränderung und damit ein Ausbruch aus der empfundenen Alltäglichkeit ist durchaus schlüssig nicht mittels einer neuen Frau desselben Typus möglich, sondern durch eine Abkehr von den ‘Weibern’ hin zu der ‘(Ehe-)Frau’. Doch mit Befriedigung dieses Reizes als ‘bisher unterschlagenem Glück’ steigt erneut die Reizbedürftigkeit. Auf ständig wechselnde Beziehungen reagiert Günther mit der Ehe, auf die Ehe wiederum mit Beziehungen außerhalb der Ehe. Auch hier findet eine Steigerung, gemäß den beständig wachsenden Ansprüchen statt.¹³⁴⁴

¹³⁴² Vgl. Thurn: *Mensch im Alltag*, S. 27f.

¹³⁴³ Bei länger dauernden Beziehungen wird der finanzielle Aspekt hingegen mit deutlicher Betonung ausgeklammert. Vgl. Ellita, die sich trotz der Beziehung mit Gerd um „[...] das dumme Geld [...], das nie da ist, wenn man es braucht [...]“ sorgt (*Schwüle Tage*, H, S. 175), Mareile, die Günthers Anerbieten („‘Geld? Warum nimmst du nicht meines?’“) mit einem Verweis auf ihre Selbständigkeit ablehnt: „Weil ich eine selbständige Welle bin, wie das alte Buch in der Türkenbude sagt“ (*Beate und Mareile*, H, S. 101) oder Hans Grill, der auch nach der Legitimierung seiner Beziehung zu Doralice ablehnt, ‘ruhig dazusitzen und von ihrem Geld zu leben’ (*Wellen*, H, S. 380).

¹³⁴⁴ Die erste außereheliche Beziehung unterhält Günther zu Eve, einer – um Schwalbs Formulierung zu nutzen – „sinnlich-animalische[n] Unterschichtfrau[]“. Die folgende Beziehung ist durch Mareile als Vertreterin der „domestizierte[n], (teils durch die Kunstausbildung) veredelte[n] Naturwesen“ raffinierteren Ansprüchen gewachsen (Schwalb: *Keyserling, Konstanten und Varianten*, S. 51). Thomé findet eine „Abfolge von wüstem Junggesellenleben, Ehe aus Überdruß und Ehebruch immer schon von der menschlichen Natur her nahe liegend“. Er führt es darauf zurück, dass „innerhalb des Kultursystems allein die denaturierte Frau als Ehepartnerin zugelassen und die Befriedigung der gröberen sexuellen Bedürfnisse auf den Umgang mit den ‘Weibern’ beschränkt ist“ (Thomé: *Realistische Psychopathologie*, S. 842).

Den betrogenen Frauen¹³⁴⁵ erscheint der Ehe-Bruch im singulären oder vielmehr im ‘ersten’ Fall noch als etwas „Fremdes, Entsetzliches“.¹³⁴⁶ Mit der Wiederholung jedoch verliert dieses ‘Ereignis’ an Bedeutung, durch die Wiederholung wird es zu einem Bestandteil des Alltags. Als beispielsweise in der Erzählung *Nachbarn* Dina erfährt, dass ihr Mann Oskar in Begleitung eines jungen Fräuleins aus der Sommerfrische abgereist ist, ‘erregt es sie kaum’, „nur eine trostlose Müdigkeit machte ihr das Herz schwer“. „‘Ach Gott, wieder das, immer wieder das! Wahrscheinlich wieder solch ein Erlebnis’“.¹³⁴⁷ Entscheidend für diese Reaktion, die der auf einen entfremdenden Arbeitsalltag ähnelt (trostlos, müde, frustriert), ist der Einfluss fremdbestimmter Ereignisse.¹³⁴⁸ Die Ehe als ‘Arbeit der Frauen’ wird ihrem Gestaltungseinfluss entzogen, in diesem Sinne Weltgestaltung verhindert. Erfolgt der ‘Lust-Ausflug’ des Mannes jedoch in ihrem Einflussbereich, was selten geschieht, ist sie immerhin in der Lage, den Störfaktor ‘andere Frau’ zu entfernen und über „etwas wie Pflicht und Ordnung zu schaffen“¹³⁴⁹, Entfremdungsempfindungen für die Dauer der Aktion aufzuheben.

In der deutlichen Mehrzahl der ‘Fälle’ geschieht das ‘Entsetzliche’ aber außerhalb der ehedraulichen Zugriffsmöglichkeiten. Die Männer gehen ‘mal wieder’ fort, wie etwa in *Beate und Mareile* Günther, der Mareile nach Berlin nachreist. Dann bleibt den Frauen nur das ‘Warten’ auf die Rückkehr der Ehemänner, das Vergessen des ‘Fremden und Entsetzlichen’ mit der Hoffnung auf Frieden:

‘Beating – es kommt viel vor – ich weiß – nie fortgehen – nie. Die armen Männer sind so unruhig – ich weiß. Warten müssen wir – warten –, sie kommen doch zu uns. Du

¹³⁴⁵ Betrogene Frauen sind z.B.: Beate (*Beate und Mareile*), Annemarie (*Harmonie*), Bills Mutter (*Schwüle Tage*), Dina (*Nachbarn*) Bella von Buttlär, Lolo (*Wellen*), Fastrade (*Abendliche Häuser*), Fürstin Adelheid und Prinzessin Eleonore (*Fürstinnen*). Thomé weist darauf hin, dass die Frauen durch ihre auf „Sexualunterdrückung“ hin ausgerichtete Erziehung, „immer schon Gefahr“ laufen „mit dem Ehebruch des Mannes konfrontiert zu werden“ (Thomé: *Realistische Psychopathologie*, S. 843).

¹³⁴⁶ *Beate und Mareile*, H, S. 65. Die Reaktionen auf den Ehebruch zeigt Thomé als „nur kleine individuelle Varianten eines genormten Ablaufs“ (Thomé: *Autonomes Ich und ‘Inneres Ausland’*, S. 578).

¹³⁴⁷ *Nachbarn*, H, S. 484. Vgl. auch ebd.: „Jetzt zwar fühlte sie nur müde Resignation, aber das Unglücklichsein würde noch kommen, das kannte sie aus ähnlichen Fällen“.

¹³⁴⁸ „Ja, Dina war unglücklich und begriff doch nicht, warum sie es sein mußte. Sie war doch so bereit, glücklich zu sein und glücklich zu machen. Das wollte ihr jedoch nicht gelingen“ (ebd., S. 477).

¹³⁴⁹ *Beate und Mareile*, H, S. 94.

glaubst nicht – wieviel wir – vergessen können. Und dann kommt Friede – ich weiß – ich weiß.¹³⁵⁰

Maßgebliches Mittel für die Möglichkeit des Vergessens ist dabei die Bagatellisierung der Ereignisse, denn erinnert wird nicht der Alltag, sondern die Unterbrechung des Alltags:

Erinnerung fixiert das Abweichende von der Regel, das Ereignishafte, Abenteuerliche, worin das Leben gerade de-rhythmisiert, damit destabilisiert und dis-kontinuuiert erscheint. [...] Besondere Ereignisse, einmalige Begebenheiten, Ausnahmen von der Regel bleiben in der Erinnerung haften, prägen sich bildhaft ein.¹³⁵¹

Eine Bagatellisierung der außerehelichen Verhältnisse wird wiederum über die Erhöhung der eigenen Bedeutung und Betonung der eigenen bevorzugten gesellschaftlichen Stellung erreicht. Mit einer sozialen Distanzierung wird der Abstand zu den Geschichten von einer durch feierliche Nähe vergrößernden Wahrnehmung zu einer mittleren Alltagsdistanz erweitert. So werden die ‘Lustausflüge’ zu ‘kleinen, gewöhnlichen’ Geschichten, in ständehierarchischer Sicht zu „Dienstbotenheimlichkeiten“.¹³⁵²

In *Wellen* verweist beispielsweise die Generalin von Palikow explizit auf die gesellschaftliche Stellung als „Festung“ gegenüber der ‘anderen Frau’:

‘[...] Na ja, immer die eine alte Geschichte mit der Gouvernante, die könntest du auch vergessen. Ab und zu mal im Frühjahr regt sich in ihm noch der Kürassieroffizier, das ist eine Art Heuschnupfen. Aber ihr Frauen bringt durch eure Eifersucht die Männer erst auf unnütze Gedanken. Nein, liebe Bella, wozu ist man, was man ist, wozu hat man seine gesellschaftliche Stellung und seinen alten Namen, wenn man sich vor jeder fortgelaufenen kleinen Frau fürchten sollte. Du bist die Freifrau von Buttlär, nicht wahr, und ich bin die Generalin von Palikow, nun also, das heißt, wir beide sind zwei Festungen, zu denen Leute, die nicht zu uns gehören, keinen Zutritt haben; [...]’¹³⁵³

Ehebruch als „eine Art Heuschnupfen“ zu bezeichnen, entbehrt nicht einer erheblichen Portion ironischen Humors, stellt das ‘Verhaltensmuster Augenblicks liebe’ zugleich aber in einen pathologischen Kontext, der die Männer dem eigenverantwortlichen Handeln enthebt. Auch das ist eine Methode, die Geschehnisse zu Phänomenen des Alltags und damit ‘vergessbar’ zu machen: Sie werden zu unvermeidlichen, quasi naturhaften Erscheinungen. Der Verweis auf das ‘Frühjahr’ verstärkt diesen Eindruck und reiht die Verhältnisse in einen zyklischen Ablauf ein.

¹³⁵⁰ Ebd.

¹³⁵¹ Jung: *Schauderhaft Banales*, S. 253.

¹³⁵² *Beate und Mareile*, H, S. 93.

¹³⁵³ *Wellen*, H, S. 374.

Der Alltag fungiert also als Medium des Vergessens, wie Thomé sagt, der ‘Entwirklichung’: „Die Bagatellisierung ist unvermeidlich, da das Ich nun einmal die Tendenz hat, Quellen der Unlust zu entwirklichen“.¹³⁵⁴ Die ‘Ehebruchsgeschichten’ als ‘Unlustquellen’ der Ehefrauen führen, wollen sie ertragen werden, demnach zwangsläufig zu einer Klassifikation als Alltag. Das Fest des Einen wird damit zum Alltag des Anderen. Doch während bei Fontane die Wahrnehmung von Alltag und Arbeit bereits eine Partei der Festteilnehmer betrifft (‘Tauschverhältnisse’), erfolgt die Einreihung in einen Alltagskontext hier als gezielte Maßnahme der von der Festlichkeit ausgeschlossenen Figur.

Fontanes ‘gewöhnliche Liebschaften’ bezeugen einen Wandel des Festes zu einem ökonomischen Faktor und zeigen das Fest nur auf dieser Basis als gelungen an. Denn während die Liebesbeziehung eine Verschlechterung des folgenden Alltags bewirkt, tragen die ‘Tauschverhältnisse’ zelebrierenden Figuren einen Gewinn für ihren Alltag davon. Die ‘gewöhnliche Liebschaft’ wird so vorgeführt als planbarer, bestellbarer und käuflicher Ausstieg aus dem Alltag zu dem rein nüchternen und egoistische Überlegungen führen. Fontane nimmt damit eine Entwicklung vorweg, die in der Festforschung erst knapp 80 Jahre später thematisiert wird:

Schon 1967 hat Guy *Debord* die Existenz von Pseudofesten beklagt: [...] Verloren ist der sakrale Charakter des Festes, seine Verwurzelung im Mythischen und Religiösen. Der Bruch mit der naiven Haltung zum Fest hat sich vollzogen, es wurde ‘vernünftig’. Das Fest bekam seinen Platz in einem geplanten ökonomischen System. Es wurde selber zu einem System geregelter Abläufe, die zur Erholung, Entspannung, Rückgewinnung von Arbeitskraft für den Alltag dienen. Das Fest wurde laisiert.¹³⁵⁵

Keyserlings ‘ganz alltägliche’ Verhältnisse klammern die ökonomischen Bedingungen dagegen weitgehend aus. Im Zentrum steht die egoistische Festsuche, die in ihrem Egoismus dadurch betont wird, dass das individuelle Feststreben Entfremdungserscheinungen in dem Alltag anderer Figuren auslöst. Unglückliche und unglücklich endende Beziehungen sind daher in Keyserlings poetischer Welt in allen Schichten ‘Usus’ und beruhen in erster Linie auf der Unvereinbarkeit zwischen der männlichen, auf Augenblicke ausgerichteten Don Juan-Liebe und der weiblichen, auf Dauer ausgelegten Mutter Theresa-Liebe.

¹³⁵⁴ Thomé: *Autonomes Ich und ‘Inneres Ausland’*, S. 540. Konkret bezieht sich Thomé hier auf Günthers Duell (*Beate und Mareile*). Als generalisierende Aussage lässt sie sich aber ebenso auf diesen Sachverhalt beziehen.

¹³⁵⁵ Hugger: *Einleitung, Das Fest*, S. 14f.

Der dazu ‘immer gleiche Inhalt der Liebesgeschichten’ unterstreicht die prinzipielle Alltäglichkeit der Liebschaften: „[...] Der Inhalt der Liebesgeschichten ist ja immer derselbe, sie verteilen ihn auf einige Jahre, andere müssen in wenig Tagen fertig werden. Temposache, nichts weiter [...].”¹³⁵⁶

2.4.2 „Eine Frau nehmen ist alltäglich“: Ehe als Alltag – alltägliche Ehen

Die Festlichkeit ist ein Phänomen, wenn nicht gar des Augenblicks, so doch der klar begrenzten Dauer. Deshalb ist im Bereich der (Liebes-)Beziehungen das Fest in der momenthaften Ekstase des Liebesaktes oder der – eher feierlichen – traumhaften Entrückung einer ‘Liebe für einen Sommer’ zu finden. Das Andere, sprich Alltägliche der ‘Liebe’ ist das Öffentliche, das Legitime, Überraschungsfreie und Andauernde – die Ehe.

Als ‘Institution der Triebregulierung’¹³⁵⁷, der ‘Sicherung gattungsmäßiger Reproduktion’¹³⁵⁸ und des Gütertauschs¹³⁵⁹ ist die Ehe radikaler Ausdruck von Regel und Ordnung, von Gewohntem und Gewöhnlichem, von Alltag. Die mit Geburt und Tod in eine Reihe gestellte Hochzeit¹³⁶⁰ leitet in die Ehe als einem Abschnitt existenzieller Normalität über, um den sich nichtsdestoweniger alles zu drehen scheint. Fontanes Corinna Schmidt etwa spricht von dem ‘Werben’ des Mannes als des Geschehens, um dessentwillen die Frauen da seien „[...] Alles gilt diesem Zweck [...]”¹³⁶¹. Auch bei Keyserling zeigt unter anderem Doralices Erinnerung: „Und dieses Wort ‘wenn du verheiratet sein wirst’, das in den Gesprächen ihrer Mutter immer wiederkehrte“¹³⁶² die Ehe als

¹³⁵⁶ Wellen, H, S. 464.

¹³⁵⁷ Zur historisch-poetischen Entwicklung der Ehe(darstellungen) geben bspw. Do und Müller-Seidel Überblicke. Vgl. Do: *Ehe und Ehebruch*, S. 13-45 und Müller-Seidel: *Fontane, Soziale Romankunst*, S. 332-351.

¹³⁵⁸ Vgl. Heller: *Alltagsleben*, S. 24. Vgl. auch Müller-Seidel: Kinder zeugen und erziehen ist „nach paulinischem Zeugnis“ der Ehe „erster Zweck“ (Müller-Seidel: *Fontane, Soziale Romankunst*, S. 332). So ist es auch festgelegt im *Allgemeinen Landrecht* in Preußen von 1794 (vgl. Peter Borscheid: „Geld und Liebe, Zu den Auswirkungen des Romantischen auf die Partnerwahl im 19. Jahrhundert“, in: ders. / Hans J. Teuteberg (Hrsg.): *Ehe, Liebe, Tod, Zum Wandel der Familie, der Geschlechts- und Generationsbeziehungen in der Neuzeit*, Münster: 1983, S. 112-134, hier S. 113).

¹³⁵⁹ Vgl. bspw. Borscheid: *Geld und Liebe*.

¹³⁶⁰ Gäbler: *Geburt, Hochzeit und Tod*, S. 107.

¹³⁶¹ *Frau Jenny Treibel*, Bd. 4, S. 343.

¹³⁶² Wellen, H, S. 382.

Selbstverständlichkeit, als die übliche Zukunft an.¹³⁶³ Die Qualifizierung als das ‘Gewohnte’ wird ergänzt durch die Bewertung als ‘gewöhnlich’, wenn etwa Fontane seine Melusine polemisieren lässt ‘eine Frau nehmen sei alltäglich’ und entspreche der ‘Durchschnittsnatur’.¹³⁶⁴ Bei Keyserling wird im Umkehrschluss die Nicht-Heirat mit einem übersteigerten Exklusivitätsanspruch verknüpft: „Onkel Thilo heiratete nicht, um der letzte Reichsgraf zu Elmt zu sein. Aussterben ist vornehm“.¹³⁶⁵

Die spezifische Partnerwahl für die Ehe, die Müller-Seidel als „nützliche Institution“ oder „christliche[n] Beruf“¹³⁶⁶ vorstellt, folgt im ‘Normalfall’ gewöhnlichen Nützlichkeitsbewertungen, die an ökonomische, gesellschaftliche und familiäre Bedingungen geknüpft sind.

Von Liebe ist meist nicht die Rede. Bei vielen Völkern sehen Eheleute einander zum erstenmal, wenn die Braut den Schleier hebt. Handfeste ökonomische Interessen bestimmen – bis in unsere Tage auch in Europa – die Partnerwahl, um die soziale Stellung zu sichern. Mitgift oder Brautkauf – der Gütertausch richtet sich nach der Wirtschaftsform.¹³⁶⁷

Begriffe wie Konventionsehe, Konvenienzehe, Vernunft- oder Zweckehe sind semantischer Ausdruck dieser Nützlichkeitsbewertungen, die in dem Terminus ‘Musterehe’ durch die Faktoren Entindividualisierung und Austauschbarkeit verstärkt werden. So verwundert es nicht, dass Effi nun gerade „[...] nicht so sehr für das, was man eine Musterehe nennt“¹³⁶⁸ ist. Doch auch abgesehen vom ‘Musterhaften’ sind in den Erzählungen gewisse ‘Ehestandards’ vorzufinden. Fontane wie Keyserling zeigen vornehmlich drei ‘Ehetypen’: erstens die ‘Altjung-Ehe’, in der der Mann erheblich älter ist als die Frau¹³⁶⁹, zweitens die Vernunft- oder Neigungsehe annähernd Gleichaltriger¹³⁷⁰ und drittens die Neigungsehe.¹³⁷¹

¹³⁶³ Do weist darauf hin, dass die „monogame Ehe“ als „gottgewolltes Naturgesetz“ in die bürgerliche Rechtsprechung aufgenommen“ wurde (Do: *Ehe und Ehebruch*, S. 39).

¹³⁶⁴ *Der Stechlin*, Bd. 5, S. 380.

¹³⁶⁵ *Harmonie*, H, S. 122.

¹³⁶⁶ Müller-Seidel: *Fontane, Soziale Romankunst*, S. 333 u. 332.

¹³⁶⁷ Sommer: *Feste, Mythen, Rituale*, S. 247.

¹³⁶⁸ *Effi Briest*, Bd. 4, S. 32.

¹³⁶⁹ Diese sind – so üblich sie bei beiden Erzählern sind und vielleicht entgegen eines ersten Eindrucks – in der deutlichen Minderzahl. Vgl. z.B. bei Fontane: van der Straatens (*L’Adultera*), Briests und Innstettens (*Effi Briest*), Petöfys (*Graf Petöfy*) und St. Arnauds (*Cécile*). Bei Keyserling: Werlands (*Dumala*), Daahlen-Liesewitz’ (*Seine Liebeserfahrung*) und Köhne-Jaskys (*Wellen*).

¹³⁷⁰ Vgl. z.B.: Käthe und Botho, Lene und Gideon (*Irrungen, Wirrungen*), Mathilde und Hugo (*Mathilde Möhring*), Leopold und Hildegard (*Frau Jenny Treibel*). Bei Keyserling gehen Vernunft- und Neigungsehe auf eine seltsame Weise ineinander über, die sich ansatzweise mit

Als kompositorisches Element der Erzählung findet die Ehe bei Fontane und Keyserling einen jeweils sehr verschiedenen Eingang in die Erzählungen. Während bei Fontane die Eheschließung ein wichtiges Thema ist und vielfach einen Umschwung in der Geschichte¹³⁷² oder das Ende derselben¹³⁷³ markiert, ist bei Keyserling das Thema Ehebruch zentral.¹³⁷⁴ Mit anderen Worten: Fontane thematisiert die Begrenzung (Alltag), Keyserling den Ausbruch (Fest). Da Alltag und Fest sich aber – zumindest theoretisch – abwechseln, unterscheiden sich die Erzählungen vor allem hinsichtlich ihrer Einsatzpunkte. Vorläufig lässt sich formulieren: Auf die Hochzeit als Festlichkeit folgt die Ehe als Alltag, und je nachdem wie stark dieser eheliche Alltagsaspekt in seinen negativen Ausprägungen (Langeweile, Monotonie, Entfremdung) erfahren wird, zieht die Ehe als Alltag wiederum den Ehebruch als Fest nach sich.¹³⁷⁵

Die semantische Verknüpfung von Ehe und Alltag ist in den Erzählungen selbst eher selten zu finden. Eins der wenigen expliziten Beispiele findet sich in Fontanes *Der Stechlin* in einem Gespräch zwischen der ‘Weltdame’ Melusine und der ‘Stiftsdame’ Adelheid, der Domina des Klosters Wutz:

‘Welch ein Mann, Ihr Pastor Lorenzen’, sagte Melusine. ‘Und zum Glück auch noch unverheiratet.’ ‘Ich möchte das nicht so betonen und noch weniger es beloben. Es

Borscheids Formulierung fassen lässt: „Geld und ‘eine gute Partie’ waren trotz Romantik und neuem Eheideal eindeutig vorrangige Ziele, wenn man sich im 19. Jahrhundert auf den Heiratsmarkt begab [...] Aber obwohl fast jeder geradewegs auf diese gute Partie zusteuerte, galt es doch der Norm gerecht zu werden und zunächst die Liebe zu betonen“ (Borscheid: *Geld und Liebe*, S. 129). Bezeichnend ist zudem, dass sich bei Keyserlings Ehen eigentlich nie von einer beiderseitigen Verliebtheit oder Liebe sprechen lässt. Wird die Verliebtheit des Einen betont, ist die Abneigung des Ehepartners offenkundig (z.B. bei Dachhausens in *Abendliche Häuser* oder bei Bassenows in *Harmonie*).

¹³⁷¹ Vgl. z.B.: Christine und Holk (*Unwiederbringlich*), Melanie und Rubehn (*L’Adultera*), Ursel und Abel (*Unterm Birnbaum*), Marie und Lewin, Kathinka und Graf Bninski (*Vor dem Sturm*).

¹³⁷² Vgl. z.B. Botho und Käthe (*Irrungen, Wirrungen*), Rubehn und Melanie (*L’Adultera*), Hugo und Mathilde (*Mathilde Möhring*), Petöfy und Franziska (*Graf Petöfy*).

¹³⁷³ Vgl. z.B. Gideon und Lene (*Irrungen, Wirrungen*), Lewin und Marie (*Vor dem Sturm*), Marcell und Corinna (*Frau Jenny Treibel*) und Woldemar und Armgard (*Der Stechlin*)

¹³⁷⁴ Dort wo eine dauerhaft verheiratete Figur (die Ehe von Hans Berkow und Mareile ist damit ausgeschlossen) zu der Hauptfiguration zählt, ist Ehebruch stets ein Thema. Hochzeiten sind hingegen aus der Geschichte ausgelagert. Vgl. Kap. 2.1.2.1. *Hochzeiten*.

¹³⁷⁵ Bezeichnenderweise liegt so bei Fontanes ‘Ehebruchsgeschichten’ die Eheschließung viele Jahre vor der Basisgeschichte (*Unwiederbringlich*, *L’Adultera*, im weiteren Sinne auch *Cécile*) oder direkt an deren Anfang (*Effi Briest*). Die Ausnahme, die diesbezüglich *Graf Petöfy* macht (Eheschließung im 13. Kapitel), erklärt sich durch die Mesalliance des Grafen, die einen Rückzug in ländliche Einsamkeit und den gesellschaftlichen ‘Bann’ nach sich zieht. Dadurch wird die Entwicklung des Ehealltags drastisch beschleunigt.

widerspricht dem Beispiele, das unser Gottesmann gegeben, und widerspricht auch wohl der Natur.’ ‘Ja, der Durchschnittsnatur. Es gibt aber, Gott sei Dank, Ausnahmen. Und das sind die eigentlich Berufenen. Eine Frau nehmen ist alltäglich.’¹³⁷⁶

Der ‘Unverheiratete’ erscheint als Ausnahme, sowohl in Melusines wie in Adelheids Reden, die Ehe im Umkehrschluss daher als Normalfall. Dabei sieht die zeitlebens alleinstehende Domina das ‘Unverheiratetsein’ ironischerweise als einen Bruch mit dem vom ‘Gottesmann’¹³⁷⁷ vorgegebenen Verhaltensmuster wie auch mit der ‘Natur’. Während das historische Verhaltensbeispiel die Aufforderung zur Nachahmung und zur Wiederholung impliziert und damit ein Postulat für den Alltag beinhaltet, spiegelt sich in der Auffassung der Ehe als der Natur gemäß Adelheids mutmaßendes (‘auch wohl’) Zugeständnis menschlicher Triebe, denen sie allerdings einzig im Gewand der Ehe Existenz zubilligt.¹³⁷⁸ Die geschiedene Melusine hingegen, die die sexuellen Übergriffe ihres seinerzeit frisch angetrauten Ehemannes rückblickend als ‘Elend’ bezeichnet¹³⁷⁹, belobt’ mit deutlich emphatischen Ausrufen (‘zum Glück’, ‘Gott sei Dank’) den Eheverzicht und den damit einhergehenden Triebverzicht. Der sich von dem gewöhnlichen, gemeinen, sprich alltäglichen Trieb entsagende Mensch wird nicht nur als Ausnahme, sondern auch gerade deswegen als ‘Berufener’ bezeichnet, den – ‘Gott sei Dank’ – daher etwas wie ein „innerer Auftrag“¹³⁸⁰ von der ‘Durchschnittsnatur’ abhebe. Diesen gegensätzlichen Ansichten entspricht der Kommentar des Erzählers: „Sie waren eben Antipoden: Stiftsdame und Weltdame, Wutz und Windsor, vor allem enge und weite Seele“.¹³⁸¹ Dabei chiffrieren die Adjektive ‘eng’¹³⁸² und ‘weit’ wie ‘unten’ und ‘oben’ die

¹³⁷⁶ *Der Stechlin*, Bd. 5, S. 380.

¹³⁷⁷ Gemeint ist wohl Martin Luther. Vgl. ebd., Anm. 380, S. 499.

¹³⁷⁸ Vgl. bei Müller-Seidel zu Luthers Ansichten über die Ehe: „Die sexuelle Begierde versteht er [Luther] als etwas, das mit der Natur des Menschen gegeben ist. Er stellt sie in Rechnung und rechtfertigt die Ehe in dem Maße, als sie solche Begierden in Schranken hält“ (Müller-Seidel: *Fontane, Soziale Romankunst*, S. 332. Vgl. weiterhin das gesamte Kap. VII. *Säkularisierung der Ehe*, S. 332-351).

¹³⁷⁹ Vgl. das Gespräch mit der Baronin Berchtesgarden, in dem Melusine über ihre Hochzeitsreise, die durch den ‘endlos langen’ Apennintunnel ging, unmissverständliche Andeutungen macht: „Ja, endlos. Ach, liebe Baronin, wäre doch da wer mit uns gewesen, ein Sachse, ja selbst ein Rumäne. Wir waren aber allein. Und als ich aus dem Tunnel heraus war, wußt’ ich, welchem Elend ich entgegenlebte“ (*Der Stechlin*, Bd. 5, S. 296).

¹³⁸⁰ *dtv brockhaus Lexikon*, Bd. 2, Art. „Berufung“, S. 223.

¹³⁸¹ *Der Stechlin*, Bd. 5, S. 380.

¹³⁸² Den Zusammenhang zwischen Alltag und Enge bearbeitet ausführlich Choluj: *Alltag als Enge*. Ihre These, dass die Wahrnehmung von Enge mit der Bewusstwerdung der Alltagsgrenzen korreliere, indem „Attribute des Alltags“ „problematisch“ werden (Choluj: *Alltag als*

Phänomene ‘Alltag’ und ‘Fest’ und zeigen Adelheid und Melusine als deren figurative Vertreter an.

‘Und keine Frau nehmen ist ein Wagnis. Und die Nachrede der Leute hat man noch obenein.’ ‘Diese Nachrede hat man immer. Es ist das erste, wogegen man gleichgültig werden muß. Nicht in Stolz, aber in Liebe.’ ‘Das will ich gelten lassen. Aber die Liebe des natürlichen Menschen bezeigt sich am besten in der Familie.’ ‘Ja, die des natürlichen Menschen...’ ‘Was ja so klingt, Frau Gräfin, als ob Sie dem Unnatürlichen das Wort reden wollten.’ ‘In gewissem Sinne ›ja‹, Frau Domina. Was entscheidet, ist, ob man dabei nach oben oder nach unten rechnet.’ ‘Das Leben rechnet nach unten.’ ‘Oder nach oben; je nachdem.’¹³⁸³

Ordnet man nun die Ehe dem Alltag zu, entspricht Adelheids Qualifikation der Eheverweigerung als ‘Wagnis’ einem Verweis auf die Sicherheit, die Gleichmaß und Wiederholung des Alltags bieten. Widersetzt man sich diesem Alltag, entbehrt man nicht nur die Sicherheit, auch die ‘Nachrede der Leute’ droht, synonym für gesellschaftliche Konformitätsmechanismen. Demgegenüber zielt Melusine auf die Nicht-Ehe als Ausnahme im Sinne von nach ‘oben’ gerichtetem, ‘innerem Auftrag’. Damit verbunden ist ein ‘Nicht-für-sich-Leben’, das der ‘Aufsteigemensch’ Lorenz anstrebe.¹³⁸⁴ Dabei ist der Aufgabe eigener Bedürfnisse und Interessen in gewissem Sinne auch die Auflösung individueller Grenzen immanent, wodurch ein enger Bezug zwischen Nicht-Ehe als Festlichkeit (oben, weit, Ausnahme) und der Preisgabe persönlicher Belange hergestellt wird. Die Ehe erscheint im Umkehrschluss als ein ‘Für-sich-leben’

Enge, S. 57), ist hier nur leicht variiert haltbar: Adelheid ist die figurative Umsetzung des Alltags. Nicht sie selbst wird sich der Begrenzung bewusst, sondern die sie umgebenden Figuren, nehmen ihre ‘märkische Enge’ war. Daher wird die Figur Adelheid als problematisch empfunden.

¹³⁸³ *Der Stechlin*, Bd. 5, S. 381. Vgl. auch Petöfys Rechtfertigung seiner Verheirathungspläne, in denen er die Ehe als ‘irdisch Alltägliches’ der Religiosität als ‘wirklicher Himmelsfreude’ gegenüberstellt: „[...] Ich habe das Einsamkeitsleben satt und habe vor allem auch die Mittel satt, die sonst dazu dienen mußten, dieser Einsamkeit Herr zu werden. Es ist mir klar geworden, daß man die Leere nicht mit Leerheiten ausfüllen oder gar heilen kann, und so steh ich denn vor einem neuen und nach einer sehr entgegengesetzten Seite hin liegenden Ausfüllversuche. Du hast es gut gehabt und hast unter Feßlers Assistenz dein Lebensmanna in der Kirche gefunden, und etwas von wirklicher Himmelsfreude hat dein irdisch Dasein durchleuchtet. Ich weiß wohl und weiß es allen Ernstes, daß dergleichen ein Glück ist; aber ich habe nicht das Talent dafür und muß mich mit etwas Irdischerem und Alltäglichem behelfen. Jeder sucht das Glück auf seine Weise...“ (*Graf Petöfy*, Bd. 1, S. 749).

¹³⁸⁴ Vgl. Woldemar über Lorenz: „[...] Aber als einen Aeronauten kann ich ihn Ihnen beinahe vorstellen. Er ist so recht ein Excelsior-, ein Aufsteigemensch, einer aus der wirklichen Obersphäre, genau von daher, wo alles Hohe zu Hause ist, die Hoffnung und sogar die Liebe“. Weiter verwendet Woldemar die Geschichte des Joao de Deus, um Lorenz zu charakterisieren, da dieser so sein möchte, wie de Deus, „[...] weil er für die Armen gelebt hatte und *nicht für sich*“ (*Der Stechlin*, Bd. 5, S. 156 u. 158).

oder drastischer formuliert: Der auf Sicherheit und persönlichen Vorteil bedachten Natur des Menschen entspricht die geschlechtliche Verbindung als Sinnbild „pragmatischen Erfolgshandelns“¹³⁸⁵, um das sinnliche, kommerzielle oder soziale Verlangen des Einzelnen zu befriedigen. Die Ehe als Alltag (unten, eng, Durchschnitt) ist damit auch die Sphäre der in die Grenzen des Ich eingegegten Interessen.

Als alltägliches Instrumentarium zur Bedürfnisbefriedigung werden Ehe und ‘Liebe’ daher wie Arbeit zum sozialen und ökonomischen Aufstieg genutzt. So geschieht es in Fontanes Erzählungen bei der Schauspielerin Franziska Franz, die einen Grafen heiratet (*Graf Petöfy*), bei der ‘Chambre-garnie-Vermieterin’ Mathilde, die zur Bürgermeisterfrau aufsteigt (*Mathilde Möhring*) oder bei Jenny Bürstenbinder, die sich zur Frau Kommerzienrätin Treibel verheiratet (*Frau Jenny Treibel*). Aber nicht nur Frauen ‘heiraten sich hoch’, auch Männer ersetzen Arbeit durch Ehe. Bestes Beispiel liefert hierfür Botho von Rienäcker, dessen Eheschließung in erster Linie der Sanierung seiner finanziellen Verhältnisse dient (*Irrungen, Wirrungen*).¹³⁸⁶ Do spricht für Fontanes Erzählungen daher von der „Instrumentalisierung der Ehe: im Adel (Botho, Waldemar) und in der Bourgeoisie (Leopold) als Mittel sozialen und wirtschaftlichen Zugewinns“.¹³⁸⁷

Dabei betrifft die ‘Ehe als Arbeit’ oder konkreter die auf das ‘Ziel Eheschließung’ gerichtete Tätigkeit in erster Linie die Frauen¹³⁸⁸, die ihre Talente

¹³⁸⁵ Hohendahl: *Soziale Rolle und individuelle Freiheit*, S. 97.

¹³⁸⁶ In Keyserlings Erzählungen steht hingegen die Standesmäßigkeit der Ehe im Vordergrund und ein ökonomischer und sozialer Aufstieg durch die Eheschließung zeigt sich angesichts der aristokratischen Abgrenzungsmechanismen als schwierig bis unmöglich. In *Abendliche Häuser* etwa, wo ausnahmsweise eine Ehe zwischen einem Adligen und einer ‘Fabrikantentochter’ zustande gekommen ist, wird die ‘Bürgerliche’ in Adelskreisen nie voll anerkannt, sondern „wegen ihrer Herkunft physischer und moralischer Defekte“ verdächtigt (Hans Baumann: *Eduard von Keyserlings Erzählungen, Eine Interpretation des Romans ‘Abendliche Häuser’*, Zürich: 1967, S. 13). Ähnlich wird in *Fürstinnen* eine hypothetische Eheschließung der Fürstin Adelheid mit dem Grafen Streith als ‘ordnungswidrig’ klassifiziert wird: „[...] Die Männer neigen sowieso zu Unregelmäßigkeiten, wir Frauen müssen daher streng auf Ordnung halten [...]“ (*Fürstinnen*, H, S. 816).

¹³⁸⁷ Do: *Ehe und Ehebruch*, S. 29.

¹³⁸⁸ In auffälliger Parallele bezieht so Innstetten den Satz: „[...] daß man ganz da steht, wo man hingehört [...]“ auf das Beamtentum und damit auf seine Arbeit, während Effi bezüglich ihrer Ehe meint „[...] Man muß doch immer dahin passen, wohin man nun mal gestellt ist“ (*Effi Briest*, Bd. 4, S. 285 u. 71f.). Die Ehe steht damit für die Frau in Analogie zu der Arbeit des Mannes. Zugleich fällt auf, dass Innstetten den passenden Platz einfordert, während Effi die Pflicht der Anpassung an die gegebene Stellung betont. In dieser Alt-jung-Ehe zeigen sich

und physischen Vorzüge gezielt zur Verwirklichung ihrer Absichten einsetzen. Corinna Schmidt beispielsweise verweist stellvertretend für ihr Geschlecht auf

‘[...] unser altes Evarecht, die großen Wasser spielen zu lassen und unsere Kräfte zu gebrauchen, bis das geschieht, um dessentwillen wir da sind, mit anderen Worten, bis man um uns wirbt [...].’¹³⁸⁹

Die im Mittelalter noch omnipräsente ‘Evaschuld’ (Erbsünde), mittels derer die Frau zum schwachen Geschlecht bestimmt wurde¹³⁹⁰, wird hier verkehrt in ein ‘Evarecht’, das den Gebrauch von ‘Kräften’ gestattet.¹³⁹¹ Historisch zugeordnete Schwäche wird gegen poetisch zugebilligte Stärke vertauscht, Machtlosigkeit gegen Macht und vor allem Passivität gegen Aktivität.

Die Existenzberechtigung der Frau bezieht Corinna in durchaus generativer Sichtweise auf die ‘Werbung des Mannes’, weiterführend auf die „Erzeugung von Kindern und die Erziehung der Nachkommenschaft“ als der Ehe „erster Zweck“.¹³⁹² Kernpunkt ihrer Aussage ist jedoch, dass eben dieser Daseinssinn sich nicht schicksalhaft erfüllt, sondern Ergebnis einer ‘zielgerichteten Tätigkeit’ ist. Das heißt, eigenverantwortliches Handeln (= Arbeit) korreliert mit ‘gattungsmäßiger Reproduktion’ (= Alltag). In diesem Kontext ist der Grad der Entfremdung in der Ehe – abermals vergleichbar mit der Arbeitswelt – abhängig von der Selbstbestimmung bei der Partnerwahl, worauf auch die Nicht-Erzählung etwaiger Eheausbrüche in den von weiblicher Seite initiierten Verbindungen hindeutet.

Im Fall von Corinna scheitert das „[...] nach reiflicher Überlegung [...]“¹³⁹³ gesteckte Ziel, den reichen Kommerzienratssohn Leopold Treibel zu heiraten,

so das traditionell aktive männliche und das passive weibliche Prinzip. Jhy-Wey Shieh teilt demnach Innstetten die Rolle des Subjekts, Effi die des Objekts zu. Vgl. Jhy-Wey Shieh: *Liebe, Ehe, Hausstand, Die sprachliche und bildliche Darstellung des ‘Frauenzimmers im Herrenhaus’ in Fontanes Gesellschaftsroman ‘Effi Briest’*, Frankfurt a.M.: 1987, S. 74f.

¹³⁸⁹ *Frau Jenny Treibel*, Bd. 4, S. 343.

¹³⁹⁰ „Eine solche Vorstellung, die die Geschlechtlichkeit mit der Erbsünde in Zusammenhang bringt, gewinnt im Mittelalter allgemeine Verbreitung. [...] Eva wird die Verantwortung für die Erbsünde angelastet. Und der Verweis auf die Erbsünde wird auch zum Anlass genommen, die Schwachheit, größere Versuchbarkeit und moralische Minderwertigkeit der Frau herauszustellen und ihr die Sexualität als gattungsspezifische Schuld anzurechnen“ (Do: *Ehe und Ehebruch*, S. 32 u. 31).

¹³⁹¹ Dieses ‘Evarecht’ erinnert, wie das mangelnde Schuldgefühl der außerehelich liebenden Effi und Melanie, an Foucaults ‘Selbstsorge’ (vgl. Kap. 2.4.1.2 *Ehe(aus)brüche*).

¹³⁹² Müller-Seidel: *Fontane, Soziale Romankunst*, S. 332.

¹³⁹³ *Frau Jenny Treibel*, Bd. 4, S. 342.

zwar an dem Willen der noch geschäftstüchtigeren ‘Schwiegermutter in spe’¹³⁹⁴, anderen Frauen hingegen gelingen diese ehrgeizigen Unternehmen. So beispielsweise Leopolds Mutter selbst, die sich einst mittels ihrer optischen Vorzüge den sozialen Aufstieg durch die Ehe sicherte.¹³⁹⁵ Do sieht die zeit-typische Verheiraturungspraxis demgemäß in „gänzlicher Anpassung an geschäftliches Handeln – ästhetisches Kapital der Frau gegen sozial ökonomisches Kapital des Mannes“.¹³⁹⁶

Damit übereinstimmend heißt es in *Graf Petöfy*, Ehrgeiz sei hinsichtlich der Ehepartnerwahl „[...] ein großer Versucher [...]“¹³⁹⁷, freilich nicht der größte, wie Franziskas Dienerin Hannah bemerkt.¹³⁹⁸ Dennoch kennzeichnet er eine Reihe von Eheschließungen in Fontanes Erzählungen. „[...] Ich habe dich eigentlich bloß aus Ehrgeiz geheiratet [...]“¹³⁹⁹ äußert etwa Effi in einer übermütigen Laune (*Effi Briest*). Die ernste Reaktion Innstettens aber, ebenso wie ein nur unvollständig gegebener Abzählvers, lassen die Aussage eher als ‘Freud’sche Fehlleistung’ interpretieren:

‘[...] Aber du mußt nicht solch ernstes Gesicht dabei machen. Ich liebe dich ja ... wie heißt es doch, wenn man einen Zweig abbricht und die Blätter abreißt? Von Herzen, mit Schmerzen, über alle Maßen.’¹⁴⁰⁰

¹³⁹⁴ Ähnlich konstatiert Do: „Jenny Treibels bourgeois Snobismus im gleichnamigen Roman entspringt einem berechnenden materiellen Motiv, aus dem heraus sie die Ehe ihres Sohnes Leopold mit Corinna verhindern will“ (Do: *Ehe und Ehebruch*, S. 151).

¹³⁹⁵ Wie Professor Schmidt erzählt, „[...] liebäugelte sie mit jedem, der ins Haus kam, bis endlich Teibel erschien und dem Zauber ihrer kastanienbraunen Locken und mehr noch ihrer Sentimentalitäten erlag [...]“ und „[...] Ach, ihre Mutter, die gute Frau Bürstenbinder, die das Püppchen im Apfelsinenladen immer so hübsch herauszuputzen wußte, sie hat in ihrer Weiberklugheit damals ganz richtig gerechnet. Nun ist das Püppchen eine Kommerzienrätin und kann sich alles gönnen, auch das Ideale, und sogar ›unentwegt‹ [...]“ (*Frau Jenny Treibel*, Bd. 4, S. 369 u. 305). Herausgeputzt und im Materialwarenladen ‘feilgeboten’ bedient Jenny den (elterlichen) Ehrgeiz nach sozialem Aufstieg und verweist auf die äußerlich bleibenden und zugleich ‘richtig rechnenden’ Bourgeois. Vgl. hinsichtlich erfolgreicher Umsetzung von Eheplänen auch Ebba (*Unwiederbringlich*) und Mathilde (*Mathilde Möhring*).

¹³⁹⁶ Do: *Ehe und Ehebruch*, S. 165. Im Speziellen ist hier die Verheiraturung Effis gemeint.

¹³⁹⁷ *Graf Petöfy*, Bd. 1, S. 761.

¹³⁹⁸ Vgl. ebd. Hannah nennt nicht explizit die ‘Liebe’, doch auf ihr ‘sag es dir selbst’ klingelt Graf Egon (der spätere Geliebte Franziskas) und Franziska errötet. Ganz ähnlich priorisiert Effi noch vor der Eheschließung: „Nein, Mama, das ist mein völliger Ernst. Liebe [1] kommt zuerst, aber gleich hinterher kommt Glanz und Ehre [2], und dann kommt Zerstreuung [3] – ja, Zerstreuung, immer was Neues, immer was, daß ich lachen oder weinen muß. Was ich nicht aushalten kann, ist Langeweile“ (*Effi Briest*, Bd. 4, S. 32).

¹³⁹⁹ Ebd., S. 82.

¹⁴⁰⁰ Ebd.

Vollständig heißt der Vers: „er liebt mich von Herzen, mit Schmerzen, über alle Maßen, kann’s gar nicht lassen, ganz rasend, ein wenig, gar nicht“.¹⁴⁰¹ So kann Effis ‘ich liebe dich ja’ fast ebenso gut ein ‘ich liebe dich gar nicht’ bedeuten und steht als Wiederholung der Vernunftthe ihrer Mutter sinnbildlich für alltägliche Ehen.

Effis Mutter, Luise von Briest, hat seinerzeit den älteren Briest vorgezogen, trotzdem sie – wie Effi mutmaßt – eine gegenseitige Neigung mit Innstetten verbunden hat.¹⁴⁰²

‘Nun, es kam, wie’s kommen mußte, wie’s immer kommt. Er war ja noch viel zu jung, und als mein Papa sich einfand, der schon Ritterschaftsrat war und Hohen-Cremmen hatte, da war kein langes Besinnen mehr, und sie nahm ihn und wurde Frau von Briest [...]’¹⁴⁰³

Zwangsläufigkeit (‘wie’s kommen musste’) und geschichtliche Repetition (‘wie’s immer kommt’) vereinen sich in Effis Erzählung zu einem Bild Fontaneschen Beziehungsalltags. Auf die Neigung wird zugunsten ökonomischer und sozialer Gegebenheiten verzichtet und zwar ‘ohne langes Besinnen’¹⁴⁰⁴, quasi als Selbstverständlichkeit. Dafür wird dann die Tochter dem Bewerber von einst übergeben: „*sie* hatte es nicht sein können, nun war es statt ihrer die Tochter – alles in allem ebensogut oder vielleicht noch besser. Denn mit Briest ließ sich leben“.¹⁴⁰⁵ Während der Name Luise von Briest durch ein im Kursivdruck explizit betontes Personalpronomen (‘sie’) vertreten wird, wird Effi auf die Verwandtschaftsbeziehung zu ihrer Mutter reduziert. Durch den bestimmten Artikel ‘die’ statt des Possessivpronomens ‘ihre’ erhält diese Reduktion die Qualität eines gesellschaftlichen ‘Platzhalters’. Individualität wird durch gesellschaftliches Muster- beziehungsweise Alltagsverhalten ersetzt oder anders: Effi ist in Fragen der Eheschließung nicht mehr Effi, sondern ‘die Tochter’ als ‘Musteranwärterin’ für die adelige Konventionsehe. Liesenhoff

¹⁴⁰¹ <http://www.oekoburg.de/senioren.htm>, Zugriff am 1.7.2010.

¹⁴⁰² Vgl. Effis Bericht: „[...] Natürlich war es nicht des Großvaters wegen, dass er [Innstetten] so oft drüben war, und wenn die Mama davon erzählt, so kann jeder leicht sehen, um wen es eigentlich war. Und ich glaube, es war auch gegenseitig“ (*Effi Briest*, Bd. 4, S. 12).

¹⁴⁰³ Ebd., S. 12f.

¹⁴⁰⁴ Auch Botho muss sich nicht ‘lange besinnen’. Mit den ökonomischen Widrigkeiten konfrontiert, gelangt er auf einem einzigen Ausritt zu der Entscheidung, seine reiche Cousine zu heiraten. Vgl. *Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 403ff. Ebenso reagiert Jenny Treibel unverzüglich und forciert angesichts der (in ihren Augen) Mesallianceabsichten ihres Sohnes die Heirat mit der reichen Hildegard Munk.

¹⁴⁰⁵ *Effi Briest*, Bd. 4, S. 19

spricht dementsprechend vom „automatische[n] Vollzug des aristokratischen Konventionssystems“.¹⁴⁰⁶

Darüber hinaus gibt der Kausalzusammenhang „vielleicht noch besser. Denn mit Briest ließ sich leben“ im Umkehrschluss einen Hinweis auf ein problematisches Zusammenleben mit Innstetten. Effis ‘Ja’ zum Antrag bleibt so folgerichtig unerzählt, und während Effi schweigt und nach einer Antwort sucht, hat Frau von Briest bereits alle ökonomischen und sozialen Befürwortungsgründe vorgelegt.¹⁴⁰⁷

Ist bei den Frauen häufig Ehrgeiz maßgeblicher Ehemotivator, geben die (jungen) Männer entweder ökonomischen, familiären oder gesellschaftlichen Repressalien nach und heiraten als ‘Rettungsmaßnahme’ die ‘reiche, schöne Cousine’ (Botho in *Irrungen, Wirrungen*) oder die nicht weniger reiche und schöne ‘Schwester der Schwägerin’ (Leopold in *Frau Jenny Treibel*). Die Tragik des zeitgleichen Verzichts auf die Herzensneigung wird dadurch erheblich gemindert, ganz wie Effi bemerkt: „Eine Geschichte mit Entsagung ist nie schlimm [...]“.¹⁴⁰⁸ Zudem betont hier die verwandtschaftliche Nähe als Kennzeichen der Endgamie die Grenzen bei der alltäglichen Ehegattenwahl.

Heiraten die Männer im fortgeschrittenen Alter mit entsprechendem Besitz und Stellung, werden diese ‘alltäglichen Grenzen’ mit einer gewissen Rücksichtslosigkeit ignoriert und die Eheschließung nimmt die Form einer egoistischen Passion an. Dabei erscheint die Frau, in Zusammenhang gebracht mit Begriffen wie ‘Stolz’ und ‘Besitz’, als ein Art ‘Wellnessutensil’.¹⁴⁰⁹ Ähnlich stellt Koc fest: “He [Petöfy] approaches marriage in the same manner in which he might attend a play or visit a gallery, and he even refers to it similarly as just another ‘Ausfüllversuch’.”¹⁴¹⁰

Wo nicht als ‘Wohlfühlmittel’ wie bei Petöfy, der sich die innere Leere von Franziska fortplaudern lassen möchte, ist die erheblich jüngere Frau meist

¹⁴⁰⁶ Liesenhoff: *Fontane und das literarische Leben*, S. 104.

¹⁴⁰⁷ „[...] Er ist freilich älter als du, was alles in allem ein Glück ist, dazu ein Mann von Charakter, von Stellung und guten Sitten, und wenn du nicht ›nein‹ sagst, was ich mir von meiner klugen Effi kaum denken kann, so stehst du mit zwanzig Jahren da, wo andere mit vierzig stehen. Du wirst deine Mama weit überholen“ (*Effi Briest*, Bd. 4, S. 18). Vgl. auch Shieh: *Liebe, Ehe, Hausstand*, S. 72f.

¹⁴⁰⁸ *Effi Briest*, Bd. 4, S. 10.

¹⁴⁰⁹ „This episode shows that Petöfy’s desire for diversion is as great as ever, and while he appreciates his wife as a constant and devoted companion, he also sees in her a tool for his own entertainment“ (Koc: *The German Gesellschaftsroman*, S. 160).

¹⁴¹⁰ Ebd., S. 159.

‘Prestige-Objekt’.¹⁴¹¹ Das soll allerdings nicht zwangsläufig heißen, dass die Frau ausgebeutet und benutzt würde. Sie hat eine entsprechende Befriedigung ihres Ehrgeizes, ökonomische Verbesserung oder sozialen Aufstieg. Beispielsweise ist für van der Straaten „die junge Frau“ „fast noch mehr sein Stolz als sein Glück“, dafür lebt Melanie „wie die Prinzeß im Märchen“.¹⁴¹²

Vernunft- oder Zweckehen stehen damit in einer engen Verwandtschaft zu den ‘gewöhnlichen Liebschaften’, indem auch sie weithin als ‘Tauschverhältnisse’ zu bezeichnen sind.

Auch bei Keyserling ist die Verbindung von Alltag und Ehe evident und es lässt sich von der „üblichen unglücklichen Konventionsehe“¹⁴¹³ in der Welt des Adels sprechen. Diese ‘üblichen’, ergo ‘alltäglichen’ Ehen sind zunächst durch eine endogame Partnerwahl gekennzeichnet. Beate und Günther (*Beate und Mareile*) etwa sind als Nachbarskinder groß geworden, ebenso Hilda und Felix (*Fürstinnen*) und Fastrade und Egloff (*Abendliche Häuser*).

Das standesgemäße Konnubium der Aristokraten führt bei Keyserling zu Ehen, die unter den Nachbarskindern des Adelswinkels geschlossen werden, hat also, nimmt man den Begriff nicht zu eng, immer schon ein inzestuöses Moment. [...]Bei Keyserling [...] ist der Erhalt der adeligen Kultur, wie auf anderer Ebene auch das strenge Gleichmaß der kulturkonformen Lebensführung zeigt, an die strikte Bewahrung des Wiederholungszwanges gebunden. In letzter Konsequenz ist deshalb Freuds Verbot der Endogamie durch das Verbot der Exogamie ersetzt.¹⁴¹⁴

¹⁴¹¹ Do betont auch für *Effi Briest* diesen Aspekt: „Effi soll ihm [Innstetten] Freude und häusliche Geselligkeit schenken und ihn für sein aufreibendes öffentliches Leben entschädigen“ und: „Für Innstetten ändert seine Ehe nichts an seinem Lebensstil. Seine Frau ist ein Gegenstand, den er seiner Wohnung bloß zufügt“ (Do: *Ehe und Ehebruch*, S. 160). Einschränkend muss allerdings bemerkt werden, dass Do’s Schlussfolgerungen häufig mit Zitaten belegt werden, die aus dem ursprünglichen Kontext herausgelöst und in einen konstruierten Zusammenhang gestellt sind, der dem Primärtext nicht gerecht zu werden vermag.

¹⁴¹² *L’Adultera*, Bd. 2, S. 8f. Diese Darstellung stammt vom Erzähler selbst, ist also nicht durch figurative Subjektivität bestimmt. Selten lässt sich gesichert von der ‘armen Frau’ sprechen, wie bspw. im Falle Céciles: „[...] In Wahrheit ist er [St. Arnaud] ein alter Garçon geblieben, voll Egoismus und Launen, viel launenhafter als Cécile selbst. Die Ärmste hat ihr Herz erst neulich darüber zu mir ausgeschüttet. ›Er hält‹, sagte sie, ›viertelstundenlang meine Hand und erschöpft sich in Schönheiten gegen mich, und gleich danach geht er ohne Gruß und Abschied von mir und hat auf drei Tage vergessen, daß er eine Frau hat‘“ (*Cécile*, Bd. 2, S. 277).

¹⁴¹³ Thomé: *Realistische Psychopathologie*, S. 843. An anderer Stelle kennzeichnet Thomé die „endogame ständische Konventionsehe“ als „frustran[], weil unsinnlich[]“ (ebd., S. 849).

¹⁴¹⁴ Thomé: *Autonomes Ich und Inneres Ausland*, S. 551.

Erst in den Kreisen des Hochadels wird die heimische ‘Enklave’ verlassen, um auf entsprechenden Gesellschaften die standesgemäße Eheschließung zu arrangieren. Das resultiert allerdings schlicht aus dem quantitativ stark eingegrenzten Kreis heiratsfähiger Hochadelsmitglieder und trägt daher meist nicht weniger inzestuöse Züge als die Verheiratung von Nachbarskindern.¹⁴¹⁵

Ähnlich wie in *Effi Briest* entsteht die ‘übliche Ehe’ in erster Linie aus der Befürwortung der Eltern heraus. Dabei ist als entscheidender Unterschied festzustellen, dass ‘Ehrgeiz’ bei Keyserling kein Ehemotivator ist. In Keyserlings Adelskaste geht es nicht um Aufstieg, sondern, da man sich schon ganz oben wähnt, um Erhalt. Daher wird für die jungen Frauen bevorzugt ein entsprechend situierter ‘alter’ Ehemann ausgewählt, der etwaigen, festlich revolutionären Tendenzen der Mädchen patriarchal entgegentreten und die Erziehung vollenden kann.

Elly hatte sich mit dem Grafen Hans von Trim-Bausach verlobt. Die Partie war sicherlich die glänzendste, welche ein junges Mädchen machen konnte. Der Graf war reich, Edelmann und Weltmann.[...] Was aber die Hauptsache war, ‘der Graf ist so unendlich vertrauenerweckend’, meinte Frau von Merten, Ellys Mutter. ‘Elly ist noch ein Kind, und wenn ich sie dem Grafen in die Arme lege, so habe ich das Gefühl, als vollendete ich recht eigentlich ihre Erziehung, ja, es ist fast, als ob ich sie in eine sehr vornehme und teure Pension gäbe.’¹⁴¹⁶

Es ist daher zunächst einigermaßen überraschend, dass hier der erste Satz der Erzählung die junge Braut als initiatives Subjekt vorstellt. Doch zeigt sich im Nachfolgenden, dass diese Initiative nicht mehr als die absolute Verinnerlichung gesellschaftlicher Normen ist. Das ‘Ob’ steht außer Frage, da für die Frauen nach allgemeinem Verständnis ‘Zukunft’ und ‘Heiraten’ Synonyme¹⁴¹⁷ sind. Das ‘Wen’ bestätigt die von Borscheid konstatierte ‘ausschlaggebende Bedeutung sachlicher Kriterien bei der Partnerwahl’.¹⁴¹⁸ Eine Wahlmöglichkeit wird trotz interner Fokalisierung Ellys in der ganzen Erzählung nicht thematisiert, vielmehr scheint die Partnerwahl mit dem Superlativ ‘glänzendste’ hinreichend begründet, wobei das Verb ‘glänzen’ als Hinweis auf die Gewichtung des äußeren Scheins gelesen werden kann.

¹⁴¹⁵ Vgl. z.B. die Eheschließung von Prinzessin Eleonore und Erbprinz Joachim (*Fürstinnen*). Beide tragen bereits vor der Ehe den gleichen Nachnamen: von Neustatt-Birkenstein.

¹⁴¹⁶ *Die Verlobung*, SG, S. 22. Beiläufig sei auf die klangliche Ähnlichkeit der Namen Elly und Effi hingewiesen.

¹⁴¹⁷ Shieh: *Liebe, Ehe, Hausstand*, S. 44.

¹⁴¹⁸ Borscheid: *Geld und Liebe*, S. 127.

Verstärkt wird die Unmöglichkeit der Partnerwahl durch die häufige Betonung von Ellys 'Kindsein'. 'Elly ist noch ein Kind', sagt die Mutter, ihr Gesicht ist 'kindlich rund', der Graf spricht von ihr als 'kleinem Mädchen' oder nennt sie 'Kind'. So gibt auch die Mutter nicht (nur) die Hand ihrer Tochter, sondern legt sie quasi vollständig in die Arme des deutlich älteren Bräutigams, eine Formulierung, die sowohl die Assoziation von der Übergabe eines kleinen Kindes zulässt als auch die vom Koitus, in jedem Falle aber auf das Fehlen jedweder Eigenständigkeit der Braut hindeutet. Die Arme als „Symbol der Kraft, der Macht“¹⁴¹⁹ bekräftigen dabei die dominante Stellung des älteren Ehemannes. Entsprechend dieser an ein „Vater-Tochter-Verhältnis“ angenäherten Verheiratungen betont Schwalb die „inestuösen Implikationen“ in Keyserlings Erzählungen.¹⁴²⁰

Der Dominanz und Welterfahrenheit der Männer steht die „wunderbar naive[] Reinheit“ der Mädchen – der Erzähler selbst spricht nie von Frauen – gegenüber, die auf die Hochzeit als das große Erlebnis im Leben vorbereitet werden. Die Ehe als Synonym für 'Zukunft' und 'vorgeschriebener Weg' wird daher ergänzt von einer naiven Erwartungshaltung, in der die Ehe vage als das 'Gute und Schöne' betrachtet wird:

In den Schlössern unseres Landadels wachsen noch, unter feiner berechneter Obhut, solche Mädchen von wunderbar naiver Reinheit heran. Das Gute und Schöne erwarten sie von dem Leben, wie das Selbstverständliche, und Günther erschien Beate als dieses Schöne und Gute.¹⁴²¹

Dabei erinnert das Erwarten des Besonderen an die Vorfreude auf ein Fest. Genährt aus der vergeistigten Liebespoesie Thomas A Kempis' und einer körperfremden Erziehung¹⁴²² sind die 'mädchenhaften' Vorstellungen von der

¹⁴¹⁹ Becker: *Lexikon der Symbole*, Art. „Arm“, S. 23.

¹⁴²⁰ „Bezeichnenderweise werden unverheiratete, dem Vater noch direkt unterstellte Töchter und die jungen Ehefrauen, die von ihren wesentlich älteren Männern wie Kinder behandelt werden, von den alten Patriarchen gleichermaßen streng erzogen, womit die inestuösen Implikationen im Vater-Tochter-Verhältnis verdeutlicht, und beide Figurenkonstellationen Vater-Tochter und Ehemann-Ehefrau einander angenähert werden, so daß eine semantische Identität angenommen werden kann“ (Schwalb: *Keyserling, Konstanten und Varianten*, S. 39).

¹⁴²¹ *Beate und Mareile*, H, S. 34.

¹⁴²² Vgl. z.B. Beate, die sich „die heiligen Bücher geben ließ, die Bibel und den Thomas a Kempis“. „Sie beugte sich über den Thomas a Kempis und las: 'Mache mich stärker in der Liebe, daß ich im Innersten meines Herzens schmecken lerne, wie süß es ist, zu lieben und in Liebe aufzugehen und ganz mich zu bewegen. Singen möchte ich das Lied der Liebe...'“. An späterer Stelle sagt dann Mareile: „[...] Und dann, eure Erziehung – dort –, die macht den Körper dumm. Er weiß ja nicht, was er wollen soll [...]“ (*Beate und Mareile*, H, S. 39 u. 87).

Ehe gekennzeichnet als ein Sich-in-die-Liebe-Versenken, das gerade in der sprachlichen Sublimation von Liebeserklärungen einen beschwörenden, sich fast ins festlich Rauschhafte steigernden feierlich rituellen Charakter annehmen kann. Doch deutet bereits die auffällige narrative Ausparung der Hochzeitsfestlichkeit darauf hin, dass die Ehe als festliches Erleben ausbleibt.¹⁴²³ Stattdessen zeigt der übergangslose Sprung ins Eheleben, dass die Ehe jeder vorhergehenden Stabilisierung durch die Gemeinschaft – etwa im Rahmen der Hochzeit als Passageritus – ermangelt und das geschlechtslose, fast sakral angelegte Liebeskonzept der Frauen unvermittelt auf die körperlichen ‘Pflichten der Ehe’ trifft. So nimmt zum Beispiel in *Beate und Mareile* Beate nach der Heirat mit Günther „etwas Erstauntes, bleich Ergebenes an; als hätte sie eine Enttäuschung erlebt“.¹⁴²⁴

Auf diese Eheschließungen nach alltäglichem Muster folgt dann die Ehe als neuer Alltag. Demetz spricht in seiner Fontane-Monografie vom „nüchternen und allzu beschränkten Alltag einer Ehe“¹⁴²⁵ und verweist damit auf das sich in engen Grenzen täglich Wiederholende und Monotone eines rigiden Alltags.

Diese Monotonie des ehelichen Alltags wird aber nicht zwangsläufig wahrgenommen oder so empfunden, was sich am Beispiel von *Effi Briest* deutlich zeigt. Innstetten, der durch seinen Ehrgeiz einem stark fordernden Arbeitsalltag ausgesetzt ist, nimmt den ehelichen Alltag weniger als monoton denn als Form der Entlastung wahr. Seine dementsprechend ausgeprägte Neigung zum Alltäg-

¹⁴²³ Vgl. Kap. 2.1.2.1 *Hochzeiten*.

¹⁴²⁴ *Beate und Mareile*, H, S. 37. Die Distanz des Erzählers entspricht hier dem Wissen Günthers, der sich selbst als mögliche Ursache dieser Enttäuschung sieht (ebd.). Das drastischste Beispiel für das Scheitern der Eheerwartungen aber findet sich in *Harmonie*, wo die physische Inbesitznahme der Ehefrau regelrecht als eine Form der Vergewaltigung erscheint: „Etwas geschah, von dem der Tag mit seiner hübschen Ordnung nichts verriet. [...] Nachts – wenn es stille war [...] dann kauerte in dem weißen Zimmer, unter der weißen Ampel, das weiße Figürchen auf dem Bette. Die Augen, sehr dunkel in all dem Weiß, schauten ihm angstvoll entgegen. Und der schmale kühle Körper lag regungslos in seinen Armen, das bleiche Gesicht hatte den Ausdruck hochmütig verschlossener Qual“ (*Harmonie*, H, S. 144). Für Annemarie als reine Verkörperung der vergeistigten Feiertagskultur ist der Ehealltag in seiner drastisch körperlichen Realität schließlich so unerträglich, dass sie den Freitod vorzieht. Anders ist es bei einer Hochzeit im einfachen Volk. Trotz Gewalt und Missachtung in der Ehe, ist die Ehefrau zufrieden und erlebt den Schritt der Hochzeit als Einführung in die Geborgenheit der Gemeinschaft: „Als sie aber zum Bett hinüberging, wurde ihr warm um das Herz: ‘Jetzt – jetzt war sie auch – wie andere Frauen’“ (*Die Soldatenkersta*, H, S. 27). Stimmig ist dies auch die einzige Hochzeit, die ausführlich erzählt wird.

¹⁴²⁵ Demetz: *Fontane*, S. 175. Die Aussage bezieht sich zwar konkret auf *Unwiederbringlich*, lässt sich aber durch die verallgemeinernde Formulierung auf die anderen Erzählungen übertragen.

lichen im Privaten offenbart sich beispielsweise in der von ihm angeregten „Rekapitulation“¹⁴²⁶ der Hochzeitsreise oder in der von ihm hergestellten Verbindung zwischen ‘Glück’ und dem “[...] behaglichen Abwickeln des ganz Alltäglichen [...]”¹⁴²⁷. So dominieren in der Ehe, in der Innstetten durch Geschlecht und Alter der ‘Bestimmer’ ist, Gleichmaß und Regel anstatt Zerstreuung und außerordentliche Bemühungen. Eben das ist es aber, was Effi – laut dem Erzähler – „in ihrer Ehe eigentlich fehlte“:

Huldigungen, Anregungen, kleine Aufmerksamkeiten. Innstetten war lieb und gut, aber ein Liebhaber war er nicht. Er hatte das Gefühl, Effi zu lieben, und das gute Gewissen, daß es so sei, ließ ihn von besonderen Anstrengungen absehen. Es war fast zur Regel geworden, dass er sich, wenn Friedrich die Lampe brachte, aus seiner Frau Zimmer in sein eigenes zurückzog. ‘Ich habe da noch eine verzwickte Geschichte zu erledigen.’ Und damit ging er. Die Portiere blieb freilich zurückgeschlagen, so daß Effi das Blättern in dem Aktenstück oder das Kritzeln seiner Feder hören konnte, aber das war auch alles. [...] Um neun erschien dann Innstetten wieder zum Tee, meist die Zeitung in der Hand, sprach vom Fürsten [...] und ging dann die Ernennungen und Ordensverleihungen durch, von denen er die meisten beanstandete. Zuletzt sprach er von den Wahlen [...] War er damit durch, so bat er Effi, daß sie was spiele, aus Lohengrin oder aus der Walküre [...] Um zehn war Innstetten dann abgespannt und erging sich in ein paar wohlgemeinten, aber etwas müden Zärtlichkeiten, die sich Effi gefallen ließ, ohne sie recht zu erwidern. So verging der Winter[.]¹⁴²⁸

Liesenhoff findet hier „die epische Darstellung des faden Ehealltags“ in ‘äußerster und explizitester’ Form¹⁴²⁹, auch Müller-Seidel meint, es sei „fade Alltäglichkeit, die hier geschildert wird“.¹⁴³⁰ Tatsächlich ist es eine der deutlichsten Erzählungen von Alltag in Fontanes Werk. Eingeleitet mit der Wendung, es sei die Regel (typisch Fontane durch das ‘fast’ eingeschränkt und relativiert), wird durch die Erzählung der aufeinanderfolgenden ‘Kleinstereignisse’ (‘und dann’) in Verknüpfung mit Uhrzeiten ein ‘Musterabend’ bei Innstettens geschildert. Dessen schematische Ähnlichkeit von Tag zu Tag wird mit dem zusammenfassenden Summary ‘so verging der Winter’ zum Inbegriff der Eintönigkeit. Gegen diese Monotonie geht Innstetten nicht an, sondern versucht stattdessen, Effis Reaktion auf diese Gleichförmigkeit zu unterbinden. Dazu dient Innstettens Konstruktion einer ‘Spuk-Welt’.¹⁴³¹ Ursprünglich für berufliche Zwecke genutzt, da man – wie Crampas bemerkt –

¹⁴²⁶ *Effi Briest*, Bd. 4, S. 143.

¹⁴²⁷ Ebd., S. 285.

¹⁴²⁸ Ebd., S. 102f.

¹⁴²⁹ Liesenhoff: *Fontane und das literarische Leben*, S. 106.

¹⁴³⁰ Müller-Seidel: *Fontane, Soziale Romankunst*, S. 358.

¹⁴³¹ Vgl. dazu das Gespräch zwischen Effi und Crampas: *Effi Briest*, Bd. 4, S. 130ff.

in höheren Karrieren keine Alltagsmenschen wolle, konkretisiert Innstetten seine „[...] mystische Richtung [...]“¹⁴³² für Effi zu dem ‘Chinesen-Spuk’¹⁴³³ in ihrem Haus als „eine Art Angstapparat aus Kalkül“¹⁴³⁴. Als ‘Grenzphänomen’ verwendet Innstetten den Spuk damit einerseits, um sich in beruflicher Hinsicht den Anstrich der Jenseitigkeit von Alltagsgrenzen zu geben, in ehelicher Hinsicht, um Effi innerhalb der Grenzen des Alltags zu halten. Effi aber leidet unter den Monaten, die „so monoton gewesen“¹⁴³⁵ waren dergestalt, dass sie sogar mit dem ‘Spuk’ (der Grenze) liebäugelt. Bezeichnenderweise folgt auf dieses Bekenntnis die Ankunft von Crampas in Kessin.

Jung konstatiert „Der Alltag braucht Verschärfungen, Ablenkungen, Irritationen, will er danach wieder besser ertragen werden“.¹⁴³⁶ In Effis Ehealltag, dem aber gerade diese ‘Verschärfungen, Ablenkungen, Irritationen’ fehlen, wird der Alltag nicht mehr ertragen. Im Gegenteil spitzt sich das ‘Ausbruchsbedürfnis’ bis zum tatsächlich erfolgenden ‘Eheausbruch’ zu. Ein Zusammenhang,

¹⁴³² Ebd., S. 130.

¹⁴³³ Viele interessante und gut belegte Auslegungen des ‘Chinesen-Spuks’ in *Effi Briest* bietet Shieh: *Liebe, Ehe Hausstand*. U.a. zeigt er eine Parallelisierung zwischen Innstetten und dem Chinesen anhand des ‘vergleichbaren Schicksals’, das Innstetten mit Effis Mutter und der Chinesen mit ‘Nina’ erleben mussten (S. 128f.). An anderer Stelle zeigt er, dass sich in der Erzählung das Bild vom Chinesen von ‘Exotik-Bezügen’ in Effis Vorstellungen von vor der Hochzeit (‘lebende’ Chinesen) in ein ‘Fremdheits-Bild’ nach der Hochzeit (‘toter’ Chinesen) wandelt (S. 113ff.) und spricht schließlich vom Chinesen als „Paradigma der ‘Fremde’ im Sinne vom Abweichen von den gesellschaftlichen Normen“ (S. 217). Vor allem der letztgenannte Aspekt geht konform mit dem ‘Spuk als Grenzphänomen’. Vgl. auch Müller-Seidel, der den toten Chinesen mit Bismarck verknüpft: „Denn die Angst Effis wird übermächtig in dem Maße, in dem Innstetten vom Fürsten in Anspruch genommen wird“ (Müller-Seidel: *Fontane, Soziale Romankunst*, S. 364). In der vorliegenden Arbeit wird der zwischen Leben und Tod agierende Spuk in erster Linie als Sinnbild der Grenze zwischen Alltag und Nicht-Alltag verstanden.

¹⁴³⁴ *Effi Briest*, Bd. 4, S. 134. Vgl. dazu auch den Einblick, den der Erzähler in Effi gewährt: „Daß Innstetten sich seinen Spuk parat hielt, um ein nicht ganz gewöhnliches Haus zu bewohnen, das mochte hingehen, das stimmte zu seinem Hange, sich von der großen Menge zu unterscheiden; aber das andere, daß er den Spuk als Erziehungsmittel brauchte, das war doch arg und beinahe beleidigend“ (ebd.). Dabei relativiert der Erzähler jedoch zugleich und verweist auf die Fragwürdigkeit von Crampas als dem Interpreten von Innstettens Spukneigungen.

¹⁴³⁵ Ebd., S. 103.

¹⁴³⁶ Jung: *Schauderhaft Banales*, S. 10.

den auch Liesenhoff feststellt, die von „der unausbleiblichen Monotonie der Ehe und des sich daraus ergebenden Ehebruchs Effis“¹⁴³⁷ spricht.

Wo der hart arbeitende ‘Musterbeamte’ Innstetten den Ehealltag nur hinsichtlich der Gefahr des Ausbruchs problematisiert und daher den ‘Spuk’ als „[...] Cherub mit dem Schwert...“¹⁴³⁸ aufstellt, ist der ‘arbeitslose’ Graf Petöfy selbst ein Opfer der Alltagslangeweile und bemüht, ihr aktiv entgegen zu wirken:

‘[...] Und so hab’ ich mir’s denn überlegt, wie wir’s machen wollen, um die große Leere nicht aufkommen zu lassen oder sie doch wenigstens hinauszuschieben. Denn zuletzt kommt sie doch [...]’¹⁴³⁹

Koc weist darauf hin, dass es vor allem Petöfy selbst ist, der mit der Langeweile ein Problem hat.¹⁴⁴⁰ So fungiert die Ehe als ein ‘neuer Ausfüllversuch’ gegen seinen alltäglichen horror vacui, wohl verkennend, dass auch die Ehe eine Form des Alltags ist. “Indeed, Petöfy’s fear of ‘die große Leere’ becomes pathological” und weil er nun auch aufpassen muss, dass seine junge Ehefrau “not become infected with the same malady”¹⁴⁴¹, will er gegen die Langeweile des Alltags mit einem Programm vorgehen. Ironischerweise versucht er also die aus Wiederholung und Gewöhnung resultierende Eintönigkeit des Alltags durch die Regelmäßigkeit und Absehbarkeit eines Programms zu bekämpfen. Das Scheitern dieses Vorhabens ist nur zu absehbar.

Aber nicht nur dieses Unterfangen im Speziellen misslingt. Die von einem Altersunterschied geprägten Ehen¹⁴⁴² wie die von Innstetten und Effi oder Petöfy und Franziska sind in auffällig genereller Weise zum Scheitern verurteilt. Von sechs solcher Ehen kommt es in vier Fällen zu einem unnatürlichen Tod, bei den

¹⁴³⁷ Liesenhoff: *Fontane und das literarische Leben*, S. 106. Ähnlich stellt auch Shieh einen Bezug zwischen Effis erwachender „Sehnsucht nach Abenteuer außerhalb des alltäglichen Ehelebens“ und dem „Verhältnis mit Crampas“ her (Shieh: *Liebe, Ehe, Hausstand*, S. 313).

¹⁴³⁸ *Effi Briest*, Bd. 4, S. 133. Die Formulierung entstammt Crampas’ ‘Spuk-Erklärungen’.

¹⁴³⁹ *Graf Petöfy*, Bd. 1, S. 786.

¹⁴⁴⁰ Vgl. Koc: *The German Gesellschaftsroman*, S. 158ff.

¹⁴⁴¹ Ebd., S. 160.

¹⁴⁴² Müller-Seidel sieht den „Altersunterschied der Eheleute gesellschaftlich motiviert“. „Die Altersunterschiede erhalten einen verweisenden Sinn. Sie sind nicht auf das biologische Lebensalter zu beschränken, sondern in gewissen Grenzen übertragbar“. Müller-Seidel überträgt den ‘Eindruck alt’ dabei auf eine ‘veraltete Gesellschaftsordnung’, Alter und Jugend seien die Chiffren eines sozialen Wandels’. (Müller-Seidel: *Fontane, Soziale Romankunst*, S. 361).

zwei anderen Ehen zu einer Scheidung.¹⁴⁴³ Stimmig lässt Fontane seinen Pastor Seidentopf von dem „Zug des Herzens, der fast immer nach dem Gleichartigen geht“ sprechen und das ‘Glück’ der Ehe in Abhängigkeit von ‘Gleichheit’ stellen:

‘... Die Ehe, zum mindesten das Glück derselben, beruht nicht auf der Ergänzung, sondern auf dem gegenseitigen Verständnis. Mann und Frau müssen nicht Gegensätze, sondern Abstufungen, ihre Temperamente müssen verwandt, ihre Ideale dieselben sein [...]’¹⁴⁴⁴

Demnach führt innerhalb von Fontanes poetisch konstruierten Gesetzmäßigkeiten die Verbindung des Gegensatzes ‘alt’ versus ‘jung’ zwangsläufig zu Unglück. Das ausnahmslose Scheitern dieser Ehen betont dabei die entscheidende Bedeutung, die dem Alter in Bezug auf den Ehe-Alltag zukommt. Fontanes Franziska verbalisiert das Problem in aller Deutlichkeit:

‘Weil die Jahre, wenn sie doppelt und dreifach auftreten, auch das Maß der Unfreiheit verdoppeln und verdreifachen, jener Unfreiheit, in die man sich ohnehin in jeder Ehe begibt. Und *da* liegt es. Nur da. [...] Unterordnung und Ehe sind immer schwer, aber sie werden schwerer, wenn zu der eheherrlichen Autorität auch noch die der Jahre kommt’¹⁴⁴⁵

Der Verlust der Selbstbestimmung erscheint in Franziskas Ausführungen als das maßgebliche Problem in der Ehe. Wie im Arbeitsleben so scheinen auch in der Ehe Glück und Erfolg von dem Maß der Selbstbestimmtheit abzuhängen. Vernunftehen zwischen annähernd Gleichaltrigen, in denen die Freiheit der Frau durch das Alter des Mannes nicht zusätzlich geschmälert wird, zeigen sich daher vergleichsweise erfolgreich.¹⁴⁴⁶

In der erzählten Welt Fontanes gibt es schließlich auch eine Figur wie Botho, der eine ohne rechtes Glück geschlossene, wenn auch nicht unglückliche Ehe in Resignation ertragen kann, weil sie ihn immerhin in Übereinstimmung mit seiner Gesellschaft bringt.¹⁴⁴⁷

¹⁴⁴³ Cécile (*Cécile*), Schach (*Schach von Wuthenow*) und Petöfy (*Graf Petöfy*) wählen den Freitod, Baltzer Bocholt (*Ellernklipp*) kommt um. Melanie (*L’Adultera*) lässt sich scheiden, Effi (*Effi Briest*) wird geschieden.

¹⁴⁴⁴ *Vor dem Sturm*, Bd. 3, S. 275. Konkret bezieht sich Pastor Seidentopf hier auf den Gegensatz von ‘Charakter’ und ‘Fantasie’.

¹⁴⁴⁵ *Graf Petöfy*, Bd. 1, S. 760.

¹⁴⁴⁶ Auch wenn mit der Vernunfteh das ‘große Glück’ hingegeben wird, findet sich mit dem ‘standesgemäßen Ehepartner’ doch ein ‘kleines, alltägliches Glück’. Botho heiratet so Käthe von Sellenthien, zu deren ‘Besitz er sich jeden Tag beglückwünscht’ (*Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 411), Lene findet einen „ordentliche[n], gebildete[n] Mann“ (ebd., S. 424) und Leopold Treibel wird mit der schönen Helene Munk verheiratet, worüber sich ‘Hunderte glücklich schätzen würden’ (*Frau Jenny Treibel*, Bd. 4, S. 416).

¹⁴⁴⁷ Thomé: *Autonomes Ich und Inneres Ausland*, S. 352.

Ein ähnlicher Befund hinsichtlich der durch einen Altersunterschied (in Lebensalter wie in Mentalität) bestimmten Ehen findet sich bei Keyserling. Vier 'alte Ehemänner' werden zugunsten eines jungen Mannes verlassen und in den anderen 'Alt-jung-Ehen' hindert nur der Krieg die Frauen daran.¹⁴⁴⁸ Ursächlich erscheint dabei wie bei Fontane der Alltag. Negative Alltagsphänomene wie Langeweile und Entfremdung verstärken sich in diesen Ehen zu dem Eindruck von 'Nicht-Leben':

'ich hielt es dort nicht aus. Ach, Arved, mache mir noch einmal eine Liebeserklärung, so wie du es verstehst. Mir ist, als hätte ich das unendlich lange nicht gehört.' Arved lachte. 'Aber Dina, dein älterer freundlicher Herr macht dir doch jetzt die Liebeserklärungen.' 'Das ist nicht das', erwiderte Dina, 'das ist zu andächtig, und er ist doch nur ein freundlicher, älterer Herr. Ach, Arved, es ist mir, als würden alle Lebenstüren vor mir zugeschlagen und als sei alles aus, sei gut zu mir.'¹⁴⁴⁹

Die 'Andacht' der ehelichen Liebeserklärungen erinnert an den Ernst und die Schwere des feierlichen Rituals und deutet damit an, dass die Ehe als Alltag in der Feiertagswelt von Keyserlings Adelsfiguren durch eine auf Ruhe und Kontemplation zielende Ehe als Feier¹⁴⁵⁰ ersetzt ist. Daneben verrät Dinas Betitelung ihres Ehemannes als 'nur ein freundlicher, älterer Herr' die innere Beziehungslosigkeit der Ehe, die gemeinsam mit dem Zwang der ehelichen Anpassung an

¹⁴⁴⁸ Vgl. v.a. *Nicky* und *Im stillen Winkel*. Thomé stellt hierzu stimmig fest, dass „der Ausbruch des Krieges die öde Alltäglichkeit beseitigt“. Wird der Krieg als Fest erlebt (Nicky bezeichnet ihn als „Ein Fest der Begeisterung und des Todes“ (*Nicky*, H, S. 722)) ist damit der 'Bedarf' am 'Ehebruch als Fest' hinfällig. „Im Erweckungserlebnis des Kriegsausbruchs finden alle Aporien Keyserlings ihre Lösung. An die Stelle des 'geschäftlichen Treibens eines Großstadtwerktags' sind Zeit und Muße getreten, gerade das aber sind Züge, die dem permanenten Feiertag des Landlebens angehören. Andererseits ist der insulare Charakter der Festkultur aufgehoben, da sich die intime Vertrautheit der Subjekte, die sich durch das Zusammenwohnen im Schloß einstellt, auf die ganze Stadt ausgedehnt hat“ (Thomé: *Realistische Psychopathologie*, S. 864f.)

¹⁴⁴⁹ *Pfingstrauch im Krieg*, SG, S. 113. Der 'ältere freundliche Herr', der nichts anderes als der Ehemann ist, hört dieses Gespräch mit an und bricht daraufhin seinen Urlaub ab, mit der eindeutigen Intention, im Kriegsgeschehen umzukommen. Vgl. zu dem Eindruck von Nicht-Leben auch Irma: „hier sterbe ich: wo Ulrich ist, da zieht das Leben nur ganz fern mit seinen flatternden Fahnen vorüber“ (*Feiertagskinder*, H, S. 913).

¹⁴⁵⁰ Die Beziehung von 'Ehe' und 'Feier' wird in der kurzen Erzählung auch semantisch konkretisiert. So empfindet Dina das 'Gück' von Thünens 'Werbung' „mit einer Art Andacht, die ein leichtes Frösteln verursacht, wie wir es fühlen, wenn wir eine Kirche betreten“. Der 'alte' Ehemann spricht von dem „[...] jungen heiligen Leben [...]“ seiner Ehefrau und der Erzähler berichtet mit deutlichem Innenfokus auf Dina: „Nun begann für Dina ein seltsames Leben, immer umgeben von dieser starken und ernsten Liebe. Lustig war es nicht immer, aber es war feierlich“ (*Pfingstrauch im Kriege*, SG, S. 110).

den (langweilenden) Alltag des Mannes¹⁴⁵¹ Entfremdung als Ausschluss von Leben evoziert. Stimmig beschreibt Dina ihr Empfinden im Eheleben als ‘Lebenstüren, die zugeschlagen werden’ und zeigt damit die Eheschließungen nach adeligem Gesetz als nahezu gewaltsamen Akt der Grenzschiebung und eines damit verbundenen Lebensentzugs an. Im Gegensatz also zu Fontanes Frauen, die mit der ‘Ehe als Arbeit’ partiell die Möglichkeit zu Aktivität und Selbstbestimmung haben, sind Keyserlings Frauen in der ‘Ehe als Feier’ vollends in Passivität und rituellem Zwang gefangen.

Dementsprechend wird in Keyserlings Erzählungen häufig die Fremdbestimmtheit innerhalb der Ehe hervorgehoben. Zahlreiche Beispiele betonen gemäß Pastor Werners Vergleich ‘die Menschen seien Pakete, von denen das eine nicht wüsste, was im anderen stecke’¹⁴⁵², die Abgeschlossenheit der einzelnen Persönlichkeit. Der Eindruck des Einen vom Anderen ist somit jeweils ein subjektives Bild, das in der Ehe jedoch zu einem regelrechten Diktat des (überlegenen) Partners wird.

Als eine Fremdheit gegenüber dem eigenen, handelnden Ich, bedingt dieses Diktat fast zwangsläufig eine ‘Aufspaltung’ der Figur. In aufschlussreicher Weise treffen so etwaige „Depersonalisierungserscheinungen“, die Thomé auf

¹⁴⁵¹ Vgl. z.B. Dina von Thünen: „Er gab Dina Vorschriften, sagte viel Schönes und Kluges, oder sie lasen miteinander ein gediegenes Buch oder sie saßen auf der Veranda, Thünen hielt Dinas Hand in der seinen und unterhielt sich mit der Baronin Quanda. [...] Dina schaute gelangweilt vor sich in den Garten hinaus. [...] Das schöne Jugendtreiben schien so weit von ihr fortgerückt, schien auf immer für sie verschlossen, und sie sehnte sich nach der Zeit, da sie noch eine kleine Komtesse war und nicht so verständig und edel zu sein brauchte, um der Liebe des stattlichen älteren Herrn würdig zu sein“ (ebd., S. 110f.). Vgl. auch Karola, deren einzige Aufgabe darin zu bestehen scheint, die kranken Beine ihres Mannes zu reiben (*Dumala*), Claudia, die ihrem Mann dessen verfasste Reiseberichte vorlesen muss (*Seine Liebeserfahrung*), Doralice als ‘petite comtesse’ des Grafen Köhne-Jasky (*Wellen*), Irma auf der Suche nach ihrem Pflichtenkreis in der Ehe mit Ulrich von Buchow (*Feiertagskinder*), Irene, die mit dem von ihrem Mann verlangten Führen der Rechnungsbücher hadert (*Im stillen Winkel*) und Nicky, deren hauswirtschaftliche Vorschläge meist verworfen werden (*Nicky*). Thomé bemerkt: „Das Landleben gibt sich als eine Festkultur, in der der permanente Sonntag herrscht. Das ‘Leben’ in Gestalt der ‘Aufregung’ bleibt dabei zwar ausgeschlossen, dafür aber ist alles ‘gemütlich’“ (Thomé: *Autonomes Ich und ‘Inneres Ausland’*, S. 548).

¹⁴⁵² „‘Ach Kind! Was wissen wir, was verstehen wir von dem, was in anderen vorgeht! Wie können wir urteilen! Du und ich, wir leben nah beieinander. Was wissen wir voneinander? Was können wir füreinander tun? Wie die Pakete im Güterwagen, so stehn die Menschen nebeneinander. Ein jeder gut verpackt und versiegelt, mit einer Adresse. Was drin ist, weiß keines von dem andern. Man reist eine Strecke zusammen, das ist alles, was wir wissen’“ (*Dumala*, H, S. 294).

einen „Ansturm der Triebimpulse“ zurückführt, so dass die Figur „gewissermaßen in zwei Personen“ ‘zerfalle’,

von denen die eine, ichfremd erlebte, unter dem Diktat der unbewußten sexuellen Ziele handelt, während die bewußte und ichgerechte Person [...] lediglich zusehen kann[.]¹⁴⁵³

besonders auf die Ehe zu. Auch dort wird ein ‘fremdes Ich’ abgespalten, nicht als Folge des intrapersonalen Konflikts zwischen erotischen Wünschen und körperfremder Erziehung, sondern in Konsequenz der ‘interpersonellen’ Fremdheiten, das heißt der Fremdheit zwischen Ehemann und Ehefrau. Dabei agiert die ichfremd erlebte Person bezeichnenderweise nicht in Vertretung des Unterbewussten, sondern ganz im Gegenteil als personifizierte Projektion des Ehegatten.

Doralice schwieg und preßte die Lippen fest aufeinander und hatte das unangenehm beengende Gefühl, erzogen zu werden. Natürlich hatte sie ausfahren wollen, natürlich hatte sie gar nicht gewußt, daß der Gemahl heute eine Stunde frei hatte und hatte auch gar nicht die Absicht gehabt, ihm Gesellschaft zu leisten. Allein das war seine Erziehungsmethode, er tat, als sei Doralice so, wie er sie wollte. Er lobte sie beständig für das, was er doch erst in sie hineinlegen wollte, er zwang ihr geichsam eine Doralice nach seinem Sinne auf, indem er tat, als sei sie schon da. [...] Und so war es in allen Dingen, diese ihr aufgezwungene fremde Doralice tyrannisierte sie, schüchterte sie ein, beengte sie wie ein Kleid, das nicht für sie gemacht war. Was half es, dass das Leben um sie her oft hübsch und bunt war, daß die schöne Gräfin Jasky gefeiert wurde, es war ja nicht sie, die das alles genießen durfte, es war stets diese unangenehme petite comtesse, die so sensibel und reserviert war und ihrem Gemahl gegenüber immer recht hatte. Wie eine unerbittliche Gouvernante begleitete sie sie und verleidete ihr alles.¹⁴⁵⁴

Die Alltagschiffren sind unübersehbar: Sprachverweigerung¹⁴⁵⁵ geht einher mit zusammengepressten Lippen, die eine ‘Öffnung’ des Körpers verschließen, die

¹⁴⁵³ Thomé: *Autonomes Ich und Inneres Ausland*, S. 562.

¹⁴⁵⁴ *Wellen*, H, S. 384. Vgl. auch „Nur eines möchte ich wissen, wie eigentlich diese Elly ist, mit der Hans sich verlobt zu haben glaubt; von der er glaubt, daß sie neben ihm sitzt und daß er ihre Hand hält“ (*Die Verlobung*, SG, S. 31). Auch von Daahlen differenziert zwischen ‘seiner’ Ehefrau und der Frau, die ihn verläßt: „‘Einen Monat wollte ich in ihr noch die Claudia sehen, die ich kannte, und dann wollte ich mich mit der anderen Claudia auseinandersetzen. Sie hat nicht so lange gewartet’“ (*Seine Liebeserfahrung*, H, S. 225). Dabei trifft diese Art der Fremdbestimmung nicht selbstverständlich die Frau. In *Harmonie* etwa ist es Felix, der sich anpassen muss: „Gott! er hatte sich oft höllisch zusammennehmen müssen, um so zu sein, wie sie ihn sah“ (*Harmonie*, H, S. 117).

¹⁴⁵⁵ Vgl. im Umkehrschluss die „Ausschweifung des verbalen und gestischen Ausdrucks“ als Kennzeichen des Festes (Cailliois: *Der Mensch und das Heilige*, S. 158). Ebenso Assmann: „Die sprachliche Virtuosität, die perfekte Kunst der Unterhaltung aber hat wiederum ihren Ort im Fest, denn mehr als alles andere lebt es von der Brillanz der Worte“ (Assmann: *Festen und Fasten*, S. 231).

körperlichen Grenzen damit ebenso betonen wie den ‘Druck’ der ehelichen Situation. Zwang, Beengung, Unerbittlichkeit und Tyrannei zeigen semantisch den Alltag in seiner negativsten Ausprägung. Dabei fungiert der eheliche Alltag auf interessante Weise als Prozess der Inbesitznahme. Doralices zweite Ehe mit dem bürgerlichen Maler Hans Grill „als trügerischer Versuch“ „dem Gefühl der Alltäglichkeit zu entkommen“¹⁴⁵⁶ zeigt diesen Zusammenhang: „[...] Du sollst nicht für mich das Außerordentliche bleiben, nein, du mußt mein Alltag sein, mein tägliches Brot, dann erst besitze ich dich ganz. [...]“¹⁴⁵⁷.

Diese Aussage wirft ein erhellendes Licht auch auf den Ehealltag der Innstettens. Das Fehlen der ‘außerordentlichen Bemühungen’ zeigt sich in diesem Kontext schlicht als Ausdruck von ehelichem Besitz. Anders als der ‘Liebhaber’, der sich in einem permanenten Werben um die Gunst der Geliebten bewegt und keinen Anspruch auf Dauer stellen kann (schließlich steht der ‘Liebhaber’ auch für die begrenzte ‘Liebe als Fest’), ist die Sphäre des Ehemanns schon durch den Anspruch auf die ‘Lebenslänglichkeit’ der Verbindung der Alltag. Erst durch den Verzicht auf ‘außerordentliche Bemühungen’ mittels des Alltags wird das dauerhafte Besitzverhältnis also besiegelt.¹⁴⁵⁸

Der Wunsch, die Frau zu besitzen, entsteht wiederum aus der Verbesserung der Lebensqualität, die die alten oder alternden Männer durch die jungen Frauen erfahren, wie ein Beispiel aus *Feiertagskinder* zeigt:

Das ist Irmas Schritt, dachte Ulrich, und es war ihm unendlich wohltuend, so dazusitzen mit geschlossenen Augen und diese segensreiche Gegenwart zu fühlen, erquickend wie ein Sommerwind, der über blühende Bohnenfelder streift.¹⁴⁵⁹

Ulrichs sensorische Wahrnehmung verzichtet auf den Blick zugunsten des Gehörs. Seine geschlossenen Augen erscheinen als Grenzzustand des Wachseins, in welchem er Irmas Gegenwart als ‘unendlich wohltuend’ und ‘erquickend’ erlebt. Der ‘Blick ins Innere’ gepaart mit der ‘gefühlten’ Gegenwart, dem Adjektiv ‘unendlich’ und dem Vergleich mit bewegter, zeugender Natur (‘Wind’, ‘blühend’) verweisen auf eine Lebenssteigerung mittels der Ehefrau als im Ansatz festliches Erleben. Die junge Ehefrau fungiert dabei als ‘Segensbringer’, rückt also in die Nähe einer göttlichen, lebensspendenden Instanz. Karoline Lehmann bezeichnet die ‘alten Ehemänner’ in diesem

¹⁴⁵⁶ Kalnačs: *Keyserling und das Drama der Jahrhundertwende*, S. 238.

¹⁴⁵⁷ *Wellen*, H, S. 400.

¹⁴⁵⁸ Vgl. Shieh: *Liebe, Ehe, Hausstand*, Kap. ‘Sein’ oder ‘Nicht sein’, das ist die Frage der Frauen, S. 79-82. ‘Sein’ meint hier nicht das Verb, sondern das besitzanzeigende Pronomen.

¹⁴⁵⁹ *Feiertagskinder*, H, S. 914.

Zusammenhang als „greise[] Vampire“, die in „existenzieller Abhängigkeit“ von dem „Vitalitätspotenzial der jungen Frauen“ stünden.¹⁴⁶⁰

Doch dann will Irma Ulrich verlassen:

‘Du vergißt’, begann Ulrich wieder mit dieser zischenden, leisen Stimme, ‘daß du mein bist, mein Eigentum, daß wir zusammengehören, unlöslich verbunden.’ ‘O nein’, unterbrach ihn Irma, ‘ich war deine Frau, aber nicht deine Sklavin; nichts, nichts in mir gehört dir. Unsere Ehe war ein Versuch, ob ich dir gehören könnte, aber ich sehe, ich kann’s nicht.’¹⁴⁶¹

Die ‘zischende, leise’ Stimme Ulrichs korrespondiert mit seinen „fest geschlossenen Lippen“¹⁴⁶² zu einem Ausdruck rigider ‘Grenzen’. Dem entspricht die Betonung von Besitz und Bindung.¹⁴⁶³ Irma hingegen ‘unterbricht’ (es sei daran erinnert, dass das Fest in erster Linie eine Unterbrechung ist) ihren Mann und relativiert dessen Eigentumsansprüche, indem sie die soziale und rechtliche Stellung der Frau von der des Sklaven abhebt. Eheliche Besitzverhältnisse deklariert sie als innere, die Ehe selbst als ‘Versuch’ der Zueignung. Diese Aussage ist einigermaßen spektakulär, bricht sie doch grundsätzlich mit der traditionellen Auffassung von der ‘natürlichen Unterordnung’ der Frau. Das an „Opferbereitschaft“ und „Unterordnungswille“ geknüpfte Glückskonzept der „weiblichen Natur“¹⁴⁶⁴ vertauscht Irma gegen die selbstbewusste Erkenntnis

¹⁴⁶⁰ Karoline Lehmann: *Die Bedeutung des Todes im Spätwerk Eduard von Keyserlings*, Hamburg: M.A. 1997, S. 6. Die Devitalisierungserscheinungen der eben verlassenen Männer untermauern diese Sicht. Graf Köhne-Jasky bspw. „knickte in sich zusammen, und sein Gesicht verzog sich, wurde klein und runzlig“ (*Wellen*, H, S. 386). Baron Daahlen-Liesewitz „sah angegriffen, älter als sonst aus. Das Gesicht war vergilbtes Pergament, die Augen blank und tief liegend“ (*Seine Liebeserfahrung*, H, S. 223). Baron Werland stirbt sogar (*Dumala*). Einzig der Werktagmensch Ulrich in der letzten Erzählung Keyserlings, der unter den ‘alten Ehemännern’ zugleich der einzige Vater ist, ist willig, „um ein neues Stück Leben [zu] kämpfen“ (*Feiertagskinder*, H, S. 918). Vgl. zur Sonderstellung der Erzählung *Feiertagskinder* auch Schulz: *Ästhetische Existenz*, Kap. B.IV.2. *Die Sonderstellung des letzten Romans im Erzählwerk Keyserlings*, S. 231-244. Sehr kurz gefasst, versteht Schulz *Feiertagskinder* als Kritik und Überwindung der ästhetischen Existenz.

¹⁴⁶¹ *Feiertagskinder*, H, S. 916.

¹⁴⁶² Ebd., S. 915.

¹⁴⁶³ Vgl. auch die Aussage von Achaz: „Diese Ehemänner waren doch alle einander gleich, sie hielten sich alle für das unentrinnbare Schicksal ihrer Frauen“ (ebd., S. 912).

¹⁴⁶⁴ Vgl. Do: *Ehe und Ehebruch*, Kap. 3. *Philosophisch-sozialwissenschaftlicher Diskurs über den Geschlechtstrieb und die Unterordnung der Frau*, S. 31-38, hier S. 38. Do liest die Überzeugung von der Schwäche und ‘natürlichen Unterordnung’ der Frau aus den Schriften Kants, Fichtes und anderer Autoren des 18. und 19. Jahrhunderts. Müller-Seidel stellt hingegen fast gegensätzlich den Ruf nach „Gleichheit der Ehepartner“ und eine ‘Verwendung’ der teilweise gleichen Schriftsteller (Kant, Fichte, Heydenreich, Hippel, u.a.) „für eine verbesserte Stellung der Frauen“ und „gegen die Trennung von Ehe und Liebe“ heraus (Müller-Seidel: *Fontane*,

(‘aber ich sehe’), nur sich selbst zu gehören und eben keine ‘Sklavin’ zu sein. Ihre Bedürfnisse versteht sie dementsprechend auch als ihre Rechte.

Die Bewertungen der ‘alten Ehemänner’ innerhalb der erzählten Welt Keyserlings unterstützen Irmas Sicht, wenn beispielsweise Magnus von Brühlen von Baron Daahlen-Liesewitz sagt, er sei ein „alter Egoist“¹⁴⁶⁵ (*Seine Liebeserfahrung*) oder Baron Rast Karolas Krankenpflege als „Opfer“¹⁴⁶⁶ sieht (*Dumala*).

Resümierend zeigt sich, dass ein Vergleich der Ehekonzepte bei Fontane und Keyserling durchaus prägnante Unterschiede ergibt. Fontanes Eheschließungen sind als Alltag und Arbeit etabliert. Dabei ist seinen sich selbst einsetzenden Frauen ein ‘modernes’ Aktivitätspotenzial eigen. Allenhöfer zeigt etwa am Beispiel von Lene die Wertigkeit der „zwei identifikatorischen Fixpunkte, Arbeit und Familie“ und meint, sie „geben ihr emotionale Sicherheit; sie faßt beides auf als sinnhaft und sinngebend, als werttragend und verantwortlicher Eigengestaltung zugänglich“.¹⁴⁶⁷ Treffender noch wäre vielleicht zu sagen, nicht Familie und Arbeit geben emotionale Sicherheit, sondern Familie oder Ehe als Arbeit. Auch eine ‘natürliche Unterordnung’ der ‘weiblichen Natur’ ist bei Fontane insofern nicht (mehr) gegeben, als dass die starken patriarchalen Zwängen ausgesetzten ‘jungen’ Frauen ausnahmslos aus der Ehe ausbrechen, während in den anderen Fällen die Frauen die Ehe eigeninitiativ beschließen. Damit wird auch für die Frauen der Druck des Ehealltags gemindert, dem die Männer, fast allesamt mit ‘Traumfrauen’¹⁴⁶⁸ verheiratet, kaum ausgesetzt sind

Bei Keyserling ist hingegen an die Ehe keine identifikatorische Stabilität geknüpft. Vielmehr sind Enttäuschung, Langeweile, Resignation, Unglück und Ausbruch die geläufigen Reaktionen. Umso mehr, als dass die Ehe als Feier mit den konstruierten Eheerwartungen bricht. Als ‘Zenith des Alltags’, verschärft durch den Aspekt der Unterordnung, birgt die Ehe so das Potenzial einer entfremdenden, sogar einer depersonalisierenden Tyrannei. In diesem Negativ-

Soziale Romankunst, S. 324f.). Die zitierte Passage aus *Feiertagskinder* betreffend, lässt sich zumindest feststellen, dass Ulrich von einem ‘Besitz’, d.h. einer absoluten Unterordnung der Frau ausgeht, während Irma sich nicht als unterlegen, sondern als gleichermaßen besitzberechtigt versteht.

¹⁴⁶⁵ *Seine Liebeserfahrung*, H, S. 190.

¹⁴⁶⁶ *Dumala*, H, S. 260.

¹⁴⁶⁷ Allenhöfer: *Vierter Stand und Alte Ordnung*, S. 51f.

¹⁴⁶⁸ Vgl. z.B. Helene (*Frau Jenny Treibel*) und Käthe (*Irrungen, Wirrungen*) u. Anm. 1446.

Kontext, lässt Keyserling keine glückliche Ehewahrnehmung stehen. Das Verfahren der adeligen Eheschließungen wird als Ausdruck der Prinzipien der Adelsgesellschaft auf diese Weise deutlich kritisiert und wo nicht als Form des gewaltsamen Lebensentzugs als „verlogener Traum“¹⁴⁶⁹ der Harmonie vorgeführt.¹⁴⁷⁰

¹⁴⁶⁹ *Der Erbwein*, SG, S. 104.

¹⁴⁷⁰ Letzteres gilt vor allem für die in ihre Frauen verliebten Ehemänner, die sich im Verlauf der Handlung bewusst werden, von ihrer Frau nicht geliebt und auf die eine oder andere Weise betrogen zu werden. Z.B. in *Harmonie*, *Der Erbwein* und *Abendliche Häuser*.

3 FEST UND ALLTAG IN THEODOR FONTANES UND EDUARD VON KEYSERLINGS ERZÄHLENDER PROSA – EIN FAZIT

Im Verlauf der Menschheitsgeschichte haben sich die Abläufe, Inhalte und Bedeutungen von Fest und Alltag und ihre Beziehungen zueinander immer wieder – mal stetig, mal sprunghaft – verändert. Diese Veränderungen sind auch für die Übergänge zwischen literarischen Epochen kennzeichnend und ebenso in dem Nacheinander von (poetischem) Realismus und den Strömungen des *Fin de siècle* an Theodor Fontanes und Eduard von Keyserlings literarischem Schaffen erkennbar.

Bei Fontane ist das Fest kein ursprüngliches Fest mehr, im Sinne eines spontan oder anlassbezogen überbordenden Lebensgefühls. Es ist bestellbar, käuflich und nicht selten Werktag eines Anderen¹⁴⁷¹ – nur bei dieser Erscheinungsform bleibt der Erzähler anwesend, um die Festlichkeit zu schildern. Die Feier als kontemplatives Transzendenzerlebnis erscheint bei Fontane daneben als veraltet¹⁴⁷², ist aus seinen Erzählungen fast gänzlich ausgeschlossen und wird dort wo es noch Eingang in die Erzählung findet, ironisch kommentiert. Auch der Alltag wird nur selten und dann hinsichtlich seiner negativen Aspekte Monotonie und Langeweile erwähnt.¹⁴⁷³ Ebenso wird vom Werktag nur wenig erzählt, dann jedoch durch die Reduktion auf verklärte Bilder oder selbstbestimmbare Weltgestaltung in einer poetisch aufwertenden Weise.¹⁴⁷⁴ Was Fontanes Erzählungen schließlich dominiert, ist der Feiertag oder treffender: Freizeit. In gewissem Sinne kann man Fontane daher als einen Erzähler von Freizeit, als einen Freizeiterzähler bezeichnen. Der Feiertag hat die narrative Funktion des Alltags als ‘Startbahn der Erzählung’ übernommen¹⁴⁷⁵ und „literarische Modelle“, „die sich um ‘unerhörte Begebenheiten’ (Goethe) oder um ‘Zufälle’ (Novalis) als Kehrseite des Alltäglichen ranken“¹⁴⁷⁶ sind der

¹⁴⁷¹ Vgl. z.B. die Pittelkow-Abende, Kap. 2.1.1.3 *Gesellschaft und Tanzabend*.

¹⁴⁷² Vgl. z.B. das Diner in Kloster Wutz, Kap. 2.1.1.2 *Souper und Diner*.

¹⁴⁷³ Vgl. z.B. den Ehe-Alltag Effis, Kap. 2.4.2 „*Eine Frau nehmen ist alltäglich*“: *Ehe als Alltag – alltägliche Ehen*.

¹⁴⁷⁴ Vgl. Kap. 2.3.1 *Arbeit ‘ins Auge gefasst’ – Arbeitsbilder und Arbeiterblicke* und Kap.2.3.3 *Der fremdbestimmte Arbeitsalltag ‘einfacher Leute’*.

¹⁴⁷⁵ Vgl. Kap. 2.1.3.2 *Feiertage*.

¹⁴⁷⁶ Jung: *Schauerhaft Banales*, S. 26.

Erzählung ‘üblicher’ Freizeitgestaltung vertauscht. Der Alltagsmensch – nicht als „Homo quotidianus“¹⁴⁷⁷, sondern als ‘Homo vulgaris’ – steht im Mittelpunkt Fontanescher Erzählungen, dabei jedoch nicht als gemein und niedrig ‘disqualifiziert’, sondern als allgemein menschlich berührend.

Keyserling wiederum stellt im Kontext der Lebensphilosophie eine starke Beziehung zwischen Leben und Fest her. Krieg, Spiel, Jagd, Bewegung und am stärksten Eros und Natur erlauben im literarischen Konstrukt noch ‘wirkliche’ Festmomente, die allerdings nicht die Gemeinschaft miteinander, sondern den Einzelnen mit umfassenderen ‘Mächten’ wie der Natur oder dem Kosmos verbinden.¹⁴⁷⁸ Die Feier ist dabei nur noch äußerliches Zeremoniell, der Natur und Geschichte abgetrotzte ‘Feiertagskultur’, bei der das Dekor über die innere Substanzlosigkeit hinwegtäuschen soll.¹⁴⁷⁹ Als ewiger Feiertag gerät die Feier so zu einer Art pathetisch überhöhtem Alltag. ‘Echte’ Feiern sind durch diese mangelnde Differenz zum Alltag wie durch die innere Teilnahmslosigkeit der Aristokraten nahezu unmöglich geworden.¹⁴⁸⁰ Dementsprechend meint Simm: „Adelsfeste der Jahrhundertwende [...] zeigen den makabren Versuch, das alte Fest zu erhalten. Seine Störung aber wird immer offenkundiger“.¹⁴⁸¹ Entsprechendes bemerken auch die Figuren Keyserlings, die als ‘Angestellte’ nur am Rande der Adelskultur stehen: „‘Man sieht doch, diese sogenannte vornehme Kultur hält nicht stand, es ist doch manches innerlich faul’“.¹⁴⁸²

Alltag als der Gegenpol zur Festlichkeit erscheint in Keyserlings Erzählungen nur in der Wahrnehmung beschäftigungsloser Figuren semantisch fixiert, etwa als trübe, graue, gemeine oder aussichtslose Alltäglichkeit und ist in der erzählten Welt zugleich ein Indiz für eine pathologisch gestörte Lebensführung, die zwischen den Polen Fest und Alltag, zwischen Rausch und Katzenjammer pendelt. Die psychisch stabilen Aristokraten dagegen, die stur und differenzlos ihren ewigen Feiertag leben und etwaige Störfaktoren rigide beseitigen, thematisieren den Alltag als Pflichtenkreis oder „geregelt[e]“

¹⁴⁷⁷ Henri Lefebvre: *Das Alltagsleben in der modernen Welt*, Frankfurt a.M.; 1972, S. 262, zit. nach Jung: *Schauderhaft Banales*, S. 53.

¹⁴⁷⁸ Vgl. Kap. 2.2.2 *Ausflüge und Geburtstagsfeiern bei Keyserling*.

¹⁴⁷⁹ Vgl. zum dekorativen Lebensgenuss Kap. 2.4.1.2 *Ehe(aus)brüche*.

¹⁴⁸⁰ Vgl. z.B. das Souper bei Egloffs in Kap. 2.1.1.2 *Souper und Diner* oder den Kirchenbesuch in Kap. 2.1.3.2 *Feiertage*.

¹⁴⁸¹ Simm: *Nachwort*, S. 412.

¹⁴⁸² *Bunte Herzen*, H, S. 358.

Leben“¹⁴⁸³ in seiner stützenden und stabilisierenden Funktion¹⁴⁸⁴ ebenso wie die robust-gesunden Werktagsmenschen, die – wenn auch nicht glücklicher als die anderen Figuren – ausschließlich den Wechsel von Werk- und Feiertag leben.

Bei allen Ergebnissen dieser Arbeit scheint ein Aspekt jedoch besonders bemerkenswert zu sein, da er die behandelten Oeuvres als Scheitelpunkt in einer Entwicklung literarischer Festlichkeit und Alltäglichkeit anzeigt. Denn obwohl es eine umfassende literaturgeschichtliche Darstellung mit dem Schwerpunkt Fest und Alltag bislang nicht gibt, existieren doch hilfreiche Ansätze, um solch eine Entwicklung – wenngleich in maximaler und daher durchaus riskanter Vereinfachung – aufzuzeigen. Dabei verliert sich in der Weite des auf diese Weise geöffneten Horizonts die Möglichkeit der strengen, wissenschaftlichen Genauigkeit wie sie sonst für die vorliegende Arbeit maßgeblich war, ist für dieses gleichermaßen weite wie beschränkte Blickfeld aber auch entbehrlich.

Der besondere Aspekt, der in dem Überblick fokussiert werden soll, ist der des Kollektivs, der erlebten Gemeinschaft. Die Zusammenführung und Bestätigung einer Gruppe von Menschen gehört zu den Kernfunktionen jeder Festlichkeit. Simm bekräftigt: „Träger und Raum eines Festes ist immer eine Gemeinschaft [...], die sich durch das Fest in ihrer Einheit bestätigt“.¹⁴⁸⁵ Das heißt, eine Festlichkeit ist nach herkömmlichem Verständnis das Erlebnis von Mehreren. Keyserling selbst schreibt in seinem Aufsatz *Über Festtage*: „Zu einem Fest gehören Mitfeiernde. Ein einsames Fest ist ein Paradoxon wie ein geselliger Tod“.¹⁴⁸⁶ Auch in der realen Welt ist die Bedeutung des ‘Faktors Gemeinschaft’ unübersehbar. ‘Massenveranstaltungen’ in Großraumdiskotheken oder Events wie die ‘Love-Parade’ veranschaulichen in aller Deutlichkeit die gegenwärtige Sehnsucht der ins Anonyme übersteigerten Individualität, Gemeinschaft zu erleben. Ähnlich zeigen die Erscheinungen der digitalisierten Welt ‘Facebook’, ‘Twitter’ und ‘YouTube’ einen enormen Drang nach Mitteilung und Partizipation an Anderen, nach der Illusion eines Miteinander auf Weltniveau.

¹⁴⁸³ Ebd., S. 318.

¹⁴⁸⁴ Vgl. z.B. Kap. 2.3.2.2 *Der (adelige) Pflichtenkreis im Kontext von ‘Ordnung’ und ‘Verantwortung’*.

¹⁴⁸⁵ Simm: *Nachwort*, S. 399.

¹⁴⁸⁶ Keyserling: *Über Festtage*, FG, S. 161

Der Festlichkeit gegenüber steht der in der Literatur weitgehend eindimensional behandelte Alltag, der zwar Schnittpunkte und -mengen mit dem Alltag anderer Menschen aufweisen kann, in der Gänze (!) seiner äußeren und inneren Abläufe aber jeden nur als Einzelnen betrifft. Daher wirken Festlichkeiten auch der Vereinzelung des Menschen entgegen, indem sie ihm vermitteln, zu einer umfassenderen Einheit dazu zu gehören. In diesem Kontext ist die zunehmende Unfähigkeit zu festlicher Gemeinschaft, die sich in den privaten, abgeschiedenen und heimlichen Liebesfestlichkeiten bei Fontane¹⁴⁸⁷ und in den Naturfesten eines Einzelnen bei Keyserling¹⁴⁸⁸ zeigt, eine durchaus bedeutende Verschiebung in der Festtradition.

Doch indiziert ein extrem simplifizierter, „nicht repräsentativ[er]“ und auch „subjektiv[er]“¹⁴⁸⁹ geschichtlicher Überblick über literarische Festlichkeitsdarstellungen – wie etwa Simm ihn gibt –, dass diese Verschiebung von einer umfassenden und großen Festgemeinschaft zu einzelnen feiernden Menschen ein fortlaufender Prozess in der Literaturgeschichte ist. So heißt es dort, die „entscheidende Veränderung im historischen Festverlauf“ sei die Verlagerung von der „Gesamtöffentlichkeit“ in die „repräsentative Öffentlichkeit“.¹⁴⁹⁰ Für eine in die Festlichkeit eingebundene ‘Gesamtöffentlichkeit’ mag man als sehr frühes Beispiel der deutschen Literaturgeschichte die über Landesgrenzen hinaus ausufernde siebentägige Schwertleite Siegfrieds im *Nibelungenlied* anführen (um 1200).¹⁴⁹¹ Auch bei den von Johann Wolfgang von Goethe geschilderten „öffentlichen Feierlichkeiten“ anlässlich der Krönung Joseph II. im Jahre 1764 ist noch von einer „Menge, unter der sich außer den Frankfurtern schon Deutsche aus allen Gegenden befanden“ die Rede.¹⁴⁹² Bei Novalis ist mit

¹⁴⁸⁷ Vgl. Kap. 2.4.1.1 *Unstandesgemäße oder nicht-eheliche Verhältnisse*.

¹⁴⁸⁸ Vgl. z.B. Maries Schaukelerlebnis in Kap. 2.2.2 *Ausflüge und Geburtstagsfeiern bei Keyserling*.

¹⁴⁸⁹ Simm: *Nachwort*, S. 415.

¹⁴⁹⁰ Ebd., S. 409.

¹⁴⁹¹ Vgl. *Das Nibelungenlied*, 2. Abenteuer, Von Siegfrieden, Strophe 20-44. Übersetzt v. Karl Simrock, 1844, Online-Ressource: <http://www.nibelungenlied.de/von-siegfried.htm>, Zugriff am 26.4.2013.

¹⁴⁹² Johann Wolfgang von Goethe: *Sämtliche Werke*, Bd. 10, „Aus meinem Leben Dichtung und Wahrheit“, 1. Teil, 5. Buch, Zürich: 1948, S. 202. Vgl. auch die Beschreibung der Festlichkeiten als „überlegtes Kunstwerk“: „Alles war gut vorbereitet; sachte fingen die öffentlichen Auftritte an und wurden immer bedeutender; die Menschen wuchsen an Zahl, die Personen an Würde, ihre Umgebungen wie sie selbst an Pracht, und so stieg es mit jedem Tage, so daß zuletzt auch ein vorbereitetes gefaßtes Auge in Verwirrungen geriet“ (ebd., S. 209).

Schwanings Fest in *Heinrich von Ofterdingen* (1802) dann schon die private, bürgerliche Feier mit geladenen Gästen literaturwürdig.¹⁴⁹³ Und diese Entwicklung setzt sich fort bis zum ‘kleinen Kreis’ und der Festlichkeit zweier Liebender bei Fontane und spitzt sich bei Keyserling zum Festerleben des Einzelnen zu. Die Leerstelle, die Gemeinschaft bei Keyserling einnimmt, zeigt dabei den Höhepunkt der Entwicklung von der gemeinschaftsbildenden und gemeinschaftsbestätigenden Festlichkeit zu dem (paradoxen) einsamen Fest.

Zugleich zeigen aber auch immer literarische Gegenbewegungen – vor allem in der Lyrik¹⁴⁹⁴ – eine umfassende Festmenge, die ihre Gemeinschaft extensiv feiert. Das geschieht während der Jahrhundertwende gerade in der „Apotheose des Ausnahmezustandes“¹⁴⁹⁵, der der Krieg ist und gilt mitunter auch schon für Keyserlings Erzählungen selbst. Zum Beispiel für die kurze Erzählung *Nicky*, in der Nicky das Ausziehen der Soldaten als ein „[...] Fest der Begeisterung und des Todes“¹⁴⁹⁶ erlebt und derart in dem Kollektiv aufgeht, dass ihr ist, als müsse sie „das Leben all dieser andern leben“ und von etwas „nie Gefühlten“ überwältigt wird.¹⁴⁹⁶

In literarischen Texten nach der Jahrhundertwende werden dann wieder zunehmend große Menschenmassen – auch ohne Kriegshintergrund – im Festerleben vereint. In der „Unio mystica“ von Hermann Hesses *Steppenwolf* (1927) etwa löst sich die Persönlichkeit im Festrausch der Menge auf „wie Salz im Wasser“.¹⁴⁹⁷ In Wolfgang Hildesheimers *Atelierfest* (1952) findet sich die festliche Gemeinschaft als „homogene Masse“ des „Gästekörper[s]“¹⁴⁹⁸ schon grotesk überzeichnet und veranlasst den fokalisierten Gastgeber, sich vor der

¹⁴⁹³ Vgl. Novalis: *Heinrich von Ofterdingen*, S. 117ff.

¹⁴⁹⁴ Vgl. z.B. Georg Herweghs Prolog anlässlich der Schillerfeier 1859: „Und sehnd wenden Millionen heut‘ / Den Blick zu ihm, den Blick nach innen; / Und wie uns auch der Lärm der Welt zerstreut, / Wir sammeln uns zu weihevollen Sinnen.“ (Georg Herwegh: *Die Schillerfeier in Zürich, Prolog für die Fest-Vorstellung im Theater am 10. November 1859*, Zürich: 1859, Online-Ressource: <https://download.digitale-sammlungen.de/pdf/1366874569bsb10066657.pdf>, Zugriff am 25.4.2013).

¹⁴⁹⁵ Marquard: *Moratorium des Alltags*, S. 688.

¹⁴⁹⁶ *Nicky*, H, S. 722 u. 720.

¹⁴⁹⁷ Auf einem Maskenball erlebt Harry den „Rausch der Festgemeinschaft, das Geheimnis vom Untergang der Person in der Menge [...] diesen süßen Traum und Rausch aus Gemeinschaft, Musik, Rhythmus, Wein und Geschlechtslust [...]. Ich war nicht mehr ich, meine Persönlichkeit war aufgelöst im Festrausch wie Salz im Wasser“ (Hermann Hesse: *Der Steppenwolf*, Frankfurt a.M.: 1974).

¹⁴⁹⁸ Wolfgang Hildesheimer: *Lieblose Legenden*, „Das Atelierfest“, Frankfurt a.M.: 1982, S. 114-127, hier S.

Vereinnahmung mittels eines Mauerdurchbruchs in das Schlafzimmer seiner Nachbarn zu retten. Und in Nicolas Borns *Die erdabgewandte Seite der Geschichte* (1976) wird das ausufernde Bedürfnis nach Gemeinschaft gar zu einer effektiv nutzbaren Energieform der Neuen Medien:

Linda kam, und Lisa sagte ihr, wie schön das Fest sei. Es ist toll, sagte Lisa, ich habe lange kein so schönes Fest mehr erlebt. Lasski sagte, dann sieh es dir genau an; in zwanzig Jahren wird so etwas eine unerlaubte Verschwendung von Energie sein; Feste nur noch für Film und Fernsehen, kein Fest mehr an und für sich; so ein Fest bloß für die Anwesenden ist ein Witz; irgendwie uneffektiv, findet ihr nicht, wenn die Millionen draußen bleiben.¹⁴⁹⁹

In dieser Entwicklung des ‘Gemeinschaftsaspekts’ markieren Fontanes und Keyserlings Erzählungen einen Wendepunkt. Die Emanzipation des Individuums (Fontane) schlägt um oder spitzt sich zu in die Vereinzelung (Keyserling). Fontanes sachliche Rationalisierung der Lebenswelt – Alltag als Ordnung, Fest als abrufbarer und käuflicher Ausstieg (nicht mehr Ausbruch) und Feiertag als gesamtgesellschaftliche Begegnungsstätte – vermittelt das Gefühl ‘alles im Griff zu haben’. Im ewigen Feiertag Keyserlings wird dieses Gefühl zu einer dramatisch empfundenen Einsamkeit und dem (scheiternden) Bestreben, diese im Einheitserleben des Festes zu überwinden. Bei Bollnow heißt es bezeichnend:

Insofern kann man sagen, dass ein Mensch ohne Feste ein metaphysisch entwurzelter Mensch ist. Er muß notwendig der rastlosen Betriebsamkeit und mit ihr endlich der Angst des modernen Menschen verfallen, als deren Ausdruck wir den Existentialismus begriffen hatten. In der Bemühung um die Erfahrung des Festes und, wo dies zu hoch gegriffen ist, in der sorgsam Beachtung der Sonntagsruhe liegt darum ein wesentlicher Ansatz für die Bewältigung des Existentialismus.¹⁵⁰⁰

Am Ende von Keyserlings Oeuvre steht allerdings kein ‘Feiertagskind’ mehr auf der Suche nach festlicher Gemeinschaft, sondern der tätige Gutsbesitzer, der nur noch Werktag und Feiertag kennt und damit ein alternatives Konzept zur Bewältigung der Vereinzelung vorstellt. Im Gegensatz zu dem Leben von Rausch zu Rausch, weist dieses Konzept Erfolgspotenzial auf, denn „der, der die Arbeit kennt, [weiß] auch ihr Gegenteil, die Mußestunden, zu würdigen“.¹⁵⁰¹

¹⁴⁹⁹ Nicolas Born: *Die erdabgewandte Seite der Geschichte*, Reinbek: 1979, S. 110.

¹⁵⁰⁰ Bollnow: *Anthropologie des Festes*, S. 238

¹⁵⁰¹ Schulz: *Ästhetische Existenz*, S. 185. Vgl. auch Felizitas Lenz Romeiß über das 19. Jahrhundert: „Während Adel und älteres Bürgertum der Verherrlichung der Arbeit [zunächst] distanziert gegenüberstehen, durchdrang Arbeit schließlich doch die ganze gesellschaftliche Praxis, nicht zuletzt auch in Verbindung mit dem Glauben an den *Fortschritt*“ (Felizitas Lenz-Romeiß: *Freizeit und Alltag: Probleme der zunehmenden Freizeit*, Göttingen: 1974, S. 31).

Durch den ‘Ausblick’, den die Erzählung damit eröffnet, übernimmt sie selbst Funktionen der Festlichkeit wie etwa Grenzüberschreitung und Stärkung für den Alltag:

Literatur, indem sie die festliche Maske des gesellschaftlichen Zwangs entlarvt und den Druck bewußt verstärkt, [...] wie oft am Ende der jeweiligen Epochen [...] kann damit die ursprüngliche Aufgabe des Festes übernehmen und zum utopischen Vorschein ersehnter Freiheit werden.¹⁵⁰²

In diesem Sinne zeigen auch Fontanes Erzählungen ‘ersehnte Freiheiten’. Indem der Erzähler herkömmliche, meist genealogisch oder materiell bedingte Gruppenidentitäten in ihrer vermeintlichen Selbstbestätigung (offizielle Festlichkeiten) ausschließt und stattdessen Zusammengehörigkeiten zeigt, die – im Konflikt mit der Gesellschaft – alleine auf Neigungen beruhen, plädiert er indirekt für die Auflösung überalterter Strukturen. Traditionelle Konzepte von Moral und Tugend, Kultur und Sitte, Gesellschaft und Ständehierarchie, Fest und Alltag führt der Erzähler als rein äußerliche und hohle Ideale vor, die zudem die Glückserfüllung der Protagonisten verhindern. So werden etwaige revolutionäre Tendenzen, deren Umsetzung Fontanes Figuren für sich selbst meist ablehnen¹⁵⁰³, an den Leser weitergegeben.

Keyserlings ‘Utopie’ zielt in seiner letzten Erzählung dagegen auf ein Gemeinsamkeitsempfinden durch den Werktag: „Ulrich lächelte und strich Isa sanft über den Rücken. ‘Du bist meine Tochter’, sagte er, ‘du verstehst den Werktag’“.¹⁵⁰⁴ Das gemeinsame Verständnis des Werktags erzeugt eine Gemeinschaft, die sich in einer mimischen und physischen Geste ebenso deutlich abzeichnet wie in der Bekenntnis familiärer Zusammengehörigkeit, die Vereinzelung also aufhebt und das nicht momenthaft wie im Fest, sondern dauerhaft wie im Alltag.

Abstrahiert man diese Ergebnisse nun derart, dass man sie miteinander verbinden kann, ergeben sich für die Erzählungen Theodor Fontanes und Eduard von Keyserlings am Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts die Formeln: nicht Gesellschaft, sondern Individuum, nicht Kultur, sondern Natur, nicht Fest und Alltag, sondern Arbeit und Freizeit.

¹⁵⁰² Simm: *Nachwort*, S. 414.

¹⁵⁰³ Vgl. z.B.: Botho: „[...] Es liegt nicht in mir, die Welt herauszufordern und ihr und ihren Vorurteilen öffentlich den Krieg zu erklären, ich bin durchaus gegen solche Donquichotterien [...]“ (*Irrungen, Wirrungen*, Bd. 2, S. 404) oder Waldemar „[...] ich bin weitab davon, den Welt- oder auch nur den Gesellschaftsreformator machen zu wollen. Dazu hab‘ ich nicht die Schultern [...]“ (*Stine*, Bd. 2, S. 538).

¹⁵⁰⁴ *Feiertagskinder*, H, S. 919.

4 VERZEICHNIS DER VERWENDETEN LITERATUR

4.1 Primärliteratur

4.1.1 Fontane-Ausgaben

Werke, Schriften und Briefe. Hrsg. v. Walter Keitel / Helmuth Nürnberger, 3. durchges. u. i. Anhang erweiterte Aufl. Abt. I: Sämtliche Romane, Erzählungen, Gedichte, Nachgelassenes. München: 1990. Lizenzausgabe d. Wiss. Buchgesellschaft, Abt. I, 2002.

Bandliste (in eckigen Klammern ist das Jahr der Erstausgabe ergänzt):

Bd. 1: *Grete Minde* [1880], *Ellernklipp* [1881], *Quitt* [1890], *Unterm Birnbaum* [1885], *Schach von Wuthenow* [1882], *Graf Petöfy* [1884].

Bd. 2: *L'Adultera* [1882], *Cécile* [1887], *Irrungen, Wirrungen* [1888], *Stine* [1890], *Unwiederbringlich* [1891].

Bd. 3: *Vor dem Sturm, Roman aus dem Winter 1812 auf 13* [1878].

Bd. 4: *Effi Briest* [1895], *Frau Jenny Treibel oder 'Wo sich Herz zum Herzen find't'* [1892], *Die Poggenpuhls* [1896], *Mathilde Möhring* [posthum 1907].

Bd. 5: *Der Stechlin* [1899].

Werke, Schriften und Briefe. Hrsg. v. Walter Keitel / Helmuth Nürnberger. Abt. IV: Briefe. München: 1982. Unveränderter Nachdruck d. Deutschen Taschenbuch Verlags. München: 1998.

Schriften zur Literatur. Hrsg. v. Hans-Heinrich Reuter. Berlin: 1960.

4.1.2 Keyserling-Ausgaben

Harmonie. Romane und Erzählungen. Hrsg. u. mit einem Nachwort versehen v. Reinhard Bröker. München: 1998.

Enthalten (in eckigen Klammern ist jeweils die Datierung aus dem Sammelband übernommen): *Grüss Gott, Sonne!* [1896], *Grüne Chartreuse* [1897], *Die Soldaten-Kersta* [1901], *Beate und Mareile* [1903], *Der Beruf* [1903], *Harmonie* [1905], *Schwüle Tage* [1906], *Seine Liebeserfahrung* [1906], *Dumala* [1908], *Bunte Herzen* [1909], *Wellen*

[1911], *Nachbarn* [1911], *Abendliche Häuser* [1914], *Am Südhang* [1914], *Im stillen Winkel* [1914], *Nicky* [1914], *Fürstinnen* [1915], *Landpartie* [1918], *Feiertagskinder* [postum 1919].

Feiertagsgeschichten. Hrsg. u. mit einem Nachwort versehen v. Klaus Gräbner. Göttingen: 2008.

Enthalten: Erzählungen: *Sentimentale Wandlungen* [1905], *Die sentimentale Forderung* [1906], *Geschlossene Weihnachtstüren* [1907], *Landpartie* [1908], *Winterwege* [1909], *Die Kluft* [1911], *Vollmond* [1914], *Verwundet* [1915], *Das Kindermädchen* [1916].

Nichtfiktionale Texte: *Menschliches* [1912], *Zur Psychologie des Komforts* [1905], *Über die Liebe* [1907], *Über den Haß* [1916], *Über das Kranksein* [1910], *Über Festtage* [1909].

Sommergeschichten. Hrsg. u. m. e. Nachwort versehen v. Klaus Gräbner. Frankfurt a.M. / Leipzig: 1991.

Enthalten: *Osterwetter* [1907], *Die Verlobung* [1907], *Frühlingsnacht* [1908], *Föhn* [1909], *Prinzessin Gundas Erfahrungen* [1910], *Das Landhaus* [1913], *Schützengrabenträume* [1914], *Der Erbwein* [1916], *Pfingsttrausch im Krieg* [1916], *Das Vergessen* [1917], *Die Feuertaufe* [1917].

Fräulein Rosa Herz. Göttingen: 2000. [1887]

Die Dritte Stiege. Göttingen: 1999. [1892]

4.1.3 Weitere Primärliteratur

Born, Nicolas: *Die erdabgewandte Seite der Geschichte*. Reinbek b. Hamburg: 1979. [Erstausgabe: 1976]

Flaubert, Gustave: *Madame Bovary*. Aus d. Franz. v. Hans Reisiger. Hamburg: 1952. [Erstausgabe: *Madame Bovary*, 1857]

Hesse, Hermann: *Der Steppenwolf*, Frankfurt a.M.: 1974. [Erstausgabe: 1926]

Hildesheimer, Wolfgang: *Lieblose Legenden*. Überarb. u. erw. Ausg. Frankfurt a.M.: 1982. [Erstausgabe: 1952]

- Nietzsche, Friedrich: *Also sprach Zarathustra*. I-IV. Krit. Studienausg. hrsg. v. Giorgio Colli / Mazzino Montinari. München: ¹²2009. [Erstausgabe: 1886]
- Novalis: Heinrich von Ofterdingen. Hrsg. v. Joseph Kiermeier-Debre. München: ⁴2009. [Erstausgabe: 1802]
- Ders.: *Hymnen an die Nacht. Hymnen, Lieder und andere Gedichte Friedrich von Hardenbergs*. Ausw. u. Nachwort v. Rüdiger Görner. Köln: 2006. [Erstausgabe: 1800]
- Simm, Hans-Joachim (Hrsg.): *Das Fest. Ein Lesebuch vom Feiern*. München, Wien: 1981.

4.2 Sekundärliteratur

4.2.1 Zu Fest und Alltag

- Assmann, Aleida: „Festen und Fasten. Zur Kulturgeschichte und Krise des bürgerlichen Festes“, in: Haug / Warning (Hrsg.): *Das Fest*. S. 227-246.
- Bachtin, Michail: „Der Karneval und die Karnevalisierung der Literatur.“ In: Ders.: *Literatur und Karneval: Zur Romantheorie und Lachkultur*. Frankfurt a.M., Berlin, Wien: 1985. S. 47-60.
- Bausinger, Hermann: „Alltag und Utopie.“ In: Wolfgang Kaschuba (Hrsg.): *Alltagskultur im Umbruch*. Weimar, Köln, Wien: 1996. S. 31-48.
- Ders.: „‘Ein Abwerfen der großen Last ...’ Gedanken zur städtischen Festkultur.“ In: Hugger (Hrsg.): *Stadt und Fest*. S. 251-267.
- Beilharz, Richard / Frank, Gerd (Hrsg.): *Feste. Erscheinungs- und Ausdrucksformen, Hintergründe, Rezeption*. Weinheim: 1991.
- Bell, Catherine: „Ritualkonstruktion.“ In: Belliger / Krieger (Hrsg.): *Ritualtheorien*. S. 37-47.
- Belliger, Andréa / Krieger, David J. (Hrsg.): *Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch*. Wiesbaden: ²2003. [Erstausgabe: 1998]
- Berg, Walter Bruno: *Der literarische Sonntag. Ein Beitrag zur Kritik der bürgerlichen Ideologie*. Heidelberg: 1976.
- Bergesen, Albert: „Die rituelle Ordnung.“ In: Belliger / Krieger (Hrsg.): *Ritualtheorien*. S. 49-76.
- Bodensohn, Heinz: *Die Festschilderungen in der mittelhochdeutschen Dichtung*. Münster/Westf.: 1936.
- Bollnow, Otto Friedrich: *Neue Geborgenheit. Das Problem einer Überwindung des Existentialismus*. „Zur Anthropologie des Festes.“ Stuttgart: 1955. S. 195-245.
- Borscheid, Peter: „Plädoyer für eine Geschichte des Alltäglichen.“ In: Ders. / Hans J. Teuteberg (Hrsg.): *Ehe, Liebe, Tod. Zum Wandel der Familie, der Geschlechts- und Generationsbeziehungen in der Neuzeit*. Münster: 1983. S. 1-14.

- Braudel, Fernand: *Sozialgeschichte des 15. - 18. Jahrhunderts. Der Alltag*. Aus d. Franz. v. Siglinde Summerer, Gerda Kurz, Günter Seib. München: 1985. [Erstausgabe: *Civilisation matérielle, économie et capitalisme, XV^e-XVIII^e siècle. Le structures du quotidien: Le possible et l'impossible*, 1979, Erstveröffentlichung o. Fußnoten: 1967]
- Bubner, Rüdiger: „Ästhetisierung der Lebenswelt.“ In: Haug / Warning (Hrsg.): *Das Fest*. S. 651-662.
- Bücher, Karl: *Arbeit und Rhythmus*. Leipzig: 1896.
- Caillois, Roger: *Der Mensch und das Heilige*. Durch drei Anhänge über den Sexus, das Spiel und den Krieg in ihren Beziehungen zum Heiligen erweitert. Ausgabe. Aus d. Franz. v. Brigitte Weidmann. Mit e. Nachwort v. Peter Geble. München / Wien: 1988. [Erstausgabe: *L'homme et le sacré*, 1950]
- Ders.: *Die Spiele und die Menschen, Maske und Rausch*. Stuttgart: 1960. [Erstausgabe: *Les jeux et les hommes: le masque et le vertige*, 1958]
- Choluj, Bozena: *Alltag als Enge in deutschen Prosawerken vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart*. Warszawa: 1999.
- Cox, Harvey: *The Feast of Fools. A Theological Essay on Festivity and Fantasy*. Cambridge, Massachusetts: 1970.
- Elias, Norbert: „Zum Begriff des Alltags.“ In: Hammerich / Klein (Hrsg.): *Soziologie des Alltags*. S. 22-29.
- Freud, Sigmund: *Gesammelte Werke*. Bd. 9. „Totem und Tabu.“ Frankfurt a.M.: ⁵1973. [Erstausgabe: 1913]
- Füllsack, Manfred: *Arbeit*. Wien: 2009.
- Gäßler, Roland: „Geburt, Hochzeit und Tod – Feste und Feiern im Spiegel der Annoncen französischer Zeitungen.“ In: Beilharz / Frank (Hrsg.): *Feste*. S. 107-120.
- Hammerich, Kurt / Klein, Michael (Hrsg.): *Materialien zur Soziologie des Alltags*. Opladen: 1978.
- Haug, Walter / Warning, Rainer (Hrsg.): *Das Fest*. München: 1989.
- Heinemann, Klaus / Ludes, Peter: „Zeitbewusstsein und Kontrolle der Zeit.“ In: Hammerich / Klein (Hrsg.): *Soziologie des Alltags*. S. 220-243.

- Henecka, Hans Peter: „Soziale Bedingungen von Festen. Zur Dramaturgie des Außeralltäglichen.“ In: Beilharz / Frank: *Feste*. S. 13-24.
- Heller, Agnes: *Das Alltagsleben. Versuch einer Erklärung der individuellen Reproduktion*. Hrsg. u. eingel. v. Hans Joas. Aus d. Ungarischen v. Peter Kain. Frankfurt a.M.: 1978. [Erstausgabe: *Társadalmi szerep és előítélet: két tanulmány a mindennapi élet Köréből*, 1966]
- Hübner, Klaus: *Alltag im literarischen Werk. Eine literatursoziologische Studie zu Goethes Werther*. Heidelberg: 1982.
- Hugger, Paul: „Einleitung. Das Fest – Perspektiven einer Forschungsgeschichte.“ In: Ders. (Hrsg.): *Stadt und Fest*. S. 9-24.
- Ders. (Hrsg.): *Stadt und Fest. Zu Geschichte und Gegenwart europäischer Festkultur*. Stuttgart: 1987.
- Huizinga, Johan: *Homo ludens. Versuch einer Bestimmung des Spielelements der Kultur*. Aus d. Niederl. Basel: 1944. [Erstausgabe: 1938]
- Jung, Werner: *Schauderhaft Banales. Über Alltag und Literatur*. Opladen: 1994.
- Kerényi, Karl: *Antike Religion*. „Vom Wesen des Festes.“ Darmstadt: 1971. S. 43-67.
- Kirchhoff, Ursula: *Die Darstellung des Festes im Roman um 1900. Ihre thematische und funktionale Bedeutung*. Münster: 1969.
- Koch, Ruth: „Fest oder Feier? Eine Bedeutungsanalyse.“ In: Beilharz / Frank (Hrsg.): *Feste*. S. 29-40.
- Küchenhoff, Joachim: „Das Fest und die Grenzen des Ich. Begrenzung und Entgrenzung im ‘vom Gesetz gebotenen Exzeß.’“ In: Haug / Warning (Hrsg.): *Das Fest*. S. 99-119.
- Laermann, Klaus: „Alltags-Zeit. Über die unauffälligste Form sozialen Zwangs.“ In: *Kursbuch 41*. S. 87-105.
- Lenz-Romeiß, Felizitas: *Freizeit und Alltag: Probleme der zunehmenden Freizeit*. Göttingen: 1974.
- Leopold, Silke: „Trauerflor und Feuerwerk Londoner Festmusiken zwischen *Restoration* und Aufklärung.“ In: Hugger (Hrsg.): *Stadt und Fest*. S. 181-197.

- Marquard, Odo: „Moratorium des Alltags. Eine kleine Philosophie des Festes.“
In: Haug / Warning (Hrsg.): *Das Fest*. S. 684-691.
- Martin, Gerhard M.: *Fest und Alltag. Bausteine zu einer Theorie des Festes*.
Stuttgart: 1973.
- Michel, Karl Markus / Wieser, Harald (Hrsg.): *Kursbuch: 41. Alltag*. Berlin:
1975.
- Ders.: „Unser Alltag: Nachruf zu Lebzeiten.“ In: *Kursbuch 41*. S. 1-40.
- Museum der Arbeit (Hrsg.): *Sonntag!: Kulturgeschichte eines besonderen
Tages*. Sonderausstellung. Hamburg: 2001.
- Osterkamp, Barbara: *Arbeit und Identität. Studien zur Erzählkunst des
bürgerlichen Realismus*. Würzburg: 1982.
- Paris, Rainer: „Befreiung vom Alltag?“ In: *Kursbuch 41*. S. 107-114.
- Pfleger, Reinhardt: „Bilder des vaterländischen Festes – Gottfried Keller 1860
und 1874.“ In: Beilharz / Frank (Hrsg.): *Feste*. S. 151-165.
- Pieper, Josef: *Zustimmung zur Welt. Eine Theorie des Festes*. München: 1963.
- Platon: *Sämtliche Werke*. Bd. 6: Nomoi. 2. Buch. „Begriff der Jugenderziehung:
Erzeugung der richtigen Lust- und Schmerzgefühle, Bedeutung der
Feste.“ Hrsg. v. Ernesto Grassi und Walter F. Otto. In d. Übersetzung v.
Hieronymus Müller. Hamburg: 1959.
- Rinderspacher, Jürgen P.: „Der Sonntag. Eine Zeitinstitution mit Geschichte und
Zukunft.“ In: Museum der Arbeit (Hrsg.): *Sonntag!* S. 12-15.
- Röder, Alexander: „Der Sonntag und seine christlichen Feiertagstraditionen.“ In:
Museum der Arbeit (Hrsg.): *Sonntag!* S. 18-24.
- Rousseau, Jean-Jacques: *Schriften*. Bd. 1. „Brief an d’Alembert über das
Schauspiel.“ Hrsg. v. Henning Ritter. Frankfurt a.M.: 1988. [Erstausgabe:
Lettre à d’Alembert sur les spectacles: 1758]
- Ruppert, Wolfgang: *Die Fabrik. Geschichte von Arbeit und Industrialisierung in
Deutschland*. München: 1983.
- Schneider, Ursula: „Der Tag der ‘Guten Sachen’. Zur Bedeutung von
‘Sonntagsstaat’ und Goldrandgeschirr.“ In: Museum der Arbeit (Hrsg.):
Sonntag! S. 74-87.

- Schrey, Heinz Horst: „Fest ohne Ende – Überlegungen zum Problem der Festlichkeit.“ In: Beilharz / Frank (Hrsg.): *Feste*. S. 25-28.
- Schwan, Werner: *Festlichkeit und Spiel im Romanwerk Thomas Manns. Die Entfaltung spielerischen Lebensbewußtseins von 'Buddenbrooks' zur Josephstetralogie*. Düsseldorf: 1964.
- Simm, Hans-Joachim: *Das Fest. Ein Lesebuch vom Feiern*. „Nachwort.“ München, Wien: 1981. S. 399-419.
- Sommer, Volker: *Feste, Mythen, Rituale. Warum die Völker feiern*. Hamburg: 1992.
- Striedter, Jurij: „Feste des Friedens und Feste des Krieges in *Krieg und Frieden*.“ In: Haug / Warning (Hrsg.): *Das Fest*. S. 375-417.
- Szczepański, Jan: „Reflexionen über das Alltägliche.“ In: Hammerich / Klein (Hrsg.): *Soziologie des Alltags*. S. 314-324.
- Thurn, Hans Peter: *Der Mensch im Alltag. Grundrisse einer Anthropologie des Alltagslebens*. Stuttgart: 1980.
- Völker, Ludwig: *Langeweile. Untersuchungen zur Vorgeschichte eines literarischen Motivs*. München: 1975.
- Wierlacher, Alois: *Vom Essen in der Literatur. Mahlzeiten in Erzähltexten von Goethe bis Grass*. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz: 1987.

4.2.2 Zu Fontane und Keyserling

- Allenhöfer, Manfred: *Vierter Stand und Alte Ordnung bei Fontane. Zur Realistik des bürgerlichen Realismus*. Stuttgart: 1986.
- Aschenbrenner, Dieter: „Immer ‘Ärger mit Ammen und Dienstmädchen’ ... Dienstboten in der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, dargestellt an Fontanes realer und fiktiver Welt.“ In: Charlotte Müller-Reisener (Hrsg.): *Im Blickfeld: Theodor Fontane und seine Zeit*. Flensburg: 2008. S. 122-146.
- Aust, Hugo: „Realismus.“ In: Grawe / Nürnberger (Hrsg.): *Fontane-Handbuch*. S. 412-427.

- Baumann, Hans: *Eduard von Keyserlings Erzählungen. Eine Interpretation des Romans 'Abendliche Häuser'*. Zürich: 1967.
- Bilgeri, Kathrin: *Die Ehebruchromane Theodor Fontanes. Eine figurenpsychologische, sozio-historische und mythenpoetische Analyse und Interpretation*. Diss. Freiburg i.Br.: 2007. Online-Ressource: <http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/3879/>. Zugriff am 8.3.2010.
- Brinkmann, Richard: *Wirklichkeit und Illusion. Studien über Gehalt und Grenzen des Begriffs Realismus für die erzählende Dichtung des 19. Jahrhunderts*. „Eduard von Keyserling: 'Beate und Mareile'. Die Objektivierung des Subjektiven.“ Tübingen: ²1966. S. 216-290. [Erstausgabe: 1957]
- Buchlaub, Sabine / Wefel, Claudia: „Die Landschaftsdarstellung in Eduard von Keyserlings Erzählwerk. Impressionismus – Romantik – Dekadenz.“ In: Dieter Kafitz (Hrsg.): *Dekadenz in Deutschland. Beiträge zur Erforschung der Romanliteratur um die Jahrhundertwende*. Frankfurt a.M. u.a.: 1987. S. 243-257.
- Daemrlich, Horst: „Situationsanpassung als Daseinsgestaltung bei Raabe und Fontane.“ In: Thuncke (Hrsg.): *Formen realistischer Erzählkunst*. S. 244-251.
- Demetz, Peter: *Formen des Realismus: Theodor Fontane. Kritische Untersuchungen*. München: 1964.
- Ders.: „Über die Fiktionen des Realismus.“ In: *Neue Rundschau*. Bd. 88. H. 4. Frankfurt a.M.: 1977. S. 554-567.
- Do, Ki-Sook: *Ehe und Ehebruch in der Literatur des 19. Jahrhunderts. Untersuchungen zu Gutzkow, Stifter, Büchner und Fontane*. Berlin: 2002.
- Eger, Waldemar: „Eduard von Keyserling: Dekadenz oder Nihilismus.“ In: Wonderley (Hrsg.): *Keyserling: A Symposium*. S. 5-11.
- Ehinger, Franziska: *Gesang und Stimme im Erzählwerk von Gottfried Keller, Eduard von Keyserling und Thomas Mann*. Würzburg: 2004.
- Eilert, Heide: „Im Treibhaus. Motive der europäischen Décadence in Theodor Fontanes Roman 'L 'Adultera'.“ In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft*. Bd. 22. Göttingen: 1978. S. 494-517.

- Faucher, Eugène: „Umwege der Selbstzerstörung bei Fontane.“ In: Thuncke (Hrsg.): *Formen realistischer Erzählkunst*. S. 395-403.
- Friedrich, Gerhard: „Das Glück der Melanie van der Straaten. Zur Interpretation von Theodor Fontanes ‘L’Adultera’.“ In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft*. Bd. 12. Göttingen: 1968. S. 359-382.
- Grawe, Christian: „Grete Minde. Nach einer altmärkischen Chronik.“ In: Ders. / Nürnberger (Hrsg.): *Fontane-Handbuch*. S. 510-518.
- Ders.: „Irrungen, Wirrungen. Roman.“ In: Ders. / Nürnberger (Hrsg.): *Fontane-Handbuch*. S. 575-584.
- Ders.: „L’Adultera. Novelle.“ In: Ders. / Nürnberger (Hrsg.): *Fontane-Handbuch*. S. 524-533.
- Ders.: „Vor dem Sturm. Roman aus dem Winter 1812 auf 13.“ In: Ders. / Nürnberger (Hrsg.): *Fontane-Handbuch*. S. 488-509.
- Ders. / Nürnberger, Helmuth (Hrsg.): *Fontane-Handbuch*. Stuttgart: 2000.
- Gross, Gabrielle: *Der Neid der Mutter auf die Tochter: ein weibliches Konfliktfeld bei Fontane, Schnitzler, Keyserling und Thomas Mann*. Bern u.a.: 2002.
- Gruenter, Rainer: „Schloßgeschichten Eduards (!) von Keyserling.“ Einleitung zu: Eduard von Keyserling: *Werke*. Hrsg. u. m. e. Einleitung versehen v. R. Gruenter. Frankfurt a.M.: 1973. S. VII–XX.
- Gutmann, Hannelore: *Die erzählte Welt Eduard von Keyserlings. Untersuchung zum ironischen Erzählverfahren*. Frankfurt a.M. u.a.: 1995.
- Haberkamm, Klaus: „‘Nein, nein, die Linke, die kommt von Herzen.’ Zur Rechts-Links-Dichotomie in Fontanes *Irrungen, Wirrungen*.“ In: *Fontane Blätter* 82. Berlin: 2006. S. 88-109.
- Haenicke, Diether H.: „Vitalität und Dekadenz. Beobachtungen zum Typus des Helden in Eduard von Keyserlings Roman *Wellen*.“ In: Wonderley (Hrsg.): *Keyserling: A Symposium*. S. 17-21.
- Haug, Gerhart: „Ein Fontane in Moll. Zum Schaffen Eduard von Keyserlings.“ In: *Welt und Wort: literarische Monatsschrift*. Tübingen: 1958. S. 331-332.

- Hauschild, Brigitte: *Geselligkeitsformen und Erzählstruktur. Die Darstellung von Geselligkeit und Naturbegegnung bei Gottfried Keller und Theodor Fontane*. Frankfurt a.M.: 1981.
- Henze, Stefan: „‘Augen, die ihr Handwerk verstehen’. Eduard von Keyserlings Prosa als Paradigma literarischer Phänomenologie.“ In: *Études germaniques*. Bd. 56. Nr. 3 (223). Paris: 2001. S. 325-342.
- Hoffmeister, Werner: „Theodor Fontanes ‘Mathilde Möhring’. Milieustudie oder Gesellschaftsromane?“ In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 92. Sonderheft „Theodor Fontane“. Berlin u.a.: 1973. S. 126-149.
- Hohendahl, Peter Uwe: „Soziale Rolle und individuelle Freiheit. Zur Kritik des bürgerlichen Arbeitsbegriffs in Fontanes Gesellschaftsromanen.“ In: Reinhold Grimm / Jost Hermand (Hrsg.): *Arbeit als Thema in der deutschen Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Königstein/Ts.: 1979. S. 74-101.
- Janson, Stefan: „‘Einsame Wege’ und ‘weites Feld’. Zum Todesmotiv bei Arthur Schnitzler und Theodor Fontane.“ In: Radecke (Hrsg.): *Die Decadence ist da*. S. 95-108.
- Jung, Wolfgang: *Das "Menschliche" im "Alltäglichen". Theodor Fontanes Literaturtheorie in ihrer Beziehung zur klassischen Ästhetik und seine Rezeption der Dichtungen Goethes und Schillers*. Frankfurt a.M., u.a.: 1985.
- Kahrman, Cordula: *Idyll im Roman. Theodor Fontane*. München: 1973.
- Kalnačs, Benedikts: „Eduard von Keyserling und das Drama der Jahrhundertwende.“ In: Schwidtal / Undusk (Hrsg.): *Baltisches Welterlebnis*. S. 231-240.
- Killy, Walther: „Abschied vom Jahrhundert. Fontane: ‘Irrungen, Wirrungen’.“ In: Preisendanz (Hrsg.): *Theodor Fontane*. S. 265-285.
- Koc, Richard A.: *The German Gesellschaftsroman at the Turn of the Century, A Comparison of the Works of Theodor Fontane und Eduard von Keyserling*. Frankfurt a.M.:1982.
- Kolk, Rainer: *Beschädigte Individualität. Untersuchungen zu den Romanen Theodor Fontanes*. Heidelberg: 1986.

- Kreuzer, Helmut: „Zur Erzähltechnik in Fontanes ‘Cécile’.“ In: Hans-Christoph v. Nayhauss / Krzysztof A. Kuczyński (Hrsg.): *Im Dialog mit der interkulturellen Germanistik*. Wrocław: 1993. S. 175-193.
- Kribben, Karl-Gert: „Großstadt- und Vorstadtschauplätze in Theodor Fontanes Roman ‘Irrungen, Wirrungen’.“ In: Ulrich Fülleborn u. Johannes Krogoll (Hrsg.): *Studien zur deutschen Literatur*. Heidelberg: 1979. S. 225-245.
- Kricker, Gottfried: *Theodor Fontane. Von seiner Art und epischen Technik*. Berlin: 1912.
- Lehmann, Karoline: *Die Bedeutung des Todes im Spätwerk Eduard von Keyserlings*. Wiss. Hausarbeit z. Erlangung d. akad. Grades einer M.A. Hamburg: 1997.
- Liesenhoff, Carin: *Fontane und das literarische Leben seiner Zeit. Eine literatursoziologische Studie*. Bonn: 1976.
- Lübbe, Hermann: „Fontane und die Gesellschaft.“ In: Preisendanz (Hrsg.): *Theodor Fontane*. S. 354-400.
- Lukas, Liiena: „Das Baltikum literarisch – hier oder woanders? Die Raumgestaltung estnischer und baltischer Literatur am Beispiel von Eduard von Keyserling und Jaan Oks.“ In: Schwidtal / Undusk (Hrsg.): *Baltisches Welterlebnis*. S. 253-268.
- Mann, Thomas: *Gesammelte Werke in dreizehn Bänden*. Bd. X: *Reden und Aufsätze 2*. „Zum Tode Eduard Keyserlings.“ Frankfurt a.M.: 1974. S. 413-417.
- Martini, Fritz: Eduard von Keyserling: *Die dritte Stiege*. „Nachwort.“ Heidelberg: 1985. S. 295-336.
- Mecklenburg, Norbert: „‘Nein, Frau Imme, diesmal war es mehr.’ Über eine Leerstelle im *Stechlin*.“ In: *Fontane Blätter* 88. Berlin: 2009. S. 90-103.
- Mittenzwei, Ingrid: *Die Sprache als Thema. Untersuchungen zu Fontanes Gesellschaftsromanen*. Berlin / Zürich: 1970.
- Müller-Kampel, Beatrice: *Theater-Leben. Theater und Schauspiel in der Erzählprosa Theodor Fontanes*. Frankfurt a. M.: 1989.
- Müller-Seidel, Walter: *Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland*. Stuttgart: 1975.

- Peter, Ulrike: *Das Frauenbild im späten Erzählwerk Eduard von Keyserlings. Darstellung an ausgewählten Erzählungen und Romanen*. Essen: 1999.
- Preisendanz, Wolfgang (Hrsg.): *Theodor Fontane*. Darmstadt: 1973.
- Radecke, Gabriele: „Das Motiv des Duells bei Theodor Fontane und Eduard von Keyserlings.“ In: Dies. (Hrsg.): *Die Decadence ist da*. S. 61-78.
- Dies. (Hrsg.): *‘Die Decadence ist da’. Theodor Fontane und die Literatur der Jahrhundertwende*. Würzburg: 2002.
- Rasch, Wolfdietrich: *Die literarische Dédacende um 1900*. München: 1986.
- Richter, Karl: „Poesie der Sünde. Ehebruch und gesellschaftliche Moral im Roman Theodor Fontanes.“ In: Thunecke (Hrsg.): *Formen realistischer Erzählkunst*. S. 44-51.
- Robinson, A. R.: „‘Bei Frau Hulen’. An Examination of Chapter 40 in Fontane’s Novel *Vor dem Sturm*.“ In: Thunecke (Hrsg.): *Formen realistischer Erzählkunst*. S. 471-477.
- Sagarra, Eda: „Der Stechlin. Roman.“ In: Grawe / Nürnberger (Hrsg.): *Fontane-Handbuch*. S. 662-679.
- Dies.: „Die Dienstboten im deutschen Roman von Immermann bis Fontane.“ In: Roger Goffin u.a. (Hrsg.): *Litterature et Culture Allemandes. Hommages à Henri Plard*. Brüssel: 1985. S. 165-181.
- Salmen, Walter: „‘Am Sylvester war Ressourcenball ...’ Tänze und Bälle bei Theodor Fontane.“ In: *Fontane Blätter* 88. Berlin: 2009. S. 104-126.
- Schulz, Angela: *Ästhetische Existenz im Erzählwerk Eduards von Keyserling*. Frankfurt a.M.: 1991.
- Schürmann, Uta: „Der ‘Fontanesche Treibhauseffekt’. Temperaturen, Emotionstheorien und Wirkungen in *L’Adultera*.“ In: *Fontane Blätter* 83. Berlin: 2007. S. 53-66.
- Schwalb, Irmelin: *Eduard von Keyserling. Konstanten und Varianten in seinem erzählerischen Werk ab 1903*. Frankfurt a.M.: 1993.
- Schwidtal, Michael / Undusk, Jaan (Hrsg.): *Baltisches Welterlebnis. Die kulturgeschichtliche Bedeutung von Alexander, Eduard und Hermann Graf Keyserling*. Heidelberg 2007.

- Sendlinger, Angela: *Lebenspathos und Décadence um 1900. Studien zur Dialektik der Décadence und der Lebensphilosophie am Beispiel Eduard von Keyserlings und Georg Simmels*. Frankfurt a.M.: 1994.
- Shieh, Jhy-Wey: *Liebe, Ehe, Hausstand. Die sprachliche und bildliche Darstellung des 'Frauenzimmers im Herrenhaus' in Fontanes Gesellschaftsroman 'Effi Briest'*. Frankfurt a.M.: 1987.
- Steinhilber, Rudolf: *Eduard von Keyserling. Sprachskepsis und Zeitkritik in seinem Werk*. Darmstadt: 1977.
- Sturies, Andreas: *Intimität und Öffentlichkeit. Eine Untersuchung der Erzählungen Eduard von Keyserlings*. Frankfurt a.M.: 1990.
- Tau, Max: *Landschafts- und Ortsdarstellung Theodor Fontanes*. Oldenburg: 1928.
- Tebben, Karin: „Effi Briest. Tochter der Luft: Atem, Äther, Atmosphäre – zur Bedeutung eines Motivs aus genderspezifischer Sicht.“ In: *New German Review – A journal of Germanic Studies*. Online-Ressource: <http://www.germanic.ucla.edu/NGR/ngr17/effi.htm>, Zugriff am 17.12.2008.
- Thomé, Horst: *Autonomes Ich und 'Inneres Ausland'. Studien über Realismus, Tiefenpsychologie und Psychiatrie in deutschen Erzähltexten (1848-1914)*. Tübingen: 1993.
- Ders.: *Realistische Psychopathologie. Studien zur Geschichte des literarischen Psychologisierens in deutschsprachigen Erzähltexten (1848-1914)*. 2. Bd.: Zur Literatur der Jahrhundertwende, Kap. IV.2: „Lust und Kultur bei Eduard von Keyserling.“ Kiel: Habil.-Schr. 1986. S. 739-870.
- Thuncke, Jörg (Hrsg.): *Formen realistischer Erzählkunst. Festschrift for Charlotte Jolles*. Nottingham: 1979.
- Wandrey, Conrad: *Theodor Fontane*. München: 1919.
- Weinhold, Ulrike: *Künstlichkeit und Kunst in der deutschsprachigen Dekadenz-Literatur*. Frankfurt a.M. u.a.: 1977.
- Wölfel, Kurt: „‘Man ist nicht bloß ein einzelner Mensch.’ Zum Figurenentwurf in Fontanes Gesellschaftsromanen.“ In: Preisendanz (Hrsg.): *Theodor Fontane*. S. 329-353.

Wonderley, Wayne (Hrsg.): *Eduard von Keyserling: A Symposium*. Lexington, Kentucky: 1974.

Wu, Xiaoqiao: „...links muß es ja sein.' Zur Mesalliance in Fontanes Berliner Roman *Irrungen, Wirrungen*.“ In: *Fontane Blätter* 78. Berlin: 2004. S. 76-93.

Ders.: Mesalliancen bei Theodor Fontane und Arthur Schnitzler. Eine Untersuchung zu Fontanes *Irrungen, Wirrungen* und *Stine* sowie Schnitzlers *Liebelei* und *Der Weg ins Freie*. Trier: 2005.

Wullen, Moritz: „Über das Sehen bei Fontane.“ In: Claude Kesch / Peter-Klaus Schuster / Moritz Wullen (Hrsg.): *Fontane und die bildende Kunst*. Berlin: 1998. S. 257-261.

4.2.3 Weitere Sekundärliteratur

Becker, Udo: *Lexikon der Symbole*. Mit über 900 Abbildungen. Freiburg i.Br.:⁸2008. [Erstausgabe: 1998]

Bollnow, Otto Friedrich: *Wesen und Wandel der Tugenden*. Frankfurt a.M.: 1958.

Borscheid, Peter: „Geld und Liebe. Zu den Auswirkungen des Romantischen auf die Partnerwahl im 19. Jahrhundert.“ In: Ders. / Hans J. Teuteberg (Hrsg.): *Ehe, Liebe, Tod. Zum Wandel der Familie, der Geschlechts- und Generationsbeziehungen in der Neuzeit*. Münster: 1983. S. 112-134.

Burkard, Franz-Peter / Kunzmann, Peter / Wiedmann, Franz: *dtv-Atlas Philosophie*. Aktual. Aufl. München:¹¹2003. [Erstauflage 1991]

Campe, Joachim Heinrich: *Wörterbuch der Deutschen Sprache*. Erster Theil. A-E. Braunschweig: 1807.

Ders.: *Wörterbuch der Deutschen Sprache*. Zweiter Theil. F-K. Braunschweig: 1808.

dtv Brockhaus Lexikon in 20 Bänden. Mit Genehmigung erarb. n. Unterlagen d. Lexikon-Redaktion d. Verlages F. A. Brockhaus, Mannheim. München: 1989.

- Fick, Monika: „Literatur der Dekadenz in Deutschland.“ In: York-Gothart Mix (Hrsg.): *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Bd. 7. München / Wien: 2000, S. 219-30.
- Freud, Sigmund: *Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens und andere Schriften*. Frankfurt a.M.: 1981.
- Fritz, Horst: „Die Dämonisierung des Erotischen in der Literatur des Fin de Siècle.“ In: Bauer u.a. (Hrsg.): *Fin de siècle*. S. 442-464.
- Genette, Gérard: *Die Erzählung*, München: ²1998.
- Grimm, Jacob u. Wilhelm: *Deutsches Wörterbuch*. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig: 1854-1971.
- Hamann, Richard / Hermand, Jost: *Gründerzeit*. München: 1971.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: *Phänomenologie des Geistes*. Frankfurt a.M.: 1973. [Erstausgabe: 1807]
- Ders.: *Vorlesungen über die Ästhetik*. Bd. 14. Stuttgart: ³1954. [Erstausgabe: 1835-1838]
- Heller, Eva: *Wie Farben wirken. Farbpsychologie, Farbsymbolik, Kreative Farbgestaltung*. Reinbek b. Hamburg: 1999.
- Heyne, Moritz: *Deutsches Wörterbuch*. Bd. 1. Leipzig: 1905.
- Hillmann, Heinz: *Bildlichkeit der deutschen Romantik*. Frankfurt a.M.: 1971.
- Hillmann, Karl-Heinz: *Wörterbuch der Soziologie*. Überarb. u. erg. Ausg. Stuttgart: ⁴1994. [Erstausgabe: 1972]
- Koopmann, Helmut: „Entgrenzung. Zu einem literarischen Phänomen um 1900.“ In: Roger Bauer u.a. (Hrsg.): *Fin de siècle. Zu Literatur und Kunst der Jahrhundertwende*. Frankfurt a.M.: 1977. S. 73-92.
- Ders.: „Gesellschafts- und Familienromane der frühen Moderne.“ In: York-Gothart Mix (Hrsg.): *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Bd. 7. München / Wien: 2000. S. 323-38.
- Lotman, Jurij M.: *Die Struktur des künstlerischen Textes*. Frankfurt a.M.: 1973. [Erstausgabe: 1970]

- Martinez, Matias u. Scheffel, Michael: *Einführung in die Erzähltheorie*. München: ⁵2003. [Erstausgabe: 1999]
- Martini, Fritz: *Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. In Zusammenarbeit m. Angela Martini-Wonde*. Stuttgart: ¹⁹1991. Lizenzausgabe f. Komet Verlag GmbH, Köln. [Erstausgabe: 1949]
- Münch, Paul (Hrsg.): *Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit. Texte und Dokumente zur Entstehung der 'bürgerlichen Tugenden'*. München: 1984.
- Münch, Wilhelm: „Über die Langeweile.“ In: *Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte. Ein Familienbuch für das gesamte geistige Leben der Gegenwart*. Bd. 85. Braunschweig: 1899. S. 188-199.
- Petriconi, Hellmuth: *Die verführte Unschuld. Bemerkungen über ein literarisches Thema*. Hamburg: 1953.
- Pfeifer, Wolfgang (Hrsg.): *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*. Durchges. u. erg. Ausg. Berlin: ²1993. [Erstausgabe: 1989]
- Pfeiffer, Joachim: *Tod und Erzählen. Wege der literarischen Moderne um 1900*. Tübingen: 1997.
- Ritter, Joachim (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Völlig neu bearb. Ausg. d. Wörterbuchs d. philosophischen Begriffe v. Rudolf Eisler. Bd. 1. Darmstadt: 1971.
- Sanders, Daniel: *Handwörterbuch der deutschen Sprache*. Neubearb., erg. u. verm. v. J. Ernst Wülfing. Leipzig: ⁸1910. [Erstausgabe: 1869]
- Schoeps, Hans-Joachim: *Preussen. Bilder und Zeugnisse*. Berlin: 1967.
- Veblen, Thorstein: *Theorie der feinen Leute: eine ökonomische Untersuchung der Institutionen*. Aus d. Amerik. v. Susanne Heintz u. Peter von Haselberg. Frankfurt a.M.: 1986. [Erstausgabe: *The theory of the leisure class: an economic study of institutions*, 1899]
- Vischer, Friedrich Theodor: *Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen*. Stuttgart: 1857.
- Völker, Ludwig: *Langeweile. Untersuchungen zur Vorgeschichte eines literarischen Motivs*. München: 1975.

Weigand, Friedrich Ludwig Karl: *Deutsches Wörterbuch*. Bd. 1. Verbesserte u. verm. Aufl. v. Friedrich Schmitthenner: *Kurzes Deutsches Wörterbuch für Etymologie, Synonymik und Orthographie*, Darmstadt: 1834. Gießen: ³1878.

Ders.: *Deutsches Wörterbuch*. Bd. 1. Vollst. neu bearbeitet. Gießen: ⁵1909.

Wilpert, Gero von: *Sachwörterbuch der Literatur*. Verb. u. erweit. Ausg. Stuttgart: ⁸2001. [Erstausgabe: 1955]

Žmegač, Victor (Hrsg.): *Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. 2 Bde. Königstein i. Ts.: 1980.

Internetquellen:

<http://de.bibleserver.com/text/LUT/Matth%C3%A4us5>, Zugriff am 15.11.2012

<http://www.indianer-web.de/nordwest/potlach.htm>, Zugriff am 23.9.2010

<http://www.liedtexte.eu/kirchenlieder/der-gottesacker.htm>, Zugriff am 19.1.2009

<http://www.naturalgems.de/granat.html>, Zugriff am 29.12.2008.

<http://www.oekoburg.de/senioren.htm>, Zugriff am 1.7.2010.

<http://www.volksliederarchiv.de/text1817.html>, Zugriff am 19.1.2009

Danksagung

Die vorliegende Arbeit ist die für die Veröffentlichung überarbeitete Fassung meiner Dissertation, die im Januar 2012 von der Fakultät der Geisteswissenschaften der Universität Hamburg angenommen wurde.

Ganz besonders möchte ich an dieser Stelle Prof. Dr. Heinz Hillmann danken, der auf halbem Wege die Betreuung der Arbeit sehr konstruktiv, engagiert und hilfreich-heilend übernommen hat. Ein weiterer Dank gilt meinem Zweitgutachter Prof. Dr. Jörg Schönert.

Darüber hinaus danke ich allen, die mich und die Arbeit an der Dissertation unterstützt haben, insbesondere und ausdrücklich meiner Familie. Meinen Söhnen Felix und Keno ist diese Arbeit gewidmet.

Eidesstattliche Versicherung

Hierdurch versichere ich an Eides Statt, dass ich die Arbeit selbstständig angefertigt, andere als die von mir angegebenen Quellen und Hilfsmittel nicht benutzt und die den herangezogenen Werken wörtlich oder inhaltlich entnommenen Stellen als solche kenntlich gemacht habe.

Britta Stender